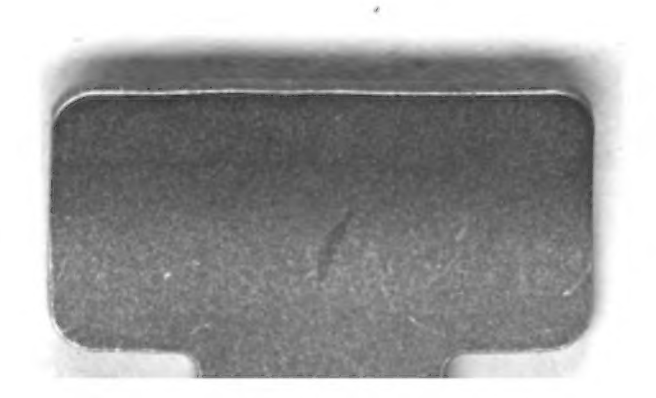
Digitized by Google

Oec. 1033

Krünitz



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

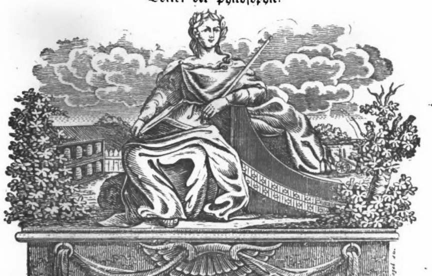
Thiers

z. Z. Minister der auswärtigen Angelegenheiten & Conseil Präsident.

Digitized by Google

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.



Hundert und vier und siebzigster Theil,
welcher die Art. **Sticker** bis **Strafe** enthält.
Mit drei Kupfertafeln und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1840.
In der Paulischen Buchhandlung.
(L. W. Krause.)
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

Digitized by Google

Digitized by Google

S. S.

Sticker, Aucupictor, Fr. Brodeur, ein Künstler, welcher auf oder in weißes feines Linnen, als Nesseltuch, Mousseline, Batist, Lynon 2c., Seide, Sammet, Wolle, als Tuch 2c., mit Gold- und Silberfäden, Lahn, Seide, Zwirn, Wolle, Haaren 2c. stickt; auch Flittern und Kantillen zur Ausschmückung gebraucht; auch mit Flittern und Kantillen stickt, das heißt, solche nach der Zeichnung aufnähet, und dadurch Figuren, Landschaften 2c. auf dem Zeuge darstellt. Gewöhnlich verrichten dergleichen Arbeiten auch Frauenzimmer unter dem Namen der Stickerinnen, und hauptsächlich in jetziger Zeit, wo die Stickerey, wenn auch nicht in Hinsicht der Kunst gesunken ist, doch nicht mehr so reich wie ehemals ausgeführt wird, weil es nicht mehr Mode ist, Manns- und Frauenzimmer-Kleider zu sticken, und die Stickerey in Gold- und Silberfäden nur noch auf Uniformen im Militair- und Civildienste vorkommt, aber auch nur dürftig, weil man das Einfache vorzieht, wenigstens in mehreren Staaten. Generals-Uniformen im Militair-, und dann die Uniformen der Räthe im Civildienste sind die einzigen, die noch reich gestickt vorkommen. Mit

Digitized by Google

Flittern werden nur noch Kleider zu Bällen, Maskeraden 2c. gestickt, weil sie bei Erleuchtung einen Glanz von sich werfen. Der Sticker muß ein guter Zeichner seyn, oder doch wenigstens leicht ein Muster skizziren können, damit der Zeichner den Entwurf ausarbeiten kann. Ueberhaupt muß er viel Geschmack in der Wahl der Gegenstände besitzen, und besonders bei reichen Stickereyen mit Gold- und Silberfäden, womit größtentheils nur Laubwerk, Blumenguirlanden 2c. ausgeführt werden. Bei den Flitter- und Kantillenstickereyen erfordert besonders die Wahl im Anlegen viel Geschmack; denn wenn auch hier nach der Zeichnung gearbeitet wird, so kommt doch Vieles auf eine geschmackvolle Verbindung der Flittern mit Kantillen an, weil dieses die Zeichnung nicht andeutet und auch nicht andeuten kann, sondern solches von dem Sticker abhängt. Auch gehört diese Art Stickerey, das heißt, mit Gold- und Silberfäden, Lahn, Flittern und Kantillen, in die Werkstatt des Stickers, die übrigen Stickereyen gehören für das Frauenzimmer, und werden auch von demselben nach Stickmustern ausgeführt; obgleich schon früher und auch noch jetzt Frauenzimmer in Gold und Silber auf Sammet und Tuch stickten und sticken, gleich dem Sticker, auch beschäftiget dieser sie selbst in seiner Werkstatt in der Stickerey, also unterrichtete Frauenzimmer im Sticken erhalten auch bei den Stickern Beschäftigung, und es bedarf hierzu nur der männlichen Anweisung, wie die Stickerey ausgeführt werden soll; das Sticken selbst verrichten dann Frauenzimmer. Die Lehrlinge mußten ehemals bei den Stickern sieben Jahre lernen, hatten aber als Künstler kein Meisterstück zu machen nöthig, sondern nur die kunstvoll ausgeführten Arbeiten entschieden für die Vollendung in dieser Kunst. Die Sticker betreiben demnach eine freie Kunst, die jeder, der dazu die Geschicklichkeit besitzt, und sie auf irgend eine Weise erlernt oder sich aneignet, betreiben kann. Frü-

Digitized by Google

her wurde dazu, wenigstens in den Preußischen Staaten, nicht das Bürgerrecht erfordert, jetzt, bei der Einführung der Gewerbefreiheit, muß dieses jedoch geschehen, weil es bei den Stickern von Profession als ein Gewerbe betrachtet wird, er Lehrlinge annehmen und auslernen, und auch Gehülfen, sowohl männliche, als weibliche, halten kann. Frauen und Mädchen, welche das Sticken als einen Erwerbszweig betreiben, sind in dem genannten Staate für ihre Person vom Bürgerwerden und dem Lösen eines Gewerbescheines frei; sobald sie dasselbe aber als ein förmliches Gewerbe im Großen betreiben, Stickerinnen halten, auch junge Mädchen darin zum Zwecke ihres Erwerbs unterrichten, so hört diese Freiheit auf; sie müssen dann das Bürgerrecht gewinnen und sich einen Gewerbeschein lösen. Die Stickereyen der Frauenzimmer beschränken sich jetzt größtentheils auf Tapisseriearbeiten in Wolle; dann auf Perlarbeiten mannigfaltiger Art, auf Arbeiten in Weißzeug rc. Das Sticken geschieht mit Zwirn, Wolle, Seide, Chenille, Haaren rc., wozu man sich der Musterblätter oder Musterzeichnungen bedient, worauf die dargestellten Gegenstände, als Laubwerk, Blumen, Früchte, Landschaften, Figuren, historische Darstellungen, Genrestücke rc. rc. in kleine Quadrate gebracht werden, so daß sie sich leicht bei der Tapissericarbeit übertragen lassen, und solches in Farben, weil die Darstellungen kolorirt worden, jedes Quadrätchen seine Farbe hat, und also mit der Nadel und der farbigen Wolle bequem nachgezogen oder nachgebildet werden kann, indem man die farbige Wolle nach dem kolorirten Musterblatte aussucht. S. den Art. Sticken und Stickerey, Th. 173, und den Art. Stickerey, Register. — Von den kulturlosen Völkern haben die Peruaner oder Peruvianer eine Art künstlicher Federstickerey erfunden, welche unserer schönsten Stickerey mit Flittern und in Seide an die Seite gesetzt werden kann. Sie

setzen nämlich die mannigfaltigen farbigen Federn der Vögel so künstlich zusammen, und heften sie auf das Zeug, daß die daraus gebildeten Figuren einen überraschenden Effekt hervorbringen.

Stickerarbeit, s. den folgenden Artikel.

Stickerey, Stickerarbeit, eine mit der Nadel in feinem Linnen, Seide, Sammet, Wolle rc. verfertigte Arbeit, das heißt, ein Ausnähen nach einer Zeichnung, einem Musterblatte, mit Gold- und Silberfäden, Seide, Zwirn, Wolle, Chenille, Haaren rc.; auch ein Aufnähen mit Flittern, Kantillen rc., wodurch gleichfalls Figuren rc. hervorgebracht werden; s. den Art. Sticken und Stickerey, Th. 173, S. 722 u. f., und unter Nähen, Th. 100, S. 693 u. f.

Stickerey, in abgesonderten Theilen, s. unter Sticken und Stickerey, Th. 173, S. 630.

— (Atlas-), s. Stickerey (satinirte), weiter unten.

— (Ausschnitt-), die Stickerey mit Aufsetzung gewisser Zeugstücke, s. unter Sticken und Stickerey, Th. 173, S. 628 u. f.

— (Cannavas-), Gazestickerey, Stickerey in Tapisserie, s. Stickerey (Tapeten-).

— (Cantillen-), s. Stickerey (Kantillen-).

— (Chenillen-), eine Stickerey mit Schnürchen oder Streifchen von Seide, Schmelzfäden, Sammet in verschiedenen Farben. Die Letztere, von Sammet, wendet man vorzüglich auf Papier zu sticken an, besonders in Stammbüchern, zu Landschaften, Blumenstücken rc., auch unter Glas und Rahmen. Das Sticken mit Chenille geschieht wie die Schmelzstickerey, s. diese, weiter unten, und unter Schattirgold, Th. 140, S. 448.

— (erhabene), hocherhabene Stickerey, wird diejenige Stickerey genannt, welche erhaben auf dem Zeuge hervortritt, nicht flach liegt, gleichsam im Zeuge, oder

doch nur sehr wenig erhaben darauf hervortritt, die flacherhabene Stickerey.

Stickerey (flache), flacherhabene Stickerey, s. den vorhergehenden Artikel.

— (Flitter-), Stickerey mit Flittern, s. unter Sticken und Stickerey, Th. 173, S. 732 u. f.

— (Gaze-), s. Stickerey (Tapeten-).

— (Gold-), die Stickerey mit Goldfäden, sowohl Glanz- als Schattenstickerey, s. unter Schattiergold, Th. 140, S. 446 u. f., und Tuchstickerey, unter T.

— (Haar-), s. Th. 55, S. 404.

— (Kantillen-), s. unter Stickerey mit Flittern.

— (Knötchen-), Stickerey mit Knötchen, en Noeuds, welche zur Robenstickerey 2c. dient, wird auf folgende Weise ausgeführt. Man nähet die Knötchen, welche Frauenzimmer auch zum Zeitvertreibe mit dem Schiffchen machen können, mit kleinen Stichen, daher man nicht nöthig hat, wie bei der Stickerey mit Chenille, die Enden jedesmal, wenn man abschneiden muß, durchzuziehen; man darf nur das letzte Knötchen mit zwei seidenen Stichen befestigen. Es giebt wenige Arbeit, die so dauerhaft ist. Wenn die Gegenstände etwas stark sind, so kann man sie, wie mit der Seide, schattiren. Oft bedeckt man sie mit Seide in groben und großen Stichen, um Licht und Schatten in der Arbeit auszudrücken, welches Alles vom Geschmacke des Stickers oder der Stickerin abhängt. Es giebt Knötchen von verschiedener Stärke; sie werden von Wolle, Zwirn und Seide gemacht.

— (Lahn-), s. unter Lahn, Th. 59.

—, en Marseille, wird auf folgende Weise gemacht. Man steppt auf Batist oder Nesseltuch, welches Gewebe mit einer stärkern in einem gewöhnlichen Rahmen gespannte Leinwand gefüttert ist, alle weiß gezeichneten Umzüge der Abtheilungen oder Blumen mit kleinen weißen Zwirnstichen aus. Wenn alle Gegenstände auf diese

Weise gesteppt sind, so kehrt man den Rahmen um, macht dann ein kleines Loch auf der linken Seite, und stößt vermittelst eines Stifts oder des Knopfes einer starken Stecknadel so viel gesponnene Baumwolle zwischen den beiden Zeugen ein, als nöthig ist, um sie zu erheben. Wenn man alle Gegenstände auf diese Weise ausgestopft hat, wobei man sich sehr in Acht nehmen muß, daß man den Batist oder das Nesseltuch nicht aufreißt, so kehrt man den Rahmen wieder um, und bedeckt dann alle Gründe der Zeichnung mit Zwirnknötchen, die mit der Nadel, eines nach dem andern, gemacht sind, welches einen Sandgrund bewirkt, und die glatten Blumen sehr angenehm macht, besonders bei den Bademöbeln. Die Teppiche zur Fußbedeckung, auch die gesteppten Kleider werden auf verschiedene Weise gemacht. Nachdem man das Zeug, welches zum Futter dienen soll, auf einen Rahmen gespannt hat, so bedeckt man es durchgängig mit einer leichten Lage gekämmter Baumwolle, deckt dieses Alles mit dem zu stickenden Zeuge ganz ausgebreitet zu, und befestiget es mit Stichen oder Nadeln rund herum. Die Figuren, sowie das Laubwerk, welches darauf kommen soll, werden mit Kreide darauf gezeichnet; dann steppt man alle Umzüge mit kleinen Stichen von Seide oder Zwirn, welches sich mit dem Zeuge zusammen schickt.

Stickerey (Pelzwerk=), oder Stickerey mit Pelzwerk, Fr. **Broderie en Fourrure**, eine Stickerey, die man ehemals versucht hat, besonders seit der Zeit, daß man die Kunst erfand, dem Hermelin alle Farben zu geben. Die Sticker haben Abtheilungen von ausgeschnittenen, aufgeleimten und mit Einfassung von Flittern verzierten Blumen davon gemacht. Man mischte Astrakanisches Lammfell darunter, worauf man Abtheilungen mit Flittern stickte. Wenn man das Pelzwerk nur nachahmen will, so durchzieht man die Abtheilung, die man zu machen beabsichtiget, mit offener Seide, die

sich zu dem Pelzwerke, das man nachahmen will, schickt. Darauf macht man mit Chenille, die sich gleichfalls dazu schickt, in der entgegengesetzten Richtung der Seide, das fein laufende Haar. Diese Art von Stickerey trug man im Winter. — Man führte auch Stickereyen von Rebhuhnfedern und andern bunten Federn aus, indem man solche mit seidenen Fäden überzog oder durchzog, und mit Flittern stickte. Ferner machte man Abtheilungen von buntfarbigen mit Goldfäden belegten Flügeln von Spanischen Fliegen und andern Käfern rc. rc.

Stickerey (Sammet-), Stickerey in Sammet, worauf mit Gold- und Silberfäden gestickt wird. Dieses geschieht sowohl auf Roben und andere Sammetröcke, als auch auf die Aufschläge von Sammet der Uniformen rc.; s. auch Uniformenstickerey, unter U.

— (satinirte), s. Th. **136**, S. **649**.

—, mit Schattirung, s. unter Schattiergold, Th. **140**, S. **446** u. f.

— (Schmelz-) oder Stickerey mit Schmelz, **Broderie en Jais.** In dieser Stickerey zieht man jedes Ende Schmelz auf einen gut gewichsten seidenen Faden, oder auf sehr feinen messingenen Draht, den man dann, wie die Stichseide, auf die Oberfläche der Gegenstände setzt. Man wählt den Schmelz von größerer oder geringerer Länge, nach der Breite des Gegenstandes. Die Zeichnung zu dieser Art von Arbeit muß besonders entworfen seyn, weil man darin nicht zusammenhängende noch entfernt scheinende Gegenstände machen kann. Da das Röhrchen des Schmelzes gemeiniglich enge ist, so nimmt man, wenn man mit Seide nähet, statt der Nähnadel, ein Pferdehaar, legt es zusammen, so daß es gleichsam ein Oehr ausmacht, wodurch der Faden Seide gezogen wird. Dieser geht freier durch, doch muß man jedesmal, wenn man ein Ende Schmelz gebrauchen will, mit einer Nadel ein Loch in das Zeug machen. Es versteht sich, daß der seidene Stich oder vielmehr der Stich

in Seide, um ein geringes länger, als das Ende Schmelz sey, sonst würde der Schmelz entweder zerbrechen, oder die Seide, womit er aufgenähet wird, durchschneiden. Man faßt den Schmelz gemeiniglich mit Chenille ein, damit diejenigen, welche ihn auf ihre Kleider wünschen, sich nicht die Hände beschädigen; denn die Materie schrammt leicht, und ist gemeiniglich von schlechtem Gebrauche zu den Kleidungsstücken. Man bedeckt ganze Gründe mit gelbem und weißem Schmelze, welcher in verschiedenen Schneckenlinien, die durcheinander laufen, und so ziemlich dem Golde und Silber nahe kommen, aufgenähet wird. Die mit Chenille gestickten Blumen und Früchte stechen auf diese Art von Grunde sehr gut ab. Man vermischt zuweilen die mit Schmelz gestickten Blumen mit Goldflittern, Glaskorallen, und kleinen Körnern von verschiedenen Gestalten. Der beste Schmelz zu dieser Stickerey muß kurz, von sehr gleicher Stärke, und sehr gleichförmig geschnitten seyn.

Stickerey, in Seide, s. unter Schattiergold, Th. 140, S. 448 u. f., und Tapetenstickerey, unter T.

— in Silber, Stickerey mit Silberfäden, wird eben so gemacht, als die Stickerey mit Goldfäden. — Um die Stickerey von Gold und Silber zu reinigen, weil sie leicht durch jede scharfe Ausdünstung anläuft, besonders die silberne, so nimmt man alte Brosamen, die man in einem sehr reinen Tiegel über gelindem Feuer (glühenden Kohlen) erwärmt. Man streut dann diese Brosamen ganz warm darauf, reibt sie mit der flachen Hand, breite sie dermaßen auseinander, daß die ganze Arbeit damit bedeckt ist, und deckt dann Alles mit leinenen Tüchern zu; wenn es kalt ist, kehrt man den Rahmen um, klopft die linke Seite mit einem Stäbchen aus; dann beleimt man diese Seite mit Gummi oder gut ausgebreiteter Stärke. Man reiniget sie auch mit kalzinirtem und sehr fein durchgesiebtem Frauenglase, oder fein gestoßenen Blackfischknochen.

Einige verstehen die Kunst, dem angelaufenen und sehr verschossenen Golde seine Farbe und Glanz wieder zu geben, ohne den Grund der Stickerey zu verderben, welches aber ein Geheimniß ist, das der Vater seinem Sohne hinterließ, und wovon eine Familie in Paris bloß ihre Einkünfte zog, als die Goldstickerey noch sehr in Ansehen war. Dem ausgebleichten Gold giebt man auch auf eine kurze Zeit seine Farbe wieder, wenn man es über den Rauch verbrannter Federn hält.

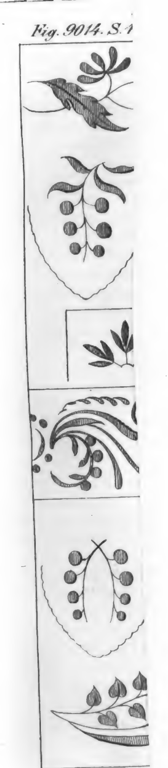
Stickerey (Tapeten-), Tapisserie, Tapisseriearbeit, eine in neuester Zeit sehr beliebt gewordene Stickerey mit feiner Wolle, oder auch mit Seide in allen Farben nach dem Muster auf Gaze oder Kannavas. Die Muster zur Tapisserie sind in dem Dargestellten sehr mannigfaltig und nach den zu stickenden verschiedenen Sachen eingerichtet, als zu Arbeitsbeuteln, Serviettenbändern, Klingelzügen, Tischdecken, Fußteppichen, Kamin- und Fenstervorsetzern, Uhrbändern ꝛc., und hiernach hat man Guirlanden, so wie überhaupt verschiedenes Laubwerk und andere Verzierungen; dann Blumensträuße, Fruchtstücke, Vasen und Körbe mit Blumen und Früchten, Landschaften, Denkmäler, Vierfüßer oder vierfüßige Thiere und Vögel, Genrestücke, historische Gegenstände ꝛc. ꝛc. Die Zeichnungen sind netzartig in lauter kleine Quadrate eingetheilt, so daß jedes Quadrätchen einen kleinen Theil der Zeichnung enthält, und da die Gaze, der Kannavas, eben so netzartig gearbeitet ist, sich also eines nach dem andern richtet, so kann auch das Ausnähen sehr leicht auf dem Zeuge geschehen. Die Zeichnungen sind kolorirt, so wie es die Gegenstände, welche abgebildet oder dargestellt worden, erheischen, mithin kann man auch die couleurte oder farbige Wolle, auch die farbige Seide darnach wählen. Die verschiedenen Stiche auf Cannavaß oder Kannavas und Gaze sind schon unter Nähen Th. 100, S. 691 u. f. angeführt worden. Die Gaze oder der Kannavas ist, wie

schon oben bemerkt worden, mit eben solchen Quadrätchen oder netzförmig gewebt, und nach den verschiedenen Gegenständen, welche dargestellt werden sollen, sind diese Quadrätchen größer oder auch kleiner, so daß man nach dem Muster sich das Ganze zum Ausnähen bequem eintheilen kann. Ehemals ward die Stickerey mit Wolle auch sehr stark betrieben. Man stickte mit feiner gefärbter Wolle mit gespaltenen Stichen und gestochener Arbeit, wie in Seide. Der Unterschied besteht nur darin, wie man die Nadel einfädelt; man muß das Ende des Fadens umschlagen, und solches dann durch das Nadelöhr stecken, welches sonst wegen des hervorstehenden Haares, woraus die Wolle besteht, schwerlich angehen wird. Die Wappen auf Bandelieren, die Wappenhalter, Kirchenverzierungen, Damenkleider, wurden und werden auch noch mit Wolle gestickt, nur bei den Damenkleidern ist es aus der Mode gekommen. Man bedient sich ferner derselben zum Kettenstiche. Die Wollenstickerey hat den Vortheil, daß die Farben lebhafter und beständiger sind; daher hat man Wollenstickereyen in allen Schattirungen. Zu den Kriegsausrüstungen, Siegeszeichen, Montirungen, Uniformen und andern starken und großartigen Arbeiten gebraucht man grobe Wolle, so auch zu den Schnüren, womit der wollene Ausschnitt eingefaßt wird. Außer den Kriegsstickereyen mit grober Wolle, hat man auch Pferdedecken von Tapetenarbeit. S. auch den Artikel Tapisserie und Tapetenstickerey, in T.

Stickerey, (Tuch-), s. unter Tuch.

— (Tüll-), Stickerey in Tüll, geschieht mit Zwirn, Seide und Baumwolle. Man legt auch den Tüll auf Batist und stickt es, als wäre es ein Zeug. Wenn man nun an der Rückseite, so weit als nicht gestickt worden, den Batist gehörig ausschneidet, so sieht es aus, als wäre bloß der Tüll gestickt; s. auch Stickerey in Weißzeug.

Fig. 9014. S. 1



Digitized by Google

Digitized by Google

Stickerey, in weißer Wäsche, s. unter Sticken und Stickerey, Th. 173, S. 628.

— (Weißzeug=), Stickerey in Weißzeug, das Sticken auf Mousseline, Lynon, Batist, Petinet, Tüll ꝛc. mit Garn oder Zwirn, Baumwolle und Seide. Man hat dazu gleichfalls verschiedene Arten von Mustern. Fig. 9014 zeigt dergleichen Gegenstände, die man auf Weißzeug stickt. Es sind Guirlanden, Blumen, Languetten ꝛc. ꝛc., worunter mehrere Muster zu kleinen und großen Languetten. Die kleinen Languetten sind hauptsächlich zu Halskrausen dienlich. S. auch den Art. Weißzeugstickerey, in W.

— in Wolle, s. Stickerey (Tapeten=) und Wollenstickerey, unter W.

— (Zwirn=), Stickerey mit Zwirn, s. Stickerey auf weißer Wäsche, und Stickerey (Weißzeug=).

Stickerpergament, beim Pergamentmacher, Pergament, welches die Goldsticker unter die Gold= und Silberfäden legen. Es wird wie das narbige Pergament bereitet, nach dem Schaben mit Leim getränkt und geglättet. S. auch unter Pergament, Th. 108, S. 463.

Stickerzeichnung, s. Stickmuster.

Stickfluß, Steckfluß, Catarrhus suffocativus, Asthma suffocativum; Fr. Suffocation, eine schnelle Unterdrükkung des Athemholens, mit Husten, Bangigkeit, Schnarchen und Austreibung des Schaumes aus dem Munde verbunden. Obgleich dieser Zustand in Vielem mit dem Schlagfluße, Nervenschlage, Apoplexia, übereinkommt, so unterscheidet er sich doch von demselben dadurch, daß der damit Befallene den Verstand und die Bewegung nicht verliert, wie beim Schlagflusse, sondern er ist sich der Bangigkeit und anderer sich dabei einfindender Zufälle bewußt. Diese Krankheit entsteht, wenn das Blut in den Adern der Lungen plötzlich gehemmt wird oder stille steht, indem dadurch die Aeste der Luft=

röhre, die sich auf verschiedene Weise durch die Lungen ausbreiten, gedrückt werden, so daß die Luft nicht eindringen und das Athemholen bewirken kann. Die Ursachen, wodurch das Blut seiner Bewegung oder seines Kreisens beraubt wird, sind verschieden; denn bald ist die Vollblütigkeit, bald die Dicke und Zähigkeit des Bluts, bald der schnelle Lauf desselben Ursache dieses Uebels. Ueberhaupt rührt diese Krankheit, so wie die Engbrüstigkeit oder das Asthma, der Alp oder das Alpdrücken und alle andern Beschwerden, welche eine plötzliche Unterdrückung des Athemholens, gleichsam eine Erstickung bewirken, von dem plötzlich verhinderten Umlaufe des Bluts in den Theilen her, die zum Athemholen dienen, also in den Lungen; denn alle Uebel, in welchen die Luft zurückgehalten oder völlig ausgeathmet wird, entstehen größtentheils von dem durch die Lungen gehinderten Blutlaufe, bis die Bewegung dieses Organs unter diesen Umständen aufhören muß. Wir sehen dieses bei so vielen Fällen im gesellschaftlichen Leben. So z. B. werden die Lungen während des Lachens ausgedehnt, und bleiben auch beinahe in diesem Zustande, bis die Ursache aufhört, wodurch das Lachen bezweckt worden, so lange sie aber fortdauert, also auch das Lachen, kann das Blut nicht durch die Lungen seinen Lauf fortsetzen, daher läßt sich die Röthe und das Aufschwellen des Halses, des Gesichts, ja des ganzen Kopfes leicht erklären, und wenn der Weg des Bluts durch die Lungen lange verschlossen bleibt, so leidet das Gehirn, und es kann ein wahrer Stickfluß oder ein Nervenschlag, ein blutiger Schlag erfolgen, welcher sich sehr oft mit dem Tode geendiget hat. Es haben sich auch nicht selten Fälle großer Anstrengungen und starker Anfälle von Husten, wobei äußerst lange anhaltende Einathmung und Zurückhaltung des Athems vorgeht, auf dieselbe Art tödtlich geendiget; so bringen auch Singen und Schreien gleichmäßige Wirkungen hervor, obgleich beides selten bis zu

einer gefährlichen Ausschweifung getrieben wird. — Starke oder fette Leute sind dem Stickflusse am meisten ausgesetzt, und überhaupt diejenigen Leute, wo sich die unter Schlagfluß, Th. 145, S. 166, angeführten Körperanlagen zeigen; dann auch mit histerischen und hypochondrischen Beschwerden behaftete Personen, Leute, die viel studieren oder angestrengte Kopfarbeit verrichten, dabei gute Mahlzeiten thun, und sich eben nicht die gehörige Bewegung gönnen, starke Wein- und Branntweintrinker, und viele andere durch Ausschweifungen mancherlei Art ihren Körper dazu disponirte Personen, so wie auch manche angeborne Nervenübel dahin wirken. — Ueber die Heilung dieses Uebels läßt sich hier wenig sagen, da Alles auf die Umstände ankommt, in welchen sich der Leidende befindet, und überhaupt hier immer ein schnelles Einschreiten des Arztes nöthig wird, da ein Stickfluß sehr oft tödtlich ist, wenn ihm nicht schnell durch schickliche Arzneimittel begegnet wird; überhaupt der damit Getroffene einer besonnenen ärztlichen Behandlung übergeben wird; denn der Arzt kann nur nach den Umständen, worin sich der Kranke befindet, handeln. Aderlassen oder Schröpfen, Blasenpflaster zwischen die Schultern und an die Waden, auch unter die Fußsohlen gelegt, welches Letztere jedoch nicht so wirksam ist, da die Haut der Fußsohlen gewöhnlich etwas dick zu seyn pflegt. Da der Senf eines der wirksamsten Mittel bei Stickflüssen und schlagflußartigen Zufällen ist, ja oftmals bei schneller Anwendung in den genannten Uebeln das Leben gerettet hat, so wird dessen Zubereitung zur Anwendung in diesen Fällen hier nicht am unrechten Orte seyn. Man stoße 2 Loth Senf klar, mische einen Eßlöffel geriebenen Meerrettig, und so viel Sauerteig und ein wenig Essig hinzu, daß es eine pflasterartige Masse wird. Diese wird nun auf Leinwand gestrichen, und das Pflaster entweder auf den Oberarm oder auf die Wade gelegt. Man läßt es so

lange liegen, bis der Kranke ein beträchtliches Brennen empfindet; dann nimmt man es ab. Wenn hinterher noch heftige Entzündung oder Schmerzen entstehen sollten, so darf man nur Milch nehmen, oder frisch geschlagene Butter darauf streichen, auch gutes Baumöl, welches die besten Besänftigungsmittel sind. Man kann auch in dringenden Fällen, wenn man ein solches Senfpflaster nicht gleich bereiten kann, geriebenen Meerrettig auf die Haut binden, welches in wenigen Minuten ein sehr heftiges Brennen erregt. Auch Brennnesseln, wenn man sie gleich haben kann, und damit die Brust, den Rücken und die Waden geschlagen, sollen ebenfalls gute Wirkungen thun, indem sie die Oberhaut reizen und eine Ableitung dahin bewirken. Dann gehören zu den äußeren Mitteln noch das Einwickeln der Füße in erwärmten Flanell, heiß gemachte Dachsteine, oder auch irdene Stürzen oder Deckel der Schmortöpfe, in Servietten geschlagen, und unter die Füße gelegt, warme Fußbäder, das Reiben und Bürsten der Füße, das Auflegen nasser Tücher auf den Kopf 2c. Daß man dem Kranken bei dem Anfalle des Uebels sogleich die Kleider öffnen, überhaupt alles Beengende, Drückende und Pressende am Körper entfernen, und ihn, nachdem er ausgezogen worden, sogleich in das Bett bringen muß, versteht sich schon von selbst, so wie man auch das Bett durch eine Wärmflasche 2c. erwärmen muß. Die Anwendung der Klystiere, so wie der innern Mittel müssen den Vorschriften des Arztes überlassen bleiben, der sich hier, wie schon bemerkt worden, nach den diesen Zufall begleitenden Umständen richtet. Bei gesunden Leuten, welche Anlagen zum Stark- oder Fettwerden haben, sind die Stickflüsse dadurch zu verhüten, daß sie stark nährende Nahrungsmittel nur mäßig genießen, sich der vielen hitzigen Getränke enthalten, oder auch hierin gleichfalls ein gewisses Maaß beobachten, nicht viel schlafen, fleißig arbeiten, sich gehörige Bewegungen des

Leibes machen, durch Gehen, Reiten, auch Fahren, bei jüngern Leuten durch Tanzen, Springen, besonders gymnastische Uebungen; sich bei der Transpiration nicht erkälten, oder wohl gar kaltes Getränk zu sich nehmen, sondern warmes, Thee, Kaffee ꝛc.; nach Umständen kalt oder warm baden, kurz sie müssen ihre Lebensweise so einrichten, daß der Körper keine Unbehaglichkeit durch Essen und Trinken, beim Studieren oder überhaupt bei der Arbeit, der Bewegung ꝛc. fühlt, sondern immer leicht, frei und zu allen Lebensverrichtungen geschickt sich fühlt, also keine Schwere, keinen Schwindel, kein Sausen und Klingen vor den Ohren, kein Drücken auf die Augen ꝛc. empfindet.

Stickgarn, ein gut gesponnenes Garn, gut gedrehete oder gezwirnte Fäden von Hanf, Baumwolle oder Wolle zum Sticken, oder wie man sie zur Stickerey auf Zeug gebraucht.

Stickgas, Stickstoffgas, Stickstoff, Stickluft, mephitisches Gas, Azot, von dem Griechischen α und ζωη, das Leben rauben; s. unter Luftarten, Th. 81, S. 312 u. f. Hier noch Einiges als Zusatz zu dem angeführten Artikel. Das Stickstoffgas oder Stickgas wurde zuerst von dem Dr. Rutherford entdeckt; denn in seiner Abhandlung: „de aëre mephitico", welche im Jahre 1777 zu Edinburg erschien, sagt er Seite 17: „Der reine und zum Athem taugliche Bestandtheil der atmosphärischen Luft, wird durch die thierische Respiration nicht allein zum Theil in Kohlensäure (aërem mephiticum) verwandelt, sondern erleidet auch andere Veränderungen. Nimmt man mit Hülfe einer kaustischen Lauge alles kohlensaure Gas hinweg, so wird dadurch der Rückstand keinesweges tauglicher zum Einathmen; denn wenn er gleich nicht ferner das Kalkwasser trübt, so erlischt doch das Licht und das thierische Leben in ihm." S. 19 führt er noch an, daß wenn in einem gegebenen Volumen atmosphärischer Luft

Schwefel oder Phosphor verbrannt worden, kein kohlensaures Gas entstehe, wohl aber eine Luftart, in welcher ein brennendes Licht erlischt und Thiere sterben. Lavoisier zeigte zuerst im Jahre 1775, daß das Stickgas einen Bestandtheil der atmosphärischen Luft ausmache. Um dieselbe Zeit war auch Scheele mit Versuchen über die Zusammensetzung der Luft beschäftiget, und kam, ohne von Lavoisiers Versuchen Kenntniß zu haben, auf ähnliche Resultate, wie dieser. Die Abhandlung über Feuer und Luft, welche jene Untersuchung enthält, erschien jedoch erst im Jahre 1777. Das Stickstoffgas ist elastisch und unsichtbar, und kann aus allen Substanzen, welche der atmosphärischen Luft den Sauerstoff entziehen, gewonnen werden, als z. B. Phosphor, Schwefelkali, Bleyamalgam 2c. Es kann aber nicht rein, ohne alle Verbindung, in flüssigen oder festen Zustand gebracht werden. Nach Einigen ist es geruchlos, Andere wollen einen feinen Geruch finden; auch hat es keinen Geschmack. Die Thiere fallen in diesem Gase in Ohnmacht und sterben schnell; brenuende Körper löschen sehr bald darin. Wenn ein Thier nicht zu lange in diesem Gase verbleibt, wenn es auch alle Bewegungen schon verloren hat, so kann es doch in Sauerstoffgas versetzt, wieder zum Leben gebracht werden; auch ein brennender Körper, der im Stickgase zu brennen aufgehört hat, kann bei einem hinlänglichen Grade von Hitze durchs Versenken in Sauerstoffgas wieder brennen. Es ist ferner leichter als die atmosphärische Luft; denn ein Kubikzoll wiegt 0,44 Gran, ein gleiches Volumen der atmosphärischen Luft dagegen 0,46 Gran, ein Kubikmeter wiegt 1 Gram., 19. Der Stickstoff ist mit der atmosphärischen Luft in allen Verhältnissen mischbar, ohne dabei zersetzt zu werden. Man nahm an, daß die atmosphärische Luft aus 27 Theilen Sauerstoff und 73 Theilen Stickstoff in hundert Theilen bestehe; nach Humbolds Erfahrungen hat sich jedoch erwie-

sen, daß der Sauerstoffgehalt derselben zwischen 0,23 und 0,28 wechselt. Das bloße Mischen des Stickgas und der Lebensluft reicht hin, dem Ersteren alle zerstörenden Wirkungen zu benehmen; auch wird zugleich die Lebensluft in ihrer Wirkung beschränkt. Durch das Einathmen dieser Verbindung geht die Säuerung des Blutes, und durch die Wirkung auf den brennenden Körper das Verbrennen langsamer von Statten. Das Verbrennen und das Leben der Thiere währen in der Mischung, so lange der Antheil der Lebensluft groß genug ist, den Prozeß zu unterhalten. In einem Verhältnisse von ungefähr 0,28 Lebensluft und 0,72 Stickluft, bilden diese beiden Gasarten unsere Atmosphäre. Wenn in einem zur Wassermischung nöthigen Apparate ein Gemenge im Verhältnisse von 0,80 Lebensluft und 0,20 Stickluft durch den elektrischen Funken gemischt wird, so zeigt sich dabei eine der Wassermischung analoge Erscheinung. Die beiden Gasarten lassen eine Anzahl Wärmestoff während ihrer Vereinigung entweichen, und verbinden sich zu einem durchsichtigen Gase, das, in Berührung mit der atmosphärischen Luft, einen weißen Dunst verbreitet, einen erstickenden Geruch hat, heftigen Husten erregt, und sehr sauer schmeckt. Es färbt die blauen Pflanzenfarben roth, und wird Salpetersäure genannt; s. diesen Artikel, Th. 132, S. 1 u. f. — Wenn man der Schwefelsäure 0,37 Sauerstoff entzieht, so erhält man ein durchsichtiges Gas, das einen der Salpetersäure ähnlichen Geruch, einen unangenehmen, aber nicht sauren Geschmack, und keine Wirkung auf die blauen Pflanzensäfte hat; es löscht aber die Flamme aus und tödtet die Thiere. Auch verzögert es den Uebergang der animalischen Substanzen in Fäulniß. Dieses aus Stickstoff und Sauerstoff bestehende Gas verbindet sich mit dem Sauerstoffe, sobald es mit demselben in Berührung kommt. Es wird schnell rothgelb, verdichtet sich, verliert von seinem Wärmestoffe, und

bildet eine Säure, die sich von der Salpetersäure dadurch unterscheidet, daß sie einen Theil von dem Gase enthält, das sie in den aufgelöseten Zustand versetzt hat. Der Antheil des Sauerstoffs in dieser Säure ist geringer, als in der Salpetersäure, und sie hat daher, um von dieser unterschieden zu werden, den Namen salpetrigte Säure erhalten; s. unter Salpetersäure, Th. 132, S. 44 u. f. Das Gas dieser Säure vor seiner Wiedervereinigung mit Sauerstoff, wird Stickstoffoxid oder salpetrigtes Gas genannt. Dieses Gas ist um 0,07 schwerer, als die atmosphärische Luft.

Das Stickgas kann man sich auf mehreren Wegen verschaffen: Wenn man eine Mischung aus Eisenfeile und Schwefel, mit Wasser angefeuchtet, in einen verschlossenen, mit atmosphärischer Luft angefüllten Raum bringt, so wird der Sauerstoff der atmosphärischen Luft nach und nach absorbirt, und der übrig bleibende Rückstand ist Stickgas. Verbrennt man in einem mit atmosphärischer Luft angefüllten Gefäße rasch Phosphor, so erhält man dieses Gas als Rückstand. Das langsame, freiwillige Verbrennen des Phosphors in einer gegebenen Menge atmosphärischer Luft hinterläßt gleichfalls dieses Gas als Rückstand. In den angeführten Fällen erfolgt eine Zersetzung der atmosphärischen Luft, der Sauerstoff derselben verbindet sich mit dem Schwefel oder Phosphor, und oxidirt diese, während der andere Bestandtheil der atmosphärischen Luft zurückbleibt. Wenn man ein Stück mageres Fleisch mit sehr verdünnter Salpetersäure übergossen hat, und die Mischung in einem schicklichen Apparate erwärmt, so entwickelt sich, wie Berthollet zuerst gezeigt hat, eine bedeutende Menge Stickgas, welches, wenn mit der nöthigen Vorsicht verfahren wird, einen ziemlichen Grad der Reinheit hat. Fourcroy fand, daß dieses Gas in großer Menge in den Schwimmblasen der Karpfen enthalten sey, und daß man sich dieses Gas dadurch

verschaffen könne, daß man diese Blasen in der pneumatischen Wanne unter Glocken, die mit Wasser angefüllt sind, zerdrückt. Biot, welcher diesen Versuch wiederholte, fand, daß das erhaltene Gas nicht mehr als drei Prozent Sauerstoffgas enthielt, welches jedoch nicht mit der in der Schwimmblase aller Fische enthaltenen Luft der Fall ist; denn der zuletzt genannte Chemist überzeugte sich dagegen, daß bei einigen Arten von Fischen, die in der Schwimmblase enthaltene Luft ungleich reichhaltiger, als die atmosphärische, an Sauerstoffgas war. Bei einigen Fischen enthielt die in den Schwimmblasen befindliche Luft 70 bis 87 Prozent Sauerstoffgas. — Das Stickstoffgas macht einen der vorzüglichsten Bestandtheile thierischer Stoffe aus, und wenn es auch als Bestandtheil vegetabilischer Stoffe vorkommt, so ist dieses doch nur ein seltener Fall, auch ist die Menge desselben dann gewöhnlich nur unbedeutend. Alle Versuche, den Stickstoff zu zerlegen, sind bis jetzt vergeblich gewesen, und daher muß man diesen Stoff den einfachen Substanzen beizählen. — Wenn man Stickgas mit Wasserstoffgas zusammen mischt, so erleidet es keine Veränderung; denn die Mittel, diese beiden Körper geradezu zu vereinigen, sind uns bis jetzt noch nicht bekannt; aber ihre Zusammensetzung, die längst gekannt und jetzt mit dem Namen Ammoniak oder Ammonium bezeichnet ist, sehen wir täglich in der Natur und Kunst sich bilden, wenn der Wasserstoff und der Stickstoff im Augenblicke ihres Entwickelns aus ihren Verbindungen sich begegnen, wo sie des Wärmestoffs beraubt waren, der sie in Gasform aufstellt. Das Stickgas der niedern Luftschichten enthält immer etwas Wasserstoff. Das Ammoniakgas hat einen scharfen kaustischen Geschmack und einen durchdringenden Geruch. Es ist um die Hälfte leichter, als die atmosphärische Luft, färbt die blauen Pflanzenfarben grün, tödtet die Thiere, und löscht die Flamme, die anfänglich

gelblich erscheint, aus. Der Stickstoff, der sich in Verbindung mit Wasserstoff mit dem Kohlenstoffe vereiniget, hat als einfacher Körper in Gasform keine Wirkung auf den Kohlenstoff. Der Phosphor und der Schwefel werden hingegen von dem Stickgase aufgelöset und in Gasform gebracht. Diese Auflösung des Phosphors bildet sich von dem bloßen Berühren der beiden Körper. Die Schwefelauflösung erfolgt aber nur dann, wenn der Schwefel in einem mit Stickgas angefüllten Gefäße erhitzt wird. Der in Stickgas aufgelösete Phosphor bildet eine permanente Flüssigkeit; der Schwefel sondert sich dagegen von dem Stickgase ab, so wie die Temperatur, bei welcher er sich damit verbunden, sinkt. Die Auflösung des Phosphors in Stickgas heißt gephosphortes Stickgas, die Auflösung des Schwefels geschwefeltes Stickgas, welches einen unangenehmen Geruch hat, sonst aber, seinen Eigenschaften nach, nicht näher untersucht ist. Gimbernat entdeckte diese Verbindung zuerst im Aachner Mineralwasser, und man hat sie auch noch in einigen andern Wassern angetroffen. Das Stickgas äußert keine unbekannte Wirkungen auf die Metalle, die Säuren, die Erden und die Kalien. Was die Wirkungen der stickstoffhaltigen Verbindungen auf die einfachen Körper betrifft, so kann hier nur allein die Wirkung des gephosphorten Stickgases betrachtet werden, da es die einzige uns bekannte permanente Verbindung mit Stickgas ist. Wärme und Licht verändern das gephosphorte Stickgas nicht; wenn es mit Sauerstoffgas vermengt wird, vereinigen sich der Sauerstoff und der Phosphor mit Lichtentwickelung, und der Phosphor wird verbrannt, wozu keine sehr hohe Temperatur erforderlich ist. Der Verbindung des Phosphors und Sauerstoffs, die durch langsames Verbrennen des Phosphors in atmosphärischer Luft bewirkt wird, geht immer erst die Auflösung des Phosphors im Stickgase

vorher; ohne eine solche vorausgegangene Auflösung im Stickgase oder einer andern Gasart, mischt sich der Sauerstoff bei einer niederen Temperatur nicht mit dem Phosphor. Die Wirkungen des gephosphorten Stickgases auf die übrigen einfachen Körper sind nicht hinlänglich geprüft worden. Das gephosphorte Stickgas verbindet sich in sehr geringer Menge mit dem Wasser, und verläßt dieses, wenn es erwärmt wird. — Da der Stickstoff in gewissen Verhältnissen mit dem Sauerstoffe verbunden die Salpetersäure darstellt, so haben einige Chemiker denselben Salpeterstoff, auch salpetererzeugenden Stoff, Nitrigenium; Fr. Nitrogéne, genannt.

Zu den schon oben erwähnten Stickstoffoxiden gehören: das Salpetergas und das oxidirte Stickgas, Ersteres ist schon Th. 131, S. 658 u. f., abgehandelt worden, und nur Letzteres bleibt hier abzuhandeln übrig. Das oxidirte Stickgas, die azotische Halbsäure, Gas azoticum oxydulatum; Fr. Gas oxide d'azote, ist eine Gasart, welche Priestley bei seinen Versuchen über das Salpetergas erhielt. In derselben brannte ein Licht nicht nur, sondern selbst mit einem lebhafteren Glanze, als in der atmosphärischen Luft. Da nun gewöhnliches Salpetergas, welches über angefeuchteter Eisenfeile, oder über einer Mischung aus Eisen und Schwefel, oder über einer Schwefelleber rc. gestanden hatte, diese Eigenschaft erhielt, so glaubte Priestley, daß dasselbe unter den angeführten Umständen Phlogiston oder Brennstoff, Kohlenstoff, an jene Substanzen abgegeben habe, und nannte jenes Gas dephlogistisirtes Salpetergas. Aehnliche Eigenschaften zeigte die Luft, welche nach Uebergang des Salpetergases sich aus einer Auflösung des Eisens in Salpetersäure bei Anwendung einer gelinden Wärme, ferner aus einer Zink- und Zinnauflösung in Salpetersäure entwickelte. Die Eigenschaften dieser merkwürdi-

gen Gasart wurden durch die von den Holländischen Chemisten im Jahre 1793 angestellten Versuche in ein helleres Licht gesetzt; zugleich zeigten sie, daß dasselbe eine Zusammensetzung aus Stickstoff und Sauerstoff sey. Davys Abhandlung erschien im Jahre 1800, sie trug vorzüglich dazu bei, das Verhalten dieser Gasart kennen zu lernen. Um das oxidirte Stickgas recht rein zu erhalten, erhitzte man krystallisirtes salpetersaures Ammonium vermittelst eines Lampenfeuers. Die Temperatur war nicht unter 340 Grad und nicht über 500 Grad Fahrenheit. Das Salz schmolz, ward zersetzt, und es entwickelte sich eine beträchtliche Menge Gas, welches man auf die gewöhnliche Art auffing, und dieses war nun das oxidirte Stickgas. Andere Verfahrungsarten das oxidirte Stickgas zu bereiten, als durch Zersetzung einer sehr verdünnten Salpetersäure durch Zink, oder von salpetrichter Salzsäure durch Zinn und Quecksilber, oder aus Salpetergas, dem man durch leicht oxidirbare Stoffe, wie Zinn- und Bleyalmalgam, schwefelhaltiges Kali ꝛc. einen Theil Sauerstoff entzieht, geben immer ein mit Salpetergas vermischtes oxidirtes Stickgas, welches jedoch durch anhaltendes Schütteln mit schwefelsaurem oxidirtem Eisen größtentheils gereiniget werden kann. Dieses Gas besitzt die mechanischen Eigenschaften der atmosphärischen Luft; es ist jedoch bedeutend schwerer, als diese, indem sein specifisches Gewicht, der Bestimmung von Davy zu Folge, 0,00197 beträgt, sich folglich zu dem der atmosphärischen Luft verhält, wie 5 zu 3. Es besitzt einen süßen sehr angenehmen Geschmack. Proust bemerkte, daß die ersten Antheile, welche von diesem Gase übergingen, einen starken erstickenden Geruch hatten, welcher auf Nase, Schlund und Lunge einen Eindruck hervorbrachte, dem ähnlich, welchen starker Senf erregt. Versuche zeigten, daß es kein Salpetergas war. — Berzelius fand, daß wenn das salpetersaure Ammonium mit salzsäurehalti-

ger Salpetersäure bereitet worden war, das zuerst übergehende Gas mit oxidirt salzsaurem Gase verunreiniget war; und dieses war auch wahrscheinlich die Ursache von den von Proust bemerkten Erscheinungen. Wenn das salpetersaure Ammonium durch salpetersaures Silber gehörig gereiniget, und das überflüssig zugesetzte Silber durch kohlensaures Ammonium niedergeschlagen worden war, so gab das durch Ofenwärme bis zur Trockne verdunstete Salz, wenn es in einer Retorte über Lampenfeuer zersetzt wurde, immer ein reines Gas, besonders wenn gegen das Ende der Operation die Hitze etwas vermindert wurde. Wenn das Salz einen weißen Rauch gab, so ging stets unzerlegtes Ammonium mit über, und im Retortenhalse destillirte nachher saures salpetersaures Ammonium. Salpetergas fand Berzelius niemals. Das oxidirte Stickgas unterhält das Verbrennen, und in dieser Hinsicht übertrifft es die atmosphärische Luft, und nähert sich dem Sauerstoffgase. Ein Licht brennt in demselben mit glänzender Flamme und prasselndem Geräusche. Kein brennbarer Körper brennt aber in demselben eher, als bis er in den Zustand des Glühens versetzt worden. Die Versuche, die über das Einathmen dieses Gases gemacht worden sind, stimmen nicht überein. Davy, welcher sich anhaltend mit diesen Untersuchungen beschäftiget hat, fand, daß er es mehrere Minuten lang ohne nachtheilige Folgen einathmen konnte. Er beschreibt die Wirkungen, welche es auf ihn hatte, wie folgt: „Nachdem ich meine Nasenlöcher verschlossen und meine Lunge geleert hatte, athmete ich vier Quart oxidirtes Stickgas aus einem und in einen seidenen Beutel. Die ersten Gefühle waren die des Schwindels; als ich aber das Einathmen des Gases fortsetzte, so verminderten sie sich in weniger als einer halben Minute nach und nach, und es folgte darauf eine Empfindung, die einem leisen Drucke auf die Muskeln glich, und zugleich mit einem angenehmen Kitzel im

Oberleibe und den Extremitäten vergesellschaftet war. Die mich umgebenden Gegenstände erschienen mir glänzender, und mein Gehör war schärfer. Gegen das Ende des Einathmens nahm die kitzelnde Empfindung zu, und das Gefühl der Muskelkraft wurde größer. Zuletzt überfiel mich ein unwiderstehlicher Hang mich zu bewegen und thätig zu seyn. Nur unvollkommen bin ich mir dessen, was darauf folgte, bewußt; nur das weiß ich, daß meine Bewegungen mannigfaltig und heftig waren. Diese Wirkungen ließen bald nach, nachdem ich dieses Gas einzuathmen aufhörte. In zehn Minuten war der natürliche Zustand meines Gemüths wieder hergestellt. Der Kitzel in den Extremitäten dauerte länger, als irgend eine andere Empfindung. Andere, welche dieses Gas einathmeten, fühlten dasselbe; doch brachte es bei Wenigen gar keine, bei Andern eine schmerzhafte Empfindung zuwege." Man kann jedoch dieses Gas, den Erfahrungen von Davy gemäß, nicht länger als vier Minuten einathmen, weil sonst der willkührliche Gebrauch der Kräfte aufhört. Werden Thiere in diese Gasart eingesperrt, so zeigen sie anfangs keine Unbehaglichkeit; allein sie verfallen bald in eine Rastlosigkeit und sterben, wenn man sie nicht gleich nachher herausnimmt. Auf das Gefühl der Trunkenheit, welches dieses Gas hervorbringt, folgt nicht das Gefühl von Schwäche und Erschöpfung, welches gewöhnlich die Trunkenheit begleitet. Hiermit stimmen aber die Erfahrungen anderer Chemiker nicht. Proust wurde durch das Einathmen dieser Gasart keinesweges in den Zustand einer behaglichen Extase versetzt, sondern bemerkte vielmehr Verwirrung des Gesichts, eine wachsende Betäubung, Angst, Doppelsehen, und eine Ohnmacht endigte den Versuch. Wurzer fühlte ein quälendes Gefühl in der Brust, und einen Druck in der Gegend der Schläfe; mehrere seiner Zuhörer, die gleichfalls dieses Gas einathmeten, spürten verschiedene Wirkungen. Einige empfanden weder ein angenehmes,

noch unangenehmes Gefühl, sondern einzig, das von etwas gehindertem Blutumlaufe, während Andere leichte Anwandlungen von Schwindel, begleitet von einem äußerst angenehmen leichten Beben, ein Gefühl von Wärme und entschiedener Fröhlichkeit empfanden. Berzelius empfand bei dem Einathmen dieses Gases so wenig, als seine Freunde, etwas von der berauschenden Eigenschaft, wohl aber einen angenehmen Geschmack, der die Lungen ganz ausfüllte. Beschwerden stellten sich niemals ein, wenn das Gas mit der nöthigen Vorsicht, und aus ganz reinen Materialien bereitet worden war. Ohne Zweifel haben auf diese Erfolge die individuelle Beschaffenheit derjenigen, welche diese Versuche anstellten, vorzüglich aber die mehr oder weniger große Reinheit der Luft, einen entschiedenen Einfluß. Das Wasser absorbirt das reine oxidirte Stickgas sehr begierig; man befördert diese Absorbtion durch Schütteln. Das Wasser nimmt von diesem Gase 0,54 Theile, dem Volumen nach, in sich. Es erhält davon einen süßlichen Geschmack, unterscheidet sich aber in seinen übrigen Eigenschaften nicht merklich vom gemeinen Wasser. Durch Kochen kann man das absorbirte Gas unverändert austreiben. Wenn dieses Gas vom Wasser eingesogen wird, so verdrängt es die im Wasser befindliche atmosphärische Luft; woraus es sich dann auch erklärt, woher die Verunreinigung mit atmosphärischer Luft kommt, welche man stets bemerkt, wenn dieses Gas einige Zeit mit einer hinreichenden Menge Wasser in Berührung war. Von dem Alkohol wird das mit gehöriger Vorsicht bereitete Gas gleichfalls absorbirt. Von der Einwirkung des Lichts und einer Temperatur, welche niedriger, als die Glühhitze ist, wird dieses Gas nicht verändert. Läßt man es aber durch eine glühende porzellanene Röhre hindurchgehen, oder läßt man elektrische Funken durch dasselbe hindurchschlagen, so wird es zersetzt, und es werden Salpetersäure und atmosphärische Luft gebildet. Bei

der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre erleidet der Schwefel von diesem Gase keine Veränderung; bringt man entzündeten, mit einer blauen Flamme brennenden Schwefel in dasselbe, so erlischt er augenblicklich. Der mit einer weißen Flamme brennende Schwefel brennt einige Zeit mit lebhaftem Glanze und einer schönen rothen Flamme. Die Produkte sind Schwefelsäure und Stickgas. Nachdem ungefähr die Hälfte des oxidirten Stickgases zersetzt worden, erlischt der Schwefel. Man kann den Phosphor in dieser Gasart schmelzen und sublimiren, ohne daß er verändert wird. Bringt man ein Stückchen Phosphor in dieses Gas, und berührt dasselbe mit einem rothglühenden Drahte, so wird es nicht entzündet, war aber der Draht weißglühend, so brennt, oder vielmehr detonirt der Phosphor mit großer Heftigkeit, und die Produkte, welche daraus hervorgehen, sind Stickgas, Phosphorsäure und Salpetersäure; ein Theil des oxidirten Stickgases bleibt unzersetzt. Wird Kohle in dieses Gas eingeschlossen, und läßt man die durch ein Brennglas verdichteten Sonnenstrahlen auf dieselbe fallen, so wird sie entzündet; sie fährt fort mit lebhaftem Glanze zu brennen, bis ungefähr die Hälfte des Gases verzehrt worden ist. Die Produkte, welche man nach Beendigung des Prozesses vorfindet, sind kohlensaures Gas und Stickgas. Läßt man den elektrischen Funken durch eine Mischung aus Wasserstoffgase und oxidirtem Stickgase hindurchgehen, oder setzt man dieselbe der Glühhitze aus, so erfolgt eine heftige, mit rother Flamme begleitete Detonation. Bestand die Mischung aus fast gleichen Theilen von beiden Gasarten, so erhält man Wasser- und Stickstoff als Produkte; ist die Menge des Wasserstoffgases nur geringe, so wird auch Salpetersäure gebildet. Auch das phosphorhaltige, schwefelhaltige, und kohlenstoffhaltige Wasserstoffgas detoniren, wenn sie mit oxidirtem Stickgase gemischt, einer starken Glühhitze ausgesetzt werden.

Die Produkte sind verschieden, je nachdem die Gasarten in einem verschiedenen Verhältnisse gemischt worden. In oxidirtem Stickgase brennt ein Eisendraht mit ähnlichem Glanze und Funkenwerfen, wie im Sauerstoffgase; das Verbrennen dauert jedoch nur kurze Zeit. Das Eisen wird in schwarzes Eisennoxid verwandelt, das oxidirte Stickgas wird zersetzt, sein Sauerstoff verbindet sich mit dem Metalle, während der Stickstoff zurückbleibt. Das Zink wird auf ähnliche Art oxidirt. — Mit den beiden feuerbeständigen Alkalien geht das oxidirte Stickgas eine Verbindung ein, und veranlaßt Zusammensetzungen, welche den Salzen analog sind. Um diese Verbindungen zu bewirken, muß man die Alkalien dem Gase im Augenblicke seiner Entstehung darbieten. Bringt man dagegen die Alkalien mit dem schon gebildetem Gase in Berührung, so erfolgt keine Verbindung unter ihnen. — Um das Kali mit dem oxidirten Stickgase zu verbinden, verfuhr Davy folgendermaßen. Da ihm bekannt war, daß das schweflichtsaure Kali gegen den Sauerstoff eine sehr starke Anziehung äußert, und dem Salpetergase einen Theil seines Sauerstoffs entzieht, wodurch das Salz in schwefelsaures Kali verwandelt wird, während das Salpetergas in den Zustand des oxidirten Stickgases versetzt wird, so machte er eine Mischung aus schweflichtsaurem Kali, und setzte diese eine geraume Zeit der Einwirkung des Salpetergases aus, wodurch sich das schweflichtsaure Kali in schwefelsaures, das Salpetergas aber in oxidirtes Stickgas verwandelte. Letzteres verband sich, so wie es gebildet wurde, mit dem freien Kali. Das Salz bestand demnach aus schwefelsaurem und mit oxidirtem Stickgase verbundenen Kali. Durch Auflösen, Verdünsten und Krystallisiren bei einer niedrigen Temperatur, ließ sich das schwefelsaure Kali hinwegnehmen, während das mit dem oxidirten Stickgase verbundene zurückblieb. Diese Verbindung schießt in unregelmäßige Krystalle an; sie

besteht aus ungefähr drei Theilen Kali und einem Theile oxidirtem Stickgase; sie ist im Wasser auflöslich, und hat einen kaustischen eigenthümlich stechenden Geschmack. Die blauen Pflanzenfarben erhalten dadurch eine grüne Farbe. Gepülverte Kohle, welche damit vermischt und entzündet wird, brennt mit schwachem Funkenwerfen. Wirft man das mit dem oxidirten Stickstoffe verbundene Kali in schmelzendes Zink, so erfolgt eine schwache Entzündung. Alle Säuren, selbst die Kohlensäure, scheinen den oxidirten Stickstoff vom Kali trennen zu können. Auf eine ähnliche Weise kann man den oxidirten Stickstoff mit dem Natrum verbinden. Diese Verbindung kommt in den meisten Eigenschaften mit der vorhergehenden überein, nur ist der Geschmack des mit oxidirtem Stickstoffe verbundenen Natrums schärfer, als der des mit oxidirtem Stickstoffe verbundenen Kali; auch scheint in ihm die Menge des oxidirten Stickstoffs geringer zu seyn, als in diesem. Bei einer Temperatur von 400 bis 500 Grad Fahrenheit, wird der oxidirte Stickstoff in gasförmigem Zustande ausgetrieben. Davy, welcher sich größtentheils mit Darstellung dieser Verbindungen beschäftiget hat, versuchte, obgleich vergebens, mit den Erden und mit dem Ammonium ähnliche Zusammensetzungen darzustellen; er zweifelt jedoch keineswegs, daß solche Statt finden können. Davy schlug vor, diese Verbindungen Nitroxyd zu nennen, diese Bezeichnung ist jedoch, eben so, wie die von Thomson gewählte, der sie Azotiten nennet, den Regeln, welche der chemischen Terminologie zum Grunde liegen, entgegen. Um das Verhältniß der Bestandtheile im oxidirtin Stickgase auszumitteln, befolgte Davy nachstehendes Verfahren. Er verbrannte Mischungen aus oxidirtem Stickgase und Wasserstoffgase. Seine Versuche überzeugten ihm, daß 39 Theile oxidirtes Stickgas, dem Volumen nach, 40 Theile Wasserstoffgas dem Volumen nach erforderten, wenn jenem aller Sauerstoff entzogen

werden sollte. Der Rückstand des Verbrennens, welcher Stickgas war, betrug in diesem Falle 41 Theile dem Volumen nach. Nun erfordern aber 40 Theile Wasserstoff, dem Volumen nach, 20,8 Theile Sauerstoff. Man gewahrt heraus, daß die beiden Bestandtheile des oxidirten Stickgases kein Gemenge, sondern eine wahre chemische Mischung sind, weil sie sonst ein um ein Drittheil größeres Volumen einnehmen müßten, indem dem angegebenen Versuche zu Folge, die 39 Theile oxidirten Stickgases 20,8 Theile Sauerstoffgas und 41 Theile Stickgas geben. Verwandelt man jene Bestandtheile in Gewicht, und setzt für jene Theile, dem Volumen nach, Kubikzolle, so werden 20,8 Kubikzoll Sauerstoffgas (Brandenburg. Decimalmaaß) ungefähr 8 Gran (Medicinalgewicht), und 39 Kubikzoll Stickgas ungefähr 14 Gran wiegen, folglich 100 Theile dieser Gasart, dem Gewichte nach, zusammengesetzt seyn, aus:

36 Sauerstoff
64 Stickstoff
100

Dieses stimmt mit dem Gewichte des oxidirten Stickgases ziemlich gut überein; denn 39 Kubikzoll desselben wiegen ungefähr 21 Gran, in ihnen sind aber 20,8 Kubikzoll Sauerstoffgas, welche 8 Gran, und 41 Kubikzoll Stickgas, welche 12 Gran wiegen, enthalten.

Fourcroy et Vauquelin, Annales de Chimie XXI p. 199
Priestleys Beobachtungen über verschiedene Theile der Naturlehre. Th. 1, S. 270. — Dessen Versuche über verschiedene Gattungen der Luft. Th. 3, S. 124 u. f., u. 131 u. f.
D. Marc, über die Bereitung des Stickgases oder Stickstoffgases im Großen, in Crells Annalen, 1795, Bd. 1, S. 507.
Ueber die Bereitung des reinen Stickstoffgases, in Böckmanns Versuch über das Verhalten des Phosphors und verschiedener Gasarten. Erlangen, 1800, S. 39 u. f.

S. F. A. von Humboldt über die unterirdischen Gasarten. Braunschweig, 1799.
Ueber den Luftgehalt der Schwimmblase der Fische; Fourcroy, in Crells Annalen, 1790, Bd. 1, S. 175 u. f.
Fischer, über die Schwimmblase der Fische. Leipzig, 1795. Bradbelt und Lacepede, im allgemeinen Journal der Chemie, Bd. 1, S. 194, und Bd. 2, S. 506.
Davy, Researches concerning chiefly nitrous oxide. Lond., 1800.
Journ. de Phys. T. XLII. p. 323; übersetzt in Gren's neuem Journale der Physik, Bd. 1, S. 243 u. f.
Neues allgemeines Journal der Chemie, Bd. 5. S. 630 632; Bd. 6, S. 570.
S. L. Mitchill's Remarks on the gaseous oxid of azote and on the effect it produced etc. Newyork, 1795; übersetzt im Journal der Erfindungen, St. 20, S. 5.
Deimann, Troostwyk, Nieuwland, Bondt, Lauwerenburgh; in Gren's neuem Journale der Physik, Bd. 1. S. 343.
Klaproth und Wolff, chemisches Wörterbuch, Bd. 5, S. 94 u. f.

Stickhusten, Keichhusten, s. unter Husten der Menschen, Th. 27, S. 19 u. f.

Stickkunst, die Kunst mit der Nadel auf Leinen, Wolle oder Tuch, Seide, Sammet &c. mittelst der Gold- und Silberfäden, der Chenille, des gedreheten oder gezwirnten Garns, der Baumwolle, Wolle, Seide &c. &c. verschiedene Gegenstände nach der Zeichnung oder dem Muster zu sticken; s. den Art. Sticken und Stickerey, Th. 173, und oben Stickerey, das Register.

Sticklack, Stecklack, s. Gummilack, unter Lack, Th. 58, S. 354.

Stickluft, s. Stickgas.

Stickmuster, eine Zeichnung, nach welcher gestickt wird. Es ist entweder ein bloße mit Bleistift, schwarzer Kreide, Röthel &c. entworfene Zeichnung, die man auf Batist, Petinet, Tüll &c. heftet, überhaupt auf feines Leinen, Seide &c., oder es ist eine kolorirte, in lauter Qua-

drätchen eingetheilte Zeichnung, oder vielmehr ein Gemälde, welches man zur Tapisseriearbeit oder Tapetenstickerey auf Kannavas oder Gaze, die man in Seide und Baumwolle hat, gebraucht, indem man mit gefärbten wollenen Fäden oder bunter Wolle kolorirt stickt. S. den Art. Sticken und Stickerey, Th. 173, und oben, Stickerey (Tapeten-), S. 9. Stickmuster zu allen Teppichen oder Decken, Vorhängen, Vorsetzern, zu Arbeitsbeuteln, Hosenträgern, Serviettenbändern, Uhrbändern rc. in Tapisserie findet man in den Kunsthandlungen, oder vielmehr in den Tapisserie- und Sickmusterhandlungen großer Städte, in den geschmackvollsten Zeichnungen kolorirt, vorräthig. Auch findet man in diesen Handlungen den Kannavas oder die Gaze zum Sticken rc.

Stickmusterkolorist, s. den folgenden Artikel.

Stickmustermaler, Stickmusterkoloristen, werden diejenigen genannt, welche sich mit dem Koloriren der Stickmuster beschäftigen, die kleinen Quadrätchen, worein die Zeichnung gebracht worden, nach dem Vorbilde mit Farben in Licht und Schatten ausführen, wozu Gouache- oder Wasserfarben, mit Gummiwasser vermischt, gebraucht werden. Man kolorirt oder trägt die Farben mit feinen Haarpinseln auf, wozu man sich der vier ersten Nummern bedient, weil man damit gut ausreicht.

Stickmusterzeichner, s. Zeichner, unter Z.

Sticknadel, Stickernadeln, Nadeln, welche die Sticker und Stickerinnen zu ihrer Arbeit gebrauchen; s. unter Nadel, Th. 100, S. 445.

Stickrahmen, ein hölzerner, sehr bekannter Rahmen, in welchem man diejenigen Zeuge, welche gestickt werden sollen, ausspannt; s. den Art. Rahmen, Th. 120, S. 442.

Stickseide, gut gedrehete Seide in allen Farben, welche zum Sticken gebraucht wird.

Stickstoff, s. Stickgas.

Stickstoffgas, s. Stickgas.

Stickstoffoxid, s. daselbst.

Stickwerk, Stickwerke, gestickte Arbeiten, eine in allen Theilen ausgeführte Stickerey; besonders sagt man dieses von der Tapisseriearbeit, weil hierin große Musterblätter, als Landschaften, Genrestücke, historische Gegenstände, Thierstücke, Blumenstücke, Fruchtstücke, kurz ganze Gemälde ausgeführt werden, wie z. B. zu Kaminvorsetzern, Fußteppichen, Fenstervorsetzern, Tischdecken rc. rc. Man hat die interessantesten und schönsten Gemälde neuerer Kunst in Stickmuster zur Tapisseriearbeit gebracht, und diese erblickt man dann in farbiger oder bunter Wolle auf einer Tischdecke, einem Kaminvorsetzer, einem Fußteppiche vor dem Sopha rc.

Stickwolle, Wolle, welche zum Sticken oder zur Stickerey benutzt wird. Gut gedrehete Wolle in allen Farben zur Ausführung der Tapisseriearbeit.

Stickwurz, Stickwurzel, ein Name, sowohl der Zaunrübe, Brigonia (s. diese, unter Z.), als auch der Schwarzwurzel, des kletternden Nachtschattens, Solanum Dulcamara Linn., weil die unteren Volksklassen sie in Koliken und Mutterbeschwerden, worin man mit dem Ersticken bedrohet wird, zu gebrauchen pflegten, und sie auch noch in vielen Gegenden Deutschlands gebrauchen, auch in andern Ländern.

Stieben, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches von stauben und stäuben nur in der Mundart abweicht, doch mit dem Unterschiede, daß stauben und stäuben im Hochdeutschen nur von dem Staube, stieben aber von andern Körpern gebraucht wird. Man gebraucht es in doppelter Gestalt. 1. Als ein Neutrum oder Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte seyn, sich in Gestalt des Staubes, das ist, in dicker zahlreicher Menge schnell fortbewegen. Ein Haufe Menschen stiebt auseinander, wenn er plötzlich auseinander getrieben wird. Die Rebhühner stieben auf, wenn

sie plötzlich aufsteigen, auffliegen, das heißt, aufgestört werden, entweder durch den Hund, oder durch einen Schuß. Ich weiß nicht wo er gestoben oder geflogen ist, in der niederen Sprechart, wo er so plötzlich hingekommen ist. Er haut mit dem Degen oder der Zwinge des Stocks auf die Steine, daß die Funken stieben, daß die Funken fliegen, durch Stahl und Stein plötzlich hervorgebracht und in die Höhe fliegen. Die Funken stieben selbst schon auf Karthagens Zinnen (Lohenstein). 2. Als ein Aktivum oder thätiges Zeitwort, stieben machen. Einen Haufen Feinde auseinander stieben. Einen Trupp Vögel aufstieben. In dem alten Fragmente auf Karln den Großen bei dem Schilter heißt: Thie molten ufstieben, den Staub aufstäuben. Bei den Jägern stieben die Feldhühner, wenn sie ihren Koth fallen lassen.

Stieber, bei den Jägern, der Name einer Art kleiner Hunde, von dem thätigen Zeitworte stieben. S. Stäuber. In Bayern und in andern Deutschen Gegenden wird der Bovist, eine bekannte Art Schwämme, welcher eine Menge Staub stieben läßt, der Stieber oder Stäuber genannt.

Stief, ein für sich allein längst veraltetes Wort, welches nur in der Zusammensetzung mit gewissen Verwandtschaftsnamen üblich ist, Stiefvater, Stiefmutter, Stiefkind, Stieftochter, Stiefsohn, Stiefbruder, Stiefschwester, Stiefgeschwister, durch die zweite Heirath zugebrachte Personen zu bezeichnen, welche in manchen Fällen auch durch das Wort halb bezeichnet werden, Halbbruder, Halbschwester, Halbgeschwister, an einigen Orten auch Halbmutter, Alles im Gegensatze der vollbürtigen, leiblichen Personen dieser Art, welche in einigen Fällen auch durch das voll bezeichnet werden. Der Vollbruder, die Vollschwester, Vollgeschwi-

ster. S. weiter unten die mit Stief zusammengesetzten Wörter. Adelung macht zu diesem Worte in seinem großen Wörterbuche folgende Anmerkung. Dieses alte Wort lautet schon bei dem Raban Maurus stuph, im Schwabenspiegel stiuf, im Niedersächsischen steef, im Angelsächsischen steop, im Englischen step, im Schwedischen styf, bei den älteren Schweden stiup, und mit einem andern Suffixo stiugh. Da dieses alte Wort nie allein vorkommt, und sowohl im Deutschen von den ältesten Zeiten an, als auch in allen jetzt gedachten verwandten Sprachen nur in den oben angeführten Zusammensetzungen üblich ist, so bleibt dessen Abstammung noch ungewiß und dunkel, obgleich sich mehrere Begriffe mit Wahrscheinlichkeit angeben lassen, welche in demselben die herrschenden seyn können. Die vornehmsten Ableitungen dieses Worts sind folgende. 1. Sieht man es als eine Figur von steif an, und erklärt es durch hart, strenge, weil Stiefeltern sehr oft diese Eigenschaft gegen ihre Stiefkinder haben, daher auch Stiefmutter und stiefmütterlich noch in manchen Fällen für hart, lieblos gebraucht worden. Opitz sagt zu Gott: Hör auf und zeuch doch wieder ein dieß strenge Stiefgemüthe. Nach Gramm hat man daher in den mittlern Zeiten dieses Wort gern vermieden, und dafür in Schweden Fosterfader, Fostermoder, Fosterson etc. gesagt (vom Angelsächsischen foster, Nahrung, Schwedischen fostra, ernähren, erziehen), so wie die Engländer noch jetzt Father in law, Mother in law etc. brauchen. Diese Vermeidung soll aber nicht so allgemein seyn, als Gramm glaubt, und wenn stief in einigen, obgleich nur wenigen, Fällen den Begriff der Härte hat, so soll derselbe nur ein figürlicher und übergetragener Begriff seyn, der auf die meisten Zusammensetzungen, z. B. Stiefkinder, Stiefsohn nicht paßt, nicht zu gedenken, daß steif und stief, das Angelsächsische stef

und steop ꝛc. auch im Laute sehr verschieden sind. — Wächter leitet stief von dem Angelsächsischen stow, der Ort, her, und erklärt Stiefvater ꝛc., der an des Vaters Statt ist, ein Vice-Vater. — Dietrich von Stade leitet es von dem Zeitworte stiften, ordnen, verordnen, her, so daß Stiefvater ꝛc. ungefähr mit dem Englischen Father in law etc. gleichbedeutend seyn würde. — Frischens Ableitung hat einige Aehnlichkeit mit der zuletzt angeführten; er leitet es von dem Böhmischen Stipeni, Einpfropfung, stipiti, pflanzen, säen, ab; ihm bedeutet stief eine Person, welche der andern Hülfe, Beistand leistet; worin ihn die Zittauische Chronik bestätiget, wo die Kirchväter oder Kirchenvorsteher Stiefväter, und die Brautjungfern auf Hochzeiten der Braut Stiefschwestern heißen. Nach dem Junius, dessen Meinung auch Ihre beipflichtet, ist das Angelsächsische stepan, berauben, Asteple, Steopchild, eine Waise, das Stammwort. Stiefvater, Stiefmutter würde also ein Vater, eine Mutter eines oder mehrerer Waisen, und Stiefkind ein verwaisetes Kind bedeuten. Gesetzt aber, daß in jenem Stief ein Substantivum, in diesem aber ein Adjektivum seyn würde, so ist der Begriff zu allgemein und unbestimmt, und paßt auch nicht auf Stiefbruder, Stiefschwester ꝛc. Nach Adelung selbst soll stief etwas Unächtes bezeichnen, welches dem Aecht, Wahr und Völlig entgegengesetzt ist, obgleich sich bei dem hohen Alter dieses Worts, welches hauptsächlich daraus erhellt, daß es seit so vielen Jahrhunderten für sich allein, in fast allen bekannten Sprachen veraltet ist, dessen nächste Verwandten noch nicht haben auffinden lassen wollen. Auf ähnliche Art sey die Lateinische Endung — aster gebraucht worden, Poetaster etc., daher das Französische — atre und Italienische — astro, jaunatre, gelblich, selbst in den Verwandtschaftsnamen, welche man mit Stief — zu machen pflegt; die Stiefmutter, Fr.

Maratre, Ital. Madrastra, der Stiefvater, Ital. Padrastro, der Stiefbruder, die Stiefkinder, der Stiefschwager, Ital. Fratellastro, Filiastri, Suocerastro etc.

Stiefältern, s. Stiefeltern.

Stiefbruder, Halbbruder, halbbürtiger Bruder, ein durch die Heirath der Eltern zugebrachter Bruder, zum Unterschiede von einem leiblichen oder Vollbruder, s. Halbbruder, Th. 21, S. 262, und Stiefgeschwister.

Stiefel, Stiefelchen, ein Wort, welches 1) überhaupt einen hohlen, tiefen Raum, ein Gefäß, Behältniß, bedeutet haben mag; allein in dieser weiteren Bedeutung, einige wenige Fälle ausgenommen, veraltet ist. So wird noch diejenige Röhre an den Wasserkünsten, Spritzen, Luftpumpen &c., worin die Pumpenstange mit dem Kolben auf- und niedergeht, in so fern sie noch von der Steigeröhre verschieden ist, der Stiefel oder die Stiefelröhre genannt. In den Feuerspritzen ist der Stiefel, Fr. Barillet, bei den Messingarbeitern, eine messingene Röhre, die in einer Spritze angebracht wird, um darin, vermöge des Zuges, durch das angebrachte Ventil das Wasser einzuziehen, und wieder durch den Kessel und die Standröhre von sich zu spritzen. Sie wird von Messing gegossen, und nachher genau aufgedrehet. Der Stiefel wird senkrecht in dem Wasserkübel angebracht, und unterhalb oder unterwärts erhält er das Ventil, welches genau in die untere Oeffnung des Stiefels paßt, und darin eingelöthet wird, aber durch die Aushöhlung desselben, die durch einen Zapfen mit einer Scheibe ausgefüllt ist, und sich herauf uud hinabpressen läßt, wird das Wasser vermöge des Kerns oder des Zugs des Stiefels eingezogen. — Adelung macht zu diesem Stiefel die Bemerkung: daß die Figur sehr seltsam seyn müßte, wenn man bei der Benennung einer solchen Röhre keine nähere Aehnlichkeit als mit

einem Stiefel in der unten folgenden Bedeutung sollte haben finden können, daher soll dieses Wort ehemals eine jede weite Röhre bedeutet haben, welches auch schon aus der Redensart hervorgeht: seinen guten Stiefel trinken, das ist, wacker trinken können, welche Redensart doch nur auf das Trinkgeschirr gehen kann, welches einen weiten oder großen Raum hatte, viel enthielt. Man pflegt diese Redensart auch auf andere Fertigkeiten auszudehnen, die mit einem Gefäße weiter nichts gemein haben als: er kann seinen guten Stiefel laufen; er prediget seinen guten Stiefel weg; er arbeitet seinen guten Stiefel ꝛc. ꝛc.; allein auch hier möchte man es auf die Länge anwenden, auf einen gewissen Größemesser; denn so wird auch das Stiefeltrinken verstanden, nämlich in langen Zügen trinken, also Vollmaaß. — Bei dem Orgelbauer ist der Stiefel an den Schnarrwerken der Theil von der Pfeife, worin der Kopf mit dem Mundstücke steckt, und worauf der Körper der Pfeife steht, wodurch auch der Wind in das Rohrwerk getrieben wird. — Bei den Jägern ist der Stiefel so viel als Forkel, s. unter Jagdzeug, Th. 28. — 2) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung sind die Stiefel, Fr. Bottes, Bekleidungen der Füße, wo Schuhe und Strümpfe nur ein Stück ausmachen. Filzstiefel; lederne Stiefel, als Reitstiefel, Halbstiefel, steife Stiefel, Courierstiefel, Pelzstiefel, wenn sie mit Pelz gefüttert sind. S. den Art. Stiefel, unter Schuh, Th. 148, S. 684 u. f. — Bei der Tortur hatte man ehemals den Spanischen Stiefel, ein Werkzeug, welches die Waden zusammenpreßte; s. unter Tortur, in T. — In Hinsicht der Sprache heißt der Stiefel im Niedersächsischen Stevel, im Schwedischen Stöfwel, im Italienischen Stivale, im Französischen ehemals Stivelé, im mittleren Latein Stivale, Estivale, Aesti-

vale. Diese letzteren Schreibarten haben Viele verleitet, es von Aestivum abzuleiten, gleichsam als wenn der Stiefel eine Tracht gewesen, die man nur im Sommer getragen habe. Adelung ist aber der Meinung, daß diejenigen, welche es daher leiten wollen, nicht bedacht haben, daß sowohl die Lateinische, als die mit derselben verwandten Mundarten vielen mit einem Mitlaute anfangenden Wörtern ein müßiges a oder e vorzusetzen pflegen, wovon man viele Beispiele anführen könnte. Frisch leitet es von steif ab, als wenn es ursprünglich eine steife Bekleidung, ein steifes Ding bedeutet hätte. Wachter leitet es von dem Lateinischen Tibiale, Strumpf ꝛc., her. Nach Adelung soll es ursprünglich eine allgemeine Benennung eines tiefen weiten hohlen Raumes gewesen seyn, zumal da in anderen Benennungen der Stiefel eben derselbe Begriff herrscht. Daher das Schwedische Bota, Franz. Botte, Span. Bota, Engl. Boote, im mittleren Latein Bota, ein Stiefel, welches zu unserem Bottich, Butte gehören soll. Dasselbe gelte auch von Hose in seiner alten Bedeutung. Dieses Wort soll der Regel nach, wie andere männliche auf el in der Mehrheit die Stiefel haben; allein im Hochdeutschen sagt man gemeiniglich, obgleich unrichtig, die Stiefeln, als wenn es weiblichen Geschlechts wäre. — Man scheint bei diesem Worte, da doch darin Stief die Hauptsylbe bildet, eben so im Dunkeln zu tappen, als bei den andern Zusammensetzungen mit Stief, besonders bei den Verwandtschaftsnamen, da doch sowohl hier, als wie bei Stief in Stiefel, dieselbe Bedeutung und Ableitung Statt finden müßte. Bei diesem Letzteren bedeutet es jedoch eine etwas lange und weite Röhre, welches auch auf ein Trinkgeschirr angewendet werden kann, z. B. einen Krug, ein Bierglas ꝛc., dieses hat aber gar keine Bedeutung auf die Verwandtschaftsnamen Stiefeltern, Stiefbruder, Stiefschwester, Stiefkind ꝛc.;

denn hier kann Stief doch keine Röhre, keinen hohlen Raum bedeuten, weil solches hierauf gar nicht paßt, gar keine Anwendung findet. Nach Adelung gehören bei Stiefel auch das mittlere Lateinische Estiva, und unser Stauff, Stübchen, und ohne Zischlaut auch tief zur Verwandtschaft, so wie auch noch das Oberdeutsche Stauf ein weites und großes Trinkgeschirr andeutet oder bezeichnet; allein alle diese Bezeichnungen passen nicht auf Stief bei der Zusammensetzung mit Eltern, Kindern, Söhnen, Töchtern rc., also muß Stief eine ganz andere Bedeutung gehabt haben.

Stiefel (Bauer=), Stiefel von gewöhnlichem Leder, welche bis über die Wade, also bis beinahe zum Knie gehen, oben rund abgeschnitten und eingefaßt, auch nicht eingefaßt sind, und geschmiert werden, da sie der Landmann bei seiner Arbeit auf dem Felde anzieht; s. auch Stiefel (Schmier=).

—, eine Conchylie, das stiefelförmige Korallenrohr, die Stiefelauster, Holl. Bootsbell. Man findet diese Art der Serpulen oder Wurmgehäuse an Korallenklippen oder zwischen Korallen sitzen. Es hat eine braune Farbe, ist gestreift, sitzt an der einen Seite fest an, und ist verschlossen. Seinen Namen hat es seiner Gestalt zu verdanken, die einem Stiefel ähnlich ist.

— (Corduan=), Stiefel, welche man von Corduan, einem weichen feinen Leder, welches aus Bock=, Ziegen= oder Schaffellen bereitet wird, und fast in allen Hauptfarben zu haben ist, verfertiget. Es dient vorzüglich zu den Halbstiefeln der Damen. Der schwarze wurde ehemals auch zu den Galanterie=Stiefeln der Herren, besonders der Husarenofficier auf Bällen rc. angewendet.

— (Courier=), große steife Stiefel, welche bis über das Knie, ja bis zum halben Schenkel hinauf reichen, und wegen der Biegung des Knies in der Kniekehle ei=

nen großen Ausschnitt haben, so, daß die beiden dadurch entstandenen Enden gleichsam zwei Flügel bilden, die hinter den Schenkeln wegstehen, so daß man von der Kniekehle aus die Lende oder den Schenkel sieht, so daß der Ausschnitt jedes Stiefels ein Lateinisches U bildet. Diese Stiefel werden nicht bloß von Courieren, sondern auch von Stallmeistern, Bereitern, Feldjägern, Studenten, Postillionen ꝛc. getragen, sie unterscheiden sich von den schweren Reiterstiefeln, oder Kürassierstiefeln dadurch, daß die Letztern aufgenähete Stulpen haben, die unter dem Knie angehen oder aufgenähet worden; auch sind die schweren Reiterstiefel nicht so weit und steif, als die Courierstiefel. In einigen Armeen tragen die Officiere der Kürassierregimenter den Courierstiefeln ähnliche Stiefel ohne Stulpen, bei andern haben sie auch Stulpen, wie die der Gemeinen, nur haben sie eine bessere Façon, wie z. B. bei den Kürassieren der Französischen Armee unter Napoleon. In mehreren Armeen tragen die schweren Reiter kurze Stiefel, und die Beinkleider darüber, welche innerhalb der Schenkel, wo sie den Sattel und das Pferd berühren, mit Leder besetzt sind. Die Courierstiefel werden auch Kanonen genannt. S. auch unter Schuh, Th. 148, S. 659, 685 u. f., und 715 u. f.

Stiefel (Dreiviertel=), werden diejenigen Stiefel genannt, welche bis unter die Wade gehen, wo dann der Ausschnitt anfängt, der sich nach vornhin bis unter das Knie, in zwei Spitzen endiget, wie die Husaren= und Ungarischen Stiefel. Man nennt sie darum Dreiviertelstiefel, um sie von den Halbstiefeln oder Schnürstiefeln zu unterscheiden.

— (Filz=), s. unter Schuh, Th. 148, S. 704, und unter Filz, Th. 13, S. 350.

— (Fischbein=), s. unter Schuh, Th. 148, S. 697.

— (Fischotterfell=), s. Stiefel (Seehundsfell=).

— (Frauen=), kleine Halbstiefel, welche vorn auf

dem Spanne geschnürt, und mit einer Schleife befestiget werden. Man hat sie von Leder und verschiedenen Zeugen. Man nennt sie auch Schnürstiefel. S. unter Schuh, Th. 148, S. 682 u. f.

Stiefel (Galanterie=), eine Benennung der feinen Herrenstiefel, welche aus Corduan, Saffian oder Marokkanischem Leder (Maroquin) gemacht werden. Jetzt aber außer der Mode gekommen sind, da man die langen Beinkleider trägt.

— (geflochtene), s. den folgenden Artikel.

— (gestrickte), s. unter Schuh, Th. 148, S. 706. Man kann diese Stiefel zum Ueberziehen über andere gebrauchen. Diesen ähnliche kann man auch flechten, und innerhalb die Troddeln der Wolle hängen lassen, weil sie dann wärmer sind; s. Stiefel (Reise=).

— (gewichste), zum Unterschiede von den Schmierstiefeln, Stiefel, welche mit einer Wichse, bestehe dieselbe nun aus Terpentinöl, Wachs und Kienruß, oder aus andern Ingredienzien, gleichviel wie sie bereitet worden, gewichst oder blank gemacht werden; s. unter Schuh, Th. 148, S. 716 u. f., und 718 u. f.

— (Halb=), Schnürstiefel, Stiefel, welche bis über die Knöchel (ungefähr 2 bis 3 Zoll) gehen, und von dem Spanne an bis oben herauf mit einer schwarzen Schnur oder mit schwarzem geköperten schmalen Bande geschnürt und durch eine Schleife befestiget werden. Man verfertiget sie aus Kalb=, auch aus Roßleder. Ehemals trug man sie sowohl zu kurzen Beinkleidern, als auch zu langen, knapp anliegenden, wo sie dann darüber gezogen und geschnürt wurden. Bei den kurzen Beinkleidern wurden sie über die Strümpfe geschnürt; jetzt trägt man sie unter den langen Beinkleidern. Auch die Stiefel, welche bis unter die Wade gehen, sowohl steife, als schlaffe Stiefel, werden Halbstiefel genannt.

— (Husaren=), s. Stiefel (Ungarische).

Stiefel (Jagd-), s. unter Schuh, Th. 148, S. 693, 697 und 706. Hierher gehören auch die Wasserstiefel, welche von wasserdichtem Leder gemacht werden, und bei der Wasserjagd, überhaupt im Wasser nützen; s. Stiefel (Wasser-).

— (Juften=), besonders zur Jagd, s. unter Schuh, Th. 148, S. 706.

— (kalblederne), Stiefel, welche aus Kalbleder verfertiget werden, und die man wegen der Weiche des Leders gern trägt; s. unter Schuh, Th. 148. Von Stiefelschäften aus Engländischem Kalbleder, s. Th. 68, S. 223.

— (Kamaschen=), s. Stiefel (Pantalon-). Man hat auch eine Art Stiefeletten von Leder, sowohl steife, als schlaffe, welche man füglich Kamaschenstiefel nennen könnte; denn dieses sind Kamaschen oder Stiefeletten mit Schuhen. Das Ganze bildet daher einen Stiefel, dessen Schaft von dem Schuhe aufwärts zugeknöpft wird, da sich auf der rechten Seite des Fußes von der einen Seite Knopflöcher im Leder und auf der andern Knöpfe von Leder, auch von Metall befinden; auch befinden sich wohl zu beiden Seiten Knopflöcher, wodurch dann ein dünner Riemen schlangenweise gezogen, und oben durch eine Schnalle befestigt wird. S. auch unter Schuh, Th. 148, S. 698 u. f., und S. 703 u. f.

— (Kinder-), kleine lederne Stiefel von Roß-, auch von Kalbleder, welche gleich den großen in verschiedener Façon gearbeitet werden, sowohl steif, als schlaff, nachdem es gewünscht wird. Auch von Saffian und Corduan macht man dergleichen Stiefel.

— (Klappen-), Stiefel mit einer gelben Klappe oder mit gelben Klappen, welche entweder an die Stiefel genähet sind, oder für sich bestehen und über die Stiefel gezogen werden. Ist das letztere der Fall, so besteht der Stiefelschaft gewöhnlich aus zwei Nähten;

es sind dann Ungarische Stiefel, die man sowohl ohne, als mit Klappen tragen kann, da die Klappen gleichfalls zwei Nähte haben, und so über die Stiefel nach den Stiefelnähten gezogen werden; damit sie nicht herabrutschen, so ist oben, innerhalb der Klappe, von steifem Leder ein kleiner Zapfen angenähet, der in den Stiefel geht, und ihn mit der Klappe zusammenhält oder befestiget. Ist die Klappe an den Stiefel angenähet, so hat derselbe nur eine Naht, auch die Klappe. Der Stiefel geht dann bis an das Knie, ist aber rund herum abgeschnitten, das heißt, der Schaft ist oben gleich rund, und so wird die Klappe mit einem breiten umgebogenen Rand daran genähet. Bei diesen Klappenstiefeln, welche zu den schlaffen Stiefeln aus Kalbleder gehören, ist die Klappe nicht so lang, als bei den steifen Stiefeln, worüber die Klappe gezogen wird; auch wird der schlaffe Stiefel, als Wadenstiefel, um ihn auf der Wade festzuhalten, damit er nicht herabfällt, mit einer Schnalle befestiget, die sich hinten am Stiefel befindet. Durch diese Schnalle wird der Stiefel mittelst eines kleinen Riemen dicht an der Wade angeschlossen, so daß er nicht herabfallen kann. S. auch unter Schuh, Th. 148, S. 707 u. f.

Stiefel, (kurze), s. Stiefel (Pantalon-).

— (Kürassier-), s. Stiefel (Reiter-).

— (Luftpumpen-), s. oben, unter Stiefel, S. 36, und unter Luftpumpe, Th. 81.

— von Marokkanischem Leder, Maroquin-Stiefel, Saffianstiefel, leichte Stiefel, welche aus Saffian gemacht und hauptsächlich von den Morgenländern den Türken, Arabern rc., auch von den daselbst wohnenden Christen und Juden getragen werden. Auch dieses Leder wird, wie der Corduan, aus Bock-, Ziegen- oder Schaffellen bereitet, nur ist die Gerbung verschieden. Man trägt sie in rother und gelber Farbe am meisten. Auch in Deutschland werden sie als Hausstiefel getragen.

Stiefel (Maroquin-), s. den vorhergehenden Artikel.

—, beim Orgelbauer, s. oben, unter Stifel, S. 37.

— (Pantalon-), Kamaschenstiefel, kurze Stiefel, Stiefel, deren Schäfte nur ganz kurz sind, wie die Schnürstiefel, nur 3 bis 4 Zoll über die Knöchel hinwegragen und worüber die weiten Beinkleider getragen werden; auch kann man weite leinene oder auch Tuchkamaschen darüber ziehen oder darüber knöpfen. Wenn die Beinkleider nicht sehr weit sind, so wird der kurze und schlaffe Stiefelschaft darunter mit einem dünnen ledernen Riemen dicht an das Bein gebunden, das heißt, er wird, so weit es gehen will, zusammengelegt, und der Riemen, wenn eine Schnalle daran ist, mehrere Male herumgewunden, und dann durch die Schnalle befestiget; sonst kann man ihn auch vermittelst einer Schleife zusammenziehen; auch kann man Bindfaden dazu gebrauchen. Das Festbinden geschieht darum, damit der Schaft durch die Beinkleider nicht sichtbar wird; denn wenn diese zu dicht an dem Stiefel anliegen, so tritt der Schaft, wenn er nicht fest um das Bein befestiget wird, hervor, und die Beinkleider stehen unten ab; bei sehr weiten Beinkleidern ist dieses nicht der Fall, daher braucht auch hier der Schaft nicht befestiget zu werden. Bei diesen Stiefeln braucht der Schaft nur ganz roh zu seyn, da er gar nicht sichtbar wird, weil ihn die Beinkleider ganz bedecken; auch nimmt man dazu nur gewöhnliches Leder. S. auch unter Schuh, Th. 148, S. 659 u. f., und S. 685, 714, 715.

— (Pelz-), s. oben, unter Stiefel, S. 37. Hierher rechnet man alle Stiefel, welche inwendig oder innerhalb mit Pelzwerk gefüttert worden; s. Stiefel (Winter-).

— (Reise-) werden die aus Wolle geflochtenen Stiefel genannt, die man besonders im Winter über andere leichte Stiefel, Schuhe, Pantoffelschuhe rc. zieht, um

im Wagen auf der Reise einen warmen Fuß zu behalten; s. Stiefel (Winter-).

Stiefel (Reit-), Reiterstiefel, schwere Reiterstiefel, Kürassierstiefel, Stulpenstiefel, steife Stiefel, s. unter Schuh, Th. 148, S. 685, 686 u. f., und 693 u. f.; auch den Art. Stiefel (Courier-). Um einen deutlichen Begriff von einem Reiter- und einem Courierstiefel zu erhalten, so geben die beiden Figuren 9015 und 9016 eine sinnliche Darstellung dieser Stiefel.

— (Reiter-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Ritter-), eine Art schlaffer Reitstiefel, welche in Falten herabhingen, aber große Stulpen von verschiedener Gestalt hatten, die mitunter ein Franzenbesatz zierte. Fig. 9017 und 9018 zeigen dergleichen Stulpenstiefel aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte. Bei diesen Stiefeln findet man, außer den Beinen, den übrigen Körper geharnischt.

— von Rennthierhäuten, welche auswendig und inwendig rauch sind; s. unter Schuh, Th. 148, S. 704 u. f.

— (roßlederne), Stiefel, welche von gegerbtem Roßleder verfertigt worden; s. unter Schuh, Th. 148, Leder, Th. 68, und Roßleder, Th. 127, S. 332.

— (Saffian-), Stiefel von Marokkanischem Leder; s. diesen Artikel.

— (Sammet-), Stiefel, die aus Sammet angefertiget worden, wo der Schaft aus Sammet besteht, auch wohl das Fußblatt, das Uebrige ist aber Leder. Man trug sie, der Leichtigkeit und des schönen Ansehens wegen. Sie waren innerhalb mit Pelz gefüttert, auch wohl wattirt. S. auch unter Schuh, Th. 148, S. 685.

— (schlaffe), Schlappstiefel, Stiefel, welche gleichsam herabhangen, nicht fest am Fuße ansitzen, oder vielmehr, deren Schäfte nicht steif, von keinem harten Leder, sondern von weichem oder von sonst einer Materie

gemacht worden, die sehr biegsam, gleichsam elastisch ist. Zu den schlaffen Stiefeln gehören: die Klappenstiefel, woran die gelbe Klappe genähet worden, die Wadenstiefel, die schlaffen Winterstiefel von Kalbleder, die Ritterstiefel, die verschiedenen kurzen Stiefel nach Engländischer und Französischer Art, die Gemsen- und Rehlederne Stiefel, die gestrickten und geflochtenen Stiefel, die Sammetstiefel, die schlaffen Stiefeletten ꝛc. ꝛc.; s. unter Schuh, Th. 148, S. 685, und S. 701 u. f.

Stiefel (Schlapp-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Schmier-), Bauerstiefel, Stiefel von gewöhnlichem Leder, deren Schäfte grobnarbig sind, aber doch haltbar und wasserdicht; sie werden, um sie weich zu erhalten, mit Fischthran oder sonst einem fetten Oele zum öfteren eingeschmiert, wodurch auch besser jede Nässe abgehalten wird, die, obgleich sie wasserdicht sind, doch leicht mit der Zeit bei der Abnutzung des Leders eindringen könnte. Man zerläßt auch Rinds- und Hammeltalg und schmiert sie damit ein. Geschwärzt werden sie mit Kienruß, welches man in Kornbranntwein zergehen läßt und sie damit vor dem Einschmieren überstreicht. S. auch oben, Stiefel (Bauer-).

— (Schnür-), Stiefel, welche nur bis über die Knöchel (ungefähr 2 bis 3 Zoll) gehen, in der Mitte vom Spanne herauf aufgeschnitten oder geöffnet, und zu beiden Seiten der Oeffnung und oben mit Band eingefaßt sind; dann zu beiden Seiten Schnürlöcher haben, wodurch Schnur oder Band kreuzweis gezogen und oben durch eine Schleife befestiget wird. S. den Art. Siefel (Halb-), und unter Schuh, Th. 148, S. 685, 707, 714 u. f.

—, von Seehundsfellen, welche überall, auswendig und inwendig, auch im Fuße; rauch sind; s. unter Schuh, Th. 148, S. 705.

— (Spanischer), s. oben, unter Stiefel, S. 37.

Stiefel (Spritzen-), s. oben, S. 36.

— (steife), s. Stiefel (Reit-). Zu den steifen Stiefeln gehören die Courierstiefel, die Stulpen- oder Reiterstiefel, die Ungarischen oder zweinähtigen Stiefel, und verschiedene andere kürzere Stiefel, welche steif stehen, die Filzstiefel, Fischbeinstiefel, steifen Stiefeletten 2c. 2c. S. diese Arten von Stefeln, unter Schuh, Th. 148.

— (Stolpen-), s. den folgenden Artikel.

— (Stulpen-), Stülpenstiefel, Stolpenstiefel, Stiefel mit einer Stulpe oder einer Haube (halben Stulpe, die auf den Stiefel aufgenähet oder aufgesteppt worden. S. Stiefel (Reit-), oben, S. 45.

— (Türkische), s. Stiefel von Marokkanischem Leder.

— (Ungarische), zweinähtige Stiefel, Husarenstiefel; man kann sie theils als schlaffe, theils als steife oder straffe Stiefel betrachten. Diejenigen zweinähtigen Stiefel, welche hoch hinaufgehen, u. sehr steife Schäfte haben, gehören zu den steifen Stiefeln, und diejenigen, welche bis unter die Wade gehen, und sich unten mehr in Falten legen, das heißt, die sich leichter herabschieben lassen und deren Schäfte von einem weichen und feinen Leder sind, gehören zu den schlaffen Stiefeln oder werden dazu gerechnet, weil Alles bei den Stiefeln, um sie zu einer der beiden Arten zu rechnen, auf den Schaft ankommt, ob derselbe steif, wenig biegsam, oder schlaff und sehr biegsam ist. S. auch unter Schuh, Th. 148, S. 685, 703, 707 und 717 u. f.

— (Wasser-), Stiefel, welche sowohl von den Fischern und Schiffern, als auch von den Jägern bei der Wasserjagd getragen werden; s. unter Schuh, Th. 148, S. 732. Von tüchtigen Wasserstiefeln, als einem Theile des Feuergeräths; s. unter Feuer-Anstalten, Th. 13, S. 78.

Stiefel, an der Wassermaschine, s. oben, unter Stiefel, S. 36.

— (Winter-), Stiefel, welche man wegen ihrer Wärme, die sie dem Fuß mittheilen, weil sie theils gefüttert, theils auch aus Haaren, Wolle ꝛc. bestehen, nur im Winter, sowohl im Zimmer, als auch auf Reisen ꝛc. trägt. Zu den Winterstiefeln gehören die Pelzstiefel, die verschiedenen Stiefel von Seehundsfellen, Rennthierhäuten ꝛc., die schlaffen Winterstiefel von Kalbsleder, mit Molton, gekörpertem Flanell ꝛc. gefüttert, die gestrickten, geflochtenen ꝛc. Stiefel, kurz alle Stiefel, welche entweder eine rauche innere Seite, welche dem Leder gelassen worden, haben, oder die mit irgend einem warmen Zeuge, entweder Pelz, Molton, Flanell ꝛc. inwendig besetzt worden. S. auch unter Schuh, Th. 148, an verschiedenen Stellen.

— (zweinähtige), Ungarische Stiefel, s. den letzten Artikel, oben, im Register.

Stiefelanzieher, Stiefelaufzieher, Stiefelhaken, ein Instrument von Eisen oder Stahl, die Stiefel damit anzuziehen, sie auf den Fuß zu bringen. Diese Stiefelanzieher sind ihrer Form nach verschieden, aber in Absicht ihrer Leistungen sich gleich. Die Form beruhet auf Zierlichkeit und Bequemlichkeit. Die Leistung bestehet darin, daß ein Paar Haken, mit welchen man in die Stiefelaufzieher, welche zu beiden Seiten eines Stiefels angenähet sind, eingreift oder einhakt, die Stiefel auf- oder anziehet. Gewöhnliche Stiefelanzieher sind von Eisen, und haben oben einen Griff, wie Fig. 9019 zeigt. Die feineren oder zierlicheren sind von Stahl, und können, gleich den Pfropfenziehern, zusammengelegt werden, so daß man sie bequem bei sich tragen kann, wie Fig. 9020 zeigt. — In England hat ein gewisser Jeck (Mech. mag. Jany 27, 1835, p. 254) eine Maschine erfunden, um das Aus- und Anziehen der Stiefel zu bewirken. Fig. 9021 zeigt

diese Erfindung. **A A** sind Stangen, die an die Platte **B** befestiget sind; **C** ist eine Handhabe an der Spitze der Stange **D**; **E** ist ein Instrument, das an die Stange **A** befestiget ist, um Stiefel auszuziehen; **F** sind Haken, welche in die Strippen gesteckt werden. Das Aus- und Anziehen der Stiefel geschieht nun nach folgender Vorschrift: Nachdem die Stiefel an dem Gestelle befestiget sind, und die Hände auf den Handhaben ruhen, muß man die Zehen niederwärts in den Obertheil des Stiefels halten, und indem man den Körper auf diesen Schenkel neigt, wird der Stiefel angezogen. Sollte der Stiefel sehr enge seyn, so darf man nur zu gleicher Zeit die Handhaben aufwärts ziehen, während der andere Fuß auf dem Boden des Gestelles ruht, um die Operation mit desto größerer Leichtigkeit zu vollziehen. Die Stiefel müssen so hoch gehangen werden, als es für die Größe des Besitzers paßt, in jedem Falle aber hoch genug, um nicht auf dem Boden des Gestelles aufzustoßen. Beim Ausziehen werden die Hände eben so wie vorher gebraucht; das an jeder Seite der Vorrichtung angebrachte Instrument ist so eingerichtet, daß der Stiefel leicht durch Erhebung des Schenkels ausgezogen werden kann, ohne daß Jemand nöthig hat, auf die Zehen zu treten.

Stiefelauster, s. Stiefel, ein Conchylie.

Stiefelband, Stiefelstrippe, Fr. Tire-botte, diejenigen Bänder, welche oben innerhalb des Stiefels zu beiden Seiten gleich einer Oese oder einer Schleife angenähet oder angesteppt werden, um durch solche die Stiefel entweder mit den Stiefelanziehern, oder mit den Fingern anzuziehen oder auf das Bein zu bringen. Bei gewöhnlichen Stiefeln sind sie von Leder, nur bei den eleganten und feinen Stiefeln von Köperband, welcher eigends dazu gemacht wird, weil er eine gewisse Breite haben muß. Man theilt nämlich $\frac{3}{8}$ Ellen Band in zwei Stücke, und legt jedes dieser Stücke so zusammen, daß

es ein Oese wird, das heißt, man legt es so zusammen, daß beide Enden des Stücks sich berühren, und also dadurch die Oese bilden, wodurch man den Mittelfinger beider Hände an jeder Seite des Stiefels stecken, und so denselben auf den Fuß ziehen kann. Diese Oesen werden nun im Innern des Stiefels zu beiden Seiten angenähet oder angesteppt, wie oben angeführt worden. $\frac{3}{4}$ Ellen Band geben daher vier Oesen zu beiden Stiefeln. — Stiefelband heißt ferner auch derjenige schwarzseidene, auch schwarzwollene Band, womit die Schnürstiefeln eingefaßt werden, auch die Halbstiefeln; ferner auch das Band, womit man die Schnürstiefeln zuschnürt, welches also kreuzweis durch die Schnürlöcher gezogen und oben mit einer Schleife auf dem Stiefel befestiget wird. Man nimmt auch seidenes Rundschnur dazu. An die gewöhnlichen Stiefel der Landleute werden auch Stiefelstrippen zum Anziehen genähet, welches ein in dünne Streifen geschnittener Riemen ist, von dem die Streifen $\frac{1}{4}$ Elle lang sind, so daß man sie bequem um den Finger wickeln kann, wenn man den Stiefel auf den Fuß ziehen will. Ein solcher Riemen besteht aus drei bis vier Streifen oder Strippen, die bis ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll des Riemens herab aufgeschnitten sind, das untere Ende des Riemens wird nun an den Stiefel genähet.

Stiefelblock, beim Stiefel- oder Schuhmacher, eine hölzerne Form oder eigentlich ein hölzernes Bein mit dem Fuße, wodurch den Schäften der angefertigten Stiefel, eine passende und ansehnlichere Gestalt gegeben wird. Die ganze Form oder das Bein besteht aus drei Theilen, aus dem Schienbeinstücke, mit dem Oberfuße oder Vorderfuße, aus dem Wadenstücke oder Hinterbeine, mit dem Hinterfuße, Hacken, und aus dem Mittelstücke, welches einen Keil vorstellt, der zwischen die beiden Hauptstücke herabgepreßt oder geschlagen wird, so daß sich das Leder des Schaftes nach diesem Blocke

ausdehnt, gleichsam dessen Form annimmt. Der Fuß ist mit einem Gelenke an das Schienbeinstück befestiget, so daß man ihn bequem in dem Schafte herab und in den Stiefelfuß bringen kann; auf diese Weise ist der ganze Stiefel ausgefüllt. Gemeiniglich dient ein solcher Block nur dazu, damit der Stiefel, wenn er eine Zeitlang nicht getragen wird, nicht so sehr zusammen sinken oder fallen kann, sondern seine Form behält. Auch dient dieser Block dazu, die großen Kanonen-, Reiter- und andere dergleichen steife Stiefel zu wichsen, besonders mit der Terpentinwichse, auch Wachswichse genannt, weil diese Wichse viele Anstrengung der Kräfte erfordert, um sie mit dem Polirholze auf dem Schafte zu vertreiben, und dann mit den Bürsten glänzend zu machen. S. auch unter Schuh, Th. 148, S. 690 u. f.

Stiefelbrett, Richtleisten, Schaftleisten, beim Stiefel- oder Schuhmacher, um den Stiefelschäften eine Form zu geben; s. auch Schaftleisten, Th. 139, S. 655. Dieser Schaftleisten kommt mit dem Stiefelblocke überein; s. den vorhergehenden Artikel.

Stiefeletten, eine Fußbekleidung, hauptsächlich der Soldaten, die jetzt aber auch unter dem Namen der Kamaschen oder Gamaschen, Reitstrümpfe, Fr. Guêtres, von Männern und Frauen der gebildeten Welt, jedoch in einem kleinern Maaßstabe, zur Abwehr des Staubes getragen werden, und solches sowohl von Leinen, als auch von Tuch. Bei den Soldaten werden sie da, wo sie noch gebräuchlich sind, entweder von Zwillich oder Leinwand, oder schwarzem Tuche gemacht. Sie sind nach dem Fuße zugeschnitten und so eingerichtet, daß sie vorn mit einem Zwickel über die zugebundenen Schuhe gehen, und solche bedecken, auch hinten gut auf das Hinterleder des Schuhes passen, und anschließen; sie werden mit einer unten angenäheten Strippe über

den Schuh gezogen, und an den äußeren Seiten mit Knöpfen zugeknöpft. Man hat steife und schlaffe Stiefeletten; s. unter Schuh, Th. 148, S. 698 u. f., und S. 703 u. f. Die Stiefeletten der Herren und Damen gehen nur bis unter die Wade und werden von verschiedenen Zeugen: von Nanquin, feinem Drillich rc. im Sommer, im Winter von feinem Tuche, Caschemir rc. getragen. Auch trägt man sie mit Pelz, Flanell oder sonst einem Zeuge gefüttert. Die Knöpfe, womit sie an der Seite zugeknöpft werden, sind von demselben Zeuge, als die Kamaschen, unten werden sie mit einer Schnalle befestiget, die unter den Knöpfen sitzt, und wozu der Riemen an der andern Seite angenähet ist, und so unter den Fuß durchgezogen wird, um ihn mit der Schnalle zu vereinigen. Das Urtheil über die Stiefeletten der Soldaten, s. Th. 52, S. 631, 637 u. f., 641 und 648.

Stiefelettennadel, beim Nadler, starke Nadeln, Stecknadeln, mit einem ziemlich starken Kopfe, und auch von ziemlicher Länge. Sie haben den Namen daher erhalten, weil sie zum Zustecken der Stiefeletten von dem Militair gebraucht worden und noch werden.

Stiefelfußblatt, beim Schuhmacher, das zugeschnittene Oberleder des Fußes zu einem Stiefel nach dem zum Fuße passenden Leisten. Hat der Leisten nicht die erforderliche Dicke im Spanne, wie es selten der Fall ist, so legt man einige Stückchen Leder auf, und vergrößert ihn hierdurch. Beim Zuschneiden des Blattes muß auf die Sohle Rücksicht genommen werden, da der Schuhmacher oder vielmehr Stiefelmacher beim Maaßnehmen den ganzen Umfang des Unterfußes, sowohl im Spanne, als im Ballen ausgemessen hat, so muß auch dieses Maaß in das Oberblatt und in die Sohle vertheilt werden. Er mißt daher unter dem Leisten sowohl an dem Hacken, als auch in der Mitte die Breite der Sohle ab, zieht diese Breite von dem im Spanne und

in den Ballen genommenen Maaße ab, und nach dem Ueberreste schneidet er das Oberblatt des Schuhes zu. Das Blatt muß aber etwas breiter zugeschnitten werden, als der gedachte Ueberrest des Maaßes mit sich bringt, weil der Schuh mit der Brandsohle zusammengenähet werden, und zugleich über den Obertheil des Leistens etwas herüber ragen muß. Ein Muster leitet ihn beim Zuschneiden eben so, wie bei dem Schafte, und das Leder liegt hier, so wie dort, doppelt. S. auch unter Schuh, Th. 148, S. 687 u. f.

Stiefelhaube, beim Schuh- und Stiefelmacher, eine sogenannte halbe Stulpe auf den Stiefeln der schweren Reiter oder Kürassier; s. unter Schuh, Th. 148, S. 693 u. f.

Stiefelholz, beim Fischer, ein Holz zu beiden Seiten der Mündung des Schleppsacks, um die Mündung desselben zu steifen, das ist, steif und offen zu erhalten. — Beim Schuhmacher führt das Polirholz, womit die Wachswichse auf den Courier- und Reiterstiefeln vertrieben wird, den Namen Stiefelholz; s. unter Schuh, Th. 148, S. 716 u. f. Auch dem Stiefelblock giebt man diesen Namen.

Stiefelkappe, s. Stiefelstulpe.

Stiefelklappen, die gelben Klappen, welche auf den Stiefeln getragen werden, und die sowohl lackirt, als auch ohne Lack vorkommen; s. unter Schuh, Th. 148, S. 707 u. f.

Stiefelknecht, ein hölzernes Werkzeug, sich mittelst desselben die Stiefel vom Fuße herabzuziehen. Es ist ein auf einem Fuße, welcher die Form eines kleinen starken Brettes hat, ruhendes starkes Brett in der Gestalt einer Gabel mit zwei Zinken, das heißt, es hat vorn einen Ausschnitt, der so tief in das Brett hineingeht, daß der Hintertheil des Fußes genau hineinpaßt, jedoch so, daß er sich etwas klemmt, wodurch das Herabziehen des Stiefels bewirkt wird, indem man mit dem andern Fuße

auf den Hintertheil des Stiefelknechtes tritt, und diesen festhält; man macht sie auch so, daß sie in der Mitte zusammengelegt werden können, und das Gewinde zugleich den Fuß macht, worauf er etwas erhaben von der Erde steht. Auch macht man ihn, daß der eine Zinken so weit verlängert ist, als der Fuß eines Mannes geht, das heißt, bis zur Spitze desselben, jedoch nicht ganz so weit, und hier bildet er gleichsam einen Haken, so daß beim Einsetzen des Fußes in den Stiefelknecht, man die Spitze unter den Haken bringt, und der Fuß mit dem Stiefel also nicht herausrutschen kann, sondern der Letztere so lange festgehalten wird, bis der Fuß heraus ist. Fig. 9021 zeigt einen neuen Stiefelauszieher. Man hat die Stiefelknechte von gewöhnlichem Holze ungebeizt und gebeizt, auch von Eichen-, Birken- und andern Hölzern, und gebeizt und polirt, welches auf den Liebhaber ankommt.

Stiefelkolben, in der Wasserkunst, ein Kolben, der nicht lederne Scheiben, sondern nur eine Stulpe hat. Sie gehen leichter als die Pumpenkolben mit den ledernen Scheiben, weil jene nur mit der Schärfe des ledernen Ringes an dem Pumpenstocke anliegt, besonders wenn das Kolbenloch sehr weit ist, und das Wasser geschwinde durchgehen kann, sie auch viel Wasser heben. Eine Art dergleichen Kolben mit einer Stulpe oder Ring macht man eben so, nur mit dem Unterschiede, daß man den ledernen Ring oben um den Kolben legt, und ½ bis 1 Zoll über die Oberfläche desselben hervorgehen läßt. S. auch unter Kunstgezeug, Th. 55, S. 260. — Auch das mit Haaren ausgestopfte und mit Schafleder überzogene kleine Polster, welches an der Seite der Stiefelstulpen, wo das Knie liegt, festgenähet wird, damit dieses desto weicher ruhe und nicht gedrückt werde, nennt man Stiefelkolben. Es heißt auch das Stulpenkissen, Fr. Coussinet.

Stiefelmacher, Fr. Bottier, ein Handwerker, welcher

ehemals bloß Stiefel machte, hauptsächlich steife Stiefel: Courier-, Kürassier-, Ungarische ꝛc. Stiefel (s. oben, das Register), jetzt aber auch Schuhe ꝛc. macht, so wie umgekehrt der eigentliche Schuhmacher auch Stiefel macht. Ueberhaupt kein Unterschied unter Schuh- und Stiefelmacher, Frauen- und Mannsschuhmacher da mehr Statt findet, wo alle Gewerbe frei, ohne Zunftzwang, betrieben werden können. Die verschiedenen Fußbekleidungen sind daher in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit eingeführt worden, nicht mehr getrennte Gewerbszweige. S. auch unter Schuh, Th. 148, S. 727 u. f.

Stiefelmanschette, Stiefelmanschetten, Manschetten, das heißt, breite Streifen von feiner weißer Leinwand oder feinem weißen Leinenzeuge, welche innerhalb der hohen bis an das Knie oder darüber hinaus reichenden Stiefel, entweder an die Stiefel selbst, oder an die Beinkleider befestiget wurden, so daß sie aus dem Stiefel heraus standen, gleich den Handmanschetten, die vor dem Rockermel vorstehen, und gleichsam eine Handeinfassung bilden. Auf schwarzen Beinkleidern, besonders von Sammet, machten sich diese Manschetten, als sie Mode waren, nicht übel, vorzüglich beim Militair, wo sie von den Befehlshabern der Truppen getragen wurden. Man trug diese Stiefelmanschetten auch languettirt, gestickt ꝛc., wie man sie noch auf alten Gemälden erblickt, wo diese Manschetten aber nicht über das Knie hinauf gehen, wie sie im achtzehnten Jahrhunderte getragen wurden, sondern sie hingen über die herabgeschlagene Stulpe oder Klappe, gleich einem Kragentuche von dem Halse der Damen, herab, und da sie etwas gesteift waren, so machten sich die Ausschweifungen oder Zacken darin nicht übel, wie man solches auf Gemälden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erblickt, wo sie die vornehme Welt trug. Die Stiefelstulpe ist nämlich herabgeschlagen bis unter die Wade, obgleich

der Stiefel selbst über die Wade reicht, beinahe bis unter das Knie, und auf der Stulpe breitet sich nun die weiße languettirte und gestickte Manschette rund herum aus, welches bei einer reichen Bekleidung, weißen, ledernen oder Strumpfbeinkleidern einen prachtvollen Effekt macht. Man fand diese Bekleidung hauptsächlich an dem Spanischen, Französischen und Englischen Hofe. Fig. 9022 zeigt zwei Stiefel mit Manschetten, wie man sie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte trug.

Stiefelmündung, Fr. Calibre, in der Wasserbaukunst, die innere zirkelrunde Oeffnung des Laufs eines Stiefels an einer Spritzenröhre, welche aber etwas schräge zulauft, und der Einschlief genannt wird.

Stiefeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches von steif, im Niedersächsischen stief abstammt, wie es Adelung angiebt, und steif machen bedeutet, aber nur im gemeinen Leben in einigen Gegenden üblich ist. Die Bohnen oder Erbsen stiefeln, Stäbe an denselben stecken, damit sie sich daran hinaufranken können, auch stängeln, s. diesen Artikel, Th. 169, wo es auch aus stäbeln in eben derselben Bedeutung verderbt seyn kann. — Stiefeln, II. ein regelmäßiges thätiges Zeitwort von Stiefel. 2. Stiefel anlegen, sich stiefeln und spornen. Am häufigsten im Mittelworte gestiefelt, mit Stiefeln bekleidet. An Beinen gestiefelt, Ephes. 6, 15. Und schon am gestiefelten Fuß der silberne Sporn klirrt (Zachar.).

Stiefelpolitur, eine schwarze Glanzwichse, welche mit dem Pinsel auf den Siefel getragen wird, und wozu man keine Bürsten nöthig hat, um sie darauf zu vertreiben. S. unter Stiefelwichse.

Stiefelpromenade, Stiefelspaziergang durch den Kamin oder Schornstein, auch der zum Kamin herausfliegende Stiefel. Ein natürliches Blendwerk. Ein Bedienter klagte seinem Herren, der in Siebenbürgen sein Quartier hatte, in voller Be-

stürzung, er habe den einen Stiefel desselben mit etwas Fett, welches er in der Küche gefunden, eingeschmiert, und husch sey der Stiefel zum Kamine hinausgeflogen. Dieses Fett müsse eine Hexensalbe gewesen seyn. Der Herr drohete mit dem Stocke und wollte mit dem kleinen Ueberreste der Salbe die Probe mit eigenen Augen sehen. Der Bediente eilte schnell voran, und da der Herr eben in die Küche trat, schrie der Bediente: Herr, ich kann den Stiefel nicht länger halten! und der Stiefel flog im Angesichte des Herrn durch den Rauchfang fort. Hier stand nun der Herr in Erstaunen, und starrte seinem Stiefel nach. Die Auflösung oder Enträthselung dieser Stiefelpromenade durch den Schornstein ist nun folgende. Der Herr war ein hitziger Kopf, der das kleinste Versehen seines Bedienten gleich empfindlich rügte. Der Diener beging die Unvorsichtigkeit, daß er beim Einschmieren den einen Stiefel auf der heißen Stelle anbrennen ließ. Er erzählte seinen dummen Streich einem listigen Freunde, welcher ihm rieth, die Sache von der Hexensalbe vorzutragen, und um den ungläubigen Herren mit eigenen Augen zu überzeugen, band der Freund an den andern Stiefel einen Bindfaden, warf den Faden zum Kamin über das Dach, und als der Bediente schrie und den Stiefel fest anzog, so war dieses die Losung, daß dadurch der Stiefel durch den Schornstein davon flog oder eilte. (Entdeckte Geheimnisse der Zauberey, zur Aufklärung des Volks über Aberglauben und Irrwahn, von Eckartshausen, mit Kupf., 1790).

Stiefelputzer, Stiefelreiniger, Stiefelwichser, eine Person, welche Stiefel putzt, daraus ein Gewerbe macht, die Stiefel zu reinigen, und mit Wichse vermittelst der Bürsten blank zu machen; sie zu poliren. Wie das Wichsen und Poliren der Stiefel geschieht, ist schon unter Schuh, Th. 148, das Nöthige gesagt worden, und eben daselbst sind auch mehrere Wichsen rc.,

so wie deren Bereitungsart angeführt worden; ein Mehreres davon wird unter Wichse, in W, vorkommen. Die Stiefelputzer brauchen zu ihrem Gewerbe einen Stiefelblock, ein Polirholz, wenn das Wichsen mit Terpentin- oder Wachswichse geschehen soll, wozu sie dann auch einen Spatel zum Auftragen der Wichse nöthig haben, so auch bei den andern Wichsen und Polituren (die Letztern werden auch mit einem weichen Borsten- oder Haarpinsel aufgetragen), und verschiedene Bürsten, von denen die eine starke Borsten besitzt, um den Schmutz, die Unreinigkeit von den Stiefeln abzubürsten, sie davon zu reinigen; dann eine andere etwas scharfe Bürste, mit kurzen Borsten, um die Wichse über die Stiefel hin gehörig zu vertheilen, auch ihnen damit schon einen Glanz zu geben, und dann eine Bürste von weichen Borsten oder Haaren, eine sogenannte Sammetbürste, um den eigentlichen Glanz durch ein leichtes Ueberfahren hervorzubringen. Dann Büchsen von Eisenblech zur Aufbewahrung der Wichse von Wachs, und andere irdene und gläserne Gefäße zu den sogenannten Englischen Wichsen und Stiefelpolituren; auch ein schlechtes Messer zum Abkratzen des Schmutzes von den Hacken der Stiefel und den Sohlenrändern; einige leinene Wischlappen ꝛc. Diesem Gewerbe haben so eigentlich die kleinen Savoyarden in der Schweiz und in Frankreich, hier hauptsächlich in Paris, das Daseyn gegeben, und von dort aus ist es nach Deutschland gekommen, und wird jetzt hier besonders in den großen Residenzstädten, wie in Berlin, Wien ꝛc., in einem großen Maaßstabe getrieben, indem diejenigen Personen, die sich damit beschäftigen, auch zugleich die Röcke, oder überhaupt Kleider reinigen, das heißt, ausklopfen und rein bürsten. — Die kleinen Savoyarden haben einen vollständigen Apparat zum Reinigen und Wichsen der Stiefel und Schuhe, das heißt, einen dazu eingerichteten Kasten mit einem Trag-

riemen, um ihn über die Schulter hängen zu können, da sie an allen Straßenecken in Paris sogleich ihre Werkstatt aufschlagen, und ihr Gewerbe nach Jedes Belieben ausführen, daher sie auch eine Fußbank oder Hutsche mit sich tragen, worauf ein Jeder, der seine Stiefel oder Schuhe reinigen und wichsen lassen will, seinen Fuß setzt. In dem Kasten liegen die Geräthschaften zum Wichsen, stehen die mit Wichse, Stiefelpolitur ꝛc. angefüllten Büchsen ꝛc., und ein Näpfchen, in welches sie zum Auftragen gethan wird, kurz Alles, was zu seinem Gewerbe gehört. Da die Savoyarden nur die Englischen Stiefelwichsen gebrauchen, so bedürfen sie auch nicht des Stiefelblocks, und auch schon darum nicht, weil ihnen der Fuß mit seiner Bekleidung selbst dargerricht wird. Zur Auftragung der Wachswichsen aber ist der Stiefelblock durchans nöthig.

Stiefelröhre, in der Hydrualik, s. Stiefel, oben, S. 36.

Stiefels, beim Tuchmacher in Sachsen, die Stärke an andern Orten.

Stiefelschaft, beim Schuh- und Stiefelmacher, derjenige Theil des Stiefels, welcher das Bein vom Knie bis an den Hacken und das Fußblatt bedeckt. Dieser Schaft wird nach dem genommenen Maaße zugeschnitten. Der Stiefelmacher hat dazu oft schon von Papier zugeschnittene Modelle, welche ihn leiten, das Leder nach dem ganzen Umfange des Schaftes schicklich zuzuschneiden, wobei ihn dann das genomme Maaß leiten muß, um die erforderliche Größe herauszubringen. Er schneidet hierbei nur immer die Hälfte des Schaftes zu, nämlich nach der Breite gerechnet; denn er legt das Leder beim Zuschneiden doppelt. Weil er nun z. B. die Wade des Schaftes nur zur Hälfte zuschneidet, so legt er das Maaß derselben dergestalt zusammen, daß er zwei gleich übereinander liegende Hälften erhält, und hernach bestimmt er die Weite des halben Schaftes in der Wade,

und so verfährt er bei allen übrigen Stellen des Schaftes. Unten, wo das Schuhblatt an den Schaft angenähet wird, schneidet er in denselben einen Kropf oder eine Aushöhlung ein, worin das Blatt eingesetzt werden kann. Ueber diesem Kropfe muß das Leder des Schaftes beinahe so weit seyn, als im Spanne des Fußes Maaß genommen ist; etwas Weniges kann fehlen, weil sich das Leder beim Anziehen des Stiefels ausdehnt. Das Augenmaaß des Stiefelmachers muß beim Zuschneiden wesentliche Dienste thun. S. auch unter Stiefel, im Art. Schuh, Th. 148, S. 686 u. f.

Stiefelschuh, beim Schuh- und Stiefelmacher, Schuhe, welche man über die Stiefel zieht, welche auch Ueberschuhe genannt werden. Sie werden von derbem Leder gemacht, haben oben einen niedern Ausschnitt, so daß man bequem den Fuß hineinstecken kann, und werden mit einem Riemen und einer Schnalle auf dem Seiefel befestiget. Man hat dergleichen Schuhe auch von Gummi Elastikum, auch von Filz, die Letzteren sind eigentlich Pariser oder Pampuschen, welche übergezogen und oben festgebunden werden. S. auch den Art. Ueberziehschuhe, unter Schuh, Th. 148, S. 678. Man nennt auch Stiefelschuhe, Schuhe, welche man ehemals in den steifen, sogenannten gebraunten Stiefeln trug; s. unter Schuh, an dem angeführten Orte, S. 678.

Stiefelschuhleisten, s. Leisten zu einem Stiefelschuhe, Th. 77, S. 51.

Stiefelschwärze, beim Schuh- und Stiefelmacher, sowohl die Farbe, welche man zum Schwärzen des Leders nimmt, als auch die Schwärze selbst, eine zubereitete Farbe, womit man die Stiefelschuhe wichst oder auch sonst schwarz macht, da man auch Oel oder Thran mit einer schwarzen Farbe vermischen und solches auftragen kann, wodurch gleichsam die Stiefel geschmiert und auch zugleich geschwärzt werden. Die verschiedenen

schwarzen Farben, welche auf Leder gebraucht werden können, findet man unter Leder, Th. 68, S. 646 u. f., und die Wichsen oder präparirten schwarzen Glanzfarben zum Wichsen der Stiefeln, findet man unter Schuh, Th. 148, S. 691, und S. 718 u. f., und mehrere andere werden unter Wichse, in W., vorkommen.

Stiefelstulpe, Stiefelstolpe, ein lederner Aufsatz auf einem steifen Reiterstiefel, der entweder ganz um den Stiefel herumgeht, und dann Stulpe genannt wird, oder nur so weit, daß der hintere Theil offen bleibt, dann wird er ein Haube oder halbe Stulpe genannt; s. unter Schuh, Th. 148, S. 693 u. f.

Stiefeltern, Stiefältern, durch Heirath zugebrachte Eltern in Rücksicht auf die Stiefkinder und im Gegensatze der rechten und leiblichen Eltern. Stiefvater und Stiefmutter kommen durch die zugewandten Kinder von einer oder der andern Seite her. Stirbt z. B. die Mutter in einem mit Kindern gesegneten Ehestande, und der Vater heirathet wieder, so werden die Kinder von dem rechten Vater der zweiten Gattin als Stiefmutter zugewandt; stirbt nun der Vater, und die Stiefmutter heirathet wieder, so werden die dieser Mutter zugewandten Kinder wieder dem zweiten Vater, als Stiefvater zugewandt, und beide Eltern sind nun Stiefeltern der zugewandten Kinder; und eben so verhält es sich auch, wenn die zweite Frau Kinder von dem ersten Manne hat, die sie dem zweiten Manne zubringt; auch diese sind die Stiefkinder des zweiten Mannes, so gut wie diejenigen von der ersten Gattin des ersten Mannes, nur mit dem Unterschiede, daß sie von der zweiten Mutter leibliche Kinder sind, jene sind aber beider Eltern Stiefkinder. S. auch den Art. Stiefgeschwister.

Stiefelwachs, eine zum Wichsen der Stiefel zusammengesetzte Mischung aus ½ Pfd. Talg, 4 Unzen Schmalz, 2 Unzen Terpentin, 2 Unzen gelbem Wachs und 2 Unzen Baumöl bestehend, welches zusammen in einem Tie-

gel über einem gelinden Kohlenfeuer geschmolzen, und dann in einer Büchse aufbewahrt wird, um damit die Stiefel zu wichsen. Man kann dazu Kienruß, auch Frankfurterschwarz nehmen.

Stiefelwichse, eine gleichfalls zum Wichsen der Stiefel zubereitete Schwärze, welche entweder aus Kienruß oder aus Frankfurterschwarz, Beinschwarz ꝛc. besteht, welche man mit zerlassenem Wachs und Terpentinöl zusammenmischt, besonders Kienruß, oder auch mit Eyweiß, auch mit Milch, Essig oder Wasser, Milch und Vitriolöl oder Schwefelsäure, wozu man dann Gummi Arabikum, auch wohl Zucker ꝛc., setzt; s. Stiefelschwärze, und den Art. Wichse, unter W., wo die neuen Wichsen und Stiefelpolituren nachgetragen werden sollen.

Stiefgeschwister, Halbgeschwister, einseitige Geschwister, unvollbürtige Geschwister, halbbürtige Geschwister, Geschwister von halber Geburt, **Fratres et Sorores unilaterales**, Fr. **Frères et soeurs de deux lits**, nennt man diejenigen Geschwister, welche entweder nur von dem Vater her, oder nur von der Mutter her Geschwister sind, wie solches schon oben, unter Stiefeltern, gezeigt worden; sind sie von dem Vater her Geschwister, so werden sie **Consanguinei**, sind sie es dagegen von der Mutter, so werden sie **Uterini** genannt. Um nun dieses deutlicher zu machen, so nehme man an, **A** hat Kinder von zwei Frauen, welche Kinder Halbgeschwister von des Vaters wegen, **Consanguinei**, heißen, wenn aber eine Frau zwei Männer gehabt hat, und von jedem Kinder am Leben sind, so werden sie Halbgeschwister von der Mutter wegen, **Uterini**, genannt. Wenn nun zwei Personen, welche schon aus der vorhergehenden Ehe Kinder haben, einander heirathen, so werden die von beiden Seiten oder Theilen zusammengebrachten Kinder eigentlich Stiefgeschwister, **Comprivigni**, genannt, ungeachtet sie weder in einer Verwandtschaft, noch in

einer Schwägerschaft mit einander stehen, und auch ungehindert einander heirathen dürfen. S. auch unter Stammbaum, Th. 169, S. 253 u. f. Es kommen daher nach den Geschlechtern vor Halbschwestern, Halbbrüder, und man sagt richtig eines Vaters oder Großvaters, einer Mutter oder Großmutter Halbgeschwister und deren Kinder, meiner Halbgeschwister Kinder und Enkel. Da nun im gewöhnlichen Leben, nicht im juristischen Sinne, auch die Halbgeschwister, Stiefgeschwister, genannt werden, so werden sie hier zugleich mit abgehandelt, da sie unter Halbgeschwister, Th. 21, S. 264, nur bloß erwähnt worden. In Hinsicht des Erbrechts dergleichen Geschwister ist es nicht genug, daß sie einen Vater und eine Mutter haben, wenn man sie für solche Halbgeschwister halten soll, die von ihren verstorbenen Geschwistern erben können, sondern sie müssen auch noch zugleich in Rücksicht auf ihren leiblichen Vater und ihre leibliche Mutter vollkommen erbfähig seyn, welcher Fall dann eintritt, wenn Kinder zwar einerlei Vater und Mutter haben, aber doch nur von dem einen allein vollkommen erben. Angenommen **A** und **B** haben vor ihrer Trauung Kinder erzeugt, so sind diese Kinder Halbgeschwister im juristischen Verstande, wenn sie nicht durch die Ehe legitimirt worden; ferner gehören zu den Halb- oder Stiefgeschwistern Brüder und Schwestern, welche zwar alle aus rechtmäßiger Ehe erzeugt worden, aber von verschiedenen Vätern oder von verschiedenen Müttern erzeugt sind; dann gehören zweitens hierher solche Kinder, die entweder aus einer vermeinten Ehe, Gewissensehe, oder von verlobten Personen abstammen, oder wenn eine Legitimation durch die Ehe geschehen ist, oder sie sind in einem Rescripte des Fürsten für erbfähig erklärt worden, oder der Vater hat sie arrogirt oder vollkommen adoptirt. In Rücksicht auf die Mutter hält man für Halgeschwister alle

ihre ehelichen und auch solche unehelichen Kinder, die nicht aus einem Verbrechen herrühren, nämlich entweder im Ehebruche oder in einer Blutschande gezeugt sind, wenn gleich das Verbrechen nicht auf den Kindern lasten sollte, da diese für das Verbrechen ihrer Eltern nicht büßen können. Wenn man nun weiß, welche Personen gegen einander als Halb- oder Stiefgeschwister zu betrachten sind, so kann man auch leicht bestimmen, was Halbgeschwister-Kinder sind. Wenn man nun dieses weiß, so frägt es sich nun, wie die Halbgeschwister und ihre Kinder succediren, wenn die Reihe an sie kommt? Hier gilt eben die Regel, die bei den vollbürtigen Geschwistern und deren Kindern gilt. Halbgeschwister allein erben nach Köpfen, Halbgeschwisterkinder dagegen nach Stämmen, wenn sie zugleich mit Halbgeschwistern zur Erbfolge gerufen werden; sind sie aber allein, so erben sie, wie die vollbürtigen Geschwister, ebenfalls nach Köpfen. Es müssen hier also drei Fälle genau unterschieden werden. Der erste Fall ist, wenn nur allein Halbgeschwister des Verstorbenen da sind, so erben sie nach Köpfen, das heißt, die Erbschaft wird in gleiche Theile getheilt. Der zweite Fall ist, wenn der Verstorbene Halbgeschwister hinterläßt und auch Halbgeschwisterkinder, so erben die Halbgeschwister nach Köpfen, die Halbgeschwisterkinder aber nach Stämmen. Von diesen beiden Fällen ist aber der dritte Fall verschieden, wenn der Verstorbene nur allein Halbgeschwisterkinder hinterläßt; hier theilen diese, wenn sie allein sind, nach Köpfen. S. auch unter Stammerbe, Th. 169, S. 343 u. f., wo auch noch mehrere Fälle, die hierher gehören, vorkommen. — In manchen Deutschen Ländern hat man das Sprichwort: Halbe Geburt tritt um ein Glied (einen Grad) weiter zurück, nämlich Halbgeschwister und ihre Kinder erben nicht zugleich mit vollbürtigen Geschwistern und ihren Kindern, sondern treten erst ein, wenn der Verstorbene keine vollbür-

tige Geschwister oder deren Kinder hinterlassen hat. Dieser Grundsatz ist auch den gemeinen Römischen Rechten gemäß und findet überall in Deutschland Statt; nur einige besondere Deutsche Rechte dehnen dieses Sprichwort weiter aus, wie z. B. nach Nürnbergischen Rechten durch die vollbürtigen Geschwister der Eltern andere halbbürtige Geschwister derselben ausgeschlossen werden. Andere, besonders Sächsische, Rechtsgelehrte behaupten, daß die Regel: die halbe Geburt tritt um ein Glied zurück, durchaus bei der Intestaterbfolge Statt habe, und als eine Deutsche Gewohnheit dem Römischen Rechte vorzuziehen sey, und so wird auch in Sachsen und nach dem Lübeckischen Rechte darnach gesprochen; es bleibt jedoch im Zweifel bei der Vorschrift des Römischen Rechtes, wo nicht ein widriges Gesetz oder eine Gewohnheit bewiesen werden kann. Andere Rechtsgelehrte haben auch in dem Falle, wenn Geschwisterkinder (Consobrini), deren eines von beiden Eltern mit dem Verstorbenen verwandt ist, zusammentreffen, jenem, als der vollen Geburt, zwei, und diesem, als eine halbe Geburt, nur ein Drittel zugesprochen; aber auch diese Meinung soll dem Gesetze des gemeinen Rechts nicht gemäß seyn. Uebrigens richtet sich gegenwärtig die Erbfolge der Halb- und Stiefgeschwister nach den Gesetzen eines jeden Landes und dessen Auslegung, wo zweifelhafte, nicht genau in den Gesetzen bestimmte Fälle obwalten.

Stiefkind, Stiefkinder, durch eine zweite Heirath der Eltern oder eines Theils derselben zugebrachte Kinder, zum Unterschiede von den leiblichen Kindern. In Hinsicht des Erbrechts erben die Kinder, welche gegenseitig zugebracht worden, nur jedesmal von ihren rechten oder leiblichen Eltern. Wenn z. B. ein Wittwer eine Wittwe heirathet, und sowohl diese, als jener, hat leibliche Kinder aus erster Ehe, so erben diese Kinder nur von dem leiblichen Theile der Eltern. Man

nehme z. B. an, es sterben Eheleute, die zusammengebrachte Kinder haben, und aus ihrer Ehe sind auch Kinder am Leben, so wird hier bei Vertheilung des Vermögens ein Unterschied unter den Kindern gemacht; denn in diesen Fällen erben in der Regel die Kinder, welche einen Vater und eine Mutter haben, also von beiden Eltern recht oder leiblich sind, auch von beiden, die Halbkinder aber, die nur von dem Vater oder von der Mutter recht oder leiblich sind, also in der Ehe zugebracht worden, nur von dieser Person allein, also die von der Mutter zugebrachten Kinder erben von der Mutter, und die vom Vater zugebrachten, auch vom Vater, die aber aus der neuen Ehe erzeugten Kinder erben vom Vater und der Mutter, als den leiblichen Eltern, nur mit dem Unterschiede, daß diese Letztern mit ihren Halbgeschwistern von Seiten des Vaters oder der Mutter sich in das hinterlassene Vermögen, die Hinterlassenschaft derselben, theilen. Z. B. wenn Eheleute aus ihrer Ehe einen Sohn hinterlassen, von der Mutter oder dem Vater desselben ist aber aus einer früheren Ehe noch ein Sohn vorhanden, angenommen von der Mutter, so erbt der von beiden Eltern leibliche Sohn das ganze Vermögen des Vaters, aber von dem Vermögen der Mutter nur die Hälfte, die andere Hälfte erhält sein Stiefbruder, als das leibliche Kind auch seiner Mutter.

Stiefmutter, Halbmutter, eine durch die zweite Heirath des Vaters zugebrachte oder in dieses Verhältniß gesetzte Mutter. Man nennt sie Halbmutter, zum Unterschiede der leiblichen Mutter. Man will hier das Wort stief von hart oder strenge, steif, unbiegsam, herleiten, weil die meisten Stiefmütter eine Abneigung gegen ihre Stiefkinder blicken lassen, diese mit einer gewissen Härte behandeln, sie mit weit mehr Strenge, als ihre eigenen Kinder erziehen, sie auch wohl ganz zu Gunsten der eigenen in der Erziehung vernachläßigen, ja in Allem, was auch zu ihrem Lebensunter-

halte gehört. Daß dieses nicht von allen Stiefmüttern gesagt werden kann, lehrt die tägliche Erfahrung, daß aber Stiefmütter ein eigenes oder eigenthümliches Gefühl für ihre leiblichen Kinder haben müssen, da sie solche unter ihrem Herzen getragen haben, und diesen dadurch, oft aber nur scheinbar, eine größere Zuneigung wird, ist ihnen, den Müttern, wohl nicht zu verargen, weil es sonst mit der so gepriesenen Mutterliebe streiten würde; daß aber dadurch die allgemeine Liebe, welche besonders im Christenthume begründet ist, sich gegen die zugebrachten Kinder in dem Grade vermindern sollte, daß diesen nur Härte zu Theil würde, um so den Verlust der leiblichen Mutter doppelt zu fühlen, ist nur bei entarteten, schlecht erzogenen Wesen, bei der Natur feindlich gesinnter Charaktere möglich; denn schon das neue Band, welches sie mit Liebe, doch wohl nicht mit Nebenrücksichten, an den Gatten knüpft, muß auch dessen Kindern zu Theil werden; auch um sie muß sich dasselbe schlingen, und die doppelten Pflichten, die sie hierin ausübt, müssen sie auch dem Gatten um so schätzbarer machen. Wenn sie daher den ihr zugebrachten Kindern mit Härte und Lieblosigkeit begegnet, so muß sie auch in den Augen ihres Gatten, wenn auch nicht gleich, herabsinken, seine Liebe verlieren, das Band der Ehe lockerer machen, und dem Unfrieden Thür und Thor öffnen, wie es wohl geschieht. Indessen zur Ehre der Stiefmütter sey es gesagt, nicht in der Allgemeinheit oder Ausdehnung, wie der Name ausgelegt wird, und besonders das Bei- und Nebenwort stiefmütterlich, welches auch auf einige andere Lebensverhältnisse figürlich angewendet wird, z. B. das stiefmütterliche Glück, das Glück handelt an mir stiefmütterlich. — Im gewöhnlichen Leben pflegt man auch eine Art Gartenviolen, das dreifarbige Veilchen, Viola tricolor, Stiefmütterchen zu nennen. S. unter Veilchen, in V. Wahrscheinlich

rührt die Benennung dieses Veilchens von den verschiedenen Farben seiner Blumenblätter her; denn die obersten beiden sind violett oder purpurfarbig, die zwei mittleren weiß, und das unterste gelb, wenn auch diese Blätter noch einige kleine Beimischungen haben, so sind doch die genannten Farben Hauptfarben, und zeigen gleichsam die stiefmütterliche Stellung in einer Familie an, worin gemischte Kinder sich befinden.

Stiefmütterchen, s. den vorhergehenden Artikel.

Stiefschwager, Stiefschwägerin, Personen, die nur durch die zweite Heirath in dieses Verhältniß kommen, z. B. wenn die Schwester einer Person nach Absterben ihres ersten Mannes von neuem heirathet, so ist der zweite Mann der Stiefschwager, und so umgekehrt bei einem Bruder, der nach dem Hintritt seiner ersten Frau eine zweite heirathet, diese die Stiefschwägerin wird.

Stiefschwester, eine Person weiblichen Geschlechts, welche durch die zweite Heirath der Eltern, oder eines Theils derselben, die Schwester einer andern geworden, die Halbschwester, zum Unterschiede von der leiblichen Schwester. Was das Erbrecht derselben betrifft, s. oben, unter Stiefgeschwister.

Stiefsohn, ein Stiefkind männlichen Geschlechts, welches durch eine zweite Heirath des einen oder andern Theils der Eheleute, oder vielmehr eines Wittwers oder einer Wittwe, dazu geworden.

Stieftochter, ein Stiefkind weiblichen Geschlechts in demselben vorher angeführten Verhältnisse. Die Erbrechte dieser Kinder; s. unter Stiefkind, oben, S. 65.

Stiefvater, ein durch die zweite Heirath der Mutter, deren Kindern aus erster Ehe zugebrachter Vater, zum Unterschiede von dem leiblichen Vater. Hier hat die Vorsylbe stief oder Stief nicht das Gehässige als bei der Stiefmutter.

Stieg, s. Steig, welches Letztere der Hochdeutschen Mundart angemessener ist.

Stiege, ein in der Norddeutschen Mundart für das mehr Hoch- und Oberdeutsche Steige übliches Wort. 1) Eine Leiter oder Treppe zu bezeichnen, auf welcher man auf- oder niedersteigt, in welchem Verstande es im gemeinen Leben der Hoch- und Oberdeutschen Sprache sowohl für eine jede Treppe überhaupt, als auch besonders von einer schmalen Treppe sehr gangbar ist; daher sagt man das Haus hat Treppen, wie die Hühnersteigen, ganz schmale steile Treppen, gleichsam wie eine Hühnerleiter, die schwer zu ersteigen sind. Zwei Stiegen hoch wohnen, zwei Treppen. Eine Schneckenstiege oder Wendelstiege für Wendeltreppe; s. auch den Art. Treppe, unter T. — 2) Eine Zahl von zwanzig; s. Steige, Th. 171, S. 212. — Die Stiege oder Steige, eine Conchylie, welche zum Geschlechte der Stachelschnecken (Murex) gehört.

Stiegenbock, Cerambyx scalaris, eine Art Bockkäfer.

Stieglitz, Stillitz, Stiglitz, Stichlitz, Stechlitz, Diestel- oder Distelfink, Fistelfink, Goldfink, Jupitersfink, Diestelzeisig, Distelvogel, Rothvogel, Rothvögelchen, Truns, Kletter, Fringilla Carduelis, Fringilla Jovis, Aurivittis, Carduelis luteola, Astragulinus, Emberiza Carduelis; Gr. Ποικίλις, Χρυσομήτρης; Ital. Cardello, Carduello, Carduellino, Calderugio, Raparino, Ravarino; Franz. Chardonneret, Chardonnet, Pinson doré, Pinson de Chardon, Chardonneau, Chardrier; Engl. The Gold-finch, The Thistle-finch; Schwed. Stigliza; Holl. Distelvink; Poln. Sczygiel. Dieser Vogel gehört zur zweiten Familie der Singvögel (Oscines), den Sperlingsartigen Vögeln (Passeres), und zur Gattung der Finken (Fringillae). Er hat eine hübsche Gestalt, und gleicht hierin dem Finken; dann

macht sein schönes Gefieder, seine Gelehrigkeit, sein Gesang ihn nicht nur zu einem beliebten Stubenvogel, sondern wegen des Letzteren ist er auch ein sehr willkommener Bewohner der Wälder, Lust- und Thiergärten. Und wohl wahr, was Büffon sagt: daß wenn man diesen Vogel aus fernen Landen uns zuführte, er gewiß mehr noch seiner Schönheit und seiner Eigenschaften wegen geschätzt werden würde, als es der Fall ist, da er uns angehört, auch in Deutschland theils Strich-, theils Standvogel ist. Uebrigens findet man ihn in den meisten Ländern Europas. Die Hauptfarben seines Gefieders, die ihm das schöne Ansehen geben, sind ein sanftes röthliches Braun, ein schönes Scharlach- oder Zinnoberroth, ein lichtes Chromgelb, und ein Sammetschwarz, worauf an den Flügeln sich schöne weiße Punkte zeigen, die das Angenehme der Schattirung noch erhöhen. Daß das auffallende schöne Gefieder dieses Vogels von jeher schon das Auge auf ihn gezogen hat, beweisen die Namen, die man diesem Vogel in verschiedenen Sprachen gegeben hat. So beziehen sich die Namen **Chrysometres**, **Aurivittis**, **Gold-finch**, auf die lichten gelben Flecke, womit die Flügel geziert sind, der Name Rothvogel auf die rothe Farbe seines Kopfes und seiner Kehle, die Namen **Asteres**, **Astrolines**, auf den Glanz seiner verschiedenen Farben, und die Namen **Picilis** und **Varia** auf die Wirkung, die aus ihrer Mannigfaltigkeit entsteht. Wenn der Vogel in Ruhe sitzt, so daß man seinen Körper oder vielmehr sein Gefieder gehörig betrachten kann, so hat er am Vordertheile des Kopfes ein glänzendes Zinnoberroth, welches um den Schnabel herum geht, und so gleichsam das ganze Gesicht einfaßt. Aus diesem Roth tritt nun der schöne weiße Schnabel, und die schwarzen glänzenden Augen hervor; der Erstere hat jedoch eine kleine schwarze Einfassung, womit das Roth verbrämt ist. Nach dem Roth folgt ein schwarzer Fleck, der bis zum Genicke

geht, und sich daselbst zu beiden Seiten über das Hintertheil des Kopfes hinabzieht. Zwischen dem Roth und Schwarz faßt ein weißer Strich die beiden Backen ein, und erstreckt sich gegen den Hals hin, woselbst er von dem röthlichen Braun unterbrochen wird. Wo das Schwarze am Genicke aufhört, folgt wieder ein dunkelweißer Fleck, und auf denselben die schöne, oben erwähnte braune Farbe, welche den ganzen Rücken bedeckt bis gegen den Burzel hin, wo die Federchen, welche die langen Schwanzfedern bedecken, weißlich sind. Der Schwanz ist schwarz, nur haben die drei Nebenfedern auf beiden Seiten weiße Spiegel, die mittlern am Ende der Fahne weiße Punkte oder Tüpfchen. An den Flügeln sind die Flugfedern von den Spitzen herein kohlschwarz, die Spitzen selbst haben weiße Tüpfchen, welche, da sie stufenweise nach einander folgen, dem Flügel ein schönes Ansehen geben, welches noch dadurch erhöhet wird, daß die Schwingfedern an den Rücken der Fahnen mit einem lichten Chromgelb, an dem innern Theile aber mit Weiß geziert sind. Die kleinen Deckfedern auf den Flügeln sind theils kohlschwarz, theils nur nach der Spuhle hin, oben an den Spitzen der Fahne gelb. An beiden Seiten der Brust ist der Vogel braun oder röthlich, mitten durch geht ein weißer Streif bis an den Schwanz. Die unter denselben hinausreichenden kleinen Federn sehen wieder bräunlich, wie an der Brust, aus. Die Füße sind weißlich, kurz, doch stark, und mit guten Klauen versehen, womit sie sich an die Stengel anhängen können. Der Schnabel ist etwas lang, spitzig zugehend, von weißer Farbe, und sehr geschickt, um damit den Samen aus den Fächern der Disteln herauszunehmen. Das kleinere Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß die Federn zu Ende des Schnabels braun, dagegen am Männchen schwarz sind. Die kleineren Deckfedern der Flügeln sind braun, und die schwarze und gelbe Farbe der Flügel des Weibchens

sind nicht so glänzend. Der junge Vogel ist am Kopfe grau, ehe er sich mausert, daher heißen ihn die Vogelfänger Graukopf. Das schöne Roth sollen die jungen Stieglitze erst im zweiten Jahre annehmen; auch sollen die übrigen Farben nicht gleich so lebhaft hervorkommen. Der Schnabel ist braun, nur die Spitze und Ränder desselben ausgenommen, welche weiß und durchscheinend sind. Man will die Anzahl der weißen Punkte oder Tüpfchen bei den älteren Männchen nicht gleich groß und auf dieselbe Art vertheilt gefunden haben. Im Französischen heißen diejenigen Stieglitze, deren sechs mittelste Ruderfedern mit weißen Spitzen versehen sind, **Sizains**; die acht solche Federn mit weißen Spitzen haben, werden **Huitains**, und an denen man nur vier erblickt, **Quatrins** genannt; bei Einigen sieht man nur zwei weiße Flecke. Man hat aus der Anzahl dieser kleinen Flecke den Unterschied herleiten wollen, den man im Gesange jedes einzelnen Vogels angetroffen hat, und so sollen die **Sizains** die besten Sänger seyn; allein dieses bestätiget sich nach den genau angestellten Beobachtungen nicht. Auch hat man wahrgenommen, daß ein Stieglitz, der zur Sommerszeit sechs dergleichen Flecke hat, nach der Sommerszeit nur vier erhält, und eben so gut als vorher singt. Uebrigens scheinen die Stieglitze in Hinsicht der Farben zu variiren, wenigstens sind sie nicht immer auf gleiche Weise vertheilt. Der Stieglitz hat einen sehr angenehmen Gesang, und wird sowohl dieserhalb, als auch wegen seines schönen Gefieders, wie auch schon oben bemerkt worden, im Käfiche im Zimmer gehalten, worin er einige Jahre, wenn er mit Hanf und Leindotter gefüttert wird, aushält, man ihm auch öfters Grünes aufsteckt, sogenanntes Vogelkraut. Im Freien nährt er sich von dem Gesäme oder Samen der Disteln, Kletten, des Lattichs, Wegwarts, Hanfs, Salats, Leines und Dotters, der Rüben ꝛc. ꝛc.,

mit welchen Samen er auch seine Jungen aus dem Kropfe füttert.

Der Stieglitz brütet zwei- auch dreimal im Jahre. Die Paarung geschieht im Frühjahre, und gegen die Mitte desselben fängt das Weibchen an Eyer zu legen. Da die Stieglitze die Baumgärten lieben, so bauen sie ihr Nest gewöhnlich in Obstbäumen, wozu sie die Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Nußbäume wählen; man findet sie aber auch in Vorhölzern und auf Bergen, wo Föhrenholz wächst, wo sie gleichfalls nisten, so wie im Dickichte und in dornichten Gesträuchen. Das Nest dieses Vogels ist sehr künstlich und nett angelegt; es besteht aus sehr zartem Moose, Leberkraut und Binsen, auch kleinem und feinem Wurzelwerke, welches Material sie künstlich in einander schlingen, so daß ein hübsches, rundes und dichtes Nest daraus entsteht, worein sie Wolle und Haare, auch trockne Kräuter, Weidenwolle und Flaumfedern legen, welches Material zur Ausfütterung dient. Er soll es so fest an die äußersten Zweige der Bäume befestigen, daß es kein Wind, noch Sturm leeren kann. Das Weibchen legt gewöhnlich fünf weiße Eyer, welche am obern Ende mit dunkeln purpurfarbenen Flecken bezeichnet sind. Nach einigen Naturforschern sollen die Eyer perlfarbig und mit unordentlichen röthlichen und schwärzlichen Flecken geziert seyn. Otto, der Uebersetzer des Büffons, giebt die Eyer bloß meergrün, mit einzelnen blaßröthlichen Flecken und Punkten geziert an, zwischen welchen am stumpfen Ende längliche schwarzrothe Streifen sind, welche öfters das Ey kranzförmig umschließen. Eine ähnliche Beschreibung macht auch Zorn von den Eyern, der den Grund weißgrün angiebt, und die Gestalt kurz und stumpf. Er brütet in Deutschland im Jahre nur zweimal, in Frankreich ꝛc. auch dreimal, aber jedesmal soll sich die Anzahl der Eyer vermindern, wenn er dreimal brütet. Büffon fand nie mehr als vier Eyer in solchen Nestern, die man

ihm im Julius brachte, also aus der zweiten Brut, und in denen, die er im Monat September erhielt, fand er nur zwei Eyer; indessen kann man dieses wohl nicht durchgängig annehmen, eben so wenig, als acht Eyer in der ersten Brutzeit, wie Belon anführt; denn Büffon, dem mehr als dreißig Nester mit Eyern vorgekommen sind, hat nie mehr als fünf Eyer oder fünf Junge darin gesehen. In Deutschland soll das Weibchen nur vier Eyer jedesmal legen. Das Männchen soll eben so emsig beim Zutragen zum Bauen des Nestes seyn, als das Weibchen. Wenn die Jungen ausgebrütet worden, welches nach dem zwölften oder dreizehnten Tage geschieht, so werden sie von den Alten, wie schon oben bemerkt worden, aus dem Kropfe mit Sämereyen gefüttert, nicht mit Insekten, wie man in einigen Werken angeführt findet, wenigstens wollen dieses andere aufmerksame Beobachter dieses Vogels nicht bemerkt haben. Da die Alten eine große Liebe zu ihren Jungen haben, so füttern sie solche auch dann noch, wenn man sie mit denselben gefangen und in einen Käfich gesetzt hat; nur soll das Aufziehen nicht immer in der Gefangenschaft gelingen; denn Büffon hat von vier mit ihren Eltern eingesperrten jungen Stieglitzen, kein Junges über einen Monat hinaus bringen können, obgleich die Alten fleißig fütterten. Der genannte Naturforscher schreibt dieses jedoch mehr dem Futter zu, als der Gefangenschaft, weil sich die Alten dasselbe besser in der Freiheit wählen können. Man führt zwar hin und wieder in den Beschreibungen der Vögel an, daß sie ihre Jungen absichtlich umkommen lassen, wenn sie die Unmöglichkeit mit ihnen die Freiheit zu erhalten einsehen; ja man will sogar behaupten, daß die in einen Käfich eingeschlossenen Jungen, welche von ihren in der Freiheit lebenden Eltern gefüttert würden, wenn diese sehen, daß sie solche auf keine Weise befreien könnten, sie mit einem gewissen Kraute aus Mitleid vergifteten; allein dieses sind nur Mähr-

chen. Auch hat der Stieglitz ein viel zu sanftes, stilles Naturell, und eine zu große Liebe zu seinen Jungen, um sie zu verlassen, und dann ist er auch gewiß kein solcher Pflanzenkenner, um ein Giftkraut herauszusuchen, seine Jungen damit zu tödten. Wenn sie die Jungen verlassen, das heißt, wenn die Alten nicht mit eingefangen werden, und das Bauer an einem Baume hängt, um die Jungen darin von ihnen füttern zu lassen, so können sie nur aus der Gegend verscheucht worden seyn, wenn sie nicht wiederkehren, wie sich solches oftmals zuträgt, sonst unterlassen sie das Füttern ihrer Lieblinge nicht. Wenn man ein Stieglitznest in seinem Garten findet, so kann man die Jungen, wenn man sie sich groß ziehen will, schon mit dem zwölften Tage aus dem Neste nehmen, und sie mit Mohn und Semmel in Milch oder Wasser eingeweicht, Leindotter, Ameisenpuppen ꝛc., groß ziehen. Ob ein Stieglitzmännchen sich mit einem Weibchen seiner Art in der Gefangenschaft begattet, und letztere Eyer legt und brütet, ist noch nicht durch Versuche gehörig ermittelt worden, wohl aber die Paarung oder Begattung eines Männchens mit einem Kanarienweibchen oder einer Kanariensie, und so auch umgekehrt das Weibchen eines Stieglitz mit einem Kanarienhahn. Ein Vögelliebhaber ließ ein Stieglitzmännchen und eine Stieglitzsie in einer ziemlich ansehnlichen Kanarienhecke herum fliegen. Der Kanarienhahn befruchtete das Stieglitzweibchen, allein der Stieglitz blieb ledig. Die Ursache war, daß das sehr hitzige Kanarienmännchen dem Stieglitzweibchen zuerst die Cour machte, und sich mit demselben vermischte. Die nicht so feurigen Kanarienweibchen wurden nachher von ihrem eigenen Männchen befruchtet, mithin blieb der fremde Stieglitz seiner Kälte überlassen; indessen findet man doch häufiger, daß sich Stieglitzmännchen mit Kanariensien vermischen. Hier soll aber das fremde Weibchen den Stieglitz durch viele Liebkosungen zur Beiwohnung anfeuern, wozu denn

auch noch der Begattungstrieb des Männchens im Frühling kommt. Aufmerksame Beobachter versichern, daß in einer Hecke, wo vier bis sechs Kanarienweibchen schon ein Männchen ihrer Art haben, den hinzugeworfenen Stieglitzhahn gar nicht achteten, wenn das eigene Männchen sie befriedigen könne, wäre dieses aber nicht der Fall, so suchten die überflüssigen Weibchen den Stieglitz anzunehmen, ja sie kämen ihm sogar zuvor; sie näherten sich demselben, und duckten sich vor ihm, wie eine Henne vor dem Hahne, nieder, und setzten diese Bewerbungen unter unaufhörlichen Locktönen fort, bis daß das Männchen sie erhörte, welches jedoch sehr langsam geschehen soll, da der Stieglitz in der Liebe, wenigstens im Bauer, nur ein kalter Vogel sey, besonders gegen den Kanarienvogel gehalten oder mit demselben verglichen. Doch paaren in der Gefangenschaft sich die Männchen eher mit fremden Weibchen, besonders mit Kanariensien, als mit einem Weibchen ihrer eigenen Art, wie auch schon oben angeführt worden. Sobald die Annäherung geschehen ist, und das Weibchen Eyer legt, so erfüllt der Stieglitz mit Sorgfalt seine väterlichen Pflichten, sowohl beim Nestbaue, als auch dadurch, daß er dem Weibchen während des Brütens und Erziehens der Jungen das Futter zubringt. Während der Paarungszeit, und wenn der Stieglitzhahn zur rechten Zeit in das Heckbauer gesteckt worden, soll er sehr munter seyn, und man hat mehr als ein Männchen zu der Zeit, da sie am hitzigsten waren, die fallende Sucht bekommen sehen. Wenn gleich die Paarung oder Begattung zwischen einem Kanarienweibchen und einem gefangenen Stieglitz gut von Statten geht, so wird doch der Rath ertheilt, diejenigen, durch die man das Geschlecht fortpflanzen will, zusammen aufzuziehen, und sie nicht eher zu paaren, bis sie zwei Jahre alt sind. Am besten soll man sie im Mai oder Junius mit einem gekrönten Kanarienweibchen einwerfen. Die Bastarde, die aus diesen Paarun-

gen entspringen, gleichen in der Gestalt des Schnabels, in den Farben des Kopfes, der Flügel rc., mehr dem Vater, und in den übrigen Theilen des Körpers mehr der Mutter. Auch hat man die Bemerkung gemacht, daß die Bastarde stärker sind und länger leben, auch ihr natürlicher Gesang schöner ist, daß sie aber nicht so leicht die fremden und die künstlichen Melodien der menschlichen Erfindung erlernen. Diese Bastarde sind nicht unfruchtbar, und paart man die Männchen wieder mit einer Kanariensie, so nähert sich das zweite aus dieser Mischung entspringende Geschlecht noch mehr der Stieglitzart. Uebrigens paaren sich nicht alle Stieglitzhähnchen mit Kanariensien. So hat man in einem Vogelhause die Bemerkung gemacht, daß von fünf zusammen auferzogenen Stieglitzen, die mit Kanariensien gepaart waren, drei davon sich mit keiner Sie begatteten, die beiden andern aber paarten und schnäbelten sich zusammen. Die Sien legten und brüteten, nachher aber zerbrachen die Männchen die Eyer, und starben bald darauf.

Der Flug des Stieglitzes ist nicht hoch, aber er geht, wie der Flug des Hänflings, gerade fort, und nicht springend und hüpfend, wie der des Sperlings. Im Herbste ist die Versammlungszeit der Stieglitze und auch die Fangzeit, und dann im Winter, besonders zur Zeit des heranrückenden Frühlings. Sowohl im Herbste, als im Vorfrühling streichen sie gern mit den übrigen Zugvögeln in den Gärten umher, und werden häufig gefangen, weil ihre natürliche Lebhaftigkeit im Freien sie in alle Fallstricke stürzt. Des Winters ziehen sie in Frankreich in so zahlreichen Schaaren umher, daß man sieben bis acht mit einem Flintenschusse tödten kann; in so großer Menge sieht man sie nicht in Deutschland, besonders in dem nördlichen; auch schießt man sie hier nicht zum Essen, sondern man fängt sie, um sie lebendig zu erhalten, als Singvögel in den

Zimmern, wo man sie am besten in einen Finkenkäfich steckt. Da diese Vögel gern in solche Oerter fallen, wo Disteln, Kletten, Lattich rc. stehen, so stellt man daselbst Schlagbauer auf, und hält sich ein Männchen zur Lokkung, welches sie durch seinen fortwährenden Gesang heranlockt. Durch die Lockpfeife lassen sie sich nicht fangen, und den Raubvögeln entrinnen sie durch das Flüchten ins Gesträuch. Man fängt sie dann auch noch in Vorhölzern rc., in sogenannten Aufschlägen, mit Garnen und mit Leimruthen, in Schlingen, besonders bei Distelköpfen rc. zur Schneezeit, in welcher sie auch Raupennester aufzusuchen pflegen, und deshalb den Schnee von den Bäumen herabwerfen. In der Provence kommen sie in großer Anzahl auf den Mandelbäumen zusammen. Wenn die Kälte strenge ist, verbergen sie sich in dicke Gebüsche und an solche Orte, wo sie Futter finden, das ihnen zuträglich ist. Sie sollen auch die Bäume von den Blattläusen reinigen; auch vermindern sie die an einigen Orten schädlichen Samen der Disteln und anderer Pflanzen. Wenn gleich die körnerfressenden Vögel gemeiniglich nur von Körnern leben, so fressen sie doch auch Raupen, kleine Käfer und andere Insekten, besonders Blattläuse, die sie sehr lieben; sie sollen auch ihre Jungen damit füttern, welches jedoch von andern Naturforschern bezweifelt wird, wie oben angeführt worden. Im Käfich fressen sie gern kleine Stückchen von gekochtem Kalbfleische, indessen sollen doch diejenigen, welche man aufzieht, nach einer gewissen Zeit den Hanf und Rübsamen allem andern Futter vorziehen. Man füttert auch die eingesetzten Stieglitze mit Mohnsamen. Auch der Leinsamen, darin viel Dotter und anderes Gesäme gefunden wird, mit Hirse und Rübesamen untermengt, dient den Stieglitzen, so wie überhaupt allen kleinen Singvögeln zur Nahrung. Mit Lattichsamen u. Mohn fängt man sie auf den Vogelherden. — Die Streichzeit des Stieglitzes ist der September und October, sie streichen dann von einer Gegend

in die andere, besonders geschieht dieses in Deutschland, jedoch nicht in allen Gegenden, da sie in einigen auch Standvögel sind. Auch in Frankreich streichen sie umher, aber nicht aus dem Lande; denn in gelinden Wintern findet man sie daselbst an Orten, wo Disteln und Kletten wachsen in Menge; sie ziehen aber sogleich weiter, wenn tiefer Schnee und Kälte sich einstellen; sie lassen sich aber auch gleich wieder sehen, wenn es gelinde wird. — Ein schöner ausgewachsener Stieglitz hat eine Länge von fünf Zoll und einigen Linien, die Flügelbreite ist acht bis neun Zoll, und der Schnabel sechs Linien. Der Schwanz ist zwei Zoll lang, und besteht aus zwölf Ruderfedern; er hat eine etwas gabelförmige Gestalt, und geht zehn bis eilf Linien über die Flügel hinweg. — Das Naturell dieses Vogels ist Lebhaftigkeit und Geschäftigkeit, welches man hauptsächlich im Käfiche gewahrt; denn er bewegt sich nicht nur ohne Aufhören hin und her, dreht sich von allen Seiten und kokettirt gleichsam mit seiner Gestalt, sondern er trägt auch Alles, was er im Käfich findet, hin und her, hebt die Sauf- und Freßnäpfe oder Futternäpfe heraus, wenn sie nicht befestiget sind, und zerpflückt Alles, was er mit seinem Schnabel erreichen kann, wie Zwirn, Band, Leder und dergleichen Sachen, womit man oft die Thür des Bauers befestiget; kurz Alles, was er mit seinem Schnabel erreichen kann, und diesem nicht widersteht. Wenn man ein munteres junges Männchen in eine Kanarienhecke setzt, so wird keine Brut gelingen; denn es wird die brütenden Weibchen beunruhigen, sich mit ihrem Männchen herumbeißen, die Nester zerstören, und die Eyer zerbrechen. Bei dieser Lebhaftigkeit und diesem Muthwillen sind es doch auch sanfte und gelehrige Geschöpfe, die untereinander sehr friedlich leben, sich aufsuchen, und sich in jeder Jahreszeit freundschaftlich begegnen, wie in einer großen Familie; nur wegen des Futters gerathen sie in Streit. Diese Friedfertigkeit zeigen sie aber nicht gegen

andere Vögel; denn sie beißen die Kanarienvögel und Hänflinge, werden aber wieder von den Finken, Meisen rc. gebissen, deren Anfall sie nicht widerstehen können. In einem Vogelhause sitzen sie gern am höchsten, und man will die Bemerkung gemacht haben, daß dieses bloß geschieht, um Streit mit den übrigen Vögeln zu suchen, wenn diese ihnen den gewohnten Platz nicht einräumen wollen. Die Geselligkeit dieser Vögel ist so groß, daß sie oft, wenn man sie von ihren Kameraden trennt, und sie allein in einen Käfich sperrt, vor Kummer sterben, besonders wenn man sie eingefangen, und nicht selbst jung erzogen hat. — In Beziehung auf die Gelehrigkeit dieses Vogels, so kann man ihn mit nur geringer Mühe verschiedene Künste lehren, z. B. eine Kanone abfeuern, sich stellen, als ob er todt wäre, oder als getroffen von dem Schusse niederfalle, kleine Eimer oder Wagen mit seinem Futter in die Höhe ziehen, Zahlen anzeigen, Karten legen, Buchstaben und die daraus verlangten Wörter und Sinne zusammen setzen, Komplimente machen rc. Auch kann man diesen Vogel zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, das heißt, ihn so gewöhnen, daß er aus seinem Käfich, den man an das Fenster hängt, hinaus ins Freie fliegt, und wieder zu demselben zurückkehrt, welches jedoch in einer solchen Zeit geschehen muß, wo diese Vögel nicht streichen. Das Heraufziehen des Futters erlernt er dadurch, daß man ihm ein Kleid anlegt, welches in einer zwei Linien breiten Binde von weichem Leder besteht, in welche man vier Löcher oder Einschnitte macht, wodurch man seine Füße steckt, und deren beide Enden unter dem Bauche wieder zusammen kommen, welche durch einen Ring befestiget werden, woran man das Kettchen zum Heraufziehen des Wassers und Futters anbindet. In der Einsamkeit, worin sich nun ein solcher angeketteter Vogel befindet, gewährt es ihm Vergnügen sich im Spiegel zu betrachten, und vor demselben hin

und her zu kokettiren, und indem er einen Vogel von seiner Art zu sehen glaubt, mit dem er sich in Gesellschaft befindet, so erwacht auch in ihm um so lebhafter das Bedürfniß der Ernährung, und hier gleichsam nur, um das Futter in Gesellschaft zu verzehren. Er bemühet sich daher den Futterwagen mit seinem Fuße herauf zuziehen, um sich ein Hanfkörnchen daraus zu nehmen, und wenn dieses nun sehr oft geschehen ist, so gelangt er zuletzt dahin, den Wagen mit seinem Fuße festzuhalten, um erst mehrere Körner daraus zu verzehren, und eben so macht er es auch mit seinem Saufnäpfchen. Da er nun den Hanfsamen vor dem Spiegel, der vor seinem Sitze angebracht ist, verzehrt, gleichsam in Gesellschaft mit einem Kameraden, so lernt er dadurch um so schneller das Heraufziehen seines Futters und seines Getränks, um bald wieder die kleine Zwangsjacke los zu seyn; er zieht sich dann seine Lebensbedürfnisse oder Nahrungsmittel jedesmal, wenn er sie verlangt, herauf. Das Beibringen der übrigen Kunststücke erfordert schon mehr Mühe und Aufmerksamkeit auf das Naturell des Vogels, weil sich hierin Einer vor dem Andern in der Gelehrigkeit auszeichnet, da hiermit kein nothwendiges Bedürfniß verknüpft ist, was jeden ohne Unterschied zwingt, sich zur Erlernung des Kunststücks zu bequemen, wenn man dieses einfache Heraufziehen der Nahrungsmittel mit dem Namen eines Kunststücks belegen kann. — Der Stieglitz soll, nach dem Verhältnisse der Lebensdauer anderer Singvögel, sehr alt werden, und seine kräftige Constitution, seine Lebendigkeit, und dabei wieder von der andern Seite seine Kälte in den Liebeswerken, scheinen ihn auch dazu zu berechtigen. Geßner hat einen Stieglitz zu Mainz gesehen, der drei und zwanzig Jahr alt war, und dem man einmal in der Woche die Krallen und den Schnabel beschneiden mußte, damit er fressen und saufen, und auf den Sprossen im Käfiche sitzen

konnte. Alle seine Federn waren weiß geworden, er konnte nicht mehr fliegen, und blieb in allen Stellungen sitzen, die man ihm zu geben für gut fand; sein gewöhnliches Futter war Mohnsamen. In Frankreich sind Stieglitze in Vogelhäusern und Käfichen von sechzehn und achtzehn Jahren vorgekommen. Wie hoch sie bei uns in Deutschland ihr Alter eingesperrt gebracht haben, findet man nicht angeführt, wohl aber, daß viele Vogelliebhaber kein besonderes Glück mit den Stieglitzen haben, indem sie ihnen im Käfiche schon früh sterben, nur einige Jahre darin ausdauern, welches vielleicht an der Behandlung derselben in Hinsicht des Futters rc. liegt; auch vielleicht in der Zimmerluft, durch mancherlei Ausdünstungen geschwängert, besonders aber durch Tabakrauchen, im Winter vielleicht durch Kohlendampf rc.; denn da der Vogel eigentlich ein Luftbewohner ist, der immer den reinen Aether trinkt, so muß er auch im Zimmer, wenn er seine Lebensdauer nicht widernatürlich abkürzen soll, eine reine Luft genießen können; daher ist es nöthig, daß Vögelliebhaber selbst im Winter in Wohnzimmern, worin sich auch Vögel in Käfichen befinden, die Fenster des Vor- und Nachmittags, wenn auch nur auf kurze Zeit, öffnen, damit sich die Zimmerluft erneuere, und Tabaksrauch daraus gänzlich entfernt bleibe, weil dieses den Vögeln schädlich ist; sie können sich wohl auch daran gewöhnen, besonders Kanarienvögel, die eigentlichen Stubenvögel, so auch alle darin auferzogene Sangvögel, aber nicht die wild eingefangenen, sie vertragen dergleichen Ausdünstungen und Dünste nicht, und werden daher in den Wohnungen der Menschen nicht alt, wenn man nicht die oben empfohlene Vorsicht gebraucht, überhaupt in den Zimmern, wo man Vögel hält, weder schläft, noch raucht, noch sonst ein Gewerbe betreibt, welches starke Ausdünstungen verursacht. — Die Stieglitze werden sehr fett, und deshalb auch in Gegenden, wo sie sich in großer Menge befinden, wie z. B. in Frank-

reich, von Feinschmeckern oder Leckermäulern, gleich den Ortolanen, Lerchen ꝛc., gebraten verzehrt. Zu diesem Behufe werden sie in kleine enge Käfiche gesperrt, und mit Mohn ꝛc. fett gemacht. — Das Männchen hat einen, wie schon oben bemerkt worden, angenehmen hell-klingenden Gesang, so daß ihm einige Naturforscher unter den Singvögeln den zweiten Rang angewiesen haben, andere wollen ihm jedoch nur den sechsten Rang zugestehen, und setzen den Gesang des Hänflings darüber, der auch weit gelehriger seyn soll, als der Stieglitz, allein dieses Letztere muß man bezweifeln; auch soll der Hänfling weit leichter andere Stimmen anneh-men oder nachahmen, welches aber in demselben Grade nicht beim Stieglitz der Fall ist, obgleich er auch Stim-men anderer Vögel nachahmt. Selbst der junge mit andern Gesangvögeln auferzogene Stieglitz behielt oft seinen Naturgesang rein bei, wenn die andern mit ihm aufgezogenen Vögel den seinigen annahmen. So zog ein Vogelliebhaber einen jungen Hänfling mit einem eben so jungen Stieglitz auf. Der Stieglitz behielt sei-nen Naturgesang rein bei, der Hänfling dagegen nahm den Gesang des Stieglitzes dergestalt an, daß er denselben ganz allein, und noch verschönert dazu hören ließ. Der Stieglitz beginnt seinen Gesang mit dem An-fange des Märzmonats, und singt dann den ganzen Sommer, die Mauser ausgenommen, hindurch; ja sie behalten denselben sogar des Winters in solchen Zim-mer oder Stuben, worin sie eine gemäßigte Wärme des Frühlings fühlen und ihnen eine reine Luft nicht entzo-gen ist, bei. Büffon hat zwei Stieglitze gehabt, die alle Tage den ganzen Winter hindurch, in einem wohl verwahrten, jedoch ungeheizten Zimmer gesungen haben; allein das Thermometer war bei der größten Kälte nicht über 8 Grad unter dem Gefrierpunkte. Eine besondere Neigung soll dieser Vogel haben, den Gesang des Zaun-königs anzunehmen, wenigstens wollen einige Natur-

forscher solches beobachtet haben, indessen ist nicht einzusehen, woher diese Neigung kommen sollte; denn eine große Uebereinkunft des Gesanges zwischen diesen beiden Vögeln findet man eben nicht; es kann nur der Fall gewesen seyn, daß der junge Stieglitz den Gesang des Zaunkönigs zuerst und oft gehört, und diesen daher angenommen hat, eine andere Ursache kann man nicht annehmen. In England will man die Beobachtung gemacht haben, daß die Stieglitze aus Kent einen schöneren Gesang, als die aus andern Provinzen Englands haben. Der Gesang des Stieglitzes enthält viele krause und zwitschernde Töne, einige Accorde, die harpirt werden, und seinen größten Werth als Sänger erhält er dadurch, daß er öfterer oder seltener die Sylbe Fink wiederholt. Einige stoßen diesen Ton nur ein- oder zweimal, andere vier- bis fünfmal hintereinander in ihrem Gesange aus. — Wenn der Stieglitz im Bauer oder Käfiche gut gedeihen soll, so muß er Sand, Wasser, Sonne und frische Luft haben; erhält er dieses, überhaupt eine gute Abwartung, so belohnt er diese Sorgfalt durch seinen Gesang. Die Krankheiten dieses Vogels sind die fallende Sucht, die Darre und die Mauser; alle drei Krankheiten sind, wenn man nicht zur rechten Zeit dazu thut, tödtlich. Die Hauptsache ist hierbei die Abwartung, besonders reines frisches Wasser und gutes, nicht dumpfiges Futter. Wie man die Darre behandelt, ist schon unter Steißdrüse, Th. 173, S. 72 u. f. angeführt worden, und von der fallenden Sucht oder Epilepsie ist schon unter Canarienvogel, Th. 7, S. 608, gehandelt worden. Auch bekommt er zuweilen geschwollene böse Augen, und wird im Alter leicht blind, welche Uebel jedoch durch Reinlichkeit und frische Luft verhindert oder doch wenigstens lange vorgebeugt werden können. — Der Stieglitz hat seinen Namen von den stachlichten Disteln, also von stechen, daher er auch Stechlitz, Stichlitz ge-

nannt wird, und von diesen Disteln führt er auch den Namen Distelfink; also hat ihm sein Lieblingsfutter den Namen ertheilt. Nach Frisch nennen ihn die Böhmen, die sich schon in den frühesten Zeiten mit dem Vogelfang abgegeben haben, Stechlick, ob dieses nun von den Disteln hergeleitet worden, oder von seiner ordentlichen Lockstimme, welche diesen Namen ruft, läßt sich schwer bestimmen, es kann sowohl Eines, als das Andere der Fall seyn.

Was nun die Abänderungen des Stieglitzes betrifft, so verliert derselbe seine rothe Farbe 2c. im Käfiche nicht so schnell, als der Hänfling und andere Vögel; allein sein Gefieder erleidet doch mancherlei Abänderungen, die auch bei allen andern zahmen oder gezähmten Vögeln vorkommen. Folgende Hauptabänderungen kommen bei demselben vor, die jedoch nur als zufällige Veränderungen zu betrachten sind. — 1) Der Stieglitz mit gelber Brust, Fr. le Chardonneret à poitrine jaune, welcher an den Seitentheilen der Brust ein Gelbbraun hat, welches einem Mittelocher gleicht. Der Umkreis um den Schnabel und die Schwungfedern haben nicht das gesättigte Schwarz der Hauptart; auch soll diese Abänderung einen Vorzug im Gesange verdienen. Da nun auch das Weibchen mit dem Gelbbraun an den Seitentheilen der Brust bezeichnet ist, so kann man diese Farbenveränderung als eine Varietät betrachten. — 2) Der Stieglitz mit weißer Stirn oder mit weißem Kopfe, Carduelis ciliis et rostri ambitu niveo, colore refulgentibus. Aldrov. p. 801. Jonst. tab. 36. Willughby Ornith. p. 189, n. 2. Carduelis leucocephalos. Fr. le Chardonneret à tête blanche; Briss. Ornith., tom III., p. 57, le Chardonneret à sourcils et front blancs; Buff. I., c. n. II. Bei diesem Vogel ist Alles, was bei dem gemeinen Stieglitz um den Schnabel und um die Augen roth ist, weiß; sonst ist kein weiterer Unterschied am

Gefieder bemerkbar. Auch gehört diejenige Abänderung hierher, wo Alles weiß ist, was sonst auf dem Kopfe des gemeinen Stieglitzes schwarz zu seyn pflegt. — 3) Der Stieglitz mit roth und gelb gestreiftem Kopfe, Fringilla subfusca, Carduelis capite striato; Fr. le Chardonneret à tête rayée de rouge et jaune, welcher in Amerika gefunden, aber wahrscheinlich dahin gebracht worden ist. Büffon will bei vielen Stieglitzen bemerkt haben, daß das Roth auf dem Kopfe und auf der Kehle mit einigen Schattirungen von Gelb, und auch von einer schwärzlichen Farbe vermischt war. Letztere entstand vondem schwarzen Grunde der Federn, welcher an einigen Stellen durch die schönen Farben hervorbrach. — 4) Der Stieglitz mit der schwarzen Kappe, Carduelis melanocephalos; Fr. le Chardonneret à tête noire, ou tirant sur l'hirondelle, ou à capuchon. Man findet bei dieser Abänderung die Scharlachfarbe des Stieglitzes, nur ist sie auf der Stirne in kleine Flecke vertheilt; auch ist der Rücken und die Brust braungelblich oder gelblichbraun, Bauch und Schenkel haben ein ziemlich reines Weiß, der Augenring ist gelblich, und der Schnabel und die Füße fleischfarben. Das übrige Gefieder ist dem gemeinen Stieglitze ganz gleich. Diese Varietät soll von einem Lerchenmännchen, welches sich mit einer Stieglitzsie gepaart hat, abstammen. Dieses unterliegt wohl einem Zweifel, weil eine solche Vermischung gewiß etwas sehr seltenes ist. — 5) Der weißliche Stieglitz, Carduelis subalbida, s. albida; Fr. le Chardonneret blanchâtre, mit weißlichem Gefieder; der Obertheil des Kopfes und der Kehle Scharlachroth, wie beim gemeinen Stieglitz, der Schwanz aschgrau, und die Flügel, welche von derselben Farbe sind, umgeht eine mattgelbe Binde. — 6) Der weiße Stieglitz, Carduelis alba, capite rubro, Carduelis candida; Fr. le Chardonneret blanc, größten-

theils von weißer Farbe, nur hat der Kopf das Zinnoberroth und einige Schwanzfedern sind gelb eingefaßt. Indessen sollen die weißen Federn oder das weiße Gefieder hin und wieder einige graue Schattirungen haben, so daß man sehr deutlich sieht, daß diese Varietät von der Vermischung mit andern Vögeln herrührt. Man soll dergleichen weiße Stieglitze in der Schweiz antreffen, hauptsächlich im Kanton Graubündten. — 7) Der schwarze Stieglitz, Carduelis nigra, Fr. le Chardonneret noir, eine Veränderung des Gefieders in der Gefangenschaft. So hat man in Käfichen ganz schwarze Stieglitze gefunden, oder doch mit wenigen Veränderungen; sie waren nämlich lange darin eingesperrt gewesen. Einige wenige Veränderungen zeigten sich auf den Flügeln; denn diese hatten noch weiße und gelbe Flecke. Man hat die Beobachtung bei Stieglitzen in Bauern gemacht, daß sie mehrere Male gemausert haben, ohne ihre schöne natürliche Farbe zu verlieren; aber bei dem vierten und fünften Male, daß sie mauserten, erhielten sie eine glänzend schwarze Farbe, ohne daß eine andere Farbe damit vermischt war; allein auch diese Farbe blieb nicht, sondern veränderte sich wieder, und die alten Farben kehrten nach und nach wieder zurück, wenn auch nicht ganz in demselben Glanze, als vorher. — 8) Der schwarze Stieglitz mit orangefarbigem Kopfe, Carduelis congener, Carduelis nigra icterocephalos; Fr. le Chardonneret noir à tête jaune, ou à tête orange. Zwischen diesem Vogel und dem gemeinen Stieglitz soll eine so große Verschiedenheit seyn, daß man denselben nicht zu dieser Art, sondern bloß zu diesem Geschlechte zählen kann. Er ist größer als der Stieglitz, welches sich in allen seinen Theilen, bis auf die Augen, zeigt, welche größer hervorstrahlen. Der obere Theil des Körpers ist, wie der Kopf, schwärzlich, indessen ist der Vordertheil des Letzteren, nahe am Schnabel, mit einer lebhaften Orangenfarbe umzogen. Die Brust

und die obern Deckfedern der Flügel haben eine gräulich-schwarze Farbe. An dem äußeren Rande der Schwungfedern gewahrt man dieselbe Farbe mit einer mattgelben Binde, aber nicht das schöne Chromgelb, wie beim gemeinen Stieglitz. Das Uebrige der Schwungfedern ist schwarz mit weiß vermischt. Die Ruderfedern sind auch schwarz, und der Unterleib von einer aschgrauen mehr ins Bräunliche fallende Farbe. Diese Stieglitz-Varietät ist bei Ferrara gefangen worden, und ist wahrscheinlich dieselbe, die auch Cetti in seinem Werke: „Naturgeschichte von Sardinien,“ Th.2, S.203, erwähnt, den die Sarden Imperiale nennen, und der auch größer, als der gemeine Stieglitz, seyn, und einen schwarzen Ring um den Hals haben soll. — Alle diese hier angeführten Stieglitze sind nur Varietäten des gemeinen Stieglitzes, welche durch das Klima, die Nahrungsmittel, die Gefangenschaft, und andere auf das Gefieder durch den inneren Zustand des Vogels Einfluß habende Eigenschaften hervorgebracht werden, wovon dann noch 9) der Bastard-Stieglitz, Carduelis hybrida; Fr. le Chardonneret mulet ou Metis, verschieden ist. Die sogenannten Bastardstieglitze erzeugen sich durch die Vermischung des Stieglitzes mit einer andern Vögelgattung, die ihm analog ist, wie der Kanarienvogel, Hänfling, Grünling, Ortolan, Zeisig ꝛc., und dieses sowohl mit den Weibchen oder Sien dieser Vögel, als auch umgekehrt mit einer Stieglitzsie und dem Männchen der genannten Vögel. Diese Bastarde gleichen in den äußern Theilen des Körpers mehr dem Vater, und an den übrigen mehr der Mutter. Es kann wohl seyn, daß von den oben angeführten Varietäten, auch einige zu diesen Bastarden gehören, obgleich man die Vermischung der verschiedenen Vögelgattungen mit einander nur selten im Freien findet; sie werden größtentheils nur künstlich im Zimmer erzeugt, wo man sie zusammenbringt oder zusammen in einen Käfich wirft,

das heißt, ein Stieglitzmännchen mit Kanariensien, und so umgekehrt, einen Kanarienhahn mit Stieglitzweibchen, und so bringt man auch ein Stieglitzhähnchen mit einer Zeisigsie oder einer Hänflingsie ꝛc. zusammen, und umgekehrt, einen Hänflinghahn mit einer Stieglitzsie ꝛc. Von diesen aus solchen Hekken gezogenen Vögeln können wohl einige zu ihrer Freiheit gelangt seyn; auch läßt wohl ein Vogelliebhaber einige Weibchen, wenn er deren mehr zieht, als er wieder zur Hecke gebrauchen kann, fliegen, und diese mischen sich dann im Freien mit Stieglitzmännchen, so erhält man auch Varietäten, worauf dann weder Klima, noch Nahrungsmittel Einfluß gehabt haben. — Pennant führt in seiner Brittischen Thiergeschichte noch eine Spielart des Stieglitzes an, die in zwei Jahren kaum einmal gefangen wird. Die Londoner Vogelfänger nennen sie das Rehlein, wegen der Art, mit welcher sie hüpft. Sie wird sehr theuer verkauft und unterscheidet sich von der gemeinen Art durch zwei weiße Striche, und zuweilen durch drei weiße Flecken unter der Kehle. — Otto, der Uebersetzer des Büffons, sagt auch, daß alle oben angeführten Spielarten von dem gemeinen Stieglitze sehr zufällig entständen, als wesentliche Abarten seyen nur die großen und kleinen Stieglitze zu betrachten, wie ihm dieses sowohl Jäger, als Vogelfänger versichert hätten. Die Farben wären an beiden ziemlich gleich, so daß die Beschreibung der Schriftsteller auch auf beide paßte. Auch sey er, Otto, noch ungewiß, ob es zwei ganz verschiedene Gattungen seyen, obgleich er den Unterschied oft bemerkt habe. Die Unterscheidungszeichen, die man von ihnen angeben könne, seyen nur aus der Vergleichung zu nehmen, und da finde es sich denn, daß die großen einen mehr getheilten Schwanz hätten, als die kleinen, bei welchen er mehr gleich sey. Bei den größern seyen die Männchen und Weibchen von mehr gleicher Farbe, bei

den kleinern wäre am Kopfe des Weibchens aber weniger Rothes, als bei dem Männchen. — Auch die sehr langen und die krummen Schnäbel bei einigen Stieglitzen in den Käfichen sind keine Abarten, sondern Krankheiten. — Fremde mit dem Stieglitz verwandte Vögel sind:

1) Der grüne Stieglitz oder der Maracaxao, **Carduelis affinis viridis Edw. et Linn., Fringilla (Melba) viridis**; Fr. **le Chardonneret vert**; Engl. **The green Gold-finch**, findet sich in Brasilien. Nach Edwards Beschreibung dieses Vogels hat das Männchen fast einen Schnabel, wie unser Stieglitz, nur von einer hellröthlichen Fleischfarbe. Er ist mit scharlachrothen Federn besetzt, welche vorn am Kopfe liegen, und bis ein wenig über die Augen gehen. Zwischen dem Schnabel und den Augen ist ein kleiner nackigter Fleck von blauer Aschfarbe; das Auge ist braun oder schwarz. Der hintere Theil des Kopfes und des Halses, und der Rücken sind grüngelb, der Schwanz und die Federn, welche den obern Theil desselben bedecken, sind hellroth; die untern Schwanzfedern sind aschfarbig grau; die Flügel sind grünlich und mit einer rothen Schattirung gehoben, welche man an den kleinen Deckfedern der Flügel etwas stärker, als an den großen gewahrt. Die großen Schwungfedern sind dunkel oder schwarz; die Brust ist olivengrün und fällt gegen den Bauch zu ins Weiße, eben so die Federn, welche den unteren Theil des Schwanzes decken. Der ganze untere Theil des Vogels ist mit unterbrochenen Streifen oder langen braunen Flekken gesprengt. Die Beine und Pfoten sind grau. — Das Weibchen dieses Vogels hat einen etwas dicken Schnabel, der sich in eine scharfe Spitze endiget, auch ist er etwas unterwärts gebogen und von Farbe weißlich, oder hellgelb. Der vordere Theil des Kopfes ist um den Schnabel herum bis an die Augen, und dann bis an die Kehle mit schönen scharlachrothen Federn besetzt. Der Kopf ist oben, so wie der hintere Theil

des Halses, aschfarbig; der Rücken, der Burzel und die Flügel sind auf ihrer obern Fläche gelblichgrün, die größeren Schwungfedern sind etwas dunkler, als die andern Federn, wie es auch bei andern Vögeln der Fall ist. Der ausgebreitete Schwanz ist von dunkler Farbe, und der Rand an den Federn ist weinroth, so, daß wenn der Schwanz zusammengelegt ist, er roth aussieht. Unten und an den Seiten der rothen Kehle sind die Federn hellgelblichgrün, an der Brust und am Bauche sind sie weiß. Am Hals, Brust und Bauche zeigen sich dunkle Querstreifen, die Deckfedern unter dem Schwanze sind ganz weiß. Beine und Füße haben die Gestalt unseres Stieglitzes, nur sind sie fleischfarbig.

2) Der gelbe Stieglitz oder Distelfink, der Amerikanische Stieglitz, auch Fink, **Fringilla, Cardaelis Americana, Fringilla flava, Fringilla (tristis) flava**; Fr. **le Chardonneret jaune ou d'Amerique**; Engl. **the American Gold-finch.** Man findet diesen Vogel in Nordamerika; der Schnabel desselben ist fast eben so gestaltet und gefärbt, wie derjenige unseres gemeinen Stieglitzes. Die Augen sind dunkelbraun. Die Stirn des Männchens hat eine schwarze Farbe, der übrige Theil des Kopfes, der Hals, die Brust und der Rücken sind mit glänzend gelben Federn bedeckt; die Schenkel, der Unterleib, und die obern und untern Deckfedern des Schwanzes sind gelblichweiß. Die kleinen Deckfedern der Flügel sind auf der äußeren Seite gelb, auf der innern weißlich, und haben eine weiße Spitze. Die großen Deckfedern der Flügel sind von schwarzer Farbe und endigen sich mit weißen Spitzen, die eine leichte braune Schattirung von sich werfen. Diese Mischung bildet auf den Flügeln zwei deutliche schwarze Querstreifen. Die mittleren Schwungfedern sind mit weißen Spitzen versehen, diejenigen, welche dem Rücken am nächsten sind, und die Deckfedern haben eine gelbe Einfassung. Die einander gleichen Ruderfedern sehen

oben schwarz, unten aber aschfarbig aus. Die Seitenruderfedern sind an ihrer innern Seite gegen das Ende zu von schwarzer Farbe, und die Füße fleischfarbig. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen dadurch, daß es nicht eine schwarze, sondern eine olivengrüne Stirn hat; auch der ganze obere Theil des Körpers besitzt diese Farbe. Dann ist das Gelbe des Burzels und die untere Seite des Körpers nicht so glänzend, das Schwarze auf den Flügeln nicht so dunkel, dagegen sind die Querstreifen nicht so hell. Dann hat das Weibchen einen ganz weißen Bauch; und die untern Deckfedern des Schwanzes zeigen gleichfalls diese Farbe. Das junge Männchen ist nur von dem Weibchen durch seine schwarze Stirn verschieden. Diese beiden Vögel, Männchen und Weibchen, wurden jeder in einem besondern Käfich gehalten, um Beobachtungen über sie anzustellen. Das Weibchen legte ohne Zulassung des Männchens im August ein perlgraues Ey, ohne Flecken; auch veränderte es sein Gefieder in der ganzen Zeit, als es Edwards besaß, jährlich zweimal, im März und im September. Im Winter war das Gefieder ganz braun, der Kopf, die Flügel und der Schwanz behielten aber dieselbe Farbe. Ueber das Männchen konnten keine Beobachtungen weiter angestellt werden, da es sehr bald starb; allein es scheint wohl, daß es eben sowohl die Mauser zweimal im Jahre hätte durchmachen müssen, wie das Weibchen, und überhaupt die Vögel warmer Länder. Die ganze Länge dieses Vogels beträgt $4\frac{1}{3}$ Zoll, der Schnabel fünf bis sechs Linien, der Mittelfuß auch sechs; die Flügelbreite $7\frac{1}{4}$ Zoll; der Schwanz, der aus zwölf gleichen Ruderfedern besteht, und sechs Linien über die Flügel hinweggeht, ist achtzehn Linien lang. Dieser Vogel soll sich sowohl zu Newyork, als auch in Karolina und Virginien finden; in Karolina soll er aber nicht so gemein sein, als in den andern beiden Landschaften.

Auch in Newyork werden sie in Käfichen gehalten. Man hat auch von diesem Vogel Abänderungen, wenigstens stimmen die Beschreibungen der Naturforscher in den Farben desselben nicht überein. Auch können sie wohl nach den verschiedenen Mausern, und im jungen und älteren Zustande betrachtet worden seyn. Diejenigen Naturforscher, die Amerika besuchten, kommen aber alle darin überein, daß man diesen Vogel in Karolina nur sehr selten sehen soll, dagegen häufiger in Canada und in den schon angeführten Ländern oder Provinzen des Nordamerikanischen Freistaates.

Stieglitz (Amerikanischer), s. oben, unter Stieglitz, S. 86, und S. 91 u. f.

— (Bastard-), s. oben, unter Stieglitz, S. 88.

— (Europäischer), s. Stieglitz (gemeiner).

— (gelbbrüstiger), s. oben, S. 85.

— (gelber), s. daselbst, S. 91 u. f.

— (gemeiner), Europäischer Stieglitz, s. daselbst, S. 69 u. f.

— (großer), s. das., S. 89.

— (grüner), s. das., S. 90.

— (kleiner), s. das., S. 89.

— (roth und gelbgestreifter auf dem Kopfe), s. das., S. 86.

— (schwarzer), s. das., S. 87.

— (schwarzer Kappen-), s. das., S. 86.

— (schwarzer mit orangenfarbigem Kopfe), s. das., S. 87.

— (weißer), s. das., S. 86.

— (weißgestirnter), s. das., S. 85.

— (weißlicher), s. das., S. 86.

In Sachsen führt eine kleine Fischart wegen ihrer bunten Farben den Namen Stieglitz.

Stieglitze, in Preußen, eine Stufe, um über einen Zaun zu steigen; auch Steiglitze.

Stiel, Diminut. Stielchen, ein Wort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung üblich ist. 1. Mit dem herrschenden Begriffe des Stehens, Stellens oder der Festigkeit, ist im gewöhnlichen Leben einiger Gegender Stiel ein unbewegliches und aufrechtstehendes Stück Bauholz, welches unter dem Namen einer Säule am bekanntesten ist. Die Stiele an einem Gebäude, die Säulen, welche den Balken tragen. In der Zimmermannskunst werden sie jedoch lieber Stützen genannt. Bei einem Gebäude von Fachwerk sind die Stiele die senkrechten Stützen, welche in die Balken zweier Stockwerke eingezapft und mit Riegeln und Bändern befestiget werden. Auch die ähnlichen in die Erde eingegrabenen Säulen an einem Plankwerke heißen in manchen Gegenden Stiele. Das Griechische ςυλος, eine Säule, ςελεχος, ein Stamm, und andere sind nahe damit verwandt. Bei den Eisenarbeitern ist der Stiel ein Stück gerades Holz, das man am Ende spaltet, um einen Durchschlag, Meißel oder eine Abschrote hinein zu stekken, die man darin mit einer Zwinge hält, welche die beiden Theile, die man gespalten hat, wieder zusammen zieht. Dieses Stiels bedient man sich zu den Werkzeugen, die weder Loch noch Tille haben, und woran man außerdem, wie an den Hämmern, keinen Stiel machen kann. Im Wasserbaue sind die Stiele runde oder gerade Holzstücke; s. unter Stangen, Th. 1, S. 169.—2. Mit dem herrschenden Begriffe der Ausdehnung in die Länge, ist Stiel derjenige verlängerte Theil eines Werkzeuges, bei welchem man dasselbe angreift und handhabt, er sey nun lang oder kurz dieser Theil, obgleich man eigentlich eine Handhabe von beträchtlicher Länge darunter versteht, wie z. B. der Besenstiel, Spadenstiel, Schippenstiel oder Schaufelstiel, Heugabelstiel 2c. Ueberhaupt versteht man hier unter Stiel den bekannten Handgriff an allen mechanischen Instrumenten, die man mit der

Hand regiert. An den Hämmern ist es ein Vectis homodromus, dessen Hypomochlion im hintersten Theile der Handfläche, die bewegende Kraft aber im Vordertheile derselben ist Es dient nicht nur die Hämmer und andere Instrumente damit anzufassen und zu regieren, sondern ihnen auch eine größere Trift oder Treibkraft zu geben. Daher der Hammerstiel, Pfannenstiel, Löffelstiel, Messerstiel rc. rc. Der Stiel am Beile, an der Axt rc. Man sagt auch figürlich einen Stiel zu einer Axt suchen, einen Vorwand suchen. In verschiedenen Fällen sind dafür die Wörter Hälm oder Helm, Heft, Griff rc. üblich. Im Gewächsreiche ist der Stiel, Petioli Linn., ein langer dünner Theil eines Gewächses, wodurch andere Theile desselben mit dem Stamm, den Zweigen oder den Wurzeln verbunden werden; im gemeinen Leben einiger Gegenden sagt man dafür auch wohl Stengel. In diesem Verstande haben sowohl die Blüthen, als die Blumen und Früchte Stiele, der Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Feigen- rc. Stiel; der Stiel eines Blattes, einer Blume, einer Beere rc.

Stieleiche, in einigen Gegenden Deutschlands, ein Name der Sommer- oder Masteiche, am wahrscheinlichsten, weil ihre Eicheln längere Stiele haben, als diejenigen der andern Arten; s. auch unter Eiche, Th. 10. S. 208 und 213. Adelung glaubt auch noch, weil sie ihres geraden Wuchses wegen zu Stielen, das ist, Säulen in den Gebäuden am bequemsten ist.

Stieleichel, Stieleicheln, s. den vorhergehenden Artikel.

Stielen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit einem Stiele in der zweiten Bedeutung versehen. Eine Axt stielen. Macht Planken in den Zaun, schnitzt Flegel, stielt die Hauen (Opitz); die Blumen stielen. Die gemachten Blumen mit Stielen versehen, welche von Draht und mit grünem Pa-

piere, grüner Seide ꝛc. bewickelt sind; bei braunen Stielen mit solchem gefärbtem Papier und solcher gefärbten Seide, und so in vielen andern Fällen.

Stielgewehr, s. Stangengewehr, Th. 169.

Stielig, Bei- und Nebenwort, einen Stiel habend, gleichfalls nur in der zweiten Hauptbedeutung des Wortes Stiel, doch nur in den Zusammensetzungen langstielig, kurzstielig ꝛc.

Stielkoralle, Madrepora stellaris; s. unter Koralle, Th. 44, S. 292.

Stielnuß, Eichenstielgallen, Cynips quercus petioli, eine Art Gallwespe oder Gallinsekt. Dieses Insekt, auch Eichenblattstielwespe genannt, wohnt in einer auf beiden Seiten convexen Galle an den Eichenstielchen. Sie ist so groß, als eine Schnacke, schwarz, der Leib glatt, die Flügel durchsichtig, die Fühlhörner fast so lang, als der Körper; alle Füße blaß; die Schenkel dick und schwärzlich.

Stier, Ochs, Bulle, Brummer, Bos Taurus, s. den Art. Ochs, Th. 103, S. 650 u. f. Hier noch einige Zusätze zu dem Amerikanischen Bison oder Bonassus, Bos bonassus, am eben angeführten Orte, S. 705 u. f. Man traf den Bison zu der Zeit, als die Europäer anfingen Niederlassungen in Nordamerika zu begründen, an der Küste des Atlantischen Oceans an; er scheint aber selbst damals westlich von den Apalachianschen Bergen selten gewesen zu seyn. Theodat, dessen Geschichte von Kanada im Jahre 1636 erschien, sagt bloß, daß man ihm erzählt habe, daß in den entlegenen westlichen Ländern Bullen vorkommen sollen. Warden erwähnt, daß in einer nicht sehr fernen Periode ganze Herden dieser Thiere in den westlichen Theilen von Pensilvanien gehauset haben, und daß sie noch im Jahre 1766 in Kentucky ziemlich zahlreich gewesen; allein vor der weißen Bevölkerung allmählig zurückgewichen seyen; jetzt sieht man sie, seinen Mittheilungen nach,

selten südlich vom Ohio oder auf der Westseite des Missi- sippistroms. Sie existiren jedoch noch in beträchtlicher Anzahl, und schweifen in zahllosen Herden über die von den Flüssen Arcansas, la Plata, Missouri und den obern Armen des Saskatschewan und Friedens-(Peace) Flusses bewässerten Savannen. Der große Sklavensee, unter dem 60 Grade der Breite, war einst die nördliche Grenze ihrer Weideplätze; allein später haben sie, nach dem Zeugnisse der Eingeborenen die platten Kalkstein- distrikte von Sklavenspitze (Salve-Point) auf der Nord- seite jenes Sees in Besitz genommen, und streifen bis in die Nachbarschaft des großen Martensees (Great Mar- ten Lake) unter 53 — 64 Gr. N. Br. Nach dem Dr. Richardson (Arctic Zoologie), sind die Kalk- stein- und Sandsteinformationen, welche zwischen den großen Felsen-Bergen und den niedrigen Urgebirgsket- ten liegen, die einzigen Distrikte in den Pelzländern, welche vom Bison besucht werden. Diese verhältniß- mäßig ebenen Landstriche enthalten viel Wiesenland, worauf der Bison während des Sommers gutes Gras findet; desgleichen manche mit Binsen und Riedgräsern überwachsene Moräste, die ihn mit Winterfutter versor- gen. Ferner ist der Kalksteinboden reich an Salzquellen und Teichen, und es giebt daselbst salzreiche Stellen, Salzlecken, wo man in jeder Jahreszeit Bisons findet. Die aus Urgebirgen gebildeten Distrikte besuchen sie nicht. Ihre Wanderungen nach Westen waren früher durch die Felsenbergkette begränzt, und auch jetzt noch sind sie in Caledonien, so wie an den Ufern des stillen Meeres, nördlich vom Columbiaflusse unbekannt; in- dessen haben sie in den letzten Jahren unweit der Quelle des Saskatschewan einen Weg über die Berge gefun- den, auch soll sich ihre Anzahl nach Westen zu mit je- dem Jahre vermehren. Im Jahre 1806, als Lewis und Clarke beim Ursprunge des Missouri die Berge überstiegen, waren Bisonhäute ein wichtiger Handels-

artikel zwischen den Bewohnern der Ostseite und den Eingeborenen im Westen. Weiter nach Süden zu, in Neu-Mexiko und Californien scheinen die Bisons auf beiden Seiten der Felsenbergkette zahlreich zu seyn. — Nur erst in der neuesten Zeit hat der Bison in Europa eine größere Aufmerksamkeit erregt, als mehrere Thiere dieser Art in England unter dem Namen Bonassus zur Schau herumgeführt wurden; denn den Bonassus, ein von den Alten beschriebenes Thier, hielt man für verloren gegangen, bis er in dem Amerikanischen Bison wieder erkannt wurde. Dieser Bison hat viel Aehnlichkeit mit dem Auerochsen der Deutschen, welchen Cuvier für den Bonassus des Aristoteles, den Bison des Pausanias und Plinius, und den Urus des Cäsar hielt, und der bis auf Karls des Großen Zeiten herab in Deutschland nicht selten war, gegenwärtig aber fast ausschließlich auf das bergige Land zwischen dem Kaspischen und todten Meere beschränkt ist.

Die Bisons wandern fortwährend von Ort zu Ort, entweder weil sie von Jägern beunruhiget werden, oder wegen ihres Futters. Eine vorzügliche Lockspeise für sie ist das weiche zarte Gras, welches nach dem Abbrennen der Savannen emporsproßt. Im Winter scharren sie den Schnee mit den Füßen weg, um den darunter verborgenen Rasen zu erreichen. Die Bullen und Kühe leben den größten Theil des Jahres hindurch in getrennten Herden; aber stets begleiten ein oder zwei Stiere eine große Herde Kühe. Der Bison ist im Allgemeinen ein scheues Thier, und ergreift, wenn er einen Feind wittert, den er vermöge seines sehr scharfen Geruches in beträchtlicher Ferne spürt, sogleich die Flucht. Sie sind jedoch weniger auf ihrer Hut, wenn sie in großer Anzahl beisammen sind, in diesem Falle folgen sie blindlings ihren Führern, nicht achtend der Jäger und Alles niedertretend, was ihnen in den Weg kommt. Es ist gefährlich für den Jäger, sich zu zeigen, nachdem er ei-

nen Bison verwundet hat; denn dieser würde ihn dann gewiß verfolgen, und obgleich sein Gang schwerfällig und plump ist, so dürfte es doch selbst dem schnellsten Läufer schwer fallen, dem aufgebrachten Thiere zu entrinnen. Man erzählt verschiedene Beispiele von der Beharrlichkeit, womit der Bison seine Rache verfolgt. So wurde ein Jäger mehrere Stunden lang in einem Baume von einem alten Bullen belauert, der darunter Posto gefaßt hatte. Im Kampfe mit einem Hunde, theilt er mit den Vorderhufen gewaltige Schläge aus, so daß ein Engländischer Bullenbeißer seiner nicht leicht Herr werden würde.—Die beliebteste Art unter den Indianern den Bison zu tödten, besteht darin, daß der Jäger auf das fetteste Thier der Herde losreitet, und es mit einem Pfeile durchbohrt. Haben sich viele Jäger zu diesem Behufe vereiniget, so giebt es ein höchst anziehendes Schauspiel, und die jungen Leute haben vielfache Gelegenheit, ihre Waidmannskunst und Behendigkeit an den Tag zu legen. Roß und Reiter scheint die Jagd in gleichem Grade zu ergötzen; besonders erweisen sich die Pferde sehr thätig, dem wüthenden Angriffe des Thiers auszuweichen, wenn sich dieses gegen seinen Verfolger kehrt. Am gewöhnlichsten pflegt man jedoch, um einen Bison zu schießen, dem Winde entgegen auf allen Vieren ganz nahe an denselben heranzukriechen, und wo das Terrain günstig ist, werden eine große Menge in Pferchen gefangen. Wenn der Büffel läuft, hängt er mit dem Körper bald auf die eine, bald auf die andere Seite. — Das Fleisch eines Bison in gutem Zustande ist sehr saftig und wohlschmeckend, und kommt dem eines gut gemästeten Ochsen ziemlich gleich. Die Zunge gilt für einen Leckerbissen, und kann so zubereitet werden, daß sie an Wohlgeschmack eine Engländische Rindszunge übertrifft. Die dicke Fleischmasse, welche die Stachelfortsätze der ersten Rückenwirbel überzieht, wird sehr geschätzt. Von den Kanadischen Reisenden wird sie Bos, von

den Orkney-Männern, im Dienste der Hundsonsbay-Kompagnie, Wig genannt. Dieses Fleisch ist sehr zart und gleicht, wenn man es einsalzt, und dann der Quere nach in Stücken schneidet, beinahe der Zunge. — Das feine Wollhaar, womit der Bison bekleidet ist, macht dessen Fell, nach gehöriger Zurichtung, zu einer vortrefflichen Bettdecke; man schätzt diese Häute so sehr, daß eine von guter Qualität in Kanada, wo man sich ihrer bei Wanderungen über den Schnee als Hülle bedient, mit drei bis vier Pfund Sterling bezahlt wird. Die Wolle hat man in England zu einem vorzüglich feinen und schönen Tuche verarbeitet, und in der Kolonie Osnaboyna am rothen Flusse wird ein warmes und dauerhaftes Zeug daraus verfertiget. Der sogenannte Pemmican, dessen sich die Reisenden der Pelzkompagnie bedienen, wird zum großen Theile aus Bisonfleisch bereitet, welches sie auf ihren Stationen am rothen Flusse und zu Saskatschewan erhalten. Eine gute Bisonkuh giebt Fleisch und Fett genug, um 901 Pfund Pemmican daraus zu bereiten. Die Bisons, welche in den holzreichen Theilen des Landes hausen, bilden kleinere Herden, als die, welche auf den Ebenen weiden; sie sollen aber größer seyn. Die Bisonherden durchstreichen, nach dem Doktor Godman, das Land weit und breit nach Futter, gewöhnlich unter Führung des stärksten und tapfersten Bullen. Während des Weidens sind sie oft über einen großen Flächenraum zerstreut, wenn sie sich aber in Masse bewegen, bilden sie eine dichte, fast undurchdringliche Kolonne, die, einmal im Zuge, schwer aufzuhalten ist. Auf ihren Wanderungen lassen sie sich selbst durch beträchtliche Flüsse von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht ablenken, sie schwimmen ohne Furcht und Zögern hindurch, fast in derselben Ordnung, in welcher sie über die Ebenen streifen. Auf der Flucht vor ihren Vorfolgern würde es den Vordersten unmöglich seyn, zu halten, oder die Fortschritte des Hauptzu-

ges zu hemmen. Das Drängen der Nachhut macht dieses unmöglich, die Anführer müssen vorwärts, wenn sie auch vernichtet werden sollten. Die Indianer benutzen dieses, um sich ihr Lieblingswildpret in Menge zu verschaffen, und dieses geschieht dadurch, daß man die Bisons zwingt, scharenweise von einem schroffen Abhange auf eine hundert Fuß darunter befindliche, mit Felsenzacken besetzte Fläche zu springen. Wenn die Indianer sich dieser Thiere auf die angeführte Weise bemächtigen wollen, so wählen sie aus ihren jungen Leuten einen der schnellfüßigsten und thätigsten, hüllen ihn in eine Bisonhaut, Ohren und Hörner seinem eigenen Kopfe anpassend, um die Täuschung zu vollenden, und so vermummt nimmt dieser verwandelte Jüngling seinen Stand zwischen der Bisonsherde und einem der Abhänge, die sich oft meilenweit längs den Flüssen hinziehen. Die Indianer umzingeln die Herde so nahe, als möglich, und stürzen auf ein gegebenes Zeichen, unter lautem Geschrei auf die Bisons los. Die in Schrecken gesetzten Thiere, keinen andern Weg zur Flucht offen sehend, als den, wo der vermummte Indianer Posto gefaßt hat, wählen diese Richtung, und folgen ihrem nunmehr dem Abhange zueilenden Feinde, welcher sich, daselbst angelangt, in einer vorher aufgesuchten Felsenspalte verbirgt. Der vorderste Bison langt am Rande der Klippe an, und da die Zurückweichung unmöglich ist, und ihm auch kein anderer Ausweg übrig bleibt, da die von hinten andringende Herde, in großer Eile vor den Jägern vorherjagend, ihn zum gefährlichen Sprunge zwingt, welchen die andern ihm nachthun, welcher Sprung mit sicherem Verderben gepaart ist. Man hat diese Thiere in Herden von drei-, vier- bis fünftausend auf den Ebenen beisammen gesehen, und sie sollen einen solchen Lärm in der Nacht machen, daß die, mit denselben unbekannten Reisenden in ihrer Nähe nicht schlafen können; denn das unaufhörliche Blöcken und Brüllen der Bul-

len soll dem fernen Donner ähneln. Uebrigens soll der Bison, wenn gleich häufige Kämpfe zwischen den Bullen vorfallen, doch im Ganzen ein friedfertiges unschädliches Geschöpf seyn, welches selten oder niemals, außer wenn es zur Verzweiflung gebracht wird, Menschen oder andere Thiere angreift.

In Spanien werden die wilden Stiere auf eigenthümliche Weise gezähmt, welche Zähmung man eine Art von Stiergefecht nennen könnte, da sie dem Volke nicht nur Unterhaltung gewährt, sondern auch dieses edle Thier zum Theilnehmer der Arbeiten des Landmannes macht. Diese Art der Zähmung ist dem Auslande lange unbekannt geblieben, und nur die Invasion der Franzosen, und die neuesten Vorfälle, welche diese Halbinsel betroffen, haben auch diese Art der Stierzähmung außer den Spanischen Grenzen bekannt gemacht. Die Halbinsel ist sehr reich an beträchtlichen Waldungen, welche, ungeachtet ihres Umfanges, offen genug sind, um den Herden wilden Viehes, welches zwanglos in ihrem Schatten umherschweift, Weide und Futter zu geben. Der große Wald von Alemtejo kann als Beispiel dienen. Hier sind mehrere hundert Englische Geviertmeilen mit hohen laubreichen Bäumen bewachsen, zwischen welchen große freie Räume vorkommen, die als Weideplätze nutzen, und nebenbei auch eine Meierey, eine Weinpflanzung und einen Olivenhain darbieten. Allein der letztere Umstand hindert keinesweges die Vermehrung und Unabhängigkeit der Herden, welche daselbst hausen. Ein Engländer erzählt davon Folgendes:

Es war in dem genannten Walde (Wald von Alemtejo), wo ich zum ersten Male das Verfahren, wilde Stiere einzufangen, kennen lernte. Auf die Nachricht, daß das Dorf Alcoxete, am Tagus, den Schauplatz eines Stiergefechtes abgeben werde, und daß die Bauern im Umkreise von mehreren Meilen zur Theilnahme an der

Jagd für den folgenden Tag eingeladen worden, ging ich in Gesellschaft von etwa zwanzig Personen, größtentheils dem Militairstande angehörig, und jeder beritten und mit einer langen, an dem andern Ende mit einer kleinen eisernen Spitze versehenen Stange bewaffnet, über den Fluß. Auf dem andern Ufer kurz vor Tagesanbruch angelangt, fanden wir gegen zweihundertfunfzig bis dreihundert Leute versammelt, einige auf verschiedenen Vierfüßern sitzend, vom edlen Andalusischen Rosse bis zum niedrigen Esel herab, die meisten aber zu Fuß. Alle waren auf ähnliche Weise bewaffnet, als wir. Mit Tagesanbruche marschirte Alles dem Walde zu. Der Morgen war vorzüglich schön, und die anmuthige Scene wurde noch durch das mannigfaltige Kostüm der uns umgebenden Jagdgenossen erhöhet. Als wir eine Strecke in den Wald eingedrungen waren, wurde Halt gemacht, um einige Erfrischungen, gleichsam als Vorbereitung zu den bevorstehenden Mühen des Tages, einzunehmen. Nach einem hastigen Mahle theilte sich die Gesellschaft in zwei Theile, der eine dehnte sich in eine lange Linie zur Rechten, der andere zur Linken aus. Wir waren auf besagte Weise noch nicht weit vorwärts gekommen, als wir auf eine Viehherde mit zwölf Stieren trafen, die, so wie sie uns gewahrte, mit Blitzesschnelle davon eilte. Die Jagd nahm jetzt ihren Anfang; wir trieben unsere Pferde zur möglichsten Eile, so gut wir konnten, an, uns zwischen den hohen Fichten hindurch arbeitend, und die fliehenden Stiere durch wildes Geschrei der andern Parthei zutreibend. Endlich, etwa nach einer Stunde, erreichten etwa ein Dutzend von uns, die am besten beritten waren, die Flüchtlinge, und begannen den Angriff mit ihren langen Piken, welches auf folgende Weise geschah: ein Jäger ritt en Carrière an den nächsten Stier heran, und versetzte ihm mit der Spitze seiner Lanze einen tüchtigen Stoß; das Thier, dadurch gereizt, kehrte sich gegen den Angreifer und stürzte auf ihn los, unterdessen kam ein zweiter Reiter herbei und stach den Stier in die andere Seite, dieser gab sogleich seinen ersten Angriff auf, und wendete sich gegen den zweiten Feind, welcher wieder von einem Dritten erlöst wurde, und so fort. Die dergestalt getheilte Aufmerksamkeit des in Wuth versetzten Thieres hinderte sein Ent-

kommen, und gab den übrigen Jägern Zeit herbeizukommen. Die Stiere wurden so mit der Zeit von der Herde getrennt. Wir umzingelten sie hierauf, und begannen unsere Operationen, um sie nach der Stadt zu treiben. Jetzt war alle Geschicklichkeit der Reiter erforderlich, und Roß und Mann mußten ihr Möglichstes thun, um sowohl den spitzigen, überall drohenden Hörnern auszubeugen, als auch den Durchbruch der Herde durch das lebendige, dieselbe umgebende Netz zu verhüten. Dieses war vielleicht die schwierigste Aufgabe, sie wurde nur dadurch bewirkt, daß man jeden Stier besonders beschäftiget erhielt, und mithin ein vereintes Wirken der Thiere unmöglich machte. Die ununterbrochene, hierzu erforderliche Thätigkeit und Anstrengung rieb indeß manches von den armen Pferden auf, und unser Kreis wurde nach und nach immer kleiner, auch wurden Einige von den Hörnern und Hufen schwer verwundet, und dadurch kampfunfähig. Endlich gegen vier Uhr Nachmittags gelang es uns, die Stiere in eine Einfriedigung zu treiben, wo eine Anzahl Ochsen mit Glocken um den Hals, einst auch so wild, wie die jetzt eingetriebenen, friedfertig graseten. Hier blieben sie nun bis zum folgenden Tage unbelästiget.

Der Marktplatz von Alcorete war in eine Art Arena umgeschaffen worden, mit Sitzen oder vielmehr Steheplätzen für die Zuschauer im Umkreise; die Mitte war sorgfältig gereiniget, von Steinen befreiet, und mit frischem Sande bestreuet. Auf der einen Seite stand eine Wagenkarre zu einem bald zu beschreibenden Zwecke; auf der andern eine Hürde zur Aufnahme eines jeden Stiers bei seinem ersten Erscheinen auf der Arena. Letztere communizirte durch eine Thür mit der vorerwähnten Endfriedigung, worin die Stiere einstweilen, eingesperrt waren. Durch den Wald hatten die armen Thiere bloß die großen Bäume und Sträucher vor sich; aber reichte der sie umringende Jägertroß allein hin, ihre Wuth und Angst inmitten der ihnen vertrauten Scenerey zu erwecken, wie viel mehr mußte dieses der Fall seyn, als sie durch die mit Menschen überfüllten, bei ihrer Erscheinung von lautem Jubelgeschrei ertönenden Straßen getrieben wurden. Zweimal wendeten sich die wüthenden Stiere, und brachen durch die versammelte Volks-

menge, Alles niederstoßend und verwundend, was sich ihnen widersetzte, und zweimal wurden sie von den umzingelnden Reitern zurückgebracht. Ein schöner schwarzer Stier entfloh in den Fluß und schwamm beinahe eine Stunde darin, noch ehe ein Boot zu seiner Wiedererlangung flott gemacht werden konnte. Mehrere von den Engländischen Soldaten, die in der Nähe der Stadt einquartirt waren, schwammen ihm nach, und einer derselben, ein trefflicher Schwimmer, hatte ihn fast erreicht, als ein Fischerboot herbei kam, dessen Mannschaft ein Seil um die Hörner des Stieres befestigte, und ihn ins Schlepptau nahm. Der Soldat wollte sich indessen nicht umsonst bemühet haben, er bestieg daher den Rücken des Ausreißers und kam so unter dem Beifallsjauchzen der Menge wohlbehalten ans Land. Der Kampf mit den Stieren, behufs ihrer Zähmung, begann um drei Uhr Nachmittags, als die Sonnenhitze etwas nachgelassen hatte. Sechs von den wilden Stieren wurden zu gleicher Zeit in den Circus gelassen, umgeben von einer Abtheilung berittener Picadores, und begleitet vom zahmen Vieh mit Glocken. Hierauf befestigte man eins nach dem andern mit Stricken an den oben erwähnten Karren, setzte jedem eine Ledermütze auf die Hörnerspitzen, und trieb sie in die Hürde. Der Circus wurde hierauf gesäubert, und herein traten die Spanier in ihrer lachenden Andalusischen Tracht, deren Zierlichkeit oder Eleganz nicht leicht zu beschreiben ist. Das lang herabwallende Haar fesselte ein schwarzer seidener Beutel oder Sack, der mit schwarzen Bändern befestiget ist; die lichtfarbige goldbetreßte, und mit silbernen Knöpfen besetzte Sammetjacke, die reichgestickte Sammetweste, das Spitzenhemd, die rothseidene Schärpe, Sammethosen und seidene Strümpfe, Alles harmonirte in Farbe und Form, die Gewandtheit und Eleganz, wegen welcher der Andalusier so berühmt ist, in ihrem günstigsten Lichte zu zeigen. Diese Leute, von denen jetzt fünf oder sechs auf dem Kampfplatze erschienen, werden von Kindheit an mit den Gefahren des Stiergefechts vertraut gemacht, und erwerben sich so dazu die erforderliche Behendigkeit und Geschicklichkeit. Nachdem unsere Picadores die Arena sorgfältig untersucht, bewaffneten sie sich ein jeder mit vier kurzen, mit Widerhaken versehenen Pfeilen, und

erwarteten die Ankunft des Stiers. Bald darauf öffnete sich die Thür, und das Thier stürzte herein, begrüßt von dem Geschrei und den Vivas der Zuschauer. Einer von den Spaniern ging auf ihn los, und reizte ihn zum Angriffe, der Stier, anfangs verdutzt und betäubt, riß eine Zeitlang mit den Füßen die Erde auf, daß der Sand hoch aufflog und ihn in eine Staubwolke hüllte; dann aber peitschte er sich mit dem Schwanze in Wuth und stürzte auf seinen Gegner los. Alle, die an ein dergleichen Schauspiel nicht gewöhnt waren, hielten den Mann für unvermeidlich verloren, aber in demselben Augenblicke, wo die langen gewaltigen Hörner seinen Leib zu berühren schienen, schritt er hurtig und gewandt zur Seite, wendete sich, und pflanzte alle vier Pfeile in den Nacken des Stiers gerade hinter den Hörnern. Lauter Beifall belohnte seine Geschicklichkeit, und der Stier grimmiger, als je, lief rings in der Arena umher, vor Wuth brüllend und die Erde aufwühlend, bis ihm ein zweiter Picador mit gleichem Erfolge begegnete. Nachdem sich die Spanier in Aufregung der Wuth des Stiers erschöpft, verließen sie den Kampfplatz, und das Volk strömte herein, das Thier niederzuwerfen; dieses geschah, indem ein Mann ihm zwischen die Hörner sprang, und sich in ziemlich aufrechter Stellung auf dem Kopfe erhielt, bis ihn seine Gefährten erlöseten, indem sie den Stier zu Boden warfen. Das Geschrei Largo! Largo! war das Signal zu seiner Befreiung; einiges zahmes Vieh wurde hereingelassen, und geleitete den Stier in die Hürde. Auf diese Weise wurden binnen zwei Tagen zwölf Stiere gebändiget. Drei Wochen später hatte ich die nämlichen Stiere unter meinen Bagageochsen, sie waren so zahm und friedlich, als man nur wünschen konnte.

In Hinsicht der Sprache gebraucht man im Hochdeutschen am gewöhnlichsten das Wort Stier nur von den wilden Arten dieses Geschlechts, der wilde Stier, der wilde Ochs, dessen größere Arten Büffel- und Auerochsen genannt werden; die zahmen nennt man Bullen, Brumm-, Herd- oder Zuchtochsen. In

engerer Bedeutung ist der Stier in manchen Gegenden ein solcher junger zahmer Stier, so lange er noch nicht drei oder vier Jahre alt ist. In manchen Gegenden wird ein solcher junger Ochs oder Stier im Diminut., ein Stärken genannt, dagegen die Starke oder Stärke in Meissen, auch in andern Gegenden Sachsens, eine junge Kuh ist. Schon bei dem Ulphilas **Stiurk**, im Engl. **Steer, Stirk**, im Angelsächsischen **Steor.** Adelung sagt: wenn man den Zischlaut als einen bloßen müßigen oder höchstens intensiven Vorschlag ansieht, so ist es eines der ältesten Wörter in der Sprache, indem es in der ersten weitern Bedeutung im Dän. Tiur, im Schwed. **Tarb** und **Tjur**, im Isländischen **Tyr**, im Griechischen und Lateinischen **Taurus**, und im Phönizischen **Thor** lautet. Mit dem Zischlaute ist des Ulphilas **Stiurk**, ein junger Stier, welches das Diminutivum von **Stior** ist, das älteste. Dieses hohe Alter macht den eigentlichen Stammbegriff dunkel und ungewiß, indem das eben so alte **stor** in andern alten Sprachen **tor**, groß, daß in einigen Gegenden noch gangbare stären, stieren, sein Geschlecht fortpflanzen, das alte Celtische **taru**, stoßen, und andere mehr mit gleichem Rechte darauf Anspruch machen können. Das Schwedische **Tjur** bedeutet auch Vieh überhaupt, und ist also auch mit unserm Thier verwandt. S. auch Stähr, ein Widder, welches in einigen Gegenden auch Stier lautet, und Stähren.

In der Astronomie oder Sternkunde ist der Stier eins der zwölf Zeichen in dem Thierkreise. — In der Naturgeschichte wird der Stör auch Stier in einigen Gegenden genannt. Dann führt ein ausländischer Käfer, **Scarabaeus Acteon**, den Namen des fliegenden Stieres, er heißt auch großer dreigehörnter Nashornkäfer; dann der kleine fliegende Stier, **Scarabaeus Simson**, welcher Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden hat; er hat auf dem

Schilde ein in die Höhe gerichtetes Horn, welches doppelt länger als der Kopf selbst, und dabei niedergedrückt ist, an der Spitze aber zwei gleiche Zähne hat. Der Körper ist schwarz. Man findet ihn in Südamerika. Dann der kleine Stier, das Stierlein, Scarabaeus Typhoeus, welcher in Europa zu Hause gehört. Er ist glänzend schwarz, hat gereifte Flügeldecken, und drei Hörner auf dem Brustschilde, von denen das mittelste nur klein ist.

Stieren, ein regelmäßiges Zeitwort, welches nur in den gemeinen Sprecharten üblich ist, oder vielmehr nur auf dem Lande vorkommt, und dieses in doppelter Gestalt, als ein thätiges Zeitwort und als ein Zeitwort der Mittelgattung. 1. Als ein Activum, sein Geschlecht fortpflanzen, wo es von dem männlichen Geschlechte einiger Thiere, besonders des Stieres und des Stähres üblich ist. Der Ochs, der Schafbock stieret die Kuh, das Schaf. In einigen Gegenden stähren; s. dieses Wort, Th. 169, S. 156. 2. Als ein Neutrum, nach etwas verlangen tragen, besonders in physischer Beziehung, und hier ebenfalls nur von den genannten Thieren, besonders von den Kühen, wenn sie nach dem Stiere oder Ochsen verlangen, welches auch rindern genannt wird, die Kuh stieret, verlangt nach dem Stiere.

Stierfest, s. den folgenden Artikel.

Stiergefecht, Solemnis nobilissimorum Hispanorum cum tauris et feris pugna; Ital. Giostra; Span. Regocijos de tores, fiesta de tores; Fr. Combat de Taureaux, ein Gefecht, welches mit Stieren oder Ochsen gehalten wird, und hauptsächlich eine Belustigung in Spanien gewesen ist, die sich auch auf Portugal und Italien fortgepflanzt hat, obgleich sie in den zuletzt genannten Ländern nur abwechselnd gedauert, und in dem ersteren Reiche, Spanien, in welchem diese Belustigung oder dieses Schau-, Lust- und Trauerspiel sein

Entstehen hat, unter Umständen seit dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts nur auf besondere Fälle eingeschränkt worden, wobei es denn auch bis auf die neueste Zeit geblieben ist. Unter dem Könige Karl dem Dritten von Spanien erschien im Jahre 1786 eine Verordnung, nach welcher die seit so langer Zeit in Spanien zur Belustigung des Publikums bestandenen Stiergefechte, bis auf die Fälle, in welchen der aus diesen Schauspielen sich ergebende Vortheil zu gottseligem oder patriotischem Gebrauche bestimmt ist, wofür noch keine Fonds haben ausgemittelt werden können, abgeschafft worden sind. Freilich läßt diese Verordnung, welche der Rohheit in der Anschauung eines solchen Vergnügens ein Ziel stecken wollte, ohne den damit verbundenen Zwecken zu schaden, indem die Regierung glaubte, daß sie auf andere Weise zu erreichen seyn würden, die sie dem Publikum ausfindig zu machen überließ, immer noch Thür und Thor offen, um diese Spiele oder Gefechte anzustellen, welches denn auch von Zeit zu Zeit wieder geschehen ist, selbst in der neuesten Zeit. Diese Stiergefechte bestehen nun darin, daß Menschen mit Stieren fechten müssen. Erstere sind dazu schon von Jugend auf eingeübt worden, und Letztere werden wild in die Kampfschranken hereingelassen, wodurch dann die Geschicklichkeit der mit den wilden Stieren Kämpfenden sich herausstellt. Die Stiergefechte, Stierlustbarkeiten, Stierfeste, finden in Spanien nur noch bei außerordentlichen Vorfällen, als bei einer Krönung, bei der Geburt eines Kronerben, bei Vermählung in der Königlichen Familie 2c. Statt. Auf folgende Weise wurden die Stiergefechte in ganz Spanien angeordnet: in Porto de St. Maria jährlich zehn, zu Cadix zwölf, zu Sevilla vier, zu Madrid und Aranjuez an jedem Orte sechs, und an den Sonntagen in den Monaten Juny, July und August, da die Stiere nur in der heißen Jahreszeit kämpfen; indessen findet man

doch angeführt, daß diese Gefechte oder Kämpfe im Sommer regelmäßig zweimal in der Woche in Madrid gegeben worden sind. Das Amphitheater in Puerto de Sant Maria, und das zu Cadix sind bloß aus Holz gebauet, und ein Engländer macht die Bemerkung, daß daran nicht mehr Baukunst bewiesen worden, als an den Blutgerüsten zu Tyburn in London. In Madrid liegt dasselbe vor dem Thore de Alcala; es bildet einen großen Circus mit stufenweisen Sitzen umgeben, über dem sich eine Reihe Logen erhebt. Wenn gleich diese Feste zu Ehren des Hofes gegeben worden, so wohnten doch der König und die ganze Königliche Familie nie einem Stiergefechte bei, und wenn es von den Prinzen vielleicht geschah, doch nur im strengsten Incognito; der Hof hielt daher diese Belustigung unter seiner Würde, um dabei zu erscheinen und dieses blutige Schauspiel mit anzusehen. In Madrid wurden bei jeder Corrida achtzehn Stiere gebraucht, sechs des Morgens, eigentlich bloß zur Probe, und zwölf des Nachmittags zum eigentlichen Feste. Je größer die Hitze ist, um so wüthender pflegen auch die Stiere zu seyn. Die mit dem Stiergefechte sich beschäftigenden Personen sollen Schlächter, Viehtreiber und dergleichen Leute seyn, die schon von Jugend auf sich in diesen Kämpfen üben, und in dieser gefährlichen Handthierung eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit erreichen oder erlangen. Die vorzüglichsten unter ihnen sind die Matadores, Tödter, auf sie folgen die Picadores, Stierangreifer, und dann die Banderilleros oder Vanderilleros und die Chalos, Fahnenträger, Beide eine Art Fußkämpfer. Der Matador bekommt 60 bis 80 Piaster, ein Picador 50 bis 60, und ein Banderillero und Chulo 25 bis 30 ꝛc. Die Plätze im Colisäum steigen von 2 bis zu 4, 8, 10, ja 15 Realen, je nachdem sie in der Sonne, im Schatten, auf den Gradas, oder in den Logen sind. Die Corridas werden in Madrid für das

Hospital general administrirt. Der Aufwand wird zu tausend Piaster angegeben, und die Einnahme wenigstens auf zweitausend berechnet. Die zu diesem Schauspiele für die Picadores bestimmten Pferde sollen sich auf siebzig bis achtzig Stück belaufen, und in einem benachbarten Stalle in Bereitschaft stehen. Da sie den Verwundungen durch die Stiere ausgesetzt sind, auch oft auf dem Platze bleiben, so wählt man dazu nur solche Pferde, von denen jedes ungefähr dreißig bis vierzig Thaler werth ist. Die Sattel haben vorn und hinten eine Erhebung, damit der Reiter darin festsitzen kann, da sie sich oft bäumen, hinten ausschlagen, und überhaupt durch die Stiere in Angst und Schrecken gesetzt, sich oft so unbändig betragen, daß man ihnen ein Schnupftuch über die Augen binden muß, besonders wenn sie schon im vorigen Kampfe verwundet worden. — Die Matadores und Picadores erscheinen in alter Spanischer Rittertracht. Die Letzteren tragen eine Art Beinkleider und Stiefel von sehr dickem Rindleder, die weit undurchdringlicher sind, als die Kanonen der Postillone; dabei haben sie starke Spornen an den Fersen. Sie tragen einen Wamms oder ein Kamisol, und darüber einen kurzen Mantel, und einen breitrandigen Hut, der unterm Kinn mit einem Bande befestiget ist, nach Art der Spanischen Ritter des Mittelalters; dann führen sie eine zehn Fuß lange Lanze, deren Schaft beinahe die Dicke einer Faust hat, und dessen Klinge oder eiserne Spitze fußlang ist, die oben, wegen eines herumgewundenen Riemens, nicht tiefer, als eine Hand breit in den Leib des Stieres fahren kann. Die Matadores sind mit den vorhergehenden, wie schon bemerkt worden, überein gekleidet, nur zeichnet sie das Schwert, welches sie tragen, aus. Ehe sie dasselbe gebrauchen, werfen sie auch Pfeile, wie die Banderilleros, auf die Stiere. Die zuletzt genannten, die Banderilleros, und die Chulos tragen bunte bebänderte Westchen, und die Erstern haben in jeder Hand eine Ban-

derilla (kleine Wurfspieße mit Widerhaken, deren hölzerne Stiele mit Papierschnitzeln umwunden, auch zuweilen ausgehöhlt, und mit Pulver angefüllt sind). Die Letztern, die Chulos, haben nur kleine rothe Fahnen oder nur ein Stück solchen Taffents als Waffe, womit sie den Stier von dem Picador, wenn er ihn verfolgen oder angreifen sollte, abzulenken suchen. Hinter den Geländern oder der Bretterwand stehen ganze Körbe mit dergleichen Pfeilen oder Wurfspießen und Fähnchen, weil jeder Fußkämpfer oft ein halbes Dutzend auf jeden Stier schießt, auch bei dem Fallenlassen eines Fähnchens, solches gleich wieder ersetzt werden kann.

Sobald das Stiergefecht am Nachmittage beginnen soll, so fängt gleich nach drei Uhr die ganze Straße von Alcala sich mit Menschen zu füllen an; man eilt zu Fuße, zu Pferde und zu Wagen nach dem Stiergefechte. Das Amphitheater ist bald mit Menschen aus allen Ständen und in den verschiedenen Trachten Spaniens angefüllt. Der Circus wird geräumt, und alle Zuschauer müssen sich an ihre Plätze begeben; denn der feierliche Aufzug beginnt. An der Spitze erscheint der Alcalde mit seinen Alguazils in Knotenperrücken; dann folgen die Picadores zu Pferde; diesen folgen die Banderilleros und Chulos; dann erscheint der Held des Gefechts, der unüberwindliche Matador, und diesem folgen ein Heer lustiger Personen, Harlekins, verkleidete Sklaven ꝛc., welche den glänzenden Aufzug beschließen. Dieses ist das Vorspiel. Hierauf folgt die feierliche Corrida. Auf ein Zeichen des Corregidors springen zwei furchtsame Alguazils zum Stalle hin: zitternd, mit bebenden Händen schieben sie den Riegel zurück, und in voller Wuth stürzt der schnaubende Stier heraus. Durch das ganze Colisäum ertönt nunmehr ein allgemeines Jubelgeschrei. Tausend Stimmen, tausend gellende Pfeifen, um den Stier noch wilder zu machen. Toro! Toro! Alles tobt wild durcheinander. Man klatscht in die

Hände, man pocht mit den Stöcken, man schlägt auf die Bänke, man schwenkt die Hüte, man wehet mit den Schnupftüchern, und mit den Mänteln, kurz die ganze Versammlung scheint besessen zu seyn. Die Picadores haben unterdessen dem Stalle gegenüber gehalten; das Pferd zur Seite gedrehet, haben sie den Anfall des wüthenden Stiers erwartet, und in einem Nu stürzt er auf den vordersten zu, um Mann und Roß in die Luft zu schleudern; aber der Picador bringt ihm mit seiner Lanze eine Wunde am Vorderbuge bei, wendet sein Pferd und sprengt zurück. Bien! Bien! ertönt es durch das ganze Colisäum. Der Stoß war vortrefflich geführt. Der Stier verfolgt seinen Feind und wird vom zweiten Picador empfangen. Dieser ist nicht so glücklich, sein Stoß gleitet ab und die Lanze zerbricht. Der Stier schlitzt dem Pferde die Weiche auf, der Picador stürzt herab, und würde ohne die Chulos verloren seyn; allein in dem Augenblicke der Gefahr springen diese flüchtigen Fußkämpfer hinzu, und suchen den Stier von ihm abzubringen; ohne Lanze, ohne Schwert, nur mit einem Stücke Taffent oder einer kleinen rothen Fahne bewaffnet, wissen sie mit solcher Geschicklichkeit den Stier durch diese blendende Farbe und durch das beständige Geschrei: Toro! Toro! a mi! auf sich zu hetzen und zu beschäftigen; aber mit welcher Behendigkeit wissen sie ihm auch im Augenblicke der Gefahr zu entschlüpfen; denn er verfolgt sie, ist nahe daran sie zu erreichen, und kaum ist er noch eine Hand breit von ihnen ab, so lassen sie schnell ihre Fahnen fallen und sind mit einem Sprunge über die Bretterwand oder Barrière, womit der Circus eingeschlossen ist, in Sicherheit. Durch dieses Abziehen des Stiers von dem Picador ist es diesem gelungen ein neues Pferd zu besteigen. Seine Ehre ist beleidiget und er muß den erlittenen Schimpf zu rächen suchen. Muthig sprengt er dem Stiere entgegen und verwundet ihn. Excellente! Excellente! tönt von allen Seiten der laute

Beifallsruf, während ein behender Chulo das Thier von dem Picador zu entfernen sucht; aber der Corregidor giebt ein Zeichen, sogleich ertönt Trompeten- und Paukenschall, und die Picadores ziehen ab, und die Banderilleros fangen ihre Künste an. In der Hand einen Wurfspieß (Banderilla) suchen sie sich, kaum eine Spanne von den Hörnern des Stiers entfernt, ihm von der Seite zu nähern. Vorsichtig folgen sie allen seinen Bewegungen, bis sie den günstigen Augenblick ersehen; aber auf einmal sind die Banderillas eingehakt, die Schwärmer gehen los, und der Stier eilt wüthend im Circus herum. Das Schauspiel fängt an zu ermüden. Die Menge verlangt einen neuen Stier. Stolz und gravitätisch tritt nun der Matador in den Circus und grüßt die ganze Versammlung. Sein seidener Mantel flattert in die Lüfte, und sein blankes Schwert glänzt in der Sonne. Er nähert sich, und der Stier scheint in ihm seinen gefährlichsten Feind zu erkennen, und beide bleiben einander gegenüber stehen. Alle Zuschauer sind gespannt, im ganzen Amphitheater herrscht eine Todtenstille; Alles bebt vor Erwartung; Alles zittert vor freudiger Aengstlichkeit. In dem Augenblicke macht der Stier eine Bewegung und der Matador hält seinen Mantel empor. Ein Augenblick, und der Stoß ist geschehen, der Stier stürzt brüllend zu seinen Füßen nieder. Excellente! Excellente! Viva! Viva! Bien! Bien! ertönt es von allen Seiten; das ganze Colisäum erschallt vom Jubelgeschrei. Händeklatschen und Fächerschlagen, Trompeten und Pauken; es erhebt sich ein Getümmel, welches unbeschreiblich ist. Die Liebhaber oder Stiergefechts-Enthusiasten steigen in den Circus hinab; der Stier wird untersucht; sie messen die Wunde aus; dabei wird gestritten, die Schritte abgezählt, kurz man ist voller Beschäftigung mit der Niederlage. Dabei wird der Matador mit Lobsprüchen überhäuft. Wasser- und Limonaden-Verkäufer, Orangen- und Confiturenmädchen

eilen über den Circus hin. Alles ist in Bewegung; Alles besucht sich in den Logen; alle Schnupftücher wehen, und die ganze Gesellschaft nimmt die Merienda oder das Vesperbrod ein. Das Thor des Circus wird geöffnet, und drei mit Schellen und fliegenden Bändern behangene Maulesel kommen in völligem Galopp herein. Der Stier wird fortgeschleift, die Arena geebnet; jeder eilt auf seinen Platz zurück, und Trompeten und Pauken verkündigen die Ankunft des zweiten Stiers, und dasselbe Schauspiel wird mit wenigen Veränderungen von Neuem wiederholt. Sollte der Stier sehr feig seyn, so wird er mit Hunden gehetzt; ist er dagegen sehr wüthend, so gehen oft Dutzende von Pferden darauf. Das Ende des blutigen Schauspiels pflegt in der Regel sehr lustig zu seyn; denn da sind z. B. Strohmänner mit Bley an den Füßen, die zehnmal vom Stiere in die Luft geschleudert, doch immer wieder zum Stehen kommen; abgerichtete Affen, die ihm zwischen die Hörner springen, und sich bei jedem seiner vergeblichen Stöße auf das Possierlichste geberden; Harlekins mit großen Ballons; als Weiber verkleidete Chulos mit ungeheuren Fächern rc. Zuweilen sieht man auch wohl einen Neger, der dem Stiere auf den Rücken springt, ihm einen mit Stacheln versehenen Riemen um die Schnauze zieht, die Enden mit den Zähnen hält, und auf der Guitarre dazu spielt rc. Zu allerletzt kommt der sogenannte Embolado, ein Stier mit ledernen Kugeln an den Hörnern, der den Aficionados oder Liebhabern Preis gegeben, und nur im Nothfalle von einem eigentlichen Matador getödtet wird. — In den Provinzen, wo Stiergefechte gegeben werden, wie z. B. zu Puerto de Santa Maria, zu Kadir rc., geschehen sie mit geringen Abänderungen auf dieselbe Art. Hier eröffnet gleichsam der Gouverneur der Stadt das Schauspiel; denn sobald er sich in seiner Loge gesetzt hat, machen ihm die Stierkämpfer ihr Kompliment. Eine Kompagnie Sol-

daten treibt das niedere Volk, den sogenannten Pöbel, von dem Kampfplatze, und stellt sich dicht vor das brusthohe Geländer, und die Stiere werden aus den großen Ställen in kleinere, die hinter dem Amphitheater liegen, getrieben. Der ganze Weg, den die Stiere von dem großen Stalle bis zu den kleinen nehmen, hat eine aufgerichtete sechs Fuß hohe Bretterwand. Wenn die zehn Stiere, welche zum Kampfe bestimmt sind, auf dem Kampfplatze erscheinen, so werden sie in die Ställe getrieben. Wenn mit der Trompete das Zeichen gegeben wird, so wird auch hier der Stier herausgelassen, welches ein Wärter thut, der hinter der Thür postirt ist, daß, sobald er sie öffnet, um den Stier herauszulassen, er durch selbige gedeckt ist. — Bei jeder neuen Scene, die mit dem Stiere anheben soll, wird in die Trompete gestoßen, welches ein Zeichen ist, daß die alte aufhört und die neue beginnt. In der letzten Scene, in welcher jedesmal der Matador auftritt, hat derselbe gewöhnlich den leichten seidenen Mantel auf einem kurzen Stabe hängen, den er in der linken Hand trägt. Das Schwert des Matadors, welches er mit der rechten Hand führt, ist zweischneidig, platt, vier Zoll in der Breite und eine Elle in der Länge. Mit diesem Schwerte stößt der Matador, sobald der Stier auf ihn anläuft, durch eine geschickte Wendung dieses Thier nieder, indem er es ihm in das Rückgrad hinter den Hörnern, einstößt oder bohrt, so daß es gleich todt niederstürzt. Fehlt der Matador, so kann er sich nur mit dem flatternden Mantel, den er auf dem Stabe in der Linken, wie schon erwähnt, hält, vertheidigen; gelingt ihm dieses nicht, so ist er verloren; denn der Stier wendet alle noch übrigen Kräfte mit einer beispiellosen Wuth gegen ihn. Hat der Matador das Glück, den Stier auf den ersten Stoß zu erlegen, so wirft ihm das Volk Geld zu, besonders geschieht dieses von den Enthusiasten dieses Spiels. So sah ein Reisender, der Zuschauer dieses Spiels oder

vielmehr Kampfes in Puerto de Santa Maria war, daß ein Edelmann ihm ein Goldstück von dreihundert Realen, ungefähr zwanzig Thaler, auf den Kampfplatz warf. Derselbe Reisende war Zeuge, daß man einen wilden und wüthenden Stier in die Schranken des Colisäums an dem angeführten Orte ließ, bei dem der Picador fehlte, und jener dem Pferde mit seinen Hörnern den Bauch aufriß, so daß die Eingeweide heraushingen. Das Pferd ward so unbändig, daß der Reiter schnell absteigen und es dem Stiere zur Beute lassen mußte, der es auf dem Kampfplatze umherjagte, bis es niederfiel und endete. Noch vier andere Pferde wurden nach einander von diesem Stiere getödtet, der selbst nur erst leicht verwundet war, dem aber doch eins von den Pferden den Kinnbacken zerschlagen hatte. Dem einen Reiter brach der Speer im Nacken des Stiers ab, und Pferd und Reiter stürzten zur Erde; der Reiter brach das Bein und mußte weggetragen werden. Die Fußkämpfer oder Banderilleros thaten hierauf den Angriff, und zuletzt machte der Matador dem Leben des Thieres ein Ende. Ein dritter Stier, welcher folgte, tödtete zwei Pferde, indem er ihnen solche Wunden in den Bauch riß, daß die Eingeweide auf der Erde schleppten. Der siebente Stier brachte auch zwei Pferde um. Auf diese Weise wurden bei der Erlegung von zehn Stieren in drittehalb Stunden, denn so lange dauerte das ganze Schauspiel oder vielmehr Trauerspiel, neun Pferde getödtet, und ein Picador brach das Bein. Als die Reiter dem letzten Stiere Wunden genug beigebracht hatten, ließ man den Pöbel auf den Kampfplatz. Der Stier wurde nun von allen Seiten angefallen und mit Messern und Dolchen getödtet. Zuweilen warf der Stier einige von seinen Gegnern über den Kopf, daraus ward aber nichts gemacht, sondern Alles war nur beschäftiget ihn zu erlegen. Das Stierfleisch wird sogleich an die unteren Volksklassen verkauft, das Pfund zu 10 Quartos, un-

gefähr 9 Pfennige. — Die Fußkämpfer sind nicht der Gefahr so ausgesetzt, als die Kämpfer zu Pferde, die Picadores, daher werden diese auch weit höher besoldet, wie schon oben angeführt worden. Diese pflegen, um sich zu sichern, gegen die linke Seite des Stiers Fronte zu machen, weil sie dann die Lanze, die sie in der Rechten führen, am besten lenken können. Die Sicherheit der Banderilleros und Chulos hängt von ihren Mänteln ab, die sie dem angreifenden Stiere über den Kopf werfen, und auf diese Weise weichen sie dem Thiere aus, das immer die Augen verschließt, ehe es einen Stoß thut. Dann trägt auch ihre Menge viel zu ihrer Sicherheit bei; denn wenn der Stier auf einen Angreifer zuläuft, so fällt ihm ein anderer in den Rücken oder in die Seite, und lenkt ihn so von seinem Angriffe ab. Einige Fußkämpfer pflegen die Annäherung des Stiers zu erwarten, um sich dann mit Fleiß platt auf die Erde zu werfen, so daß das Thier über sie wegspringt und seine Wuth in der Luft aushauchet. Einige werfen Hüte auf die Erde und lenken dadurch den Stier von der Verfolgung ab. Auch von den Zuschauern, besonders Damen, werden oft Hände voll Nüsse auf den Kampfplatz geworfen, um die Fußkämpfer im Herumjagen mit dem Stiere darüber stolpern zu machen. Oft wollen auch einige Stiere gar nicht kämpfen, trotz allen Anreizungen von Seiten der Picadores und Banderilleros; dann mischt sich das Volk darein und schreit: los perros! los perros! die Hunde! die Hunde! worauf man sogleich einige Bullenbeißer auf den Kampfplatz läßt, die auf den Stier sofort eindringen, ihn bei den Nasenlöchern packen, und an die Erde reißen, worauf ihm der Matador den Rest giebt, wie schon oben angeführt worden. Die Hunde haben sich oft so in den Stier verbissen, daß man sie förmlich losbrechen muß; oft wollen sie auch den todten Stier aus Ingrimm nicht fahren lassen, und dann sind ihre Herren gezwungen, sie mit Stricken

um den Hals davon fortzureißen, ja sie müssen dieses beinahe durchs Erdrosseln bewirken. Die Hunde sollen von derjenigen Race seyn, welche die Spanier bei der Eroberung von Amerika mit sich führten, und durch welche sie die unglücklichen Ureinwohner dieses Welttheils so grausam in Stücke zerreißen ließen. — Zuweilen springt ein Stier über das Geländer unter das Volk, ohne jedoch hier Schaden anzurichten, da er zwischen den Bänken nicht gut fortkommen kann, und hier am ersten seinen Tod findet, da die Menge auf ihn einstürzt, und ihn so zu sagen erdrückt. — Auch das Durchführen der Stiere in den Stall an dem Amphitheater geht oft nicht ohne eine tragische Scene hin. So wurden bei dem Führen der Stiere über den Kampfplatz nach dem Stalle durch den Lärm des Pöbels bei einem zweiten Stiergefechte, dem der obige Reisende beiwohnte, diese wild, und ergriffen den Mann, der den zahmen Ochsen voranführte, dem sie folgten, mit den Hörnern, und schleuderten ihn einige Minuten lang sich mit denselben zu, bis ihm Hülfe ward; er rettete zwar sein Leben, war aber sehr verwundet. Um die Stiere recht wüthend zu machen, damit sie wie toll in dem Circus umherjagen und schnaufen, den Sand mit ihren Hufen aufwühlen, so daß sie selbst, und auch die untern Zuschauer damit bedeckt werden, welches eigentlich den größten Jubel der Menge mit gewährt, so werden ihnen von besondern Leuten, welche auf dem Boden der Ställe liegen, die Rücken gestachelt. Dieses geschieht ungefähr eine Viertelstunde vorher, ehe sie in den Circus gelassen werden. Die Stiere zeichnen sich durch eine kleine an ihren Schultern befestigte Bandschleife aus. Die verschiedenen Farben derselben bezeichnen die Oerter, wo sie aufgezogen wurden, wie man aus der Ankündigung erfährt; denn jedes Stiergefecht wird durch die Gazetas oder öffentlichen Blätter, Zeitungen, bekannt gemacht, so, daß das Publikum vom Ganzen unterrichtet ist, was dabei Statt

finden soll. — Dieses sind nun die Stiergefechte in Spanien, die zu ihrer Zeit so vieles Aufsehen erregten, und dieses um so mehr im Auslande, da man wohl von ihnen in den öffentlichen Blättern sprechen hörte, sie aber nicht näher kannte, weil die Halbinsel Spanien lange Zeit, wegen der Inquisition, eine Terra incognita den andern Völkern blieb; denn außer den Handelsverbindungen anderer Völker mit Spanien, deren Geschäfte größtentheils in den Hafenstädten: Cadix, Malaga, Carthagena, Alicante ꝛc., eine Erledigung fanden, fanden andere Reisende kein Verlangen, Spanien zu durchreisen, oder in dessen Hauptstädten zu verweilen. Nur erst in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts haben wir von Reisenden, welche Spanien besuchten, Nachrichten über dieses Land, und auch über die Stiergefechte erhalten, besonders von dem Engländer Richard Twiß, welcher in den Jahren 1772 und 1773 eine Reise durch dieses Land gemacht, und uns schon damals alles Merkwürdige darüber mitgetheilt hat, so auch über das Stiergefecht; vor ihm haben schon Baretti und Clarke darüber berichtet; späterhin haben Bourgoing, Townsend und andere Reisende uns Aufschlüsse über die Sitten und Gebräuche dieses Landes gegeben. Aus Allem erhellt zur Genüge, daß die Stiergefechte eben nicht geeignet sind, uns die Humanität der Spanier im Allgemeinen von der günstigsten Seite in Beziehung auf die Gesellschaft zu zeigen, und daß man aus den blutigen Stiergefechten leicht den Schluß auf jene oben, S. 119, angeführte Gräuelscenen in Amerika machen kann, wogegen der würdige und menschenfreundliche Bischof Las Casas von Chiappo in Mexiko so sehr eiferte; denn das blutigste Stiergefecht, das heißt, in welchem am meisten Blut vergossen wird, die meisten Grausamkeiten verübt werden, wie z. B. das oben zuletzt beschriebene, S. 117, soll den meisten Beifall erhalten, und nicht al-

lein von den Männern, sondern auch von den Frauen, dem zarten Geschlechte, welches, wie schon oben bemerkt worden, es für keine Grausamkeit hält, den zu Fuße Kämpfenden Nüsse unter die Füße zu werfen, damit sie stolpern, und so leicht eine Beute des Stieres werden können, der sie entweder mit seinen Hörnern in die Luft wirft, oder mit seinen Füßen vollends zu Boden stampft. Indessen gestehen aber auch jene Reisenden, die uns mit den Stiergefechten bekannt gemacht haben, daß sie verschiedene Spanische Damen kennen, die nie einem Stiergefechte beigewohnt haben, noch beiwohnen werden; und eben so auch Männer, besonders aus den höheren und gebildeteren Ständen. Man hat sich schon oft mißfällig dagegen erklärt, und auch die Regierung hat schon von ihrer Seite, wie auch schon oben angeführt worden, den größten Impuls zur Aufhebung dieser Belustigung gegeben; da sie aber einmal im Volke so fest Wurzel gefaßt hat, auch andere Zwecke zum Besten der Kirche und der Armenanstalten damit erreicht werden, so hat man sie, wenn nicht ganz aufgehoben, doch beschränkt, indem man von der Zeit erwartet, daß sich diese Sucht im Volke für ein Vergnügen legen wird, welches die edleren Gefühle, die den Menschen von den andern Geschöpfen so sehr unterscheiden, in den Hintergrund stellt.

Die Stiergefechte haben sich von Spanien aus auch auf andere Länder fortgepflanzt; allein ohne eine solche Dauer zu gewinnen, so z. B. auf Portugal und auf Italien, andere Länder haben sie jedoch nicht angenommen, sondern sie der Würde der Menschheit entgegen gefunden, und Völker, die eben sowohl ihre ritterthümliche Denkart, als auch ihren kriegerischen Geist, und ihre Heldenthaten aus grauer Vorzeit bis auf die neueste Zeit bewährt haben, wie z. B. die Deutschen, Franzosen, Engländer, Schweden &c.; denn nimmt man in Deutschland, in Wien, die Thierhetze oder Hatz aus, wie man sie nannte, wo aber keine Menschen als

Kämpfer mit den Thieren in Berührung kamen, sondern nur Stiere ꝛc. und Hunde (s. weiter unten), und welche Belustigung auch ihr Ende erreicht hat, so gab und giebt es nichts Aehnliches. — Ueber das Stiergefecht in Portugal in der Nähe von Lissabon zu Campo Pequeno, vier bis sechs Englische Meilen von der genannten Hauptstadt entfernt, giebt uns Baretti in seinen Reisen Nachricht. Auch die Art, wie dieses Schauspiel in Portugal abgehalten worden, zu erfahren, ist jetzt um so wichtiger, als die Stiergefechte in neuester Zeit durch ein Königliches Dekret in Lissabon abgeschafft worden sind. Diesem Dekrete zu Folge werden dergleichen Schauspiele, als einer gebildeten Nation unwürdig und der moralischen Entwicklung nachtheilig geschildert, und in dieser Hinsicht die fernere Abhaltung derselben im ganzen Gebiete des Königreichs Portugal untersagt. — Das Amphitheater ist hier ein hölzernes achteckiges Gebäude, das aus zwei Reihen von Logen übereinander besteht. Der Platz zwischen denselben macht dem Ansehen nach ungefähr zweihundert Schritte im Durchschnitte aus. Keine von diesen Logen hatte die geringste Auszierung, diejenigen ausgenommen, in welche die Königliche Familie sich begab, die also hier auch Theil an dieser Lustbarkeit nahm, welches in Spanien nicht geschah, wenigstens nicht in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Diese bezeichneten Logen waren mit seidenen Stoffen behangen. Die obere Reihe gehörte für die Vornehmen und die untere für die Geringen. Diese konnten auch, wenn sie wollten, auf den Platz oder Circus gehen, woselbst sie sich aber in nicht geringer Gefahr befinden, von den Stieren gestoßen oder getreten zu werden. Der König, Joseph Emanuel, dessen Loge nicht fern von derjenigen war, worin sich Baretti befand, war himmelblau gekleidet, und mit einigen Diamanten geziert. Bei ihm war sein Bruder, der Infant Don Pedro, und die Königin, mit der Prinzessin von

Brasilien, des Königs ältester Tochter, die späterhin mit Don Pedro, des Königs Bruder, vermählt ward, und die drei übrigen Töchter befanden sich in einer andern Loge; sie glänzten sämmtlich von Juwelen. Auf dem Platze, gerade unter der Loge der Königin, hielt ein Mann zu Pferde, eine Art von Herold, welcher eine lange Ruthe in der Hand hielt. Als der König in die Loge trat, wurden zwei Triumphwagen, mit sechs Maulthieren bespannt, ohne besonderes Ansehen, auf den Platz geführt. Auf dem einen saßen acht Neger, und auf dem andern acht Indianer mit kupferfarbigen Gesichtern. Sie machten einige Wendungen und sprangen dann sämmtlich von den Wagen, und beide Partheien ließen sich gegeneinander mit hölzernen Waffen in ein muthiges Gefecht ein, die Indianer wurden von den Afrikanern besiegt, lagen eine Zeitlang auf dem Boden und streckten ihre Beine in die Höhe, als wenn sie Zuckungen des Todes empfänden. Sie wurden fortgebracht, und auch die Neger fuhren unter einem lauten Zuruf des Volks wieder ab, um den beiden Rittern oder Picadores Platz zu machen, welche jetzt mit den Stieren kämpfen sollten. Diese Ritter erschienen zu Pferde in alter Spanischer Tracht mit vielen Bändern in verschiedenen Farben geschmückt, und mit Federn auf den Hüten, beide schmückte eine lange und dünne Lanze. Der eine dieser Ritter war karmoisinroth, und der andere gelb gekleidet; auch die Pferde waren verziert, und dabei munter und von guter Eigenschaft. Beide Ritter begrüßten den Monarchen, die Königliche Familie, und dann das Volk; hierauf ließen sie ihre Pferde dreimal niederknieen, gaben ihnen die Spornen, und machten mit großer Geschicklichkeit eine Zeitlang allerlei Reitkünste im Circus. Nachdem diese Künste geendiget waren, warf der gelbe Ritter sein Pferd gegen die Thür, aus welcher die Stiere in den Circus gelassen werden sollten, und der rothe Ritter hielt in einiger Entfernung

von ihm in gleicher Richtung. Es erschien nun der Thürwärter, öffnete das Thor, und verbarg sich hinter den geöffneten Flügel. Der Stier stürzt heraus und auf den gelben Reiter los, welcher bereit war, ihn mit einem Spieße zu empfangen. Auf den Hörnern der Stiere waren hölzerne Knöpfe befestiget, um zu verhindern, daß sie nicht das Pferd durchbohrten, wenn sie es etwa erreichen sollten. Der gelbe Picador stieß seinen Spieß dem Stiere in den Hals, ließ ihn stecken, und wendete plötzlich sein Pferd zur Seite; der verwundete Stier eilte brüllend hinter ihm her; allein ohne ihn anzukommen, indem er das Pferd stets geschickt um ihn her tummelte, wobei er ihm noch zwei bis drei andere Spieße in den Hals und in die Schultern stach. Hierdurch wurde der Stier noch wilder, und jagte wie toll in dem Circus herum. Jetzt kam die Reihe an den rothen Ritter oder Picador, indem der Stier auf ihn losging; aber auch dieser Reiter wußte ihm so gut mit seinen Wurfspießen aufzuwarten, daß das Blut von allen Seiten aus seinen Wunden lief. Als nun das Thier so viel Blut verloren hatte, daß sich seine Wuth abzukühlen anfing, zog Einer von den Kämpfern ein großes breites Schwert heraus, und brachte mit demselben dem Stiere auf dem Rücken zwischen den Rippen einen solchen Hieb bei, daß er beinahe in der Mitte ganz auseinder gespalten worden. Dieser Hieb stürzte ihn mit einem so heftigen Gebrülle zur Erde, daß man es in weiter Ferne hat hören können. Sobald der Stier den Todesstreich empfangen hatte, wurden vier Maulthiere hereingelassen, welche das sterbende Thier hinausziehen mußten. Einige von dem Pöbel setzten sich auf das blutige Thier und die Andern gaben ihren Beifall durch ein lautes Rufen zu erkennen. Außer den beiden Picadores, die auch zugleich Matadores vorstellten, waren mit dem Stiere noch zwei Chulos beschäftiget, welche zu Fuß, zwar nicht kämpften, aber mit roth seidenen

Tüchern die Wuth des Stiers zu vermehren suchten. Sie hielten sich an die Schwänze der Pferde mit der einen Hand, und mit der andern schwenkten sie das rothe Tuch. Auch einige Banderilleros waren beschäftiget den Stier mit ihren Pfeilen zu verwunden. Auch diese Fußkämpfer zeigten eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit, sowohl im Verwunden des Stiers, als auch in der Behendigkeit davon zu eilen. Auch erwischte wohl Einer von ihnen mit großer Schnelligkeit ein Horn des Stiers, und ließ sich dann von demselben eine Weile im Kreise herumschleudern, ehe er wieder abließ, wobei er ihm manche Stiche mit einem bei sich führenden Messer gab. Er ließ sich auch wohl fortschleudern, wobei er im Wurfe immer wieder auf die Füße zu stehen kam. Ein kleiner Neger bewies eine noch größere Geschicklichkeit; denn als der Stier mit der größten Heftigkeit auf ihn einlief, wich er nicht von der Stelle, und als man ihn schon auf den Hörneru des Stiers wähnte, saß er mit einem Sprunge auf dem Rücken des Stiers, und ließ sich hinten wieder herab. Bei diesem Stiergefechte wurden achtzehn Stiere geopfert, und bei einem jeden wurde eine besondere Art von Qual angewendet, um ihn recht wüthend zu machen. So steckte man Einigen Spieße oder Pfeile in den Rücken, an welchen Schwärmer und Feuerbüchsen hingen, die man anzündete, wo dann die Thiere wie besessen in dem Circus umherliefen, sobald die Feuerbüchsen durch einen Knall sich ihres Inhalts entledigten, und die Schwärmer einen Feuerregen sprüheten. Auch hier sprang Einer der wildesten Stiere über das Geländer in eine der Logen; allein auch hier richtete er weiter kein Unglück an, als daß er einige der Bänke durch seinen Fall zertrümmerte, und zwischen andern mit den Füßen eingeklemmt blieb, so daß er mit leichter Mühe getödtet werden konnte. Die Portugiesen sind gegen dergleichen Vorfälle stets gefaßt; sie wissen sogleich den Platz zu räumen; Einige springen über

die Schranken auf den Platz, Andere über die Scheidewand in die nächste Loge 2c. Der letzte Stier warf mit einem grimmigen Stoße Pferd und Reiter über den Haufen; allein ohne das Pferd zu beschädigen, da seine Hörner, wie oben bemerkt worden, mit hölzernen Knöpfen versehen waren. Bei diesem Vorfalle gab der andere Picador dem Stiere einen starken Hieb über den Nacken, und alle Fußkämpfer stießen ihm ihre Dolche theils ins Maul, theils in die Augen. Das Pferd sprang wieder auf, lief schüchtern durch das Volk, und warf einige Leute über den Haufen, und der Picador, der weiter keinen Schaden genommen hatte, stand auf, fluchte, und beschwor das Pferd, den Stier und sich selbst, wobei das Publikum lärmte und ein donnerndes Gepoche, Geklapper 2c. machte. Auf diese Weise endigte sich nun dieses Stiergefecht. Bei diesem Stiergefechte muß noch Folgendes erwähnt werden. Als der siebente oder achte Stier hinausgeschleppt wurde, und der Thürwärter eben einen neuen hereinlassen wollte, entstand plötzlich ein Aufstand in den untern Logen, alle standen mit einem fürchterlichen Geschrei auf, und sprangen, so schnell als sie nur konnten, über die Schranken auf den Kampfplatz, und liefen wie von Sinnen darin umher. Dieser unerwartete Lärm setzte die ganze Versammlung in Schrecken, und nur Wenige behielten kaltes Blut. Ein Jeder forschte begierig nach der Ursache; aber das Geschrei dieser Menge war so stark, daß das Geräusch eines Wasserfalls daneben unbemerkt geblieben wäre. Der König, so wie die ganze Königliche Familie, hoben ihre Hüte und Fächer in die Höhe, und an ihren Gesichtszügen, sagt Baretti, konnte man sehen, daß sie riefen; allein es währte sehr lange, ehe man ein Wort von der Ursache dieses gewaltigen Aufstandes vernehmen konnte. Zuletzt stillte sich der Lärm, und die Nachricht lief umher, daß einige Leute, in der Gegend, wo der Lärm zuerst entstanden, gerufen hätten: Erdbeben! Erd-

beben! In einem Lande, sagt der eben erwähnte Schriftsteller, wo die Einwohner die Erinnerung des Erdbebens in frischem Andenken haben (nämlich zu der Zeit, als dieses Stiergefecht Statt fand, welches Baretti als Augenzeuge erzählt), ist es kein Wunder, daß ein solches Geschrei ein solches Schrecken erregte, und daß diejenigen, welche es hörten, sich keine Zeit zum Nachdenken nahmen, ehe sie über die Schranken sprangen, um dem Umsturze des Gebäudes zu entrinnen. Indessen war es gewiß, daß kein Mensch den geringsten Stoß eines Erdbebens empfunden hatte, sondern das Geschrei von einer Spitzbubenbande gemacht worden, um bei der Unordnung Gelegenheit zum Stehlen zu haben, und diese Absicht ist derselben auch gelungen; denn viele Männer vermißten ihre Taschentücher, und viele Frauen ihre Haube; der Degen, Uhren, Halstücher und Ohrgehänge nicht zu gedenken. Die eingegangene Nachricht von der wahren Ursache des Lärmens beruhigte die Gemüther, die ganze Versammlung ließ sich wieder nieder, und die Mehrsten, welche nichts verloren hatten, lachten herzlich über den Betrug der Schelme. Ein neuer auf den Kampfplatz gelassener Stier machte der Aufregung völlig ein Ende. — Ein großartiges Stiergefecht wurde auch wegen der am 21. März 1795 erfolgten Niederkunft der Prinzessin von Brasilien mit einem männlichen Thronerben am 21. September des gedachten Jahres zu Lissabon gehalten, und mit allen dabei seit mehreren Jahrhunderten üblichen Ceremonien und Einrichtungen, und am 27. und 29. wurde dasselbe Schauspiel auf gleiche Art wiederholt. Als der Hof im Jahre 1807, das heißt, der damalige Prinz Regent, nachher Johann der Sechste, mit seiner Mutter rc., sich nach Brasilien wegen der Invasion der Franzosen einschiffte, wurden auch diese Spiele in Rio de Janeiro, der Hauptstadt Brasiliens, eingeführt; allein nach einem sehr kleinlichen Maaßstabe. Der Platz, worauf

sie gehalten wurden, Campus de St. Anna genannt, ist wenigstens zweimal so groß, als der Gensd'armes Platz in Berlin, aber nur mit niedrigen Häusern umgeben. Auf diesem Platze steht, nicht ganz in der Mitte, der große von Holz abgeschlagene Circus, worin dieses Schauspiel abgehalten wird. Ein Reisender, der Rittmeister von Leithold, in seiner: „Ausflucht nach Brasilien rc.“ sah dieses Schauspiel am Geburtstage der Kronprinzessin, am 22sten Januar 1820; er fand es aber unter aller Beschreibung schlecht, so daß die Portugiesen, Brasilianer, Mulatten und Neger es auspfiffen. Es wurde nämlich ein junger magerer Ochs in den Circus gelassen, den einige bunt ausgeputzte Männer mit rothen Fahnen neckten, um ihn wüthend auf sich zu ziehen; allein der Ochs war so träge, daß er, trotz allen Anregungen, nicht zur Wuth gebracht werden konnte; und wenn es zuweilen schien, als wollte er auf die Herausforderer losgehen, so ergriffen diese aus Furcht schnell die Flucht und kletterten über die Schranken zu den Zuschauern, welche die furchtsamen Ritter mit Pfeifen und einem Regen von Apfelsinenschalen empfingen. Ein anderer Kämpfer lief mit einem gemalten Pferde, gleichsam darauf reitend, dem Ochsen mit langen Pfeilen nach, von denen einige den Hals des Thieres trafen, allein ohne Erfolg, der Ochs blieb ruhig, nicht so die Zuschauer, welche an zu schreien, zu pfeifen und ein Getöse zu machen anfingen, das so lange fortdauerte, bis ein neuer Ochs in den Circus herein und der andere hinausgelassen wurde; aber auch dieser wollte nicht wüthend werden, und nach vielen fruchtlosen Versuchen und Bemühungen endigte dieses Schauspiel, welches dem Unternehmer an 6000 Rthlr. eingebracht haben soll, mit Gelächter und Lärm. In der Mitte des Circus stand auf einer rothen Kugel ein aus Holz gedrechselter Mann in Lebensgröße, den ein scharlachrother Mantel umhüllte. Auf diese leuchtende Figur

lief nun der Ochs los und warf ihn, nach jedesmaligem Aufstellen zu Boden, welches noch das meiste Vergnügen gewährte, und auch wirklich die Zuschauer belustigte. Die Logen waren sämmtlich zu sehr hohen Preisen vermiethet, und die Bänke ringsherum im Circus mit einer ansehnlichen Menge Volks aus allen Klassen besetzt, und hieraus kann sich auch nur die bedeutende Einnahme ergeben, und dann, daß dieses Schauspiel hier gewiß nur sehr selten ist; aber auch schlecht genug, um es öfterer zu genießen, nach dem Charakter und der Sinnesart jener Südländer, da eigentlich gar kein Kampf Statt fand, und die Contribuenten zur Kasse getäuscht wurden; denn sie wollten ein Kampfspiel sehen. Daß die Kampfspiele oder vielmehr Stiergefechte in Portugal beinahe eben so alt, als die Spanischen sind, läßt sich daraus schließen, daß diese Völker nicht nur nahe Nachbaren sind, sondern auch Portugal vom Jahre **1581** bis **1640**, unter den Königen Philipp dem Zweiten, dem Dritten und Vierten, mit Spanien vereiniget war, mithin mußten auch die Stiergefechte hier Eingang finden; indessen weichen sie doch in Portugal etwas von den Spanischen ab, welches wahrscheinlich in der Besonderheit oder Eigenthümlichkeit dieser Völker liegt, da jedes sich eigenthümlich nach seiner Verfassung und seinen Gewohnheiten herausgebildet hat. Auch gewahrt man, daß man diese Gefechte in Portugal schon weit edler betrieb, indem man den Stier durch hölzerne Knöpfe auf den Hörnerspitzen unschädlich zu machen suchte, also das grausame Zerreißen der Eingeweide der Pferde, das Aufwerfen der Kämpfer mit den Hörnern, hierdurch abzuwenden und das Schauspiel minder blutig darzustellen suchte. Deshalb nahm auch der König und die Königliche Familie als Zuschauer Theil an diesen Spielen oder Gefechten, welches in Spanien nicht der Fall war; und die Aufhebung dieser Spiele in Portugal unter dem oben, S. 122,

angeführten Vorwande zeigt auch, daß das Volk gewiß kein großes Interesse daran genommen hat, und sich mit der Schließung des Kampfplatzes beruhigte. In Brasilien waren diese Gefechte neu, und deshalb läßt sich auch der Andrang des Publikums erklären; allein wie wenig man sich aus dieser Lustbarkeit etwas machte, beweiset auch das Auspfeifen und Verhönen derselben, ein Fingerzeig für die Regierung, sie weiter nicht aufkommen zu lassen, sondern sie der Vergessenheit zu überweisen, welches, wie es scheint, auch hier geschehen ist, besonders in der neuesten Zeit.

In Italien scheinen die Stiergefechte erst im verwichenen Jahrhunderte Eingang gefunden zu haben; denn in Bologna sind sie erst im Jahre 1784 nach Spanischer Art eingeführt worden; dann sind sie zu Rom, Verona ꝛc. ꝛc. gegeben worden. Moritz nennt die Stiergefechte (Giostra) in seiner Reise durch Italien eine elende und abscheuliche Nachahmung des Spanischen Stiergefechts, wobei die Kämpfer auch Spanier sind. Der genannte Schriftsteller sah einen alten Spanier, der mit kaltem Blute das Horn des wüthenden Stiers faßte, und seinen wüthenden Stößen auf das Geschickteste auszuweichen wußte. Zu Verona gab man dem Kaiser Joseph dem Zweiten im Jahre 1771 bei seiner Durchreise ein Fest, welches einzig in seiner Art war, und ihn außerordentlich überraschte. Es war nämlich ein Stiergefecht, welches im alten Römischen Amphitheater gehalten wurde, das inwendig noch vollkommen gut erhalten ist. Der Kaiser hatte es schon mit Bewunderung gesehen, als er vom Gouverneur zum Schauspiele dahin eingeladen ward, dessen Einrichtung man aber für den Monarchen ganz geheim hielt. Man führte ihn zum Eingange, der eben nicht außerordentlich betreten war; er ahnte also nichts Ungewöhnliches, und stieg daher die alten Römischen Gänge hinauf und kam auf einmal durch eine Oeffnung zu seinem

Sitze. Er erblickte nun in diesem engen Bezirke, zu seiner größten Verwunderung, alle Einwohner der Stadt und der benachbarten Dörfer, die das Amphitheater von oben bis unten angefüllt hatten, und die sich sämmtlich erhoben, als Joseph eintrat, und ihn mit Jubel und Händeklatschen empfingen. Eine Scene, die den Kaiser hoch erfreuete, mehr als das für ihn angestellte Stiergefecht. In Italien haben diese Gefechte seit der Invasion der Franzosen, überhaupt seit den Kriegen, welche Italien in den 1790ger Jahren überzogen, aufgehört, und Napoleon, bei seiner Besitznahme von Italien, fand keinen Bewegungsgrund sie wiedereinzuführen; auch scheinen sie daselbst keinen rechten Anklang gefunden zu haben, weil sie nicht in allen Italienischen Staaten eingeführt worden. Auch sahen die Herrscher die Nachtheile, die ein solches Vergnügen bei einem schon durch Klima und Nahrungsmittel zu Anfreizungen geneigten Volke haben kann, wohl ein, und hinderten dasselbe festen Fuß zu fassen, wie in Spanien.

In den Deutschen Staaten fand bloß zu Wien eine Art Stiergefecht Statt, welches aber, da der Kampf unter verschiedenen Thieren geschah, nur eine Thierhetze war, und auch die Hatz in Wien genannt wurde. Es war ein von Seiten der Regierung in Pacht gegebenes Vergnügen, wovon der Pachtzins in die Armenkasse floß, und dieserhalb wurde auch diese tragische Belustigung noch bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts geduldet, obgleich sich mehrere Stimmen zu verschiedenen Zeiten dagegen erhoben, aber der Armenfonds machte sie verstummen! Selbst im Jahre 1782, als die Pachtzeit des Hatzpächters im Junius zu Ende ging, und damals in allen Zeitungen Deutschlands gemeldet wurde, daß dieses Schauspiel nicht ferner geduldet werden sollte, fand sich dennoch ein neuer Pachter in wenigen Tagen, welcher, da der vorige bei 6000

Gulden Pacht nicht hatte bestehen können, 5000 Gulden bot, und die Pacht erhielt. Dieses geschah unter Joseph's Regierung; wahrscheinlich sah der Monarch wohl ein, daß auch dieser Pächter auf die Folge nicht würde bestehen können, indem sich diese Schaulust mit der sich mehr und mehr verbreitenden Kultur und dem Geschmacke an andern Vergnügungen bald verlieren würde, und so wurde den Armen von Seiten der Regierung durch die Nichtaufhebung der Pacht auch nichts entzogen; die Zeit sollte eine Aenderung darin bewirken, und diesem unmenschlichen Schauspiele ein Ziel setzen. Nicolai giebt im 4ten Bande seiner: „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" uns von diesem Schauspiele, welchem er bei seiner Anwesenheit in Wien einmal beigewohnt hatte, eine Skizze, die eben nicht einladend zu dieser Hatz ist. Es soll damals noch einen großen Zulauf gehabt haben, obgleich die Eintrittspreise sehr theuer, ja theurer als auf dem Nationaltheater waren; denn man zahlte für eine Loge 4 Gulden 20 Kreuzer, die Gallerie noble galt 1 Gulden 20 Kreuzer, im ersten Stocke zahlte man 40 Kreuzer ꝛc. ꝛc. Indessen zeigte die Verminderung der Pacht einige Jahre später, daß sich der Drang zu diesem Schauspiele schon verloren hatte, und daß die hohen Preise dazu keineswegs geeignet waren, ihm auf die Folge Dauer oder Bestand zu sichern. — Das Hatzhaus, nach Nicolai, war ein hölzernes, ziemlich hohes rundes Gebäude, welches einen großen Platz einschloß. Das Erdgeschoß enthielt lauter Kammern oder Käfiche, worein die Stiere und andere wilden Thiere eingeschlossen wurden, um vermittelst einer Fallthür herausgelassen zu werden, so daß sie in den Circus kommen konnten. Neben der Thür, wo die Zuschauer hineingingen, waren größere Behältnisse für die Hunde. Diejenigen Hetzliebhaber, die gute brauchbare Fanghunde mitbrachten, genossen freien Eintritt auf dem für

die Hunde und ihre Mitführer angewiesenen Platze, also auf dem Hundeplatze. — Die Kampfspiele der Stiere und anderer Thiere wurden des Sonntags und an den Festtagen abgehalten. Schon des Morgens wurden an allen Ecken Zettel angeschlagen, worauf dasjenige bemerkt stand, was von und mit den Thieren ausgeführt werden sollte. Schon um drei Uhr am Nachmittage wurden in der Gegend des Hetzhauses die Trommel gerührt und die Hatz ausgerufen. Gleich beim Eintritte in das Haus empfing den Eintretenden der widrige Gestank von den Ausdünstungen der Thiere, und von dem verdorbenen Fleische, womit sie gefüttert wurden; dann das Bellen der Hunde, das Brüllen der wilden Thiere und das unbändige Geschrei der Hetzmeister; und dennoch fand Nicolai drei Reihen übereinander gebaueter Logen und Gallerien mit Zuschauern angefüllt, worunter sich Herren mit gestickten Kleidern befanden, auch Damen mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückt, welche mit dem Riechfläschgen unaufhörlich beschäftiget waren, eben so mit dem Beifallklatschen, wenn die Hunde einem Thiere nach den Ohren schnappten 2c. Die Thiere, welche hier zum Kampfe vorgeführt wurden, waren Ungarische Stiere und Bären mit Hunden gehetzt, Wölfe, Hirsche, Esel 2c. Von den Thieren zeigten die wenigsten noch natürlichen Muth und Kraft ihrer Wildheit; denn wäre dieses der Fall gewesen, so wäre es wenigstens, sagt Nicolai, noch auf eine Art sehenswürdig gewesen, die wilde Kraft und Behendigkeit eines ungezähmten Thieres zu betrachten; allein auch dieses sah man nicht. Die Thiere waren schon durch vorige Kämpfe abgemattet und furchtsam gemacht; denn sobald die Fallthür aufgezogen ward, so fuhren sie nicht immer heraus, sondern sie zogen sich in die hintersten Theile ihres Stalles zurück. Drei bis vier Thierwärter nahmen dann einen großen Hebebaum und stießen so lange auf das Thier zu, bis es aus

Schmerz in den Hebebaum biß, an welchem sie es dann heraus auf den Platz zogen. Sogleich wurden dann zwei oder mehrere große Hunde, welche bis zu der Zeit unter beständigem grimmigen Bellen von den Hetzmeistern gehalten worden, losgelassen. Die Thiere kämpften nicht mit ihnen, sondern suchten stets zu fliehen, so lange ihnen nämlich dieses möglich war; allein sie wurden bald von den Hunden gepackt, gezaust, in die Ohren gebissen, oder ihnen auch wohl die Ohren abgerissen. Geschah das Letztere, so brach das Publikum in ein lautes Beifallklatschen aus, wobei auch die Füße und Lachmuskeln in nicht geringer Bewegung waren. Da nun die Thiere noch zu ferneren Kämpfen aufbewahrt werden sollten, so fielen die Hetzmeister, so bald die Hunde gepackt hatten, den Hunden in den Nacken, rissen ihnen das Gebiß auf, und hielten sie unter dem abscheulichsten Geheule und Gebelle fest, während das angefallene Thier, ächzend, blutend, und vor Schmerz brüllend, nach der geöffneten Fallthür eilte. So sah Nicolai einen großen Ungarischen Vollstier, der noch nie gehetzt worden war, sich einige Minuten lang mit dem größten Muthe mit den Hörnern gegen sechs bis acht beissige Hunde wehren; aber in kurzer Zeit hatten sie ihn hinter den Ohren gefaßt; an jedem Ohre und sogar an dem Lippenfleische hingen zwei, die er unter dem gräßlichsten Brüllen und unter dem Applaus der Zuschauer herumschlenkerte, ohne daß sie losließen, bis ein Ohr abfiel. Ein Paar andere Hunde hingen an den Seiten, und zuletzt faßte ihn einer ins Geschöß, so daß das Thier die gräßlichsten Töne des unbeschreiblichsten Schmerzes ausstieß. Um aber diese Scene, die bei Einigen der Zuschauer doch wohl eine unangenehme Empfindung hervorgebracht haben mochte, zu verwischen, so wurden, nachdem das zerfleischte Thier abgeführt worden, ein Esel und ein Hirsch in dem Circus, an welche kleine angezündete Feuerwerke angebunden waren, von

kleinen Hunden herumgejagt, damit durch die komischen Sprünge jede ernsthafte Empfindung der vorigen Scene weggescheucht werden möchte. Dann erschienen zwei Bären zugleich, die von den Thierwärtern mit wiederholten Stößen aus ihren Löchern hervorgezogen werden mußten, da sie in der vorigen Hetze schon so übel zugerichtet und so kraftlos gemacht worden, daß sie gar nicht herauswollten. Der eine dieser Bären war schon so gelähmt, daß er kaum fort konnte, und der andere hatte ein Ohr verloren. Die Hunde fielen über den ersten her und würden ihn gleich zerrissen haben, wenn sich die Hetzmeister nicht gleich dazwischen geworfen hätten. Der andere raunte in der größten Angst nach der Fallthür, und wollte sie aufstoßen, und da dieses nicht möglich war, so scharrte er mit großer Heftigkeit in ein Paar Minuten ein Loch, wohl zwei Ellen tief vor der Thür, um sich so einen Eingang zu bahnen; aber auch dieses ging nicht. Den Beschluß machte ein zahmes Schwein mit zwei hungrigen Wölfen, welche das Schwein in Gegenwart aller Zuschauer lebendig auffraßen. Dieser letzte Akt, bei dem kreischenden Geschrei des wehrlosen Thiers, brachte mehrere Zuschauer und Zuschauerinnen zum Aufstehen und Weggehen, ohne den Schluß dieser Scene abzuwarten. Nicolai sagt hierbei: „Da merkte ich endlich doch, daß ich nicht der Einzige war, bei dem das Herz sich umkehrte, da dieses wehrlose Thier unter kreischendem Geschrei, von einem Wolfe bedächtig und ohne Mühe am Halse befressen wurde, indessen der andere eben so ruhig dessen Bauch aufgebissen hatte, mit der Schnauze im Leibe wühlte, und die Eingeweide verschluckte. So etwas ganz unnennbar Abscheuliches machte denn doch, daß verschiedenen Zuschauern, und besonders Zuschauerinnen, die Gesichter lang wurden, und daß sie, so wie ich, aufstanden und wegeilten. — Dieser Auftritt war in dem Anschlagszettel folgendermaßen beschrieben: „Die Raubwölfe werden auf

eine lächerliche Art ihren Raub nehmen." Man muß wahrhaftig eine Hetzmeisterseele haben, um nur einen solchen Auftritt zu erdenken, geschweige darüber witzeln zu wollen." — An den Wochentagen hatte die untere Volksklasse ein unentgeldliches Schauspiel auf dem Ochsenmarkte, der dicht vor dem Hetzhause, zwischen dem Stubenthore und Mauththore liegt. Dieser Platz oder Markt ist von verschiedenen Geländern eingeschlossen. Hier kaufen die Schlächter die Ungarischen Ochsen. Wenn nun jene mehrere dieser Ochsen kaufen, und einen nach dem andern fortführen wollen, so machen diese Ochsen oft allerlei Sprünge, ja sie werden oft wild und beschädigen die Schlächter. Hier versammelten sich nun viele Menschen, um dieses Schauspiel mit anzusehen, ja um die Ochsen noch wilder zu machen, schrien sie und machten ein Getöse, so, daß die Ochsen sich oft, hierdurch in Wuth gebracht, von ihren Fesseln losrissen und die Umstehenden in Gefahr setzten, welches dann die Menge belustigte. Auch dieses erzählt Nicolai. Dergleichen Scenen sind aber auch an andern Orten in Deutschland vorgefallen, wo Ochsenmärkte an belebten Plätzen einer Stadt, oder gemeinsame Schlachthäuser des Schlächtergewerks, wohin die Ochsen zum Schlachten getrieben wurden, in belebten Gegenden sich befanden, wobei dergleichen Scenen nicht selten vorkamen, indem sich die Ochsen beim Transporte dahin von ihren Fesseln losrissen und durch die Straßen der Stadt liefen, wo sie manchen Schaden anrichteten. Diesen Uebeln hat man jetzt dadurch in vielen Städten vorgebeugt, daß die Schlächter ihre Ochsen, überhaupt ihr Schlachtvieh, in der eigenen Behausung tödten oder schlachten können, und dann durch das Fesseln dieser Thiere an den Hörnern und Füßen mit Stricken, so daß ihnen das Fortlaufen unmöglich wird. — Dieses waren nun diese Stierhetzen in Wien, die freilich nichts mit den Stiergefechten in Spanien und

Portugal gemein hatten, als bloß, daß auch Stiere auf den Kampfplatz kamen, aber nicht gegen die Gewandtheit der Menschen kämpften, sondern von oder mit Hunden gehetzt wurden, und daß in den Zwischenakten andere wilde Thiere auftreten mußten, um zerzauset zu werden, oder um ihre Wildheit durchs Zerfleischen anderer Thiere zu zeigen. In den Wäldern noch kulturloser Gegenden etwas Natürliches. —

Man hat die Spanischen Stiere nur für sehr unbedeutend zum Kampfspiele ausgegeben, dieses scheint aber doch nicht der Fall zu seyn; denn nach der Beschreibung der Stiergefechte von Augenzeugen, zeigten sie sich kraftvoll genug in allen ihren Bewegungen und Wendungen. Nach einem Reisenden sollen sie die Gestalt der Engländischen Ochsen haben, und ihre Hörner sehr lang seyn. Ueberhaupt sollen sie nicht brüllen, und auch nicht den kleinsten Laut beim Kämpfen von sich geben. Man will Doktor Goldsmiths Bemerkung zum Theil richtig finden, wenn er schreibt: Diese wilden Stiere, in deren Bekämpfung die Spanier solche Ehre suchen, sind armselige kleine Thiere, die beinahe die Gestalt unseres Hornviehes haben, denen aber ganz und gar die ernsthafte Miene fehlt, wodurch unsere Ochsen sich auszeichnen. Er setzt aber hinzu, daß sie doch furchtbar genug seyen, und dieses scheint auch wohl nach den davon erhaltenen Berichten der Fall zu seyn; denn sonst würde auch dieses Schauspiel demjenigen in Rio de Janeiro ähnlich gewesen seyn, wo das Ganze nur ein Scheinkampf war, welcher Lachen erregte, wie auch schon oben angeführt worden. — Ueber die Stiergefechte sehe man nach, außer den oben angeführten Schriften:

Löflings Reise nach den Spanischen Ländern, S. 385.
Litteratur- und Theaterzeitung, 4r. Jahrgang, 3r. Theil. Berlin, 1781, S. 547 — 558, und 561 — 574.
Allerneueste Mannigfaltigkeiten, Bd. 1, S. 441.

Fabri, geographisches Lesebuch, 1r. Bd. S. 101.
Wekherlins graues Ungeheuer, 1784, S. 126.
Gelehrte Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen, 1785, S. 688 u. f.
Auswahl kleiner Reisebeschreibungen, 3r. Th., S. 628, 4r. Th., S. 88 (Aus Fr. von Aunoy Reise nach Spanien).
Magazin gemeininteressanter Lectüre, S. 135.
Journal der Moden, Jul. 1788, S. 282.
Neue Litteratur- und Völkerkunde, May, 1789, S. 398.
Deutsche Monatschrift, Dec., 1792, S. 330.
Vieths Leibesübungen, Th. 1, S. 325, 369.
Engelhards geographisch-statistische Reisen, Th. 1, S. 47.
Politisches Journal, Dec. 1785, S. 1309.
Fischers Gemälde von Madrid, Berlin, 1802 (bei welchem mehrere Reisebeschreibungen benutzt worden).
Stiergefechte in Spanien, Heller-Magazin, Jahrg. 1835, St. 22, S. 150 u. f., St. 29, S. 195, und St. 33, S. 218 (Aus Richard Twiß Reisen durch Spanien und Portugal).

Stierhammel, in einigen Gegenden ein Name des Schafbocks oder Widders, welcher in andern der Stähr heißt.

Stierl, s. Stärlet.

Stierlein, s. unter Stier.

Stiernagel, am Wagen, in der Landwirthschaft, s. Steuernagel.

Stierochs, eine Benennung des Stiers.

Stift, der, Diminutivum das Stiftchen oder Stiftlein, ein kleiner kurzer, vorn zugespitzter Körper, ein kleiner Nagel ohne Knopf. Besonders nennt man so die kleinen Metallspitzen oder metallenen Nägel ohne Knopf, womit man einen Zapfen hinter dem Stücke, durch welches er geht, befestiget. Man muß sie spitzig feilen, und wenn sie scharf anziehen sollen, so muß ihr Loch der Oberfläche, auf welche sie zu liegen kommen, nicht ganz gleich seyn. Sie werden auch den

Zapfen hindern, sich umzudrehen, wenn sein Loch von außen noch weniger sichtbar ist, und wenn man in die Oberfläche des Stücks, durch welches der Zapfen geht, für den Stift mit der Feile Einschnitte macht. Wenn die Stücke groß, und nach ihrer Verbindung starken und heftigen Bewegungen ausgesetzt sind, oder auch, wenn man befürchtet, die Zapfen durch zu große Löcher zu schwächen, so bedient man sich, statt der runden Stifte, der Schließen. — So hieß ehemals der Dorn in einer Schnalle der Stift. Der Stift an einem Schnürbande, in Oberdeutschland der Senkelstift. Bei den Schlossern führen die kleinen eisernen Dorne, andere Theile damit zu befestigen, den Namen der Stifte oder Stefte. Auch der Stumpf eines abgebrochenen Zahnes heißt dessen Stift, wahrscheinlich, weil er gemeiniglich oben eine Spitze hat. — Die Stifte, in einigen Gegenden Stiftel, an einer Gans, die zarten noch in der Haut befindlichen Kiele der Federn, in Sachsen die Spielen. — Ferner führen die kleinen zugespitzten Körper zum Zeichnen, Schreiben und Reißen, den Namen der Stifte, als Schieferstift oder Rechenstift, ein Stift von Schieferstein, auf einer Schiefertafel damit zu schreiben. Der Bleystift, ein Stift von Wasserbley, oder von einer andern Komposition, welche man in Holz einlegt, um damit zu zeichnen; s. unter Bleystift, Th. 5, S. 704; der Rothstift, Röthelstift, von Röthel oder Rothstein. Dann hat man noch in der Malerey Farbenstifte, Pastelstifte, Kreidestifte, Kohlenstifte rc. S. unten, das Register. In manchen gezierten Mundarten, nach Adelung, Steft, im Norden von Deutschland Stift, Sticke, im Poln. Sztyst. Es hat den Begriff der Spitze, und gehört zu dem Niedersächsischen Stip, ein Punkt, stippen, mit etwas Spitzigem berühren, ingleichen zu den Hochdeutschen tupfen, Tüpfel rc. S. Stiften.

Das Stift, die Stifte, in den gewöhnlichen Sprecharten, die Stifter, vom Zeitworte stiften, in dessen zweiten Hauptbedeutung, eine gestiftete Sache, ein gestifteter Gegenstand, wo es besonders von einigen einzelnen Arten vorkommt. — 1. Ein Bund, ein Bündniß, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, nach Adelung, welche nur noch in der Deutschen Bibel vorkommt. Daher die Hütte des Stifts, die Stiftshütte, und die Lade des Stifts, welche Letztere auch die Bundeslade genannt wird. Ich will mich setzen auf den Berg des Stiftes, Es. 14, 14. Schaue Zion die Stadt unseres Stiftes, Kap. 33, 20; wo auf den Bund Gottes mit den älteren Juden angespielt wird. — 2. In einigen Oberdeutschen Gegenden, z. B. in Baiern, ist Stift nicht allein Zins, Erbzins, sondern auch Miethe, vermuthlich, sagt Adelung, auch in der Bedeutung eines festen Vertrags, oder auch in der folgenden eines bestimmten Geldes. Güter, welche mit Stift und Gülte unterworfen sind, in Baiern. Eben daselbst ist der Stiftmann oder Innmann, ein Miethmann oder Häusler, welcher auf Stift oder Miethe wohnt, die Stiftzeit, die Miethzeit 2c. — 3. Ein zu einem gewissen, besonders öffentlichen Gebrauche gestiftetes, das ist, auf eine bestimmte, dauerhafte Art ausgesetztes Kapital, in welcher Bedeutung doch die Stiftung, und in einigen Gegenden das Gestift üblicher sind. Ein Stift machen, ein solches Kapital zu einem gewissen Gebrauche auf alle künftige Zeiten bestimmen und verordnen. — 4. In engerer Bedeutung, die auch die gewöhnlichste ist, ist das Stift ein vermittelbst eines solchen Kapitals auf einige Zeiten zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmtes Gebäude, mit allen dazu gehörigen Personen, Anstalten und Gütern. Man wird eure Stifte vertilgen, Ezech. 6, 6, wo von den Götzentempeln die Rede ist. Bethel ist des Königs

Stift, Amos 7, 13; das von dem Könige gestiftete Heiligthum. Kirchen, Klöster, Armenhäuser, Lazarethe, Kanonikat=, Kathedral= und Domkirchen heißen mit allen dazu gehörigen Anstalten, Personen und Grundstücken in der Römischen Kirche noch beständig Stifte oder Stifter, welche Namen sie auch unter den Protestanten behalten haben, da denn, wenn das Wort Stift allein steht, der Zusammenhang entscheiden muß, was für eine Art gemeint sey. Ein Stift oder Armenstift, ein Hospital; ein Stift oder Krankenstift, ein Lazareth, ein Kanonikatstift, ein Domstift, Kathedralstift, eine Domkirche mit allen dazu gehörigen Personen und Gütern, ein Bißthum, ein Hochstift oder Erzstift, ein Erzbißthum; da auch das Ganze zu einer solchen Stiftung gehörige Gebiet, nur schlechthin das Stift genannt wird. S. unten, das Register. — In den Niederdeutschen, auch in einigen gemeinen Oberdeutschen Mundarten Sticht, Gesticht, im Schwedischen **Stift** und **Stikt**. S. Stiften 3.

Stift (Armen=), eine den Armen gewidmete Anstalt, ein Armenhaus, Spital; s. den Art. Spital, Th. 159, S. 154 u. f.

— (Bley=), entweder gespitztes Wasserbley in Stücken, welches als Reißbley, Schreibbley gebraucht wird, oder aus Wasserbley in Holz oder Rohr eingefaßte Stifte; s. unter Bleyweiß (Schwarzes), Th. 5, S. 704 u. f., die Zubereitung dieser Stifte. Hier noch Folgendes als Zusatz. Die Bleystifte nennt man eigentlich Graphitstifte, weil dasjenige Mineral, woraus sie gemacht werden, aus Eisen und Kohle besteht, und Graphit genannt wird, welches man auch Wasserbley, Reißbley rc. nennt, aber uneigentlich, weil das Mineral kein Bley enthält. Da man in England ganz vorzüglichen Graphit hat, daß derselbe wegen seiner Reinheit sogleich, ohne besondere Präparation,

verarbeitet werden kann, so erhält man auch von dort her die besten Bley= oder Graphitstifte, welche alle Eigenschaften besitzen, die beim Zeichnen mit denselben erfordert werden; denn diese Bleystifte färben leicht ab, ohne bald stumpf zu werden; sie geben satte, glänzende Striche, die man mit Gummi Elastikum oder Federharz gut wieder wegwischen kann, und besitzen den geschicktesten oder dienlichsten Grad von Weichheit, mit Festigkeit verbunden, um beim Zuspitzen, nicht leicht abzubrechen, sondern die Spitze so fein zu machen, als man sie zu seiner Arbeit zu haben wünscht. — Die großen Stücke Graphit, welche sich in England finden, zerschneidet man zuerst mit dünnen Sägen in Blätter, deren Seitenflächen durch Schleifen auf einer horizontalen, sehr ebenen Scheibe von den Rissen der Säge befreiet und geglättet, und hierauf erst in Stifte zersägt werden. Diese Stifte, besonders die stärkeren, 1 bis 2 Linien dicken, werden entweder in dieser Form zum Gebrauche in silbernen, goldenen, messingenen oder auch plattirten ꝛc. Hülsen verkauft, oder sie werden, was gewöhnlicher ist, in Holz eingefaßt. Unter den Letztern sind diejenigen am theuersten, welche ganze Graphitstifte enthalten; geringer im Preise stehen diejenigen, worin der Graphit aus einzelnen, kürzeren, in das Holz eingelegten Stiften besteht. Nicht selten giebt es aber auch solche Englische Bleystifte, wo das Holz nicht in der ganzen Länge Graphit enthält. Dieses Verfahren, nicht das ganze Holz auszufüllen, gründet sich auf die Voraussetzung, daß die durch das öftere Schneiden schon ganz kurz gewordene Bleystifte doch nicht mehr bequem zu halten sind, also auch der Graphit oben, 1 Zoll lang überflüssig ist. Die Bleystifte sind gewöhnlich in Cedernholz gefaßt, auch hat man sie in Schwarzebenholz. Ihre Länge beträgt 6 Zoll. Man hat sie auch zum Schreiben mit einem Falze, so daß man die Seite des Holzes mit dem Graphit herausschieben kann. Hier

läßt sich die Spitze nicht nur besser oder bequemer machen oder schneiden, sondern sie wird auch bewahrt, daß sie nicht abbricht, wenn man den Bleystift nicht mehr gebraucht und weglegt, weil man sie hineinschieben kann. Dergleichen Schiebebleystifte haben auch ein halbes Fußmaaß, das heißt, es giebt dergleichen Stifte mit einem solchen Maaße. Die Hälfte der Einfassung des Graphits bildet das Maaß, und die andere Häfte mit dem Graphit und dem Holze wird in die erste Häfte mit dem Maaße hineingeschoben. Ob der Bleystift wirklich ächt Englisch sey, läßt sich am besten vor dem Löthrohre erforschen, wenn man in die durch das Blasen mit dem Löthrohre gebildete Spitzflamme das zugeschnittene Ende eines Bleystifts hält. Die ächt Englischen Bleystifte entwickeln, wenn man sie erhitzt, weder Dampf, noch Ruß; auch sind sie sehr schwer, und nur auf eine geringe Entfernung vom Hitzpunkte zur Glut zu bringen, und verglimmen ohne allen Geruch sehr langsam, aber gänzlich. Erkaltet hat die geglühete Spitze nur den Glanz der Schnittfläche verloren, und eine hellere stahlgraue Farbe angenommen, in der Schrift zeigt sie aber nach wie vor dieselbe Milde und Reinheit. — Weil man nun den reinen dichten Graphit, woraus die feinen Englischen Bleystifte gemacht werden, nicht viel findet, so hat man schon seit längerer Zeit, selbst in England, theils aus den Abfällen von jener Bleistiftsverfertigung, theils aus blättrigem, erdigem, und staubähnlichem Graphite, mit Zusätzen von klebrigen Materien, künstliche Bleystifte gemacht. Dergleichen Graphit findet man auch in Böhmen und in Baiern. Man macht nun daraus und aus den klebrigen Materien, als Bindemittel, größere dichte Massen, die man, wenn sie trocken geworden sind, eben so, wie den natürlichen Graphit, in Stifte zerschneidet, oder, was leichter und bequemer ist, man formt die Stifte unmittelbar aus der noch weichen Masse. Die Hauptschwierigkeit in der Verfertigung künstlicher

Bleystifte lag immer darin, ein solches Bindemittel zu finden, welches den Graphitstaub in eine dichte Masse verwandelt, ohne ihm die Eigenschaft zu benehmen, damit gut schreiben und zeichnen zu können. Man verfertiget auch Bleystifte aus Graphitstaub und Schwefel, wobei das Verhältniß ist: $1\frac{1}{2}$ Theil Schwefel auf drei bis vier Theile Graphitpulver; s. den oben angeführten Artikel, Th. 5, S. 707 u. f. Die Bleystifte aus dieser Masse sind sehr spröde und zerbrechlich, und lassen sich daher nicht gut spitzen, zugleich färben sie ungleich und etwas schwer ab, auch ritzen sie beim Zeichnen oder Schreiben auf Holz oder Papier mehr oder weniger das Zeichnungsmaterial. Man verfertiget daraus auch hauptsächlich nur Bleystifte für Tischler und Zimmerleute zum Reißen auf Holz. Vor dem Löthrohre, auch selbst schon in der gewöhnlichen Lichtflamme, fangen sie bald an mit bläulicher Flamme und mit Schwefelgeruch zu brennen. — Auch die Bleystifte aus Graphitstaub und Kolophonium, Wachs oder Talg, und etwas Kienruß; (s. oben, den erwähnten Theil, S. 708 u. f.) kommen zwar auch noch vor, aber nur selten wird davon Gebrauch gemacht. Diese Bleystifte werden nicht mit einem Messer gespitzt, sondern man erweicht sie an der Flamme eines Lichtes und drückt sie spitz. — Besser sind die Bleystifte aus Graphitstaub und Schellack. Man kann der Masse durch öfteres Pulvern, Sieben und Umschmelzen Feinheit und Gleichförmigkeit geben. Die daraus erhaltenen Stifte haben aber den Fehler zu großer Härte. Vor dem Löthrohre entwickeln sie viele bläulichtweiße Dämpfe. — Durch Zusammenschmelzen von Graphit und rohem Spießglanz kann man ziemlich gute, nur etwas zu harte Bleystifte erhalten. — Bleystifte aus Graphitmasse und Leim oder Gummi haben den Nachtheil, daß sie im Wasser zergehen. Zu viel Gummi macht sie zu hart, zu wenig macht, daß sie zerbröckeln. — Die besten dieser

fabrizirten Bleystifte sind diejenigen aus Graphitstaub und geschlämmter Thonerde; sie nähern sich den aus dichtem Graphite geschnittenen am meisten, obgleich sie keine so scharfe und reine Striche machen. Vor dem Löthrohre kommen sie früher, heftiger und auf größere Entfernung zum Glühen, als alle übrigen Sorten; sie entwickeln dabei weder Rauch, noch Dampf; aller Graphit wird dadurch so rein ausgebrannt, daß sie, erkaltet, bloß einen gelbgrauen oder braunen Thonkörper zurücklassen, der weder auf Papier, noch Holz mehr abfärbt, und bloß inwendig noch einen Kern von Graphit hat. — Der Thon zu diesen Bleystiften muß fett, zähe, von Kalk und Eisenoxid möglichst frei seyn. Man zerstößt oder zermahlt sowohl den Thon, als auch das Reißbley, und Ersteren muß man dann sehr sorgfältig und so lange schlämmen, bis aller Sand, und jeder andere grobe oder rauhe Theil davon entfernt ist. Guter Graphit braucht nur dann geschlämmt zu werden, wenn man sehr feine Bleystifte verfertigen will. Man vermischt nun so innig und gleichförmig wie möglich beide Materialien (4 bis 8 Theile Thon mit 5 Theilen Graphit). Nimmt man mehr Thon, so erhält man härtere; nimmt man mehr Graphit, so erhält man weichere, glänzendere, aber zu leicht sich abstumpfende Stifte. Die innige Vermengung der Materialien geschieht am besten im nassen Zustande derselben durch Mahlen mit einander auf einer Mehlmühle, oder einer Handmehlmühle, deren Haupttheil ein Läufer ist, dessen untere erhabene (convexe) Fläche, auf der oberen hohlen (concaven) um seine Axe läuft. Die zusammen gemahlenen Materien müssen einen ziemlich zähen Teig ausmachen, welcher nun noch recht durcheinander geknetet wird, damit eine geschmeidige gleichförmige Masse daraus entsteht, die sich, wie ein zum Drehen und Formen von irdener Waare bestimmter Töpferthon, leicht zu der be-

stimmten Gestalt ausbilden läßt. Luftblasen und Höhlungen darf diese Masse nicht mehr enthalten.

Das Einlassen der Bley- oder Graphitmasse in Holz zu Graphit- oder Bleystiften ist oben bei den Englischen Bleystiften, S. 142, und dann Th. 5, S. 708, schon erwähnt worden; indessen wird hier eine genauere Beschreibung davon, wie man sie jetzt weiß, nicht unwillkommen seyn. Zu den gewöhnlichen oder gemeinen Bleystiften nimmt man Tannen-, Fichten-, Linden- oder Erlenholz; zu feineren Rotheibenholz, zu den feinsten wohlriechendes Cedernholz. Das Holz wird auf einer Fournier-Schneidemaschine in dünne Brettchen geschnitten, und diese zerschneidet man wieder quer in kürzere nach der den Bleystiften zu gebenden Länge. Auf der glattgehobelten oberen Fläche der Brettchen stößt man mit einem eigenen Hobeleisen (Nutheisen) Rinnen oder Nuthen so viele nebeneinander, als es die Breite des Brettchens verstattet, und zwar wechselt immer eine schmälere Rinne mit einer breiteren ab. Die breitere ist diejenige, in welche der Bleystift eingelegt wird; die schmälere macht eine Vorbereitung zum Zerschneiden des Brettchens in einzelne Streifen aus. Je nach der Stärke der Bleystifte sind auch die Hobeleisen verschieden. Uebrigens giebt es auch Hobel, womit man zwei breitere und zwei schmälere Rinnen auf einmal bilden kann. Sind nun die Brettchen auf dem Wege der schmäleren Rinne, in Streifen zerschnitten, so bestreicht man mehrere Nuthen zugleich mit Tischlerleim, und legt dann die Stifte ein. Nun muß man sie noch über der Rinne bedecken, damit sie ganz mit Holz umgeben sind. Bei den gröberen Bleystiften wird die Nuth so tief gemacht, daß über dem eingelegten Stifte noch so viel Raum bleibt, um ein genau passendes Holzstäbchen der ganzen Länge nach einleimen zu können; bei den feineren Sorten aber ist die Nuth seichter, so, daß die freie Seite des Bleyes mit der Holzfläche gleich-

steht oder in einer und derselben Ebene liegt, und die ganze Ebene dann mit einem Holzstreifchen bedeckt werden kann. Damit diese Deckplättchen, während der Leim trocknet, nicht losgehen, so bindet man entweder in der Nähe ihrer Enden einen Faden herum, oder man klemmt viele derselben auf einem Brette so lange dicht übereinander, bis sie ganz trocken geworden sind. Bis dahin sind die Bleystifte noch vierkantig; um ihnen nun die cylindrische Gestalt zu geben, so legt man jeden Stift einzeln auf ein am Werktische befestigtes Brettchen, in welchem eine halbrunde, der Dicke des Stiftes entsprechende Rinne befindlich ist. An dem einen Ende dieser Rinne, dem Arbeiter gegenüber, enthält jene ein, über die Oberfläche des Holzes nicht vorstehendes Klötzchen, woran der Bleystift, des Festliegens wegen, mit seinem vordern Ende sich anstemmt. Man bringt nun den Bleystift so in die Rinne, daß eine von dessen Kanten aufwärts gekehrt ist, und dann bestößt man sowohl diese, als auch, nach dem Drehen des Stifts, die übrigen mit einem Kehlhobel, dessen Eisen eine hohle Schneide hat. Nach dem Behobeln schneidet man die Bleystifte gleich und glatt. Das Messer dazu hat eine dicke, kurze, sehr scharfe Klinge, welche an der dem Bleystiftende zugekehrten Seite ganz eben ist, an der andern aber, vermittelst einer Abschrägung die Schneide enthält. Man läßt auch die Bleystifte eckig, wenigstens kommen sie so von England auch zu uns in den Handel, sie finden aber keinen besonderen Beifall, obgleich sie fester liegen, und nicht so leicht von dem Tische herabfallen, als die runden, die wieder den Vortheil haben, daß man sie besser in der Hand halten kann. — Die oben beschriebenen Rinnen im Holze machen nun die Bleystiftformen aus. In diese Rinnen wird nun der Graphitteig entweder bloß mit den Händen oder durch Hülfe eines glatten Rollholzes hineingeknetet. Man kann aber auch metallene Platten mit solchen Rinnen

anwenden, und die getrockneten Stifte hernach leicht herausnehmen, wozu metallene Schienen vorgeschlagen werden. Poppe schlägt zur Bildung der Stifte eine Preßvorrichtung vor, wie man sie bei den Nudelfabrikanten, Conditoren, Porzellan=, Steingut= ꝛc. Fabrikanten antrifft, um Teig oder Thon hindurch zu pressen. Diese Presse hat die Form einer Kinderspritze. Man füllt nun die Röhre derselben mit der Graphitmasse, setzt dann den Kolben darauf, und preßt sie dann mit Anstrengung hindurch, so kommt sie unten zu der Oeffnung in Streifen heraus, wie man sie zu haben wünscht, also in lange und dünne Stangen, da man darnach die Röhre einrichten kann; man bringt sie dann auf eine geradlinigte Unterfläche und schneidet sie zu der beabsichtigten Länge der Bleystifte. Diese Stifte werden nun in schwacher Rothglühhitze gebrannt, wobei aber der Zutritt der Luft abgehalten werden muß. Man bringt sie daher in feuerfeste Tiegel und Kapseln, und füllt alle Zwischenräume zwischen ihnen mit Kohlenstaub aus. Das Glühen darf weder zu rasch, noch zu langsam geschehen; denn zu rasches Glühen macht die Stifte leicht krumm; auch dürfen sie nicht zu schnell abgekühlt werden, weil sonst viele Stifte springen. Sehr weiche Stifte taucht man oft, um sie härter zu machen, nach dem Brennen in sehr heißes Wasser, Talg, oder in eine Mischung von beiden. — Daß man die Bleystifte in Holz, Rohr ꝛc. einfaßt, um sie nicht nur besser halten zu können, sondern auch wegen des Abschmutzens und leichten Zerbrechens der Stifte, ist Jedermann bekannt. Man hat aber auch schon gelungene Versuche gemacht, den nakten Bleystiften eine Hülle von Siegellack zu geben, die aber nicht dicker war, als ein feines Papierblatt, wodurch das Abschmutzen an den Fingern und die Mühe beim Fassen und Spitzen der Bleystifte verhütet ward. Die Siegellack=Komposition muß aber etwas weicher, als das gewöhnliche zum

Siegeln gebrauchte Siegellack seyn. Man kann sie entweder in Weingeist aufgelöset und kalt, oder in der Wärme zerlassen und heiß auftragen. Es giebt aber auch noch einige metallene, meistens silberne, oder plattirte, mit einer langen Spalte versehene Bleystiftröhrchen, selbst für die schon in Holz gefaßten Bleystifte. In der Spalte läßt sich die den Bleystift haltende Hülse vorschieben. Von diesen Röhrchen hat man noch künstlichere Arten zum genaueren und sicheren Vorschieben des Bleystiftes, z. B. mit einer Schraubenspindel. Das Bleystiftrohr der Engländer Hawkins und Mordant hat inwendig einen hin und her verschiebbaren Theil, welcher vorn den Bleystift aufnimmt, und hinten eine Schraubenspindel enthält, an die eine Schraubenmutter paßt. Durch das Auf- und Zuschrauben der Letztern kann jener Schieber vor- oder rückwärts gezogen werden, und diese Bewegung muß der in dem Schieber eingeklemmte Bleystift mit machen. Derjenige Theil der Röhre, welcher den eigentlichen Bleystift umschließt, geht nach vorn verjüngt zu; aus ihm steht die Spitze des Bleystiftes heraus. Mittelst der Schraubenmutter kann man diese Spitze immer so viel herausstehen lassen, als man es für gut findet. Das Holz zu den Bleystiftformen muß in Leinöl gesotten seyn. Man sucht dazu sehr gutes Holz aus, welches nicht nur geradefaserig seyn, sondern auch eine gewisse Weiche haben muß, weil es sich dann weit besser bearbeiten und mit dem Messer schneiden läßt. (Ausführliche Volks- und Gewerbslehre oder allgemeine und besondere Technologie zur Belehrung und zum Nutzen für alle Stände, von Dr. J. H. M. Poppe. Stuttgart und Wien, 1834; Bd. 2., S. 380 u. f.

Stift (Canonikat-), s. Stift (Kanonikat-).
— (Cathedral-), s. Stift (Kathedral-).
— (Collegiat-), s. Stift (Kollegiat-).

Stift (Dom=), s. Stift (geistliches).
— (Draht=), s. Stift, beim Schlosser.
— (Erz=), s. Stift (geistliches).
— (Farben=), Stifte, welche aus Farben, sowohl Mineral= und Erd=, als auch aus Pflanzenfarben, chemischen Farben, bereitet werden. Diese Stifte können nun gefärbte oder Pastellstifte seyn. Die Ersteren werden aus weißem Pfeifenthone mit einem Pigmente gemischt, gemacht, die Letzteren aber aus der reinen Farbe, dem reinen Pigmente gemacht, und nur den lichten Schattirungen wird Bleyweiß, Kreide, oder sonst eine weiße Farbe zugesetzt, um die Schattirung zu erhalten, so auch den aus Pflanzensäften gekochten Farben, um denselben mehr Körper zu geben. Was die Pastellstifte betrifft, so sehe man diesen Artikel weiter unten im Register nach. Hier wird es aber nöthig seyn, die farbigen Stifte abzuhandeln, die gleich den Bleystiften in Holz gefaßt werden. Man nimmt hierzu ganz weissen Pfeifenthon, nach den Gebrüdern Joel in Paris, Schellack oder Tafellack, Thon, Weingeist, Venetianischen Terpentin, und erdige und metallische Pigmente, als Ocher, Umbra, Chromgelb, Bleyweiß, Zinnober; dann Berlinerblau, rothen Lack oder Karmin ꝛc. Die Zusammensetzung eines Pfundes Masse zu den farbigen Stiften geschieht wie folgt. Man nimmt 6 Loth Schellack oder Tafellack von der besten Art, die sich leicht auflöset, 4 Loth Weingeist, 2 Loth Venetianischen Terpentin, 12 Loth Pigment (Farbe) und 8 Loth Thon. Die Farbe wird mit Wasser abgerieben, welches selbst wiederholt werden kann, hauptsächlich bei Erdfarben, die man am besten, wenn man sie nicht schon geschlämmt oder gereiniget erhält, erst vorher reiniget, indem man sie pulvert und in ein Glas schüttet, darauf Wasser gießt, und solches über Nacht stehen läßt, wobei man es aber vorher mehrere Male mit einem reinen Stäbchen tüchtig umrührt, und dann ruhig stehen läßt. Am Morgen liegt die Farbe auf dem Boden; man gießt dann

leise das Wasser davon ab, nimmt sie heraus und läßt sie trocknen; dann reibt man sie noch einmal mit Wasser auf einem Reibesteine zum Gebrauche ab. Den Schellack löset man in Weingeist auf; den Terpentin macht man in einem Tiegel über Feuer flüssig; den geschlämmten Thon treibt man durch ein Haarsieb und läßt ihn trocknen. Man mischt nun zuerst das aufgelösete Gummi mit dem Thone, welcher trocken und fein gepulvert seyn muß, setzt dann dieser Mischung den Terpentin und das Pigment zu. Hierauf wird Alles auf einer Farbenmühle zerrieben und gebeutelt. Bei dem Zerreiben muß Alles auf das Innigste zusammen kommen. Man setzt nun das Ganze der Luft aus, daß es so weit trocken werde, daß man einen Teig daraus bilden kann, welchen man in die schon oben, S. 148, erwähnte Presse bringt. Hier giebt man ihm diejenige Stärke, welche die Stifte erhalten sollen, daher muß diese Form darnach eingerichtet seyn. Sobald die Stifte aus der Presse kommen, thut man sie in blecherne Büchsen, welche auf das Genaueste schließen, und setzt sie darin eine Viertelstunde lang den Einwirkungen eines starken Feuers aus. Das Holz zu den Stiften wird eben so, wie zu den Bleystiften geschnitten (s. oben, S. 146 u. f.). Die aus den metallischen Oxiden bereiteten Stifte, z. B. aus Bley: Bleyweiß, Mennige; aus Chrom: Chromgelb ꝛc. müssen nicht in den Mund genommen werden, um sie dadurch ansprechend auf Pergament, Papier ꝛc. zu machen, weil sie giftig sind. Auch hilft das in den Mund nehmen der Farbenstifte, so auch der Graphit- oder Bleystifte, des Röthels ꝛc., um dadurch zu bewirken, daß sie besser ihre Farbe abgeben oder schreiben und zeichnen, nichts; denn durch den klebrigen Speichel werden sie oft noch härter, und sprechen gar nicht an, besser ist das leise Schaben mit einem Messer, wodurch sich die Härte leichter verliert, weil sich oft Schmutz und Feuchtigkeit daran gesetzt hat, welche gleichsam eine Kruste darum

bilden, und das Färben nicht zulassen; wenn diese leicht abgeschabt wird, so schreiben oder färben sie wieder.

Stift (Frauen-), eine Benennung der evangelischen oder protestantischen Klöster oder Stifte, die auch Fräuleinstifte, Jungfrauen- oder Jungfernstifte genannt werden. Diese letzteren Namen führen auch die katholischen Nonnenklöster. Man machte auch ehemals einen Unterschied zwischen Fräulein- und Jungfernstift, und bezeichnete mit dem ersteren Namen die adelichen, und mit dem letzteren die bürgerlichen Stifte; allein dieser Unterschied wird jetzt nicht mehr so strenge genommen, da es auch Stifte giebt, wo adeliche und bürgerliche Mädchen oder Jungfrauen nach der Stiftungsurkunde erzogen werden.

— (Fräulein-), s. den vorhergehenden Artikel.

—, an der Gans, s. oben, S. 139.

— (geistliches), nicht nur die Mönchs- und Nonnenklöster, sondern auch die Hoch- und Erz-, Kathedral-, oder Dom-, und die Kollegiat-Stifte, sowohl bei den Katholiken, als auch bei den Protestanten oder Evangelischen. Bei den Letzteren werden die Frauenklöster, Fräuleinklöster auch Fräuleinstifte genannt. Die Einrichtung dieser Klöster und Stifte, so wie deren Zweck ꝛc., findet man unter Kloster, Th. 40, S. 665 u. f., und unter Staat (Kirchenstaat, Priesterstaat), Th. 163; dann oben, unter Stift, S. 141, und den Art. Stiftung. Bei den Katholiken bringt oder begreift man auch die Armenhäuser oder Spitäler, die Krankenhäuser, kurz alle Stiftungen, welche einen wohlthätigen Zweck haben, unter die geistlichen Stiftungen.

—, in Gewehrfabriken, kleine dünne Drahtenden, womit die verschiedenen kleinen Theile eines Schießgewehrs aneinander und mit dem Schafte vereiniget werden.

— (Graphit-), s. Stift (Bley-).

Stift (Heft=), beim Buchbinder, s. Heftlade, Th. 22, S. 701 u. f.

— (Hoch=), s. Stift (geistliches).

— (hölzernes), hölzerne Stifte, Stifte oder kleine hölzerne Pflöcke, womit Stücke mit einander bei den Tischlern, Stellmachern, Zimmerleuten und andern Holzarbeitern verbunden werden. Hier unterscheidet sich auch noch Pflock von Stift, indem der Erstere größer, der Letztere aber nur klein ist, und zur Verbindung kleiner Geräthschaften von Holz dient, indem man ihn, wie den Pflock, in ein vorgebohrtes Loch steckt und einschlägt.

— (Jungfern=), s. Stift (Frauen=).

— (Jungfrauen=), s. daselbst.

— (Kanonikat=), s. Stift (geistliches).

— (Kathedral=), s. daselbst.

— (Kollegiat=), s. das.

— (Kohlen=), s. unter Kohle, Th. 43, S. 12 u. f.

— (Kreide=), Stifte von weißer, schwarzer und rother Kreide, sowohl ohne Holz, als auch in Holz gefaßt. S. unter Kreide, Th. 48, S. 446 u. f., S. 481, und S. 483 u. f. Man kann die schwarze Kreide auch aus einer Graphitmasse bereiten, indem man eine solche Masse, wie oben, unter Stift (Bley=), angeführt worden ist, mit gut ausgeglühtem, feinem Kienruß versetzt, oder man verbindet Kienruß mit Thon, welche beide Arten gleichfalls unter dem Abschlusse der atmosphärischen Luft, wie oben, S. 148, angezeigt, gebrannt worden, oder man bereitet eine solche Kreide auf folgende Weise bloß aus Kohle. Man sägt nämlich eine Kohle von sehr feinem Kern in Stücke von derjenigen Form und Größe, welche man den Stiften geben will, legt diese Stücke in eine irdene Pfanne, worin zerschmolzenes Wachs befindlich ist, und läßt sie darin, von dem Wachse bedeckt, eine halbe Stunde lang; dann nimmt man sie heraus, läßt sie abkühlen, so sind sie zum

Gebrauche fertig. Wenn sie härter ausfallen sollten, so muß man etwas Harz unter das Wachs mischen. Wenn man dagegen sehr weiche Stifte haben wollte, so müßte man dem Wachse etwas Butter oder Talg zusetzen. Zeichnungen, welche man mit solchen Zeichen-Kohlenstiften gemacht hat, lassen sich auf dem Papiere weder verwischen, noch abreiben, wie dieses mit der gewöhnlichen schwarzen Kreide der Fall ist. S. auch den Art. Zeichenstift, unter Z.

Stift (Kranken-), eine Benennung des Krankenhauses, Lazareths etc.; s. die Artikel Spital, Th. 159, und Lazareth, Th. 66, S. 603 u. f.

— (Maler-), s. Farben- und Pastellstifte, in diesem Register.

— (Metall-), Stifte, die aus Silber, Zinn und leichtflüssigem weißen Metallgemische, wie z. B. aus dem Rosenschen Metallgemische, bereitet werden; s. diesen Artikel, in diesem Register.

— (mittelbares), welches, im ehemaligen Deutschen Reiche, einem höhern Reichsstande unterworfen war, im Gegensatze des unmittelbaren, welches nur dem Kaiser und dem Pabste unterworfen war.

— (Pastell-), Farbenstifte, welche zur Pastellmalerey gebraucht werden; sie werden sowohl aus Erd- und Mineral-, als auch aus Pflanzenstoffen bereitet. Den lichteren Schattirungen, und überhaupt den nicht Körperfarben, setzt man eine weiße Farbe zu, als Bleyweiß, geschlämmte Kreide etc. Wie die Pastellstifte bereitet werden; s. unter Pastellfarben, Th. 107, S. 750 u. f. Die schönsten Pastellstifte, welche in den Handel kommen, sind die Lausanner von Stupan; sie sind sowohl in Hinsicht ihrer leichten Färbung, oder des beim Malen leichten Ablassens der Farbe, als auch wegen ihrer vollständigen Schattirungen nach den Hauptfarben, ihrer zierlichen Form etc., bis jetzt die schönsten und vollendetsten. Nach ihnen kommen diejeni-

gen von Caffe in Dresden, die aber lange nicht so brillant in den Farben und so vollständig in den Schattirungen sind, wie die Lausanner, auch sind die Mischungen nicht rein; diesen folgen die Braunschweiger, die zwar sehr brillant in Hinsicht der im Assortiment vorkommenden Farben, aber schlecht schattirt sind; auch sind sie sehr hart, und sprechen daher schlecht auf dem Pergamente rc. an, weil bei ihrer Bereitung zu viel Gummi oder sonst eine bindende Masse gebraucht worden, deshalb glänzen sie auch sehr, sind fest anzufühlen, welches bei den vorhergehenden Pastellstiften nicht der Fall ist.

Stift (Rahmen), s. Stift (Spann=).

— (Rechen=), s. Stift (Schiefer).

— (Rosenscher), Rosensche Stifte, eine Art Metallstifte, die aus einem Theile Bley, einem Theile Zinn und zwei Theilen Wismuth besteht. Dieses wird zusammen geschmolzen, und in ein kleines, unten geschlossenes Papier= oder Kartenblatttrichterchen gegossen. Die Spitze des erkalteten Metalls schneidet man ab, und faßt es in Holz ein. Diese Stifte schreiben, angespitzt, recht gut.

— (Roth=), s. den folgenden Art. Stift (Röthel=).

— (Röthel=), Röthelstifte, Rothstifte, s. den Art. Röthel, Th. 126, S. 455 u. f.

— (Saiten=), s. Stift, beim Uhrmacher und musikalischen Instrumentenmacher.

— (Schiefer=), Rechenstift, eine Benennung des Tafelsteins oder Schiefersteins, s. Th. 142, S. 482, Schiefergriffel.

—, beim Schlosser, der Dorn, welcher in die Gewinde der Thürbänder gesteckt wird, um solche zu vereinigen; sie werden um mehrerer Haltbarkeit willen an den Enden vernietet. Auch nennt man überhaupt alle die kurzen Enden Draht, womit etwas vereiniget oder zusammen geheftet wird, Stifte. Dasselbe findet auch bei andern Gewerben Statt.

Stift (Schnallen=), s. oben, unter Stift, S. 139.
— (Schnürband=), Senkelstift, s. oben, unter Stift, S. 139, und Th. 147, S. 569.
— (Schreib=), sowohl die Bleystifte, Kreidestifte, als auch die Schiefer= und Rechenstifte; s. oben, S. 139, und diese Stifte, in diesem Register.
— (Schwarz=), eine Benennung der Stifte aus schwarzer Kreide, Graphit ꝛc.; s. oben, unter Stift (Bley=), und Stift (Kreide=).
— (Senkel=), s. Stift (Schürband=).
— (Silber=), Schreibstifte aus Silber, die auf dieselbe Weise bereitet werden, wie die Rosenschen Metallstifte.
— (Spann=), Spannstifte, Stifte von Metall, welche in verschiedenen Gewerben zum Ausspannen gewisser Gegenstände gebraucht oder angewendet werden. So spannt z. B. der Tuchmacher das Tuch in langen Rahmen, um es zu recken und fadengleich zu machen durch Stifte, und damit diese das Tuch nicht verderben, so müssen dieselben in den Sahlleisten oder Sälbenden fassen, welche zu diesem Zwecke angewebt worden sind. — Auf ähnliche Weise spannt der Pergamentmacher die zum Pergamente bestimmten enthaarten und gereinigten Häute in Rahmen aus, und hält sie mittelst der Rahmstifte oder Rahmhaken fest. — Wendet man zum Spannen bloße Stifte oder Wirbel an, so bringt man diese mit der zu spannenden Sache in Verbindung. So ist es z. B. beim Spannen der Darmsaiten an Violinen, Clavieren, Harfen und allen übrigen musikalischen Saiteninstrumenten; so ist es beim Spannen des zu stickenden Zeuges in Stickrahmen ꝛc. So spannt man beim Manchesterweben den jedesmal fertig gewebten Theil mittelst dünner, in dem Wellbaume steckender Stifte, in die man das Gewebe hängt; denn das gewöhnliche Aufrollen würde den Flor des Manchesters verderben. Diese Stifte dienen

auch zu jedem andern mechanischen Festhalten einer Sache oder eines Gegenstandes.

Stift, in der Sprachkunst; s. oben, unter Stift.

— (unmittelbares), s. Stift (mittelbares) oben, S. 154.

—, beim Uhrmacher oder musikalischen Instrumentenmacher; hier sind die Stifte die Noten auf den Walzen der Harfenuhren, und auf den Walzen der Drehorgeln rc. Jedes musikalische Stück wird auf eine Walze durch eingesteckte Stifte von Messing abgesetzt, die jeder eine Note vorstellen. Ein an der Seite befindliches Spielwerk von Rädern treibt die Musik. Wenn die Uhr ein Stück lange genug gespielt hat, so wird die Walze, die nur in so weit hohl ist, daß sie auf eine Spindel von Eisen gesteckt werden kann, abgezogen, und eine andere mit einem andern Stücke besetzte Walze an ihrer Stelle auf die Spielwelle gesteckt. Zuweilen befinden sich auf einer einzigen Walze zwölf Stücke von allerlei Art und Tempo. Die ganze Länge der Walze wird indessen mit dichten Linien, wie ein Papier durch das Rostral bezogen, und jede Linie trifft auf eine Harfensaite. Wenn sich nun bei der Auslösung die Trommel herumzuwälzen anfängt, so hebt der Stift einer solchen Linie den Tangenten oder Hammer heraus, und es schnellt im ersten Falle die Rabenfeder die Saite an, welche tönend in ihre erste Lage wieder zurückspringt. Dasselbe findet auch bei den Walzen der Drehorgeln Statt. — Saitenstifte oder Stiftchen findet man auch bei den Flügeln, Fortepianos, Clavieren rc., die man auch Wirbel nennt. So z. B. enthält der Flügel hundert und zweiundzwanzig eiserne Saitenstifte oder Wirbel, und nach diesen sind auch die Saitenstifte in den Fortepianos und Clavieren eingerichtet.

— (weltliches), welches dem geistlichen entgegengesetzt ist. Man versteht darunter diejenigen Stifte oder Stifter, welche eigentlich zu keinem geistlichen Zwecke

dienen, wie die Klöster, Kathedral- und Kollegiatstifte ꝛc., also die Erziehungshäuser, Schulen, Armen-, Kranken- und Arbeits- oder Zuchthäuser, Waisenhäuser; kurz alle milde Stiftungen, welche die Absicht haben, die Inwohner zu weltlichen Zwecken vorzubereiten, zu erziehen, zu bessern, zu heilen oder ihnen in alten Tagen als Ruhesitz zu dienen ꝛc.

Stift (Zahn-), s. oben, S. 139, und unter Zahn, in Z.

— (Zeichen-), alle Stifte, welche zum Zeichnen oder auch Malen benutzt werden, als die Bley- oder Graphit-, Kreide-, Kohlen-, Pastell- ꝛc. Stifte. S. auch den Art. Zeichenstift, unter Z.

— (Zinn-), aus Zinn bereitete Stifte, welche wie die anderen Metallstifte gemacht werden.

Stiften, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung üblich ist. — 1. Mit dem herrschenden Begriffe der Spitze. — (1) Stechen, oder mit einem spitzigen Werkzeuge stoßen, berühren, in welchem Verstande es doch im Hochdeutschen veraltet ist. Verwandt sind damit das Oberdeutsche stupfen, das Norddeutsche stippen und Stip, ein Punkt, und unser tupfen, tüpfeln und Tüpfel. Im Oberdeutschen ist stiften und stifteln noch mit Punkten versehen. Gestifteltes Leder, Chagrin. Ein silbernes Gefäß stiften oder stifteln, welches die Deutschen Goldarbeiter punzelliren nennen. — (2) Figürlich, zu etwas reitzen, eine nur noch in dem zusammengesetzten anstiften übliche Bedeutung. — (3) Von dem Hauptworte der Stift, ist stiften mit einem oder mehreren Stiften versehen. Eine Nestel, oder ein Schnürband stiften, einen Stift daran machen. — 2. Mit dem Begriffe der Ausdehnung in die Höhe, ingleichen der Festigkeit, der Dauer. — (1) Bauen, eine längst veraltete Bedeutung, in welcher dieses Wort ehemals nicht nur stiften, sondern mit der nicht ungewöhnlichen Verwechselung der Hauch- und Blaselaute

in manchen Mundarten auch stichten lautete. — (2) Figürlich, der Grund von dem Daseyn eines Gegenstandes auf alle künftige Zeiten seyn. — (a) Im weitesten Verstande, wo es nur noch in einigen Fällen üblich ist. An welchem Orte ich meines Namens Gedächtniß stiften werde, 2 Mos. 20, 24. Sich ein ewiges Andenken, ein gutes, ein schlechtes Andenken stiften. Das erste Testament ward nicht ohne Blut gestiftet. Ebr. 9, 18. Einen Feiertag, ein Fest stiften, es auf alle künftige Zeiten anordnen und einrichten. Ein Reich stiften, es gründen, sich die Unterthanen dazu erwerben und sammeln. Ein Volk, ein Geschlecht stiften. Einen Gottesdienst, einen Orden, eine Stadt stiften; aber ein Gesetz stiften rc., sind nicht mehr üblich. — (b) In engerer Bedeutung ist stiften eine Anstalt nicht nur anordnen oder einrichten, sondern auch zu derselben Fortdauer die nöthigen Kosten auf eine dauerhafte und bleibende Art bestimmen oder anweisen. Ein Kloster, einen Altar, eine Kanonikatkirche, Kollegiatkirche, ein Bißthum, eine Schule, ein Seminar, eine Universität, Akademie, ein Armenhaus, ein Krankenhaus, ein Zuchthaus und Arbeitshaus, eine öffentliche Feierlichkeit stiften; wo es denn auch von dem dazu bestimmten und ausgesetzten Vermögen gebraucht wird. Sein Vermögen zu einem Kloster stiften. Ein Kapital zu einer Spende, zu einem Almosen stiften, bestimmen, aussetzen und auf alle folgende Zeiten niederlegen. Nur von Personen, wie in der Deutschen Bibel: Priester, Wahrsager, Sänger rc. stiften, ist veraltet. — 3. Im weitesten Verstande ist es oft bloß den Grund eines Dinges enthalten, demselben den Ursprung, das Daseyn geben, so daß der Begriff der Dauer und Festigkeit größtentheils verschwindet, oft aber der Begriff der angewandten Bemühungen dafür eintritt.

Freude zwischen zwei streitende Partheyen stiften. Freundschaft mit Jemanden stiften. Ein Bündniß stiften; eine Heirath zwischen zwei Personen stiften. Aufruhr, Hader, Zank stiften. Unheil, viel Böses stiften. Nichts Gutes, viel Gutes stiften. Die irrigen Geister stiften viel Böses, Sir. 34, 11. Ein großes Unglück stiften. Keinen Nutzen mit etwas, vielen Nutzen stiften. Ungewöhnlich aber sind Lügen stiften, Sir. 7, 13. Irrthümer stiften, Kap. 23, 3. Daher die Stiftung, nicht allein von der Handlung des Stiftens in der zweiten und dritten Hauptbedeutung, sondern als ein Concretum von einer jeden gestifteten Sache, Anstalt oder Gebäude. So sind gestiftete Feiertage, Armenhäuser, Klöster rc. Stiftungen. Es wird hier auch in weiterer Bedeutung von einer jeden auf alle folgende Zeiten verordneten Anstalt und den dazu ausgesetzten Einkünften gebraucht, wo das Wort Stift nicht gewöhnlich ist. — In dem alten Gedichte auf den Heiligen Anno ist stiphten, bauen, verfertigen; im Isidor stiftan, gründen, im Schwedischen stifta, stiften, im Angelsächsischen stigtan. So wie in der ersten Hauptbedeutung die Spitze der herrschende Begriff ist, so ist es in den zwei folgenden der verwandte Begriff der Ausdehnung in die Höhe und der Festigkeit, so daß dieses Wort als ein Verwandter von Stab, steif, stopfen, angesehen werden muß. Die Endsylbe — ten deutet auf ein Intensivum, daher das eigentliche, aber längst veraltete Stammwort stiften, steifen geheißen haben muß. Unter den veralteten Bedeutungen dieses Wortes, Zeitwortes, führt Adelung an, daß es in den Monseeischen Glossen auch für ernähren, und in dem alten Augsburgischen Stadtrechte für lohnen, den Lohn geben, ingleichen auch für vermiethen, verpachten gegen Zins, Miethe oder Pacht austhun be-

deutet; welche auch in die zweite jetzige Hauptbedeutung einschlägt. S. auch Stift 1.

Stifter, Stifterin, eine Person, welche etwas stiftet, in der zweiten und dritten Bedeutung des Zeitworts, das heißt, zu einer wohlthätigen Anstalt ein Kapital legirt oder hergiebt; daher der Stifter eines Klosters, eines Bißthums, einer Universität, Akademie, Schule, eines Armenhauses &c. &c.; s. unter Stiftung; dann der Friedensstifter, Ehestifter, Unheil- oder Unglücksstifter, Brandstifter, &c. Die Handlungen dieser Stifter ergeben sich aus den Worten und bedürfen der Erklärung nicht.

Stiftisch, Bei- und Nebenwort, ein besonders in den Kanzleyen übliches Wort, einem Stifte gehörig. Die stiftischen Unterthanen, die Unterthanen eines Stiftes oder Bißthums. Die stiftischen Lande. Stiftlich würde nach Adelung anständiger und edler seyn, obgleich es nicht gangbar ist.

Stiftkreide, eine künstlich gemachte Kreide, aus gebranntem Gyps mit Wasser, aber auch auf andere Art zubereitete Kreide, sowohl weiße, als schwarze und rothe; s. Stift (Kreide-), oben, S. 153.

Stiftmacher, nur beim Nadler, und beim Bleystiftmacher üblich. Bei dem Ersteren werden an manchen Orten nur diejenigen des genannten Handwerks so genannt, welche die Hefte (Haken und Oesen) und Wandhaken verfertigen. Bei den Letzteren werden sämmtliche Verfertiger der Bley- und Rothstifte, Stiftmacher genannt. Die Letzteren waren nie zünftig, sondern dieses Gewerbe besteht in einer freien Kunst, die Jeder ausüben kann, da, wo andere Gewerbe noch dem Zunftzwange unterworfen sind.

Stiftsamt, ein einem Stifte gehöriges Kammeramt; auch ein solches Kammeramt, welches auf den Gütern eines ehemaligen Stiftes, das ist, Klosters oder Bißthums, errichtet worden, in welcher letzterer Bedeutung

es besonders in einigen protestantischen oder evangelischen Gegenden üblich ist. Daher auch der Stifsamtmann, der dergleichen Güter verwaltet.

Stiftsamtmann, s. den vorhergehenden Artikel.

Stiftsarchiv, s. den folgenden Artikel.

Stiftsbrief, eine Urkunde; also Urkunden, welche einem Stifte gehören, worin die Gerechtsamen, Güter und Angelegenheiten desselben enthalten sind; sie werden in dem Stiftsarchive aufbewahrt, und dienen hauptsächlich bei Streitigkeiten, die sich wegen des Eigenthumes eines Stifts 2c. erheben, indem daraus die bestrittene Sache, beziehe sie sich nun auf das Territorium, oder auf sonst einen Nießbrauch, erwiesen werden kann; und dann auch wegen des Geschichtlichen des Stifts oder Klosters, indem man daraus den Stifter, das Alter des Stifts, seine Verfassung 2c. ersehen kann.

Stiftsdame, s. Stiftsfrau.

Stiftsdirektor, derjenige, welcher auf einem Stiftstage in der Versammlung der Landstände die Direktion führt; s. auch Stiftsstand.

Stiftsfrau, die Frauen oder ordentlichen Glieder eines weiblichen Kanonikatstiftes, welche bei vornehmen Stiften dieser Art auch Stiftsdamen genannt werden. Stiftsfräulein werden diejenigen jungen adelichen Frauenzimmer genannt, welche in einem evangelischen Stifte bis zu ihrer Versorgung erzogen werden. — Auch in den katholischen adelichen Nonnenklöstern werden die Nonnen mit einem anständigern Ausdrucke Stiftsfrauen, so wie in den bürgerlichen Stiftsjungfern genannt; s. auch den Art Stift (geistliches).

Stiftsfräulein, s. den vorhergehenden Artikel.

Stiftsgüter, s. Klostergüter, Th. 40,

Stiftshauptmann, in einigen Stiften derjenige, welcher die Aufsicht über dasselbe führt, wofür man in andern Kloster- oder Stiftsvater gebraucht. Diese Stiftshauptleute müssen für das Beste des Stifts, und für die ökonomischen Angelegenheiten sorgen, das heißt,

ihnen unterliegt die Gerechtsame und die Oekonomie des Stifts oder Klosters. In einigen Stiften ziehen sie gewisse Einkünfte, in andern ist es eine Ehrenstelle, die von vornehmen Adelichen verwaltet wird.

Stiftsherr, das Mitglied eines adelichen Kanonikatsstiftes, der Kanonikus; bei Domstiftern, der Domherr. Dann brauchen es auch einige Schriftsteller, jedoch nicht so häufig, für den Stifter einer Stiftung oder eines Stifts, sobald derselbe von vornehmer Geburt ist, weil man sonst bloß Stifter gebraucht. S. oben, Stift (geistliches).

Stiftshütte, bei den älteren Juden, ein bewegliches Gebäude oder Gezelt, welches vor Erbauung des Tempels die Stelle eines gottesdienstlichen Gebäudes vertrat. Die Hütte des Stifts; s. unter Kirche, gleich im Anfange, Th. 38.

Stiftsjungfer, Stiftsjungfrau, eine schicklichere Benennung eines Mitgliedes aus einem Nonnenkloster, für Nonne. S. auch oben, Stiftsfrau.

Stiftskanzler, s. Stiftsregierung.

Stiftskirche, s. unter Kirche, Th. 38, S. 130, und unter Staat, Th. 163; auch Stift, oben im Register. Man unterscheidet die Stiftskirche durch Kollegiatkirche und Bischöfliche oder Kathedralkirche, welche Letztere auch Domkirche genannt wird.

Stiftsleben, s. geistliches Leben, Th. 69, S. 195.

Stiftsmäßig, s. Stiftungsmäßig.

Stiftspfründe, ein Kanonikat, s. unter Pfründe, Th. 112, S 456 u. f.

Stiftsprediger, der Prediger an oder in einem Stifte, besonders an einem ehemaligen Kollegiatstifte.

Stiftsregierung, in verschiedenen protestantischen oder evangelischen Ländern eine Regierung, oder ein Kollegium von Regierungsräthen in dem einem ehemaligen Kollegiat- oder Domstifte gehörigen Landesbezirke, deren Präsident alsdann der Stiftskanzler genannt wird.

Stiftsstand, Landesstände, in dem einem Stifte oder Bißthume gehörigen Landesbezirke, welche sich auf den Stiftstagen versammeln, und in einigen Provinzen, z. B. in dem Stifte Merseburg, ihren eigenen Stiftsdirektor haben.

Stiftsstadt, eine Stadt, welche zu einem Stifte oder Bißthume gehört.

Stiftstag, s. Stiftsstand.

Stiftsverwalter, so viel, als Stiftshauptmann.

Stiftung, milde Stiftung, pia Causa, Anstalten, welche einen mildthätigen oder frommen Zweck haben, z. B. Armenhäuser, Krankenhäuser, Waisenhäuser rc. Diese Stiftungen gehen entweder vom Landesherren aus, oder von dem Magistrate einer Stadt, von andern Korporationen, oder von Privatpersonen. Die Rechte einer moralischen Person erlangen die letzteren Stiftungen jedoch nur, wenn sie vom Landesherren bestätiget werden. Eine Stiftung beruhet nicht bloß darauf, daß zu derselben ein gewisser baarer Fonds geschenkt oder legirt wird, der als eisern zu betrachten ist, und von dem die Zinsen zur Bestreitung der Unkosten der Stiftung angewendet oder verwendet werden, sondern sie kann auch durch die Bemühungen menschenfreundlicher Privaten durch fremde Beiträge ins Leben gerufen werden; so entstanden die Stiftungen von Franke in Halle zu Anfange des achtzehnten, und von Wadzeck in Berlin, zu Anfange des gegenwärtigen neunzehnten Jahrhunderts. Monarchen, überhaupt Fürsten, stiften nicht bloß fromme und wohlthätige Anstalten, als Klöster, Armenhäuser oder Spitäler, Krankenhäuser oder Lazarethe, Irrenhäuser, Geburts- und Findelhäuser, Taubstummen- und Blinden-Institute, Arbeitshäuser rc. rc.; sondern auch gemeinnützliche, als Akademien, Universitäten, Schulen rc. rc.; die Stadtbehörden und andere Korporationen Schulen, Armenhäuser, Bürgerrettungsinstitute rc., und so auch die Privaten. Es ist menschenfreundlich und rühmlich, und der

Nachahmung würdig, wenn reiche Privatpersonen, die keine armen Anverwandten hinterlassen, ihr Vermögen zu milden Stiftungen vermachen, und sich so ein bleibendes Gedächtniß bei den Nachkommen stiften; allein es ist gewiß eben so rühmlich mit eisernem Fleiße und Beharrlichkeit im Leben die Beiträge Anderer so anzuwenden, daß sie einem großen Vermächtnisse gleich wuchern. So machte es der schon oben angeführte Franke, welcher das Hallische Waisenhaus stiftete. Er pflegte nämlich die Armen in der Religion zu unterrichten, und vertheilte von Zeit zu Zeit unter sie die von Wohlthätern in eine Büchse gelegten Almosen. Als sich nun in dieser einst eine Gabe von 7 Gulden fand, so sagte Franke: „das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechts stiften, ich will eine Armenschule damit anfangen." Er führte diesen Plan glücklich durch. Von den Almosen kaufte er Bücher, bestellte einen armen Studenten für sechs Groschen wöchentlich zum Lehrer, und dehnte seine Anstalt auch auf die Erziehung armer Kinder aus. Bei allen Hindernissen, die sich ihm durch so manche Anfeindungen von Seiten seiner vielen Gegner, zu welchen auch der berühmte Thomasius in Halle gehörte, entgegensetzten, brachte er es doch durch eine unerschütterliche Ausdauer und rastlose Thätigkeit, ohne sich durch seine Gegner irre machen zu lassen, dahin, daß schon in zehn Jahren, vom Beginnen seiner Stiftung an, ein hundert und fünf und zwanzig Kinder ernährendes Waisenhaus, ein aus fünf und siebzig Personen bestehendes Seminarium für Schullehrer, mehrere Schulen, worin achthundert Kinder von sieben und sechzig Lehrern unterrichtet wurden, und eine zum Vortheil dieser Unternehmung errichtete Buchhandlung und Apotheke, nebst dem Königlichen Pädagogium, einem Wittwenhause, und einer Anstalt für Hausarme und durchreisende Bettler vorhanden waren. Und am Schlusse seines thatenreichen Lebens im Jahre 1727,

bestand das Pädagogium aus hundert und zwei und funfzig Personen, in der Schule wurden zweitausend einhundert und fünf und zwanzig Kinder von hundert und dreißig Lehrern und acht Lehrerinnen unterrichtet; im Waisenhause wurden hundert und vier und dreißig Waisenkinder, zweihundert und fünf und funfzig Studenten, und einige hundert arme Schüler gespeiset; bei der Haushaltung, Meyerey, Krankenpflege, dem Buchhandel, der Druckerey und der Apotheke wurden drei und funfzig, und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht neun und zwanzig Personen unterhalten. Der ehrwürdige Probst Teller sagt von Franke: „Der Heldenmuth, mit dem er das Waisenhaus, von allen Seiten in beständigem Kampfe und Streite, und ohne Geld zu besitzen oder es übernatürlich machen zu wollen, anfing, und zu einer solchen Größe unermüdlich ausführte, dieser allein macht ihn zu einem der merkwürdigsten Männer in der kirchlichen Geschichte, und man kann auch desfalls sein: „Oeffentliches Zeugniß vom Werke, Wort und Dienst Gottes“ von 1702, in welchem er Rechenschaft von der ganzen Anstalt ablegt, nicht ohne einen gewissen heiligen Schauer der Ehrfurcht lesen.“ — Auf eine ähnliche Weise gründete der Professor Wadzeck in Berlin seine Anstalt für Kinder, die freilich nicht diese Ausdehnung erhalten hat, die Frankes Stiftung erhielt, aber dennoch durch die Art, wie sie einem Bedürfnisse in der Residenz durch die Aufnahme kleiner, noch nicht schulfähiger Kinder, um den dürftigen Eltern derselben ihren täglichen Erwerb zu erleichtern, abhilft, sehr segensreich wirkt, und zur Stiftung der kleinen Kinderbewahr-Anstalten Veranlassung gegeben hat. Oft wirkt hier die rastlose Bemühung eines Mannes in Stiftung einer solchen Anstalt mit geringeren Mitteln, nur durch die seiner Anstalt zugewandten Scherflein der Wohlthätigkeit, weit kräftiger zum Aufblühen derselben, als wenn ein bedeutendes Ka-

pital zu einer Wohlthätigkeits-Anstalt durch den Stifter geschenkt oder legirt worden, weil hier schon der Fonds weitere Bemühungen nutzlos macht, und auch die weitere Ausbreitung und Erhebung des Instituts durch des Stifters Willen beschränkt worden ist, indem er die Anstalt nur auf eine gewisse Anzahl Arme, Waisen rc. nach dem dazu bestimmten Fonds bestimmt, und nur im Falle der Vermehrung des Kapitals durch andere Geschenke und Legate, auch eine Vermehrung derselben zuläßt. Gewöhnlich werden dergleichen Stiftungen geistlichen, auch weltlichen Person, welche in Aemtern stehen, zur Verwaltung übertragen, weil man von einem solchen Vorstande erwartet, daß die Mitglieder desselben nicht nur strenge auf die Bedingungen der Stiftung halten, sondern auch für ihre Bemühungen sich auf keine andere Weise schadlos halten werden. Es haben sich zwar gegen die unentgeldliche Verwaltung milder Stiftungen Stimmen erhoben, die vorgeben, daß es wohl nöthig sey, eine kleine Erkenntlichkeit demjenigen zukommen zu lassen, der ein Legat zu einer Stiftung verwaltet, sey dieser nun ein Familienglied, oder ein Fremder; denn die Verwaltung dergleichen Legate könnten der Familie in der Folge sehr schwer oder lästig fallen. Daher sey demjenigen, der eine Stiftung macht, zu rathen, daß er dem Kurator, der sie zu verwalten habe, zur Schadloshaltung etwas dabei vermache; denn es sey doch eine Unerkenntlichkeit, wenn man einem Andern seine Ausrichtungen auftrage, ohne ihn schadlos zu halten oder seine Mühe einigermaßen zu belohnen. Dieses sey die wahre Ursache, warum schon viele solcher Vermächtnisse ganz verloren gegangen seyen, oder doch den Zweck nicht so erfüllt hätten, welcher von dem Legatarius dabei beabsichtiget worden, weil Niemand aus der Familie, und noch viel weniger Fremde sich ihrer mit Lust und Liebe angenommen hätten, weil sie doch ihre eigenen Beschäftigungen, die ihnen etwas

einbrächten, den unentgeldlich zu verwalten zugewandten, vorziehen würden. Diese Einwürfe gegen die Verwaltung der Stiftungen von Privaten betreffen jedoch nur einzelne Personen, welchen die Verwaltung übertragen worden, nicht aber einen ganzen Vorstand; hier muß man allerdings erwarten, daß derselbe ihn nur aus Liebe zur Sache verwalten werde. So z. B. errichtete oder stiftete der Geheime Rath Severin Schindler in Berlin, im Jahre 1734 ein Waisenhaus zu Schöneiche, drei Meilen von dieser Residenz, welches Dorf er zu diesem Behufe angekauft hatte, und das Kuratorium verlegte es späterhin nach Berlin, wozu es von der Wittwe des Stifters in ihrem Testamente bevollmächget worden, indem sie, die Wittwe, diese Stiftung noch dadurch vermehrte, daß sie im Jahre 1741 das Waisenhaus größtentheils zum Erben ihres ansehnlichen Vermögens einsetzte. Dabei verordnete sie nun, daß der jedesmalige Probst und Archidiakonus an der Nikolai-Kirche in Berlin, nebst einem weltlichen Justiz- und Oekonomieverständigen die Kuratel über das Waisenhaus nach ihrem Gewissen führen sollten, ohne Jemanden davon Rechnung ablegen zu dürfen. Hier könnte nun freilich zum Wohle der Stiftung die Aufsicht darüber von solchen Männern unentgeldlich geführt werden, welchen der Stifter oder die Stifterin, wegen ihrer Würdigkeit, ein unbedingtes Vertrauen zu der weisen Führung der ihnen zur Aufsicht übergebenen Anstalt und des Fonds derselben, schenkt. Auch die von der Geheimen Räthin Schindler nach ihrem Tode 1746 laut dem Vermächtnisse errichtete Legatenkasse wurde dem jedesmaligen Probste und den drei ersten Predigern der oben schon genannten Kirche, als ein von der Stifterin in ihrem Testamente bestelltes Kuratorium zur Verwaltung übergeben. In den Händen von solchen Männern sind die Stifter wohl nach ihrem Tode versichert, daß sie auf ewige Zeiten den Fonds der Stif-

tung auf Pflicht und Gewissen verwalten und anwenden, und die Stiftung selbst mit ihrem besten Willen aufrecht erhalten werden. Da die Schindlersche Stiftung so ansehnlich als Privatstiftung mit eigenem Vermögen ist, so verdient sie hier in so fern eine Erwähnung, indem man darin die weise Vertheilung eines ansehnlichen Kapitals zu einer Stiftung findet. Bei der Stiftung des Waisenhauses lautet die Stiftungsurkunde: daß darin zwölf vater- und mutterlose Knaben Lutherischer Konfession erzogen werden sollen, wenn der Fonds sich jedoch mehren sollte, so könnte auch die Anzahl vermehrt werden, daher hat man schon vier und zwanzig aufnehmen können. Der darein aufgenommene Knabe muß wenigstens sieben Jahr alt seyn, und kann so lange darin bleiben, bis er tüchtig ist, ein Handwerk, eine Kunst, die Kaufmannschaft ꝛc. zu erlernen, oder sich den Wissenschaften zu widmen. In letzterem Falle sollen die Jünglinge, wenn sie das Waisenhaus verlassen, und ehe sie die Universität beziehen, zwei Jahre auf einem Gymnasium zubringen, wozu ihnen noch täglich der Mittagstisch aus der ebenfalls gestifteten Legatenkasse vergütet wird, und noch jährlich 50 Rthlr. zu andern Bedürfnissen gereicht werden. Wenn sie die Universität beziehen, sollen ihnen auf drei Jahre, jährlich 100 Rthlr. Stipendiengelder gezahlt werden. Für diejenigen, welche sich nicht den Studien widmen, wird bei den Professionisten, Künstlern oder Kaufleuten das Einschreibe- und Lehrgeld bezahlt; sie erhalten ein neues Kleid und die nöthige Wäsche, sowohl beim Entlasse aus dem Waisenhause, als auch wenn sie die Lehrzeit beendiget haben. So lange sie im Waisenhause sind, werden sie mit Allem versehen, was zu ihrem Lebensunterhalte gehört; auch mit Büchern, Papier und Schreibmaterialien. Von dem Inspektor oder Aufseher des Waisenhauses werden sie in der Religion und im Rechnen, und von zwei Lehrern in der Griechischen, Lateinischen

und Hebräischen Sprache, in der Geographie, Geschichte, Mathematik und den schönen Wissenschaften unterrichtet. Dabei haben sie einen Französischen Sprachlehrer, einen Zeichen-, Schreib- und einen Tanzlehrer. Ein Hauswirth und eine Hausfrau besorgen die Oekonomie ꝛc. des Instituts. Die Angehörigen eines aufzunehmenden Knaben wenden sich mit ihrem Gesuche an das oben erwähnte Kuratorium, und senden den Taufschein des Aufzunehmenden mit ein. Das Kuratorium hat zu bestimmen, ob der Knabe aufgenommen werden kann, oder nicht, geschieht das Erstere, so kommt derselbe auf die Expektantenliste; erreicht er unter der Zeit, ehe er aufgenommen werden kann, das zwölfte Jahr, so wird er nicht aufgenommen. Diejenigen Waisen, welche unterdessen, daß sie auf der Expektantenliste stehen, auch mutterlos geworden sind, haben vor älteren Expektanten, welche noch eine Mutter haben, den Vorrang. Gebrechliche werden nicht aufgenommen, deshalb wird von einem Arzte der Gesundheitszustand des Knaben vor dem Eintritte untersucht. In dem Falle, daß der Fonds nicht hinreichen oder durch einige Umstände verringert werden sollte, kann die Anzahl unter zwölf seyn. Der Fonds hat sich indessen bis jetzt immer vermehrt, indem neue ansehnliche Vermächtnisse hinzugekommen sind. Zu dieser Stiftung kommt nun noch die Stiftung der Legatenkasse von der Gattin des oben genannten Geheimen Raths Schindler, welche nach dem publicirten Testamente der Stifterin. nach ihrem Tode 1746 nach folgender Bestimmung verwaltet werden soll, wozu jedoch einige Abänderungen gekommen. Von einem Kapitale zu 16000 Rthlrn. zu Stipendien, erhalten acht Zöglinge des oben genannten Waisenhauses auf Universitäten auf drei Jahre, als angenommene Studierzeit, Jeder jährlich hundert Thaler; auch sollen einige nicht darin erzogene Jünglinge, welche sich den Studien widmen, Antheil an dieser Stipendienerthei-

lung nehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie Theologie studieren, woran die Ersteren nicht gebunden sind, welche auch Medizin, Jurisprudenz, Kameralia rc. studieren können. Die Letzteren erhalten nur auf zwei Jahre jährlich auf der Universität 80 Rthlr.; wenn am Kapitale oder an Zinsen ein Ausfall erfolgen sollte, so soll die Zahl der Stipendiaten vermindert werden. Von 6000 Rthlrn. Kapital sollen sechs Gymnasiasten aus den obern Klassen jeder jährlich 50 Rthlr. auf zwei Jahre erhalten. Von 10,000 Rthlrn. soll ein Freytisch für zwölf arme Schüler vom sogenannten grauen Klostergymnasium eingerichtet, und 3000 Rthlr. zur Errichtung einer Armenschule bestimmt werden, worin vier und zwanzig Kinder von einem Lehrer frei Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthume erhalten sollen. 3000 Rthlr. sollen zur Erziehung von sechs vaterlosen Mädchen aus guten Familien als Fonds dienen, und denselben daraus bis nach zurückgelegtem fünfundzwanzigsten Jahre jährlich 25 Rthlr. gegeben, und von 8000 Rthlrn. sollen zwei Prediger bei dem Hofgerichte in der Hansvogtey besoldet werden. Diese Legatenkassenstiftung steht gleichfalls unter dem Probste und den drei ersten Diakonen der Nikolaikirche als Kuratoren. — Man tadelt freilich bei dieser so ansehnlichen Privatstiftung, daß der Fonds zu sehr durch die verschiedenen Wohlthätigkeitszweige, denen er zugewendet, zersplittert worden, statt er auf einen einzelnen Zweig ganz angewendet, einen weit größeren Nutzen stiften würde. Dieses scheint jedoch nur so; denn diese verschiedenen Legate haben einen gleichen Zweck: die Dürftigkeit zu unterstützen. Die Wohlthat würde nicht größer seyn, wenn statt der oben angeführten Legate das Waisenhaus vielleicht funfzig Knaben und darüber zählte. Die Stipendien für arme Studierende, die Freischule für arme Kinder, der Fonds zur Unterstützung armer Mädchen sind gleich wohlthätig, und haben denselben Zweck, der

Dürftigkeit, dem Mangel zu begegnen, und wohl wäre es zu wünschen, daß viele dergleichen Stiftungen noch die bedeutenden Lücken ausfüllten, die sich gerade hier finden; denn für Waisenhäuser sorgt schon der Staat, weil es ihm obliegt die verwaisete Jugend zu neuen Staatsbürgern heranzuziehen, um wieder nützlich in das Getriebe der Staatsmaschine zu greifen, und das Empfangene dadurch abzutragen; allein Stiftungen für arme verlassene Mädchen aus guten Häusern, Landprediger-, Offizianten- und Anderer Töchter; durch Unglücksfälle heruntergekommene Bürger, für welche man schon sogenannte Bürgerrettungs-Institute hie und da errichtet hat, aber nicht mit zulänglichen Mitteln, um in dem Maaße zu wirken, als es Noth thut; für alte arme arbeitsunfähige Leute, für die es zwar schon Armenhäuser und Spitäler giebt, aber immer noch nicht in der Ausdehnung, als es die Aufnahmsfähigen nöthig machen, da fast ein jedes bedeutende Handwerk ein solches Spital für arme alte, arbeitsunfähige Mitglieder oder deren Wittwen haben sollte; dann Stipendien für arme talentvolle und fleißige Schüler, Studenten ꝛc., sowohl jährlich im Baaren, als auch in Freytischen ꝛc. ꝛc.; kurz es ist hierin noch viel, sehr viel zu thun übrig, und Werke dieser Art, wie die eben angeführte Schindlersche Stiftung, können nicht genug zur Nachahmung den reichen Privaten empfohlen werden, die keine Nachkommen und keine arme Seitenverwandte besitzen, denen sie einen Theil ihres Vermögens legiren müssen. Eine milde Stiftung für die Töchter unbemittelter Edelleute und der Geistlichen hat man schon lange in Vorschlag gebracht, überhaupt für arme gebildete Mädchen, die eine gute Erziehung genossen, aber durch das Absterben ihrer Eltern gleichsam verlassen da stehen, und nicht hinlängliche Mittel besitzen ihren Unterhalt auf eine anständige oder ihrem Stande gemäße Weise zu sichern. Den

Töchtern der untern Klassen des Volks bieten sich Mittel genug dar, ihre Existenz zu sichern, bis sie sich verheirathen, welches Letztere ihnen eben so leicht wird, als das Erstere; daher wird man wenige alte Jungfern in diesen Volksklassen finden, wie viel aber in den höheren, den gebildeten? Die Mädchen aus den unteren Klassen des Volkes finden leicht ihre Existenz durch Dienen, durch das Arbeiten in Manufakturen und Fabriken, durch Seidewickeln und andere Handarbeiten, und eben so leicht verheirathen sie sich auch, da sie eben nicht groß zu wählen haben, und auch nicht wählen, auch bald einen Gegenstand finden, der ihrer Neigung entspricht, wozu sich ihnen Gelegenheit genug darbietet, und es bedarf von ihrer Seite eben nicht eines großen Aufwandes von Gefallmitteln, um den Gegenstand, worauf sie es abgesehen haben, sich ihnen geneigt zu machen; daher werden dergleichen Verbindungen sehr bald geschlossen, wenn nur einigermaaßen Aussichten zum Fortkommen vorhanden sind; und auch oft werden diese nicht überdacht, der Ehestand wird auf gut Glück gewagt, was der Mann nicht zu verdienen im Stande ist, da hilft die Frau durch Handarbeiten der verschiedensten Art ihm die häuslichen Sorgen zu erleichtern, und es geht mit Kindern, wenn gleich oft kümmerlich. — Wie ganz anders ist es mit den Töchtern aus den oben angeführten Ständen! Eine gute häusliche Erziehung, gute Behandlung, gewohnte bessere Tage; dieses Alles sind Herausstellungen, die ihnen die Existenz ohne Mittel beim Alleinstehen erschweren. Handarbeiten: Nähen, Stricken, Sticken 2c., sind zwar Hülfsmittel, allein in jetziger Zeit von so Vielen zum Unterhalte in Anspruch genommen, daß die Preise, oder vielmehr der Verdienst dabei, so heruntergedrückt worden, daß dazu eine Opferung halber Nächte, kurz der angestrengteste Fleiß gehört, um nur eine kärgliche Existenz zu fristen. Die noch weiter offen bleibenden Mittel: Lehrerinnen

in öffentlichen weiblichen Erziehungs-Instituten, oder in den Häusern privatim, oder als Gouvernante in großen adelichen oder reichen bürgerlichen Häusern, erfordern schon gute Kenntnisse, die nicht das Eigenthum des größten Theils dieser Jungfrauen sind; denn eine gute Erziehung bedingt gerade nicht alle diejenigen Kenntnisse, die für das Lehrfach erfordert werden; auch gehören dazu noch andere Anlagen, um dasjenige, was man weiß, auch Andern mitzutheilen, und dann sind diese Fächer auch hinlänglich besetzt und lassen nur eine geringe Wahl. — Gehülfinnen in der Wirthschaft, Ausgeberinnen, Haushälterinnen rc. erfordern Erfahrung, Wirthschaftskenntnisse, besonders der Kochkunst, und diese Kenntnisse trifft man bei vielen jungen Mädchen nicht an; da man selten auf die Zukunft, auf die fernere Existenz rechnet, sich also auch um diese, zwar jedem Mädchen sehr nahe liegende, Zweige wenig kümmert, obgleich jedes einmal rechnen muß einem eigenen Haushalte vorzustehen. Kammermädchen in großen Häusern; dieser Zweig des Unterhalts möchte wohl Wenige ansprechen, da er immer auf ein untergeordnetes Verhältniß hinweiset, auf die dienende Klasse. Gesellschafterinnen, dieser Zweig ist zwar ausgezeichnet, erfordert aber auch einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, der wohl Wenigen eigen seyn dürfte; denn eine Gesellschafterin von einer Dame soll die Gabe der Unterhaltung besitzen, wenn sie auch gerade nicht gelehrt zu seyn braucht; sie soll nicht bloß ihre Prinzipalin unterhalten, sondern auch oft den Theezirkel oder die zum Thee geladenen Damen; dabei muß sie musikalisch seyn, sowohl ein Instrument spielen, als auch dazu singen, und die Gesellschaftsspiele kennen und ausüben; kurz sie muß den ganzen Conversationston forthaben, wenn sie sich beliebt, ja der Hausfrau unentbehrlich machen will. Dieses wären nun die Quellen, wodurch ein junges Mädchen, überhaupt eine Jungfrau aus den genannten Ständen ihre Existenz, wenn

sie allein, ohne andere Mittel, dasteht, sichern kann; allein wie Vielen gelingt es auf die Dauer des Lebens, wenn sich keine Parthie zur Heirath findet, damit auszureichen? Erwägt man nun diese letzte und eigentliche Versorgungsquelle, die Heirath, so hat diese bei einem armen Mädchen aus den genannten Ständen die größte Schwierigkeit. Ihrem Stande angemessene unverheirathete Männer: Offiziere, Civilbediente, Geistliche, Gutsbesitzer oder Oekonomen, Künstler, Kaufleute, Fabrikanten ꝛc., suchen, wenn sie heirathen wollen, gern reiche oder doch bemittelte Mädchen zu erhalten, oder sie müßten selbst reich, oder doch bemittelt seyn, so, daß sie ihrer Neigung keine Schranken zu setzen nöthig hätten, sondern ihnen freien Lauf lassen könnten. Bei wie vielen Heirathsfähigen oder Heirathskandidaten ist dieses aber der Fall? Der Stand und ein gewisses Haus machen bedingen gleichsam um die Hand eines reichen, doch wenigstens bemittelten Mädchens zu werben, wie dieses hauptsächlich jetzt geschieht; denn mit dem Eintritte der Frau ins Haus mehren sich auch die Bedürfnisse um das Dreifache, und steigen bei kinderreichen Ehen von Jahr zu Jahr, in demselben Verhältnisse steigen aber nicht die Einkünfte, der Gehalt, der sich im Gegentheile schon dadurch vermindert, daß der Officiant zur Wittwenkasse beitragen muß, um, im Falle er eher sterben sollte, als seine Gattin, diese daraus pensionirt werden kann; also überall eher Kürzungen, als Vermehrungen der Einkünfte. Dieses verursacht auch in jetziger Zeit, daß so viele Männer aus den genannten Ständen nicht heirathen, oder es doch erst spät thun, wenn sich entweder eine ansehnliche Parthie für sie findet, oder ihr Diensteinkommen, der Gehalt, sich vermehrt hat oder erhöhet worden, sie sich also in dem Grade in pekuniärer Hinsicht verbessert haben, um diesen Schritt thun zu können. Der Gutsbesitzer, überhaupt Oekonom, der Arzt, Kaufmann, Fabrikant ꝛc. brauchen Geld in ihrem Gewerbe;

die Künstler (Maler, Bildhauer, Kupferstecher rc. rc.) nicht minder; denn sie sind noch ungewisser in Hinsicht ihres Einkommens gestellt, als die übrigen, da man diese Künste zum Luxus rechnet, nicht so der Mechanikus, Uhrmacher rc., aber auch sie brauchen — Geld, wenn sie nicht von Hause aus Vermögen besitzen, um sich etabliren zu können, und so geht es den Meisten, die auf ungewisse Einnahmen angewiesen sind, oder deren Einnahmen stets zwischen Plus und Minus schwanken. Welche Aussichten also für die oben erwähnten Mädchen oder Jungfrauen in evangelischen Ländern! In katholischen Landen steht ihnen das Kloster offen, oder wird es ihnen doch leicht, in einem Kloster ein Asyl auf die Dauer ihres Lebens zu finden; auch giebt es daselbst der gottseligen Handlungen so viele, welche Jungfrauen aus den oben genannten Ständen, mit Ausschluß des geistlichen Standes, der als nicht beweibt, wegfällt, ein Unterkommen sichern, welches in evangelischen Ländern schwerlich so der Fall seyn möchte, wo das Außenleben mehr gilt, ein größeres Gewicht hat. — Man stellt hier noch die Frage: Warum heirathen dergleichen Jungfrauen nicht angesehene und bemittelte Handwerker? Warum beschränken sie sich auf ihren Stand, da auch die Handwerker jetzt einen Grad von Bildung erlangt haben, der sie weit über ihre ehemalige Stellung zu jenen Ständen erhoben hat? Und umgekehrt machten es ja die Männer aus ihren Ständen so, und heiratheten reiche Brauer-, Brenner- und Destillateur-, Bäcker-, Färber-, Tischler- rc. rc. Töchter. Die Antwort hierauf scheint leicht gefunden zu seyn, wenn man ihnen ein Gleiches zu thun empfiehlt. Allein 1) sie entschlössen sich dazu, wie es schon mehrere, ja viele, besonders Predigertöchter, gethan haben; hängt denn die Wahl von ihnen ab? können sie wählen? dürfen sie ihre Hand diesem oder jenem Heirathskandidaten aus dem Handwerksstande anbieten? Sie müssen doch erst warten, bis ihnen

ein solcher Antrag gemacht wird, und da könnten oder müßten sie oft lange warten, wenn nicht eine wunderbare Fügung es anders bestimmte. — 2) Wählt ein bemittelter Handwerker auch nicht gern ein Mädchen aus einem andern (höheren) Stande zu seiner Lebensgefährtin; denn sie scheinen ihm nicht wirthlich genug, zu fein erzogen, an Entbehrungen selten gewöhnt; er glaubt ein Püppchen zu erhalten, das er auf den Stuhl setzen und bedienen muß, und er braucht eine rasche, lebensfrohe Hausfrau, die nach Allem sieht, mit anfassen hilft, wohl eine Magd zur Unterstützung hat, aber dessenungeachtet selbst Magd dabei ist; es nicht unter ihrer Würde, als Hausfrau, hält, am Waschfasse mit zu stehen, das Zeug zu spülen, aufzuhängen, zu kochen, zu backen, kurz überall in der Wirthschaft Hand anzulegen. Was soll er aber wohl beginnen, wenn seine Frau sich nach einem Fortepiano, nach einer Guitarre, einer Laute sehnet; wenn sie Romane zu lesen wünscht, ja ihre Zeit mit der Bellettristik, mit Putz 2c. vertändelt oder zu vertändeln sucht; wenn sie bei sehr geringer Anstrengung histerische Zufälle bekommt, und den Arzt nöthig hat, kurz wenn sie ihm keine Hausfrau ist, wie er sie braucht. Dieses sind die Ursachen, die bemittelte und selbst gebildete Handwerker abhalten, sich Hausfrauen aus einem höheren Stande zu wählen, und bietet sich ihnen die Gelegenheit dar, hier wählen zu können, so wird immer noch die Landpastortochter den Vorzug erhalten, weil diese mit dem, was zu einer guten Hauswirthschaft bei einem Handwerker gehört, vertrauter ist, als die übrigen ihm zu seyn scheinen. — 3) Fehlte es den Mädchen oder Jungfrauen der genannten Stände oft an Gelegenheit, sich da sehen zu lassen oder zu zeigen, wo Heirathskandidaten hinkommen, also auch diesen an Gelegenheit oft eine Wahl zu treffen. Die öffentlichen Blätter sind in neuer und neuester Zeit wohl hierzu gewählt worden, aber oft mehr im Scherze, als im

Ernste, und auch hier stellt sich in den Heirathsanzeigen oder Aufforderungen zum Heirathen immer heraus, daß der eine Gattin Suchende auch die Bedingung: mit einigem Vermögen nicht vergißt; also auch hier wieder Geld und immer Geld, welches zugleich mit der Frau als Heirathsgut, Aussteuer, gesucht wird, und schon dieses setzt diese armen Mädchen in ihren Aussichten zurück, macht selbst, bei feinem Gefühle, daß sie Oerter fliehen, wo sie mit einem Geschlechte zusammen kommen, daß sie gleichsam als eine Waare betrachtet, die nur Curs hat, wenn Geld dabei ist. Bei noch jungen Mädchen, das heißt, die in der Blüte ihrer Jahre stehen, und sich von dem Spiegel, ihrem Wahrsager, bescheinigen lassen, daß sie auftreten können, treibt die Eitelkeit, die Gefallsucht, in Gesellschaft von Verwandten und Bekannten, sie an öffentliche Orte, um sich sehen zu lassen, und oft gelingt eine solche Ausstellung, um ein Ehebündniß zu schließen; allein diejenigen Mädchen, die schon über die Jahre der Blüte hinaus sind, fühlen sich oft dazu nicht mehr geschickt, auf diese Weise eine Eroberung zu machen, sie ziehen sich daher überall zurück, und lassen, wie billig, der Jugend oder den jüngern Schwestern den Vorrang. Schon diese Bescheidenheit müßte den Kenner menschlicher Herzen auf sie aufmerksam machen; allein wie Wenige beachten das bescheidene Gefühl schon zurückgelegter Jahre, mithin bleiben sie größtentheils unbemerkt, und — verlassen, wie vorher. So lange die Eltern leben, können sie den Töchtern leicht durch ihren Stand Gelegenheit geben, an öffentlichen Orten, auf Bällen, im Theater, in geschlossenen Gesellschaften ꝛc. in ihrer Gegenwart zu erscheinen, und hier oft durch ihre körperlichen Reize, durch den Stand ihrer Eltern ꝛc. Bewerber zu erhalten; allein dieses hört auf, sobald sie allein stehen und es sich dann zeigt, daß die Mittel fehlen, die man oft noch bei den Eltern vermuthete. Oft

auch bringt das Verhältniß des Vaters, in dem er als öffentlicher Beamter steht, der Tochter einen Bräutigam, der Familie einen Schwiegersohn zu, der aber wegbleibt, wenn der Vater nicht mehr ist; denn durch seinen Stand, als Beamter, konnte er für den Schwiegersohn wirken, ihn durch Fürsprache zu einem besseren Posten, zu höherem Gehalte ꝛc. verhelfen, welches dem baaren Gelde, einer guten Ausstattung gleich steht.

Dieses sind nun die Aussichten, welche den oben angeführten Töchtern aus guten Häusern, wenn sie allein und ohne Vermögen dastehen, sich darbieten. Welchen Ausweg sollen sie nun ergreifen, wenn die Arbeit ihrer Hände nicht mehr hinreicht, ihren Unterhalt zu sichern, und andere Aussichten zur Verbesserung ihrer Lage wenig Hoffnung übrig lassen? Viele sind hier bald mit der Antwort fertig: Arbeit schändet nicht, und wenn die Handarbeit: das Nähen, Stricken ꝛc., nicht mehr geht, so muß man zu anderer Arbeit greifen, wie die Mädchen aus den untern Volksklassen thun. — Eine tröstende Abfertigung für Erziehung und Bildung! Wohl wahr, daß Arbeit nicht schändet, und auch nicht schänden kann, auf welche Weise man sie verrichtet, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen; allein immer bleibt, besonders bei dem zweiten Geschlechte, ein Unterschied zwischen der Arbeit und der Behandlung dabei; die Arbeit ließe sich allenfalls machen, aber die Behandlung dabei streitet mit der Erziehung; denn wenn ein Mädchen eines höheren Standes, überhaupt von Erziehung und Bildung, zu den Beschäftigungen oder der Arbeit der Mädchen niederer Stände herabsteigt, so muß es jedes feine Gefühl unterdrücken, um nicht ausgelacht oder verhöhnt zu werden, es darf nicht einmal gut sagen, welcher Familie es angehört, wenn es geduldet seyn will; denn auch bei den Mädchen dieser Volksklassen herrscht ein gewisser Gemeingeist, und wer sich diesem nicht fügt, sich an diesen nicht anschließt, wird hier

nicht leicht fortkommen, und wie schwer sich diesem von solchen Wesen, die Erziehung und Bildung genossen, anzuschließen seyn möchte, mag derjenige entscheiden, dem diese selbst nicht fehlen oder abgehen, wenn er sich dabei Feinheit und Zartheit des zweiten Geschlechts denkt. So lange man daher in der Staatsgesellschaft noch Stände unterscheidet, so lange muß man auch, in gewisser Beziehung, diese Schranken nicht ganz sinken lassen, nicht trennen, so behält jeder das seinem Stande angemessene Eigenthümliche und Ausgezeichnete, wodurch er wirksam wird, gleichsam darauf einen Werth legt. Dieses weiter auseinander zu setzen, ist hier nicht der Ort. — Nur so viel geht in Hinsicht der Stiftungen hervor, daß man es auch in evangelischen oder protestantischen Staaten längst gefühlt hat, daß armen vaterlosen, auch wohl mutterlosen Mädchen aus guten Häusern, um sie vor der Noth und vor so manchem ihrer Gesittung Nachtheiligen zu bewahren, auch ein Zufluchtsort werde, oder doch wenigstens eine Unterstützung. In mehreren Staaten Deutschlands, in denen die Klöster überhaupt, und so auch die Nonnenklöster aufgehoben worden, sind, um die Letztern zu ersetzen, wieder von den Fürsten eine Art Klöster, Fräuleinstifte genannt, eingeführt worden. So stiftete Friedrich Wilhelm der Erste das Kloster oder Fräuleinstift Marienfließ, eine Meile von Zachan, im Saziger Kreise. Nach dem Stifter sollen in diesem Stifte eine Priorin und funfzehn in voller Hebung stehende Konventualinnen seyn, und eilf Expektantinnen zur vollen Hebung die Anwartschaft haben. Sämmtliche Stiftsfräulein bestimmt nach dem Statute der König. Nach dieser Stiftungsurkunde müssen sie von Lutherischer Religion und von Adel seyn. Von den sechzehn Konventualinnen sollen dreizehn im Stifte wohnen, und drei sich aufhalten können, wo sie wollen. Die Ersteren sollen jährlich von dem Königlichen Amte: die Priorin 60 Rthlr. 7 Gr.

4 Pf., und jedes von den zwölf übrigen Fräulein 52 Rthlr. 7 Gr. 4 Pf. erhalten; ferner jedes Fräulein 12 Scheffel Rocken, außerdem Fische, eine große Menge Holz, und Freimast für eine Zahl Schweine; jedes erhielt einen Baum- und Kohlgarten, und die Mehrsten auch einen kleinen Blumengarten. Von denen frei, nicht im Kloster, wohnenden Fräulein, soll das eine jährlich 60 Rthlr. 5 Pf., und jedes der beiden andern 52 Rthlr. 7⅓ Gr. erhalten Von den Expektantinnen soll die eine 50 Rthlr., eine zweite 34 Rthlr., zwei derselben, jede 28 Rthlr., zwei, jede 26 Rthlr., eine 24 Rthlr., eine 20, eine 18, und eine 12 Rthlr. von dem Königlichen Amte erhalten. Zwei Kloster- oder Stiftsväter aus der Pommerschen Ritterschaft sollen für das Beste des Stifts sorgen, beziehen aber keinen Gehalt. Das Ordenszeichen dieses Stifts ist ein vergoldetes, weiß emaillirtes Kreuz mit einem hellblauen Schilde, auf dessen einer Seite der Name Friedrich Wilhelm der Erste, mit der Ueberschrift Protector, und auf der andern Seite der Name seiner Gemahlin S. D., mit der Ueberschrift Protectrice, steht. In dem Stifte Marienborn, drittehalb Meilen von Seehausen, sind nach der Stiftungsurkunde, außer einer Aebtissin und Priorin, nur fünf Konventualinnen von Lutherischer Religion bestimmt worden. Hier können auch Töchter aus angesehenen bürgerlichen Familien aufgenommen werden. Seit dem Jahre 1794 wurde dieses Kloster zu einem wirklichen Stifte erhoben, und erhielt einen Orden, der in einem goldenen, weißemaillirten achtspitzigen Kreuze mit goldener Einfassung besteht, in dessen vier Mittelecken ein goldener Adler; auf dem Mittelschilde der Königliche Namenszug, und auf der andern Seite das Sinnbild des Stifts: die Ruhe in weiblicher Figur an einem Brunnen mit dem Hirtenstabe und dem Eisvogel abgebildet ist. So stiftete Friedrich der Große das Fräuleinstift zum heiligen Grabe; so wurde das

Fräuleinstift zu Marienfließ an der Stepenitz, so dasjenige zu Dreibeck und zu Runow, das Letztere für Adeliche und Bürgerliche, 2c. 2c., und so wurden in allen evangelischen Deutschen Staaten Stifte oder Klöster gestiftet, welche den Zweck haben, arme adeliche und bürgerliche Jungfrauen zu versorgen, ihnen ein anständiges Auskommen oder eine Beihülfe zu sichern; s. auch unter Staat, Th. 163, S. 358 u. f. Allein diese Stiftungen reichen nicht hin, um dem Bedürfnisse zur Unterstützung zu genügen. Auch sind einige der eben erwähnten Stifte unter der kurzen Westphälischen Regierung aufgehoben oder eingezogen worden. Hier fehlt es daher noch an Legaten zu ähnlichen Stiftungen, die dem Zwecke, welchem sie gewidmet worden und werden, gewiß entsprechen. Und da in diesen Fräuleinstiften kein Gelübde abgelegt wird, jedes Stiftsfräulein sich daraus verheirathen, auch wenn ihr von einer andern Seite durch Erbschaft 2c. Hülfe wird, wieder heraustreten kann, so ist es gewiß um so wohlthätiger für die auf diese Weise Unterstützten. Da man von oben herab schon längst auf diese Art Stiftungen durch die Errichtung von dergleichen Fräuleinklöstern hingewiesen hat, so rechnete man auf eine thätige Nachahmung, wenn auch nicht zu ähnlichen Errichtungen von Klöstern für Jungfrauen, doch zu reichlichen Legaten, um diese Stiftungen zu erweitern, so daß weit mehr Konventualinnen und Expektantinnen daran Theil nehmen können. So wurde das adeliche Fräuleinstift Marienfließ an der Stepenitz von der Freiherrlichen von Puttlitz schen Familie gestiftet.—Man scheint hier der Meinung zu seyn, daß dergleichen Stiftungen nur vom Staate, also von der Regierung, dem Monarchen, ausgehen können, da dergleichen Stifte gewöhnlich sehr reich dotirt sind, mit Dörfern, Vorwerken 2c., wie z. B. das schon oben erwähnte Stift zum heiligen Grabe, zwischen Wittstock und Pritzwalk, welches von dem erwähnten Stif-

ter sehr reich dotirt worden. Indessen könnten doch dergleichen Privatstiftungen sowohl für junge Mädchen, als auch für ältere, welche schon über die dreißig hinaus sind, auch in großen Städten von wohlthätigen Folgen auf die Zukunft seyn, da sie den Wohlthätigkeitssinn zu dieser Art von Stiftungen anregen würden, der bis jetzt, außer den Stiftungen von Fürsten, und einigen reichen Edelleuten; sich nur auf Waisenhäuser, Spitäler 2c. beschränkt hat, auch von großen und wohlthätigen Folgen auf den Staat, indessen gewiß eben so wohlthätig und erfolgreich würde die Errichtung dergleichen Jungfernstifte seyn, an welche man noch mancherlei Bedingungen knüpfen konnte, z. B. die Verfertigung von feinen Handarbeiten in dergleichen Instituten, um sie dann zum Besten derselben auf Ausstellungen 2c. verkaufen zu können. Eben so könnten auch in diesen Instituten Lehrerinnen für die weibliche Jugend gebildet werden. Eine ähnliche Anstalt ist das sogenannte Louisenthum in Berlin, welche Anstalt im Jahre 1811 zu Ehren der verstorbenen Königin Louise, Gemahlin König Friedrich Wilhelms des Dritten von Preußen gestiftet worden. Diese Anstalt hat zwar nicht den Zweck einer Versorgungsanstalt in dem Sinne, wie oben angeführt worden; allein sie bezweckt doch etwas Aehnliches, nämlich junge Mädchen für das häusliche und öffentliche Erziehungswesen zu bilden und Gelegenheit zu geben, die Geschäfte der Hausfrau und Lehrerin ausüben zu lernen und lernend zu lehren. Zu Zöglingen werden Töchter aus allen Ständen von sechs bis vierzehn Jahren aufgenommen. Von sechs und dreißig Stellen sind sechs Freistellen, zwölf bezahlen jährlich jede hundert, und achtzehn zweihundert Rthlr. Zu kleinen Wärterinnen werden Töchter der niederen Stände von zwölf bis vierzehn Jahren angenommen. Diese Stiftung wird durch die Unterstützung des Monarchen, durch Beihülfe aus der Lotterie, durch Beiträge von Wohl-

thätern, und durch das Honorar, welches jene Zöglinge geben, unterhalten. Zehn Jahre nach der Stiftung war das Kapital schon auf 25,000 Rthlr. angewachsen. — Diese Stiftung hat nun, wie schon erwähnt worden, nicht den oben ausgesprochenen Zweck, indessen doch eine Einrichtung, der sich eine solche Versorgungsstiftung für arme Mädchen aus guten Häusern nahen könnte. (Vorschläge zu einer sehr nöthigen Art von milden Stiftungen, nämlich für die Töchter der Edelleute, der Civilbeamten und der Geistlichen von Pf., eine vorzüglich gute Abhandlung, steht in Nr. 45 der wöchentlichen Hallischen Anzeigen vom Jahre 1782). — Was die Stiftungen zu Gunsten der Bürgerrettungsinstitute und Armenhäuser oder Spitäler betrifft, so kann man darüber den Art. Wohlthätigkeits-Anstalten, unter W. nachsehen; auch den schon oben erwähnten Art. Spital, Th. 159, und unter Staatswirthschaft, Th. 167, S. 440. — Was die Stipendien betrifft, so sehe man diesen Artikel nach. —

In juristischer Beziehung genießen die milden Stiftungen (Pia corpora) nach dem gemeinen Rechte die Vorzüge der Minderjährigen, nur müssen sie wegen geschehener Verletzungen innerhalb vier Jahren, von dem Zeitpunkte an, wo sie Nachricht von dem erlittenen Schaden erhielten, um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (Restitutio in integrum ex capite minorennitatis) nachsuchen. Indessen sind doch einige Rechtslehrer der Meinung, daß die den Minderjährigen zugestandene Restitution nicht in allen Stücken auf die milden Stiftungen angewendet werden könne. Denn es ist bei den Minorennen ein Rechtssatz, daß nicht der Vormund selbst, sondern bloß der Minderjährige wegen einer unter der Vormundschaft vorgefallenen nachtheiligen Handlung Restitution suchen und erhalten kann. Die milden Stiftungen bleiben aber unter einer beständigen Kuratel, und daher fällt es von selbst in die Augen

daß sie sich dieser Rechtswohlthat nicht auf dieselbe Weise, als es den Unmündigen zusteht, bedienen können. Daß sowohl bei Veräußerungen, als auch der Administration der den milden Stiftungen zugehörigen Güter, eben diejenigen Legalitäten, die bei den Gütern der Minorennen erforderlich sind, beobachtet werden, sey billig, wenn aber diese gehörig wahrgenommen seyen, so daß nur die Frage wegen einer bei der Sache vorgegangenen Läsion übrig bleibe, so könnte den milden Stiftungen deshalb wider die Besitzer solcher Güter keine Restitution nachgegeben werden; denn diese müßten sich lediglich an ihre Vorsteher und Administratoren halten. Auch werde es allemal zweifelhaft bleiben, ob, wenn milde Stiftungen mit Minderjährigen zusammentreffen, jene in Ansehung dieser pro aeque privilegitatis anzusehen seyen. Die gesetzgebende Macht werde hier immer verschiedene näher zu bestimmende Fälle finden. — In einigen Ländern gehören die milden Stiftungen auch zu den privilegirten chirographarischen Concursgläubigern. In anderen Ländern sind Veräußerungen unter Lebenden von Grundstücken an milde Stiftungen verboten, weil die Grundstücke dadurch in die todte Hand, das heißt, aus dem Verkehre kommen. Auch gültige Gelübde oder Pollicitationen, die auch ohne Annahme für den Gelobenden verbindend sind, können geschehen, nur muß das Gelübde eine gerechte Veranlassung (justam causam) haben. Wer z. B. einer milden Stiftung wegen Befreiung aus einer Gefahr ein Geschenk gelobt hat, kann rechtlich gezwungen werden es zu geben. War aber keine gerechte Veranlassung da, so kann die Erfüllung des Gelübdes nur dann gefordert werden, wenn der Gelobende schon mit der Leistung angefangen hat.

Was die Familienstiftungen betrifft, die Familien-Fideicommisse und andere dergleichen Stiftungen, so muß hier noch Einiges in Hinsicht der Rechte darüber gesagt werden, da schon dasjenige, was

unter diesen Stiftungen verstanden wird, unter Fidei-commiß, Th. 13, S. 270 u. f., und unter Stammgut, Th. 169, S. 349 u. f., näher angezeigt worden ist. Die Familienstiftungen zwecken auf die Erhaltung einer Familie ab. Die Absicht des Stifters geht demnach dahin, daß seine hinterlassenen Güter beständig in der Familie verbleiben mögen. Die Eintheilungen dieser Stiftungen nach der Verschiedenheit der darin bestimmten Successionsordnung, in Seniorate, Majorate, Minorate ꝛc. gehören nicht hierher. Daß dergleichen Familienstiftungen angegriffen und vertheidiget worden sind, ist natürlich, weil sie auch ihre Gegner gefunden haben, so wie auch die Stiftungen der Waisenhäuser, Frauenklöster ꝛc. angegriffen worden sind, wenn gleich ihr wirklicher Nutzen durch eine langjährige Erfahrung sich bewiesen hat. Indessen muß jedem seine Meinung zu äußern gestattet seyn; denn nur durch das Für und Wider läßt sich erst der Nutzen oder Schaden einer Sache ermitteln. Familienstiftungen sind einem Lande keinesweges nachtheilig, wie so Mancher wähnt, der gern das Vermögen Einzelner in unendlich viele Theilchen zersplittern sehen möchte; allein damit kann dem Staate nicht gedient seyn, der Staat bedarf auch der reichen Familien, um im Falle der Noth auch hier Hülfsquellen zu besitzen, und sie nicht außerhalb des Landes suchen zu müssen, und dem eigenen Lande durch Zinsenzahlungen ins Ausland zu schaden. Indessen ist es nöthig, daß diejenigen, welche Familienstiftungen errichten wollen, auch ihren Vermögensstand berücksichtigen; denn nur selten kann das ganze Vermögen eines solchen Stifters einen Gegenstand der zu errichtenden Stiftung abgeben. Der Besitzer von Gütern, der mehrere Kinder hat, muß auch für Alle sorgen, und auch denjenigen, welche zur Nachfolge in der neu errichteten Familienstiftung nicht bestimmt sind, das ihnen nach den Rechten zuständige Pflichttheil frei lassen. Oefters treten

auch noch verschiedene auf den Stiftungsgütern haftende fremde Schulden hinzu, und da diese ebenfalls, ehe an die bezweckte Familienstiftung gedacht werden kann, abgezogen und befriediget werden müssen, so bleibt nur selten ein Vermögen übrig, dessen Erhaltung der Familie einen wahren Nutzen stiften könnte. Ein nur mäßiges Vermögen schickt sich nicht eine Familienstiftung zu begründen, da solches den Glanz der Familie zu erhalten, nicht hinreichend ist; denn da auch für die übrigen Familienglieder gesorgt werden soll, so kann eine solche Stiftung bei geringem Vermögen nur Nachtheil haben. Familien-Fideicommisse sollten nur, nach der Ansicht von einigen Kameralisten, denjenigen zu stiften erlaubt seyn, die wenigstens ein reines Vermögen von 50,000 Rthlrn. aufstellen können. Die Gewohnheiten, sagt ein Schriftsteller, die in England das Recht der Erstgeburt den dortigen Familien unschädlich machen, sind in Deutschland noch nicht eingeführt, und sie möchten auch wohl in keinem andern Lande besser zu begründen seyn, als gerade in England, dessen blühender Handel und andere gewinnreiche Spekulationen einen Reichthum erzeugen, der dergleichen Stiftungen möglich macht, ohne den übrigen Familiengliedern zu schaden, die Alle für sich thätig sind. — Indessen findet man sie doch in anderen Ländern, auch in Deutschen Staaten, wenn auch nicht in der Ausdehnung und nach einem bestimmten Gesetze der Erstgeburt, dieses Recht für Alle einzuräumen. In den Ländern, wo der Herrscher und auch die Mehrzahl der Einwohner katholisch sind, haben die jüngern Söhne der Adelichen, die nicht zur Succession der Familienstiftung berufen sind, die Aussicht, sich im geistlichen Stande eine ansehnliche Stelle zu erwerben, um dadurch einen standesmäßigen Unterhalt zu erhalten, wenn sie gleich kein eigenes väterliches Erbe haben. Bei den Evangelischen oder Protestanten, das heißt, in den Reichen, wo diese die Mehrzahl bilden, und auch

der Herrscher sich zu deren Kirche zählt, fällt dieses weg; die Söhne adelicher Familien, die hier von der Folge der Familienstiftung ausgeschlossen sind, wo nämlich dergleichen existiren, können sich nur dem Militairstande und den Studien widmen, um hierin eine Carrière zu machen; und in den Ländern, wo jetzt vollkommene Gewerbefreiheit herrscht, und nach dem Staatssysteme die Unterthanen gleiche Rechte und Ansprüche auf Stellen und Bedienungen, auch beim Militair ꝛc., haben, steht dagegen auch den Individuen aller Stände das Recht offen Handel und Gewerbe zu treiben, hier müssen die nicht zur Succession berufenen Söhne auf eine andere Weise, wie in England, sich ihren anstandsmäßigen Unterhalt zu verschaffen suchen. Indessen findet man in den Deutschen Staaten nur wenige dergleichen Stiftungen, weil dazu die Erlaubniß der Regierung nachgesucht werden muß, wenn sich eine solche Stiftung auf Güter, überhaupt auf den Grund und Boden beziehen; und wenn daher der Nachsuchende nicht ein ansehnliches Vermögen besitzt, und die übrigen zur Erbfolge gleich Berechtigten der Familie mit wenigstens einem Pflichttheile sicher stellt, so erfolgt die Zustimmung nicht. Es ist daher der Politik gemäß, keine Verfügung zuzulassen, wodurch einige Wenige reich, die Andern aber um so ärmer werden, ja oft in Noth und Elend gerathen. Denn auf den Pflichttheil der übrigen Kinder kann nur bloß bei der ersten Stiftung eines Familien-Fideicommisses Rücksicht genommen werden, in den übrigen Geschlechtsfolgen fällt solches aber in den meisten Fällen gänzlich weg. Ein Vater, der weiter nichts, als eine dergleichen von seinen Vorfahren errichtete Familienstiftung besitzt, lebt zwar reich, stirbt aber gemeiniglich arm, und in einem solchen Zustande hinterläßt er auch seine zahlreiche Familie, den einzigen Sohn, der nach seinem Tode zum Besitze des Fideicommisses gelangt, ausgenommen, dieser aber ist von den ex providentia majorum auf ihn

gefallenen Gütern, seinen Geschwistern ein Pflichttheil herauszugeben, nicht verbunden. — Diejenigen, die sich für Familienstiftungen erklären, sind der Meinung, wie auch schon oben bemerkt worden, daß es einem Staate sehr nützlich ist, wenn es darin reiche Familien giebt, deren Reichthum durch dergleichen Stiftungen gesichert ist; denn ein solcher gesicherter Reichthum fesselt oder kettet an den Staat, erhöhet das Interesse in allen Widerwärtigkeiten für denselben, welches zwar bei allen Patrioten der Fall seyn müßte, und auch sey, da das Geburtsland, Vaterland, nur das Interesse für sich zuerst wegnimmt, indessen sey dieser Hebel doch weit größer für diejenigen, die reich, und deren Reichthum an Grund und Boden gefesselt sey. Man müsse aber bei dergleichen Stiftungen die Verfügungen treffen, daß der zugleich daraus entstehen könnende Schaden nicht den davon gehofften Vortheil überwiege, und dieses sey zu befürchten, wenn, wie schon oben bemerkt worden, Jemand nur ein sehr mäßiges Vermögen besitze, und aus demselben eine immerwährende Familienstiftung machen wolle. Wenn aber z. B. Jemand, der ein reines Vermögen von 100,000 Rthlrn. und darüber besitzt, einen Theil seines Vermögens, wenn er auch, außer dem bestimmten Stiftungserben (Fideicommißerben), noch mehrere Kinder hat, seiner Familie auf ewig versichert, so kann eine solche Stiftung als nützlich angesehen werden; jedoch unter der Bedingung, daß er die eine Hälfte mit 50,000 Rthlrn. zu einer immerwährenden Familienstiftung widmet, die übrigen 50,000 Rthlr. aber seinen übrigen Kindern als ein freies väterliches Erbe hinterläßt, so, daß sie damit ihr Fortkommen sichern können. Auf diese Weise wird die Familie erhalten; denn stirbt der Stiftserbe ohne Kinder, so erhält sie der zweite Bruder desselben, wenn einer da seyn sollte, u. s. w. Auf die weibliche Descendenz kann eine dergleichen Stiftung auch übergehen, wenn von der männlichen kein Successionsfähi-

ger mehr vorhanden seyn sollte; indessen muß der von der weiblichen Linie in die Stiftung tretende Successor, den Familiennamen annehmen. Alles dieses kommt auf die Stiftung, und auf den ertheilten Landesherrlichen Consens dazu an. Daß die Familie erhalten wird, muß jedem Mitgliede derselben am Herzen liegen, und daher kann es sich auch nicht beschweren, wenn es nur ein Pflichttheil von dem übrigen Vermögen erhält, wenn nämlich mehrere Kinder dazu da sind, die sich in die Hälfte der nicht zur Stiftung gehörigen Erbschaft theilen sollen; denn wie würden sie es machen müssen, wenn ihnen ihr Vater, ohne Stiftung, eine solche Summe von 50,000 Rthlrn. überhaupt hinterlassen hätte, worein sie sich zu theilen hätten; ein Jeder würde dann doch mit seinem Antheile vollkommen zufrieden seyn. Auf diese Weise wird nun zwar der Armuth und der künftigen Noth der von dem Stifter selbst hinterlassenen mehreren Kinder vorgebeugt; allein es ist auch noch nöthig, wenn die Stiftung vollkommen seyn soll, daß auch für die Leibeserben der künftige Fideicommißbesitzer gesorgt werde, weil diese, wie schon bemerkt worden, nur selten, außer dem Fideicommisse, ein eignes Vermögen, welches sie ihren übrigen Kindern hinterlassen können, zu besitzen pflegen. Nur in den wenigsten Familienstiftungen hat man hierauf gedacht, und doch ist dieses sehr nothwendig zu berücksichtigen. Angenommen, daß Jemand ein auf 100,000 Rthlr. sich belaufendes Fideicommiß stiften will. Für seine eigenen Kinder, wenn er auch deren mehrere hat, kann er unbekümmert seyn, weil diese schon durch das erhaltene Pflichttheil vor aller Noth und Armuth gesichert sind, aber auf der künftigen Nachfolger Söhne und Töchter, die an der Fideicommißsuccession keinen Antheil haben, hat man Rücksicht zu nehmen. Von dem Fonds des gestifteten Fideicommisses setze man nun dem Fideicommiß-Besitzer bloß den freien Genuß von 70,000 Rthlrn., wenn man das

ganze jährliche Einkommen der Stiftung zu 5 Procent rechnet, aus. Die Einkünfte der übrigen 30,000 Rthlr. bestimme man aber zur nöthigen Alimentation und Erziehung der von den Fideicommißbesitzern, außer den Folgern in der Stiftung, erzeugten Kinder. Eine hierüber weiter ausgeführte Berechnung wird zeigen, daß bei einer solchen Einrichtung auch die übrigen Kinder und Erben der Fideicommiß-Nachfolger niemals in Noth und Verlegenheit gerathen können. Geschieht nun dieses, so werden dergleichen Stiftungen, sowohl für die Familie selbst, als auch für den Staat, sehr nützliche Einrichtungen seyn, die wohl gestattet werden können, da sie nicht nachtheilig auf das Ganze wirken. Die Verwaltung einer solchen Legatenkasse für die nicht zur Stiftung Berufenen oder von der Stiftung Ausgeschlossenen, soll von einem Kuratorium geschehen, an dessen Spitze der Aelteste aus der Familie steht. Die Zinsen von den 30,000 Rthlrn., welche von den 100,000 Rthlrn. Stiftungskapitals für die nicht succedirenden Nachkommen des Stiftungsbesitzers reservirt werden sollen, müssen jährlich mit 5 Procent, also mit 1500 Rthlrn. zur Legatenkasse prompt entrichtet werden; es kann davon von dem Fideicommißbesitzer kein Abzug in Anrechnung gebracht werden, der ihm vielleicht durch Unglücksfälle in seinem Gewerbe (Oekonomie, Handlung, Fabriken und Manufakturen 2c.) zugestoßen, sondern dieser muß von den 70,000 Rthlrn. getragen werden. Das ganze Kapital liegt in der Stiftung, und von diesem gehören die Zinsen von 30,000 Rthlrn. nur zu einem Reservefonds, was also darüber von dem Stiftungsbesitzer, z. B. beim Ackerbaue 2c., gewonnen wird, ist seyn, mithin muß er auch den Verlust tragen, der sich vielleicht in einem Jahre ereignen kann. Das Kuratorium ist darum nöthig, damit es nicht auf die bloße Willkühr der Fideicommißbesitzer ankomme, deren Privatnutzen, besonders wenn sie nicht eigene Kinder haben, hierbei

zu sehr verwaltet. So lange ein Besitzer des Familien-Fideicommisses lebt, kann zur Erziehung und Ausstattung seiner Kinder aus der Legatenkasse nichts genommen werden, sondern solches muß aus den ihm freigelassenen Einkünften der Fideicommißgüter selbst bestritten werden; wenn er aber stirbt, mit Hinterlassung unmündiger oder nicht versorgter Kinder, außer dem Stiftungsantreter, als Erstgebornen, so wird zum Unterhalte und Erziehung derselben für einen jeden Sohn 200 Rthlr., und für eine jede Tochter 100 Rthlr. jährlich aus der Legatenkasse verwendet. Diese Unterhaltungs- und Erziehungsgelder werden nur so lange gezahlt, bis die Söhne in die Dienste des Staats treten oder sich auf sonst eine Weise ihren Unterhalt erwerben können; die Töchter genießen den Unterhalt bis zu ihrer Verheirathung. Diejenigen Söhne, welche entweder zu allen andern ihrem Stande gemäßen Gewerben aus natürlichen Ursachen unfähig sind, oder sich zu keinem derselben bequemen wollen, müssen mit der Hälfte des oben bestimmten jährlichen Unterhaltungsgeldes zufrieden seyn. Die auf eine anständige Weise untergebrachten Söhne bekommen zu ihrer ersten Einrichtung ein jährliches Unterhaltungsquantum, und die verheiratheten Töchter zu ihrer nothwendigen Ausstattung ein gleiches. Sobald nun dieses geschehen ist, hört die oben erwähnte Legatzahlung von selbst auf. Sollten sich unter den Söhnen einige finden, die ein besonderes Talent zu den Studien verriethen, welches dem Kuratorium zu beurtheilen überlassen bleiben muß, so ist es auch billig, daß die bestimmten Legate für diejenigen, welche studieren, auf die Studierzeit, also auf drei bis vier Jahre, verdoppelt werden. — Sollten bei in kurzer Zeit hintereinander gefolgten Veränderungen der Fideicommiß-Successoren die Kinder und Erben von verschiedenen Nachfolgern bei der Legatenkasse concurriren, so versteht es sich von selbst, daß, wenn nicht alle zugleich aus dieser Kasse befriediget wer-

den können, immer die Ersteren vor den Letzteren den Vorzug haben; auch könnte, wenn die Anzahl der Competenten zu groß werden sollte, die vorher von einem jeden bestimmte Summe, damit Niemand von der Familie darben dürfe, verhältnißmäßig vermindert werden, damit Mehrere daran Theil nehmen können. Auch könnte dann das Studieren, wenn sich nicht anderweitig Kanäle eröffneten, nur auf einen oder zwei der Söhne beschränkt werden. Weil sich dieses Alles nach dem Bestande der Kasse richtet. — Da nun die Einrichtung der Legatenkasse nur bezweckt, daß Niemand von der Familie, wegen eines errichteten Fideicommisses in Noth und Mangel gerathe, so ist es auch sehr natürlich, daß alle diejenigen Kinder und Erben der Stiftungssuccessoren, die von ihren Vätern, Müttern oder von andern Anverwandten ein anderweitiges zureichendes Vermögen erhalten, von den Wohlthaten dieser Legatenkasse ausgeschlossen bleiben, wenn nämlich das ererbte Vermögen bei dem Sohne in 3000 bis 4000 Rthlrn., und bei der Tochter in 2000 Rthlrn. besteht; ist es geringer, so kann noch ein dem gemäßer Zuschuß aus der Legatenkasse erfolgen. Die hier zu errichten vorgeschlagene Legatenkasse ist als kein väterliches Erbe zu betrachten, sondern bloß als ein Nothmittel für die Armen in der Familie. Es können daher auch diejenigen, die anderweitig zu eigenem Vermögen gelangen, aus dieser Kasse nicht weiter unterstützt werden. Einwendungen und Bedenklichkeiten bei der Errichtung einer solchen Kasse fallen hier wohl von selbst weg, da ein Jeder den Nutzen derselben einsieht. Es kann allerdings kommen, daß schon der zweite Besitzer des gestifteten Fideicommisses, außer dem Stiftungserben, so viele Kinder hinterläßt, daß die oben bestimmten Unterhaltungssummen nicht ausreichen; allein in diesen Fällen ist auch schon bemerkt worden, was zu thun ist, nämlich die bestimmten Summen zu vermindern, damit mehrere daran

Theil nehmen können. Indessen muß auch hier angenommen werden, daß schon bei dem ersten Stiftungserben, weil dessen Brüder und Schwestern, wegen des erhaltenen Pflichttheils, wie oben, S. 188 u. f., angeführt worden, keiner Unterhaltung bedurft haben, ein Ansehnliches von den Unterhaltungsgeldern erspart worden, die der Legatenkasse zugeflossen sind; und dann lehrt auch die Erfahrung, daß nicht alle Geschlechtsfolgen gleich fruchtbar sind. Ist gleich eine oder die andere mit reicher Nachkommenschaft gesegnet, so trifft man auch wieder andere dagegen, die entweder gänzlich unfruchtbar, oder doch weniger fruchtbar sind, an, und dadurch wird das Gleichgewicht in den Ausgaben der Legatenkasse erhalten.

So nothwendig nun bei dergleichen Familienstiftungen die Legatenkassen sind, damit die folgenden Söhne nach dem Erstgeborenen, und die Töchter des Stiftungsbesitzers nicht in Dürftigkeit gerathen, so nothwendig ist es aber auch, darauf zu sehen, daß der Stiftungsbesitzer selbst in der Folge bestehe, und die zum Glanze und Aufnahme der Familie bestimmten Güter erhalte. Dieses kann nur dann geschehen, wenn dem Stiftungsbesitzer zu allen Zeiten ein ansehnlicher Theil des Fideicommisses unverschuldet und unbelästiget verbleibe. In dem nun oben angeführten Beispiele behält ein jeder Fideicommißbesitzer den Genuß von 70,000 Rthlrn. frei, welches allemal hinreichend seyn wird, ihn in den Stand zu setzen, die Ehre der Familie zu retten. Es giebt zwar viele Fideicommißbesitzer, wie die Erfahrung gezeigt hat, die zwar die zum Fideicommiß bestimmten Güter in der Familie zu erhalten wissen, aber dennoch dabei die sonst in den Rechten gewöhnliche Successionsordnung ab intestato nicht einschränken wollen. Die sämmtlichen Kinder eines jeden Stiftungsbesitzers sollten zu allen Zeiten eben denjenigen Erbantheil bekommen, der ihnen nach den gemeinen Rechten zuständig ist, und dem zum Fideicommiß bestimmten Nachfolger nur allein

das Recht, die für einen mäßigen Preis angeschlagenen Fideicommißgüter für denselben anzunehmen, vorbehalten bleiben. Dergleichen Absichten vereiteln sich aber von selbst, wie aus einer angelegten Berechnung leicht erwiesen werden kann. Wenn auch nun in den vier ersten Geschlechtsfolgen ein jeder Fideicommißbesitzer nicht mehr als zwei bis drei Leibeserben hinterläßt. Bei einer immerwährenden, oder vielmehr auf ewig angelegten Familienstiftung, muß der Fideicommißerbe wenigstens die Hälfte des Fideicommisses zum freien Genuß haben, ist aber dieses nicht der Fall, so wird es die Erfahrung bestätigen, daß eine dergleichen Stiftung nicht bestehen kann, sondern bald wieder ihr Ende nehmen muß; denn der Gedanke, seine Güter nicht aus der Familie kommen zu lassen, ist ein leeres Hirngespinst, wenn nicht auch zugleich diejenigen Besitzer, die sie beständig in der Familie erhalten sollen, in den Stand gesetzt werden, solches gehörig bewirken zu können, und ohne die Sicherstellung der freien Hälfte des Fideicommisses ist solches nicht möglich. Die unzähligen Ursachen hierzu anzuführen, würde zu weitläuftig seyn. Genug, daß eine stets fortgehende Vertheilung des Vermögens unter die Erben eines jeden Besitzers, eine Auflösung herbeiführen muß. Dieserhalb müssen Familienstiftungen gut berathen werden, ehe man sie einführt. Hauptsächlich muß bei einer Familienstiftung auf eine gehörig zu beobachtende Successionsfolge gesehen werden. Die natürliche Einrichtung setzt es schon von selbst voraus, daß niemals mehr, als nur ein einziger Besitzer in demselben zugelassen werden kann. Es wäre zwar zu wünschen, daß hierzu jederzeit der würdigste, und besonders derjenige, der die beste und ordentlichste Wirthschaft führt, erwählt werden könnte; dieses ist aber bei den auf immerwährend fortdauernden Geschlechtsfolgen zu bestimmen, keinem Fideicommißstifter möglich, weil er die Eigenschaften seiner Nachfolger nicht voraus wissen

kann; und solches bei einem jeden besonderen Falle Anderer Beurtheilung überlassen zu wollen, würde eben so wenig zu empfehlen seyn, weil dieses zu unzähligen Streitigkeiten Veranlassung geben könnte. Daher scheint die Annahme des älteren oder jüngeren Alters wohl die zweckmäßigste; dieses kommt daher, weil die ersten Stifter solcher Familien-Fideicommisse nicht immer bei dem Erstgeborenen einer jeden Familie oder jeden Stammes anfingen, sondern auch bei dem Jüngstgeborenen. Dieses soll auch den Absichten solcher Stiftungen keinesweges zuwider seyn, sondern solche können stets erfüllt werden, wenn nur das errichtete Fideicommiß in den alleinigen Händen eines einzigen Besitzers bleibt, und keiner schädlichen und der Sache zuwiderlaufenden Vertheilung ausgesetzt ist. Aus dieser willkührlichen Bestimmung der künftigen Successionsfolger ist besonders der bekannte Unterschied unter Majoraten, Senioraten und Minoraten entstanden. Allein diese verschiedenen Benennungen bezeichnen nichts anders, als ein errichtetes immerwährendes Familien-Fideicommiß, in welchem nur stets ein Einziger zur Successionsfolge berufen ist. Bei einem Majorate bleibt die Erbfolge in der Linie des ersten Stifters, so lange nämlich von demselben männliche Nachkommen vorhanden sind. Bei einem Seniorate ist jederzeit der Aelteste von der ganzen Familie, ohne auf die Linie des ersten Stifters Rücksicht zu nehmen, zur Succession berufen. Bei dem Minorate findet eben dieses in Ansehung des Jüngsten von der Familie Statt. Die Absicht bei Allen zielt auf die Erhaltung der Fideicommißgüter in der Familie des ersten Stifters ab. Nur bleibt hier die Frage übrig: bei welchen von diesen drei verschiedenen Successionsordnungen die erwähnte Absicht am vollkommensten erreicht werde? Daß diejenigen, die zu der Linie des ersten Stifters gehören, demselben am nächsten mit Blutsfreundschaft verwandt sind, ergiebt sich von selbst, und

die Ordnung einer gewissen Vorliebe gegen diejenigen, die von einem Geblüte entsprossen sind, setzt voraus, daß man, wie natürlich, für die nahen Verwandten mehr Neigung, um ihr Glück zu befördern, habe, als für die entfernteren. Hieraus ergiebt sich nun von selbst, daß die Majorate vor den Senioraten und Minoraten den Vorzug erlangten. Auch können die beiden Letzteren nur gemeiniglich solche Stifter aufweisen, welche keine eigenen Kinder gehabt, und folglich auf die von ihnen abstammende Linie keine Ursache vorhanden gewesen ist, eine besondere Rücksicht zu nehmen. Man kann aber auch hierbei nicht unbemerkt lassen, daß die Seniorate und Minorate in Ansehung der Erbfolge, weit leichter zu allerlei Irrungen und Streitigkeiten Anlaß geben können, und ihnen folglich auch aus diesem Grunde die Majorate, bei welchen der nächste Erbfolger allemal weit gewisser ist, vorzuziehen sind.

Was nun die Landesherrliche Confirmation und Bestätigung dergleichen Familienstiftungen betrifft, damit sie auf eine gültige Art vollzogen und errichtet werden können, so sind diese durchaus nothwendig bei dergleichen Stiftungen, wenn sie als legal und auf die Dauer betrachtet werden sollen. Wer daher eine solche Stiftung mit seinem Vermögen beabsichtiget, der muß dem Landesherren und dessen Dicasterien den Plan zur Stiftung vorlegen, und hier die Genehmigung erwarten; weil oft höhere Rücksichten, die das Ganze betreffen, dergleichen Stiftungen nicht als dem Staate zweckmäßig erscheinen lassen; daher muß man sich hier nach dem Gesetze richten, falls ein solches darüber vorhanden seyn sollte, und hätte man dennoch seine Gründe eine solche Stiftung für seine Nachkommen vortheilhaft zu finden, so muß dieses Nachsuchen bei der höchsten Behörde geschehen, weil auch bei einem Gesetze gegen die Stiftungen dieser Art, auch Ausnahmen Statt finden, deren Gutheißungen und Bestätigungen von dem

Landesherren abhängt. Schon in Böhmen und in andern Kaiserlichen Landen war durch die Kaiserlichen Sanctionen festgesetzt, daß keine Familienstiftung, kein Fideicommiß, wenn es auch von der ganzen Familie angenommen und dafür erkannt worden, ohne Landesherrliche Bestätigung weiter, als bis zu dem vierten Grade der Substitution gültig seyn sollte; und es giebt Beispiele, daß Familienstiftungen, bei denen solches ermangelte, durch richterliche Erkenntnisse vernichtet worden sind. — Diese Landesherrliche Einwilligung setzt freilich mehr, als eine bloße, sonst bei andern gerichtlichen Confirmationen gewöhnliche Formalität voraus, welche man gemeiniglich mit dem bekannten: Uns und Jedermänniglich ohnbeschadet zu decken pflegt. Sie muß nach der Rechtssprache: cum causae cognitione geschehen, und die deshalb anzustellende vorläufige Untersuchung, besonders auf die Grenzen des dazu bestimmten Vermögens, die damit verknüpften Bedingungen, und ob einem Dritten nicht dadurch in seinen Rechten und Gerechtsamen ein Abbruch geschehe, gerichtet werden. Bei genauem Verfahren wird vor Ertheilung der Confirmation die ganze Familie des Stifters darüber vernommen. Hierdurch ergeben sich die gerechten Widersprüche gegen eine solche Stiftung von selbst, und solches ist um so rathsamer, da solche nicht immer dem Landesherren und seinen Dicasterien bekannt seyn können. In vielen Ländern pflegen dem bestellten Generalfiskal oder Advocato fisci, nachdem dieser Staatsbediente hie oder da benannt wird, dergleichen Fideicommißstiftungen, um sein Gutachten, und ob dabei etwas Bedenkliches vorwalte, darüber abzustatten, communicirt zu werden. Allein diese Beamten sind gewöhnlich zu weit entfernt, als daß ihnen von den Familien-Umständen des Stifters aus eigenem Wissen etwas Zuverlässiges bekannt seyn könnte. Weit sicherer ist es, von der Regierung derjenigen Provinz, in welcher die Stiftung er-

richtet werden soll, einen pflichtmäßigen Bericht abzufordern, weil sie Gelegenheit hat, davon nähere Kenntniß einzuziehen, wozu sie sich der Unterbedienten bedienen kann. Zuletzt ist bei der Errichtung von Familien-Fideicommissen und andern dergleichen Stiftungen hauptsächlich dahin zu sehen, daß solches einem Dritten nicht zum offenbaren Nachtheil und Verkürzung gereichen möge. Der Stifter eines Fideicommisses ist, wie schon oben mehrere Male bemerkt worden, wenn er außer dem bestimmten Stiftungserben, mehrere Kinder hinterläßt, solche in ihrem gesetzmäßigen Pflichttheile durch eine dergleichen Stiftung zu verletzen nicht befugt, welches zwar ein zu klarer Rechtssatz ist, als daß er bei einer solchen Stiftung außer Augen gesetzt werden sollte; indessen pflegen dergleichen Stifter gern den zum Fideicommiß bestimmten Gütern einen sehr mäßigen Werth beizulegen, worin sie, in der Absicht, daß die künftigen Besitzer dabei bestehen können, auch nicht unrecht thun. Aus dieser Bestimmung eines geringen Werths kann aber leicht, in Ansehung der übrigen Kinder, eine unvermerkte Verletzung der denselben gebührende Pflichttheile erwachsen. Diese werden, da sie ohnedies die ganze Fideicommiß-Einrichtung wohl nicht anders als ungern sehen können, nur selten dazu stille schweigen, und dann läuft auch ein solches Fideicommiß gleich in seiner ersten Geburt durch nothwendig darin zu machende Veränderungen Gefahr, verletzt zu werden. Damit nun dieses nicht geschehen möge, so haben darauf die bei der Einrichtung der Stiftung gebrauchten Consulenten oder andere Männer hauptsächlich ihr Augenmerk zu richten. — Wenn nun der eben gethane Vorschlag, daß nur die eine Hälfte des Vermögens zum Fideicommiß kommt, die andere Hälfte aber den übrigen Kindern als ein väterliches Erbtheil frei bleibt, so wird dadurch der Fideicommiß-Erbe gegen allen Anspruch, den seine Brüder und Schwestern an ihn machen können, von selbst ge-

deckt, besonders wenn die Klausel: daß die übrigen Kinder, im Falle sie damit nicht zufrieden seyn sollten, nur bloß ihren Pflichttheil erhalten würden, beigefügt worden. Hierdurch kann auch noch ein anderer Umstand, der bei dergleichen Stiftungen ebenfalls leicht möglich ist, gehoben werden. Es geschieht nämlich nicht selten, daß ein Fideicommißstifter nach Errichtung der Stiftung noch mehrere Kinder, als er vorher gehabt hat, zeuget, und seine Familie dergestalt vermehrt, daß die Hälfte des Vermögens, den Gesetzen gemäß, zum Pflichttheile ausgesetzt werden muß. Wenn nun schon vorher das halbe Vermögen zum Fideicommiß bestimmt, die andere Hälfte aber den nicht zur Succession des Fideicommisses gelangenden Kindern frei überlassen worden, so fällt aller sonst hieraus zu machende Einwand von selbst weg, indem, wenn auch dem Stifter nach der Stiftung noch zehn und mehrere Kinder geboren worden wären, sie doch zu ihrem Pflichttheile nie mehr, als die Hälfte des väterlichen Vermögens verlangen könnten. — Aber nicht bloß das Recht des Pflichttheils der mehreren Kinder muß bei einer mit Gültigkeit zu errichtenden Familien-Stiftung in Betracht genommen werden, um dadurch zu keiner gegründeten Klage über eine in derselben geschehene Verletzung Anlaß zu geben, sondern es können sich auch noch mehrere, von den Rechten eines Dritten herrührende Hindernisse ereignen, welche ebenfalls, wenn das Fideicommiß bestehen und ohne Anfechtung bleiben soll, entfernt werden müssen. So müssen z. B. diejenigen Güter, welche zu einem künftigen Familien-Fideicommiß gewidmet sind, und worauf fremde Verbindlichkeiten haften, diese vorher gehörig abgelöset werden, in so fern nicht der Stifter das Mißvergnügen haben will, seine Absichten vereitelt zu sehen. Schon bei den Gütern, die unter einem Wiederverkaufe stehen, würde es große Bedenklichkeiten haben, ob solche in dergleichen immerwährende Familien-Fideicommisse ver-

wandelt werden könnten. Sollten indessen die Ansprüche des Wiederkäufers nicht die ganze Stiftung vernichten, sondern bloß zur Folge haben, daß ein solches Gut nach dessen Wiedereinlösung durch ein anderes für den erhaltenen Einlösungswerth zu erkaufendes wieder ersetzt werden müsse, so würde sich das Weitere daraus von selbst ergeben. Indessen werden diejenigen, welche bei der Errichtung eines dergleichen Fideicommisses zu Rathe gezogen werden, wohl thun, wenn sie einen dergleichen Anstand, entweder durch Ablösung des Wiederkaufsrechts, oder sonst auf andere Art vorher abzumachen suchen, indem, wenn gleich das Fideicommiß selbst dadurch nicht vernichtet werden kann, dennoch bei solchen Stiftungen alles Ungewisse und Unbestimmte sorgfältig zu vermeiden ist. Lehngüter können nie zu dergleichen Familienstiftungen gezogen werden; denn Güter, mit denen solches geschehen soll, müssen des Stifters alleiniges und uneingeschränktes Eigenthum seyn. (Grab der Chikane, Th. 1, S. 844 u. f.) — Die andern weltlichen Stiftungen, als Akademien, Universitäten, Gymnasien und Schulen, Seminarien, Liceen, wissenschaftliche Gesellschaften, Freimäurerlogen, Ressourcen ꝛc. ꝛc., so wie überhaupt alle geistlichen und weltlichen Stiftungen, was für einen Namen sie führen, und welchen Zweck sie auch haben, sehe man unter ihrem Namen in der Encyklopädie nach.

Stiftungsbrief, s. Stiftsbrief.

Stiftungsmäßig, Alles was einer Stiftung gemäß geschieht, alle Anordnungen, die zu ihrem Zwecke von Seiten der Stiftungsverwalter geschehen, damit sie nach dem Willen des Stifters oder der Stifterin ausgeführt, und die Fonds zweckmäßig verwandt werden können. Verschieden hiervon ist stiftsmäßig, das heißt, mit dem Rechte begabt zu seyn, in ein Kloster oder in ein Stift aufgenommen zu werden.

Stigma, das **Stigma**, die **Narbe**, derjenige Theil des Griffels oder Pistills im Allgemeinen, welcher zur unmittelbaren Aufnahme der aus den Pollenkörnern sich entwickelnden röhrigen Schläuche bestimmt ist; es ist gleichsam die Mutterscheide, welche den männlichen Samenstaub der Pflanzen empfängt.

Stigmata, **Stigma**, **Maal- oder Mahlzeichen**, ein eingebranntes Mahl zum Kennzeichen eines begangenen Verbrechens. Bei den Römern wurden den Knechten oder Sklaven die Namen ihrer Herren an die Stirne gebrannt (**Notae serviles**), damit sie bei der großen Anzahl eher zu erkennen seyn möchten. Hauptsächlich soll es aber bei denjenigen Knechten geschehen seyn, die sich schlecht betragen hatten, und deshalb in die Gefängnisse oder an sonst zur Strafe bestimmte Oerter gebracht wurden, welche man **Pistrina s. Ergastula** nannte. Auch den Ausreißern, wenn sie wieder eingeholt worden, wurden die Buchstaben **F H E** mit den Namen ihres Herren, z. B. **Lucii Titii**, zusammen an die Stirn gebrannt, als **F. H. E. L. T.**, welches hieß: **Fugitivus hic est Lucii Titii.** Dergleichen Brandmarkungen wurden aber von dem Kaiser Constantin dem Großen abgeschafft, und dagegen den flüchtigen Knechten eiserne Ringe um den Hals gelegt, und auf solche oder auf die angehängten Bleche ihr Verbrechen bemerkt. Cicero nannte dergleichen **Stigmata, Notae Threicias**, die aber bei den Thraciern ein Zeichen des Adels und Vorzugs vor Andern waren. Auch schon bei den Juden waren sie üblich, sie wurden aber, nach Moses, von Gott verboten, wie auch bei den Daciern, Sarmaten, Britanniern rc. Auch noch in der gegenwärtigen Zeit geschieht dieses Zeichnen oder Einbrennen der Buchstaben in einigen Deutschen und auch andern Staaten bei Uebelthätern mannigfaltiger Art, besonders wenn sie zur Galeere verdammt worden sind. Hierher gehören: Betrieger, Falschmünzer, Wechselverfälscher, Diebe, die

wiederholt bestraft worden, Meineidige, kurz alle Verbrecher, die cum Infamia bestraft werden. Dieses Brandmahl wird ihnen an die Stirn, auf den Backen, auf den Rücken rc. gemacht; es sind Buchstaben, das Wappen einer Stadt, wo sie bestraft worden, auch wohl ein Galgen rc. S. auch Mahlzeichen, Th. 82, S. 738.

Stigmaticus, stigmatisch oder weniger bezeichnend, narbig, zum Stigma gehörig oder von Beschaffenheit desselben; Linea stigmatica, die stigmatische oder narbige Linie, eine aus Papillen gebildete Reihe, welche, z. B. bei den Asteeren, die Schenkel des Griffels unterwärts zu beiden Seiten einfaßt..

Stigmatoideus, narbenähnlich: apex stigmatoideus, die narbenähnliche Spitze auf der griffelartigen Verlängerung des Fruchtanfangs der Moose und Lebermoose.

Stil, Styl, in der Landschaftsmalerey, s. Th. 64, S. 477 u. f. Ueber den Styl in den bildenden Künsten, in der Sprachkunst rc.; s. Styl.

Stilet, s. Stillet.

Stilhornfliegen, Ceriae Fabr.; Fr. les Céries, eine Art Fliegen, welche zu der Fensterfliege (Musca fenestralis; Fr. la Mouche des fenetres) gerechnet wird. Diese Fliegen haben spindelförmige Fühlhörner, die beide auf einem gemeinschaftlichen Stile stehen. Ihre Gestalt gleicht der der Blattlausfliegen. Man kennt ihre Larven noch nicht.

Stilklöbchen, eine Benennung der kleinsten Feilklöbchen bei den Metallarbeitern, bei welchem sich der feste Schenkel in einen wohl fünf oder sechs Zoll langen dünnen fünfeckigen Stiel verläuft, vermöge welchem man das Feilklöbchen besser zwischen den Fingern drehen kann.

Still, Stille, Bei- und Nebenwort, welches keine Bewegung, keinen Laut hören lassen, kein Geräusch bedeutet oder bezeichnet. Eigentlich 1) In Absicht auf die Bewegung, keine Bewegung habend, wo es nach Ade-

lung im schärfsten Verstande nur als ein Nebenwort gebräuchlich ist, und mit solchen Zeitwörtern, welche einen Stand der Ruhe bezeichnen. Stille stehen, die Sonne stand stille. Jos. 10, 12. Stille sitzen, liegen, halten. Mit einem Wagen, mit dem Pferde stille halten. Einem stille halten, sich unter dessen Händen nicht bewegen, z. B. beim Rasiren und Frisiren, bei wundärztlichen Verrichtungen. Im Felde stille liegen, von Armeen, im Gegensatze des Marschirens. Stille stehen: Er stand vor der Statue, vor dem Bilde des großen Mannes stille, und gedachte seines Wirkens, seiner Werke; auch figürlich: Meine Betrachtung stand bei dem Wesen still, welches wir die Seele nennen, verweilte bei demselben, um ihr nachzudenken. Hier stehet mein Verstand stille, heißt aber so viel, das ist mir unbegreiflich, unergründlich. — Ingleichen einer großen heftigen Bewegung beraubt, wo es auch als ein Beiwort gebraucht wird, aber nur in einigen Fällen üblich ist. Das stille Meer, die Südsee, weil auf derselben unter gewissen Breiten die Stürme nicht so häufig sind, als auf andern Meeren. Das Meer wird still (stille) Jon. 1, 12. Stille Wasser sind tief, gründen tief oder haben tiefe Gründe, von der äußern Stille und Gelassenheit ist nicht allemal auf eben dieselbe innere Beschaffenheit zu schließen. Wie rein nahm da mein Gemüth jeden frommen Eindruck auf, wie ein stiller See das Bild des reinen Mondes! (Hermes). Die stille Luft, welche von keinem Winde bewegt wird; bei stillem Wetter. Es ist Windstille, es geht kein Wind. — 2) In Absicht des Lautes, alles Lautes oder Tones beraubt. Stille schweigen, nicht reden, wo das Mittelwort stillschweigend, auch als ein Wort geschrieben wird. S. auch das Stillschweigen. Stille seyn, keinen Laut von sich hören lassen. Warum

bist Du nun so stille? Alles um mich her ist stille. Wir wollen nicht reden, ich will so stille seyn, als ein Grab. Von etwas stille schweigen, nichts davon sagen. Allein sie schwieg doch bald von ihren Fehlern still (Gell.). Zu etwas stille schweigen, nichts dazu sagen, ingleichen es nicht tadeln, nicht ahnden. Stille! eine gewöhnliche Interjektion, die Stille oder das Stillschweigen zu gebieten. Stille! er möchte es sonst hören. Ingleichen als ein Beiwort, alles Lautes, Geräusches von außen beraubt. Ein stilles Gebet, welches nicht durch hörbare Worte geschieht. Daher sagt Geßner: Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, im stillen Gebete den Abend zu feiern. So auch eine stille Liebe, eine stille Freude (eine heimliche), ein stiller Gram oder Kummer, Leidenschaften, welche sich nicht durch Worte und Geräusch äußern. Eine stille Freude kann hier sowohl durch das Gute, welches man gestiftet hat, unmerklich im Innern vorgehen, als auch durch das Böse, welches man gestiftet, den Kurzweil, den man verübt hat, oder ausüben will; im letzten Falle wird diese Freude mehr durch heimlich, als still bezeichnet. Eine heimliche Freude an etwas haben, sich im Innern freuen, daß ein muthwilliger oder böser Streich gelungen ist. Geßner sagt von still, in Beziehung auf Freude: Der Sohn sahe lange mit stiller Freude auf den Vater herunter. Wir fühlen uns beruhiget und mit einem stillen Beifalle des Herzens belohnt, wenn wir Andrer Glück befördert haben (Gellert). Such' Deine Lust in stillern Freuden (Ders.). Ein stiller Gram war auf ihrem Gesichte verbreitet. Ein stiller Abend, eine stille Nacht, ein stiller Wald rc., wo kein Laut, kein Geräusch gehört wird. Ihr stillen Wälder! Bei stiller Nacht. Oft besucht

die Muse bemooste Hütten, um die der Landmann stille Schatten pflanzt (Geßn.). Bei stillem Abend hatte Myrtill noch den mondbeglänzten Sumpf besucht (Ders.). Und warum floh der Held jetzt stillen Schatten zu, und wählte für den Streit des Oelbaums träge Ruh'? (Weiße.) Still in der Laube zubringen, ohne Geräusch. So verlebt der Weise den Abend seiner Tage still auf seinem Landhause, zurückgezogen von der großen Welt, also von allem Geräusche. Eine stille Gesellschaft, bei der keine rauschenden Vergnügungen Statt finden. — Eine stille Wirthschaft heißt im gemeinen Leben ein Bordel oder Freudenhaus, worin keine Tanzmusik gehalten wird. Ferner, ohne starken Laut, ohne vieles Geräusch, wo es doch im gemeinen Leben am häufigsten ist. Stille gehen, sprechen, reden, singen, lesen, besser leise. Ein stilles Sausen, **1 Kön. 19, 12**, ein sanftes. Die stille Messe, in der Römischen Kirche, oder die Stillmesse, welche ohne Musik gelesen wird. Der stille Freitag, der Charfreitag, die stille Woche, die Charwoche, weil man sich zu dieser Zeit aller rauschenden Lustbarkeiten enthält, diese Zeit in abgeschiedener Stille feiert. — Zuweilen wird auch das Neutrum, jedoch nur mit dem Vorworte in, als ein Hauptwort gebraucht; im Stillen, für in der Stille, ohne äußeres Geräusch. Er härmt sich darüber im Stillen.

2. Figürlich, sowohl in Rücksicht der Bewegung, als des Lautes. (1) Ein stiller Mensch, ein eingezogener, sittsamer, gelassener Mensch, der wenig Geräusch macht, auch von heftigen Leidenschaften frei zu seyn scheint. Ein stilles Gemüth. Ein stiller Ort, wo wenig Geräusch ist. Es ist hier sehr stille, man hört hier wenig Geräusch. Ein stilles Leben führen, ein eingezogenes; auch in der Stille leben. Gellert sagt: Ein Schäfer in seinem stillen Hirten-

stande. Still, in der Einsamkeit, verlebt er seine Tage, ohne Geräusch, ohne die Vergnügungen der Außenwelt zu genießen. — (2) Ruhig. Stille leben. Das stille Alter. Den stillen Sabbath der Ewigkeit feyern. Ein stilles Volk, Richt. 18, 27. Man versteht unter einem stillen Volke auch ein dumpfes, hinbrütendes Volk, welches nicht den Charakter der Fröhlichkeit und Freude besitzt, durch viele Widerwärtigkeiten abgestumpft ist. Die Stillen im Lande, Ps. 35, 20. Man versteht hierunter auch die Duckmäuser, die Scheinheiligen. — (3) Es ist ganz stille davon, man hört nichts darin, es wird nichts davon gesprochen. Vorher spricht man viel davon, aber jetzt wird es wieder stille. Beim Orgelbauer ist still, bei den Orgelpfeifen, ein stiller, sanfter Ton derselben. — Schon bei dem Kero und Ottfried still, im Niedersächsischen, Angelsächsischen und Englischen gleichfalls still, im Schwedischen stilla rc. Es ahmt durch seinen Laut, nach Adelung, eigentlich eine leise, sanfte Bewegung nach, und ist der Form nach ein Intensivum, von einem veralteten Stammworte, zu welchem auch stehlen zu gehören scheint. In einem hohen Grade drückt man stille im gemeinen Leben durch mausestill und stockstill aus. Die gemeinen härtern Mundarten schreiben und sprechen dieses Wort gemeiniglich stille; allein die sanftere Hochdeutsche kann hier das e euphonicum nicht füglich entbehren. Für stille ist im Oberdeutschen auch hosch, und im Oesterreichischen tasig üblich, welches Letztere augenscheinlich mit dem Lateinischen tacere verwandt ist.

Stillamme, s. unter Stillen.

Stille, ohne Mehrheit, das Abstraktum des vorigen Bei- und Nebenwortes. Der Zustand, da es stille ist, in allen vorigen Bedeutungen, besonders sofern still eine Abwesenheit des Lautes und Geräusches bezeichnet, da es dann auch sehr häufig figürlich die Abwesenheit lär-

mender und unruhiger Geschäfte, heftiger Begierden ꝛc. bezeichnet. Die Stille des Meeres, oder die Meeresstille, die Windstille, die Stille der Nacht oder die nächtliche Stille. Die Stille der Wälder, der Lüfte ꝛc. Es herrscht hier eine große Stille. Auf diese Stille wird bald ein Gewitter folgen, sowohl wirklich, als figürlich, im letzteren Falle, wenn man vermuthet, daß ein Krieg ausbrechen wird, oder in einer Familie ein Zank, ein Streit entstehen wird. Ein schwarzes Gewitter stieg fernher auf, ängstliche Stille war in den Wipfeln der Bäume (Geßn.). Die Stille der Nacht und der Einsamkeit sind Freundinnen der Schmerzen (Weiße). — Wir leben jetzt in einer ruhigen Stille. In verborgner Stille bewirkt die Natur die Keime ihrer Geschöpfe. Sie wissen, daß mir eine glückliche Stille weit vorzüglicher ist, als alles Geräusch (Weiße). O die Stille der Seele, wie allgewaltig rettet sie in allen Gefahren! Die Stille der Leidenschaften. Dieses ist die Stille des Grabes! Oft denkt, wenn wir der Stille pflegen, das Herz im Stillen tugendhaft, (Gell.) Du bist der Demuth Ebenbild, die in der Stille wohnt (Weiße). In der Stille, ohne vieles Geräusch. In der Stille, in aller Stille davon gehen, sich auf und davon machen. Lassen sie es in der Stille abholen. Sich in der Stille trauen lassen, ohne Aufsehen, im Hause. Eine Leiche in der Stille begraben lassen, gleichfalls ohne Aufsehen, ohne Gepränge, am Abend, oder am Morgen, in der Frühe. In der Stille schwitzen, im gemeinen Leben im Kerker seine Vergehungen abbüßen. In nächtlicher Stille erwacht das Gefühl des Gekränkten, des Verlassenen. Er schmollt mit seinem Ge-

schicke in der Stille, ohne es Andern merken zu lassen, oder zu offenbaren.

Stillen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, stille machen, wo es, nach Adelung, doch nur in einigen eingeschränkten Bedeutungen des Wortes stille gebraucht wird. 1. Eigentlich. (1) In Absicht der Bewegung, die Bewegung hemmen, wo man es nur in der Redensart braucht, das Blut stillen, den Fluß des Blutes hemmen, wofür man im gemeinen Leben einiger Gegenden auch stellen sagt, welches Letztere auch im Oberdeutschen von andern Arten der Hemmung der Bewegung üblich ist (s. dasselbe), woraus zugleich die Verwandtschaft nicht nur mit stellen, sondern auch mit stehen erhellt. Die Stellung des Bluts. Schon Ottfried sagt: Thaz bluat firstualti, das Blut wurde gestillt; und gleich darauf: tar abstult brunno thes bluates, da hörte der Fluß des Blutes auf, wo es als ein Neutrum für stille stehen, inne halten gebraucht wird. — (2) In Absicht des Lautes, des Tones, wo es im eigentlichen Verstande im Hochdeutschen wenig gebräuchlich ist; aber in einigen Oberdeutschen Gegenden sagt man noch, einen Plauderer, einen Schwätzer stillen, ihn zum Stillschweigen bringen oder ihn schweigen heißen. Auch Matth. 28, 14, heißt es noch: Wo es würde auskommen bei dem Landpfleger, wollen wir ihn stillen. — 2. Figürlich, ein im figürlichen Verstande in Bewegung begriffene Sache hemmen, ihrer Bewegung ein Ende machen, wo doch in manchen Fällen auch der Begriff des Lautes, des Geräusches mit eintritt. (1) Ueberhaupt, wo es gleichfalls nur in einigen Fällen gangbar ist. Da machte sich der König eilends auf, daß er den Aufruhr stillete, 2 Macc. 4, 31. Daß ich das Murren der Kinder Israels stille, 4 Mos., 17, 5. Sie stilleten kaum das Volk, daß sie ihnen nicht opferten, Apostelg. 14, 18. Der du stillest das Brausen

des Meeres und das Toben der Völker, Ps. 65, 8. Er stillete das Ungewitter, daß sich die Wellen legten, Ps. 107, 29. Die Gläubiger stillen, im gemeinen Leben, sie zum Stillschweigen oder Stillsitzen bringen. Die Schmerzen stillen, aufhören machen. Die biblischen Ausdrücke dagegen, den Zorn, den Zank, den Hader stillen, Nachlassen stillet groß Unglück, Pred. 10, 4, sind wenig mehr gebräuchlich, noch weniger aber die Seele stillen, Ps. 131, 2, sie ruhig machen. Das Herz stillen, 1 Joh. 3, 19. — (2) In einigen engeren Bedeutungen. (a) Von Begierden, sie durch Befriedigung aufhören machen. Seinen Durst, seinen Hunger stillen, ihnen durch Speise und Trank ein Ende machen. So auch die Begierde, die Brunst, seine Neugier, Jemandes Verlangen stillen. (b) Ein Kind stillen, von säugenden Kindern, ihm die Brust reichen, eigentlich dessen Durst stillen. Hier ist es jedoch noch die Frage: ob es nicht so viel heißen soll, als: ein Kind beruhigen, es durch Darreichen der Brust stille machen, wenn es schreiet? Weil die Gewohnheit, besonders in den untern Klassen des Volks, schon zur zweiten Natur geworden ist, dem Säugling beim Unruhigseyn oder Schreien die Brust zu reichen, um ihn zu beruhigen. Daher nennt man auch wohl im gewöhnlichen Leben eine Säugamme, zuweilen eine Stillamme; aber ein stillendes Kind, für ein noch säugendes, noch nicht von der Brust entwöhntes Kind, ist wider die Natur der meisten Mittelworte auf — end, ob es gleich im gemeinen Leben selbst Obersachsens sehr häufig ist.

Stilles Pulver, ein Pulver, welches so zugerichtet worden, daß, wenn es losgeht, keinen Knall, kein Geräusch von sich giebt. — In den Apotheken nennt man ein stilles Pulver, ein solches Pulver, welches die Aufregung oder Aufwallung des Blutes stillt;

auch Pulver, das den Krampf stillt. — Nach Kirchner's Angabe kann man ein Stillpulver auf folgende Weise bereiten: Man nimmt vom gemeinen Schießpulver 2 Pfd., vom Venetianischen Borax 1 Pfd., und mischt es, gepülvert und gekörnt, wohl untereinander. Oder man nehme 6 Pfd. gemeines Pulver, 1 Pfd. Venetianischen Borax, 3 Pfd. Galmey, 3 Pfd. Salmiak, und granulire das Gemengsel. Kirchner merkt hierbei an, daß die zu schwache Salpeterluft, welche sich durch alle Hindernisse, sobald sie entzündet ist, gewaltsam hindurchdrängt, die Kugel hier in der schwachen Explosion bloß einige wenige Schritte aus dem Gewehre treiben kann. Zum blauen Schießpulver ist die Formel: 8 Pfd. Salpeter, 1 Pfd. Schwefel, Lindenspäne, mit Indigo und Branntwein gekocht, getrocknet und gepülvert 1 Pfd., und dann wie gewöhnlich gekörnt.

Stillet, Stilett, eine Art Dolch, s. unt. Dolch, Th. 9.

Stillet- oder Stiletfliege, die kleine, Musca Hypoleon; Fr. la petite mouche armée, welche zu den Wasserfliegen gehört. Diese Gattung unterscheidet sich dadurch, daß die Fühlhörner kurz sind und am Ende eine Borste führen; auch haben sie nur zwei Borsten in dem Sauger. Diese hier in Rede stehende Fliege ist glänzend schwarz, mit Flecken am Kopfe und an den Seiten des Brustschildes; der Rückenschild und fünf Flecke auf dem Hinterleibe sind gelb. Sie ist gemein an Zäunen. Ihre Larven sind unbekannt.

Stillflöte, eine Flöte, die einen sanften stillen Ton hat, nichts Schreiendes, wenn man darauf bläst.

Stillgedack, beim Orgelbauer, ein Gedack der Orgelpfeifen, welches einen stillen und sanften Ton hat.

Stillhalten, Fr. Parade arrêt, in der Reitkunst, wenn ein Pferd im Galopp still stehen soll. Der Reiter zieht, um dieses zu bewirken, die Zügel auf einmal geschickt

an, wobei er den Leib zurückhält, sich mehr hinterwärts mit dem Körper auf dem Sattel biegt, wodurch das Pferd sogleich zum Stillstehen gebracht wird. Dieses geschieht hauptsächlich bei einem schulgerechten Pferde, welches auf dem Platze pariren muß. S. auch unter Reitkunst, Th. 121.

Stilllager, beim Militair, das Nachtquartier; auch der Ruheort, wo die Soldaten in Regimentern, Brigaden, Divisionen rc. auf Märschen rc. Halt machen, um auszuruhen.

Stillleben, in der Malerey, werden diejenigen Gemälde genannt, worauf stillliegende Gegenstände, ohne Menschen, Thiere rc., abgebildet worden: z. B. Tische mit Früchten, Gläsern, Flaschen, Kannen, Tassen; gedeckte Tische mit Speisen aller Art, sowohl auf Schüsseln und Tellern, als auch bloß liegend, als Brod, Milchbrod, Citronen, Apfelsinen rc.; mit Flaschen und Gläsern voll Getränke, Wein, Branntwein, Bier, Wasser; mit Messern, Gabeln, Löffeln; auch Tische mit andern Geräthschaften, z. B. mit musikalischen Instrumenten, mit Bierkrügen, Karten, Tabakspfeifen, Tabaksbüchsen, Zuckerdosen, Töpfen; mit Büchern, sowohl aufgeschlagene, als geschlossene, mit Lampen, Leuchtern, kurz mit allem Geräthe, was man in der Wirthschaft oder zu andern Zwecken gebraucht, und schön geordnet und treu dargestellt, einen überraschenden Anblick dem Beschauer gewährt. Auch dergleichen Stillleben haben eine anziehende Seite, wenn sie gut behandelt worden; denn auch darein kann man so manches Charakteristische auf das Leben sich Beziehende legen, welches den Beschauer auf längere Zeit zu fesseln im Stande ist So z. B. der verlassene Tisch von Spielern, wo diese, gleichsam überrascht, die Flucht genommen, ohne an das Aufräumen und Mitnehmen ihrer Spiel-Geräthschaften, Karten, Würfel rc., zu denken. Alles liegt auf dem Tische, über den ein weißes Tischtuch gebreitet worden, bunt durcheinander. Das Tischtuch ist bei dem Davon-

eilen ziemlich verrückt und in Falten geschoben worden. Hin und wieder liegen, außer den Würfeln und Karten, kleine Geldhaufen. Die Lichter sind theils herabgebrannt, theils haben sie lange Schnuppen, und zeigen die Emsigkeit, mit welcher die Spielenden beschäftiget gewesen, indem sie die Lichter zu putzen vergessen; dabei liegen noch geöffnete Brillenfutterale, Schreibtafeln und andere Gegenstände, welche beim Spielen gebraucht worden, Taschentücher, leere Börsen 2c. Die abgebrannten Lichter werfen nun einen magischen Schein über alle diese Gegenstände, und geben dadurch dem Ganzen ein gewisses Leben, indem sie in das Innere des Spielklubs blicken lassen, welches sich jetzt, ohne Spieler, recht lebhaft vor die Seele stellt. Auf ähnliche Weise kann man die interessantesten Scenen bloß mit Geräthschaften darstellen; indem man sie so anbringt, daß man immer die Bewohner des Zimmers in der Nähe vermuthet, sie solches nur auf Augenblicke verlassen haben. — Man ist übrigens nicht recht einig, welche Gegenstände der Malerey man so eigentlich zum Stillleben rechnen soll. Einige rechnen zu den eben schon erwähnten Gegenständen, auch noch die todten Vögel und andere todte jagdbare Thiere, die man in die Küchen, Zimmer 2c. bringen kann, als getödtetes Wildpret aller Art der kleinen Jagd: Rebhühner, Fasane, wilde Enten und Gänse, Krammetsvögel, Lerchen, Ortolane, Goldammer, Wasserhühner, Hasen 2c. 2c.; dann rechnen Einige auch noch die Blumen und Früchte hierher, wenn sie in Gefäßen, Körben 2c. aufgestellt worden; indessen scheinen die Letzteren auf keinen Fall zu den Stillleben zu gehören, da die Blumen und Fruchtstücke einen besonderen Zweig der Malerey bilden, also für sich etwas Abgeschlossenes, eben so auch die Thierstücke, mithin könnte man wohl auch das geschossene Wildpret 2c. hierher zählen, und man würde unter Stillleben nur die oben erwähnten Gegenstände verstehen, also alle stille

liegenden oder stehenden Sachen, die kein Leben haben, noch gehabt haben, sondern durch die Kunst dargestellt werden, durch Menschenhände oder Maschinen. Will man aber das Stillleben in Gemälden, nach dem Worte auslegen, so würden auch Menschen und Thiere dazu gehören, wenn sie sich im Zustande der Ruhe oder des Schlafes befinden. So würde dann eine am Tische eingeschlafene Gesellschaft, ein eingeschlafener Bauer in der Schenke beim Bierkruge, ein Handwerker in seiner Werkstatt ꝛc., zu den Stillleben gehören, so auch eingeschlafene oder schlafende Thiere, wie Hunde, Katzen ꝛc.; sobald also das Ganze ein Bild der Ruhe darstellt; allein dieses wird darunter nicht verstanden, sondern nur stillliegende Sachen aller Art, und in so fern gehören auch Früchte und Blumen hierher, sobald sie zur Verzierung einer gedeckten Tafel ꝛc. dienen, also unter mehreren Gegenständen stehen, so auch die todten Vögel, Hasen ꝛc., wenn dabei Jagdtaschen, Flinten, Pulverhörner, Jagdhörner, Wein- und Branntweinflaschen, Jagdmesser, Brod, Käse ꝛc. liegen und stehen, also das Ganze ein buntes Gemisch bildet, und die Vögel und andere Thiere nicht Hauptsache sind; sind es aber bloß Thiere, ohne andere Gegenstände, so gehören sie zu den Thierstücken. In dieser Art der Malerey, dem Stillleben, haben sich vorzugsweise die Holländer und Belgier, überhaupt Niederländer ausgezeichnet. Auf sie folgen die Deutschen, Engländer ꝛc. Die Italiener und Franzosen haben sich wenig in dieser Malerey versucht, vielleicht, als Aufgabe der Kunst, sie für zu kleinlich gehalten. Von den oben zuerst genannten Nationen oder Schulen sind die bekanntesten Künstler in Stillleben Wilh. van Aelst, Ambros. Breughel, Cornel de Heem, Joh. Fyt, Joh. Bat. Bottats oder Bouttats, Alexander Adrieansen, Joach. Beuckelaer, Pet. Gallis, Franz Sneyders, van Westhoven, van der Poel, Heinr. Andriessens, B. van der Ast, Pet.

Roestraten, Corn. Zaftleeven oder Sachtleeven, Christ. Pierson, Georg van Son, Jak. Gillis, Georg Hinz, Joh. Adalb. Angermayer, Joh. Bat. Hölzel, Joh. Zagelmann, Georg Flegel, Franz. Wern. Tamm, Just. Junker, Georg Norwick, Friedr. Nicol. Hamer, Karl Seiffert, Jak. Lehnen, Erdm. Schulz, Jul. Peters, Will. Ferguson, Georg von Hamilton 2c. 2c. Von den Franzosen hat sich besonders Franz Desportes, Bapt. Oudry und Andere, und von den Italienern Franz Maltese, Fioravente und Andere in Stillleben ausgezeichnet. In der neuern Zeit hat sich dieser Zweig der Malerey nicht sehr ausgebreitet, obgleich er auch von geschickten Künstlern jetzt betrieben wird, von denen einige der Deutschen oben mit erwähnt worden. Dieses kommt daher, weil man so oft den Satz bei Beurtheilung der Kunstwerke in öffentlichen Blättern aufstellt: daß die Historien- und Landschaftsmalerey die vorzüglichsten Zweige in der Kunst und nur der Verewigung durch den Pinsel werth wären, wenn sie nämlich dadurch verewiget werden können, besonders die letztere Malerey, und dieses macht denn, daß sich junge Künstler hauptsächlich auf diese Malerey legen, und die andern Zweige (Blumen- und Fruchtmalerey, Vieh- und Jagdstücke und Genre- oder Gesellschaftsstücke allenfalls ausgenommen) weniger beachten; auch wohl die Mühe in der getreuen Ausführung und geschmackvollen Zusammenstellung der Stillleben scheuen, da solche, wie sie glauben, nicht belohnt wird, und dennoch sind diese Stücke von Liebhabern gesucht und gekauft worden, und zieren eben so gut die Gemälde-Gallerien und Kabinette, wie die historischen und andern Gemälde. Auch sind keine Gründe vorhanden, warum man gerade diesen Zweig der Malerey zurück setzen will, da die Phantasie eben so gut dabei beschäftiget werden kann, wie bei den andern, die

uns doch auch nur die Gegenstände vorführen, und es den Beschauern überlassen, sich die Handlungen zc. zu vergegenwärtigen. In neuester Zeit kultiviren mehrere Deutsche Künstler diesen Zweig der Malerey, und wie man z. B. auf den Berliner Ausstellungen gesehen hat, so recht mit Liebe, und sie scheinen bei ihren Anstrengungen, auch diesen Zweig, den die Holländer oder vielmehr Niederländer zuerst empor gebracht haben, in neuester Zeit nicht sinken zu lassen, wohl ihre Rechnung zu finden.

Stillsalz, Sedativsalz, s. unter Salz (Still=), Th. 134, S. 201.

Stillschweigen, das, von der Redensart stille schweigen, die Handlung, da man stille schweigt, nicht spricht. Ein tiefes Stillschweigen beobachten. Es mit Stillschweigen übergehen. Das Stillschweigen brechen, anfangen zu reden. Auch das Mittelwort stillschweigend wird gern als ein Wort gebraucht, auf welche Art Viele auch stillhaltend, stillsitzend, stillliegend zc. schreiben, obgleich bloße Nebenwörter, nach Adelung, nicht gern mit Zeitwörtern Zusammensetzungen machen, einige wenige ausgenommen, welche dieses Vorrecht schon seit langer Zeit eingeführt haben. Etwas stillschweigend gut heißen, durch unterlassene Bezeugung seines Mißfallens. Ein stillschweigender Kontrakt, figürlich, wo die Einwilligung nicht ausdrücklich durch Worte angedeutet worden, sondern aus andern Zeichen zu schließen ist. Uebrigens ist, nach Adelung, still in diesem Worte, so wie in der Redensart stille schweigen, nur um des mehreren Nachdrucks willen da, indem schweigen den Begriff des stille schon in sich schließt. Von stille liegen, stille sitzen zc. gilt solches nicht, weil stille hier seine eigene Bedeutung hat.

Stillstand, die Handlung, der Zustand, da man stille steht. 1. Im eigentlichen Verstande. Der Stillstand der Sonne, des Mondes. Der Stillstand eines Planeten, in der Astronomie, wenn er einige

Tage einerlei Länge und Breite behält, und also stille zu stehen scheint. — 2. Gebraucht man es auch figürlich, wenn man in einer Bewegung, einer Wirkung inne hält, ihren Fortgang auf eine Zeitlang unterbricht: wie Krankheitsstillstand, Waffenstillstand ꝛc.

Stillstand (Abend-), s. Stillstand (Planeten-).

— (erster), s. daselbst.

— des Mondes, s. unter Mond, Th. 93.

— (Morgen-), s. Stillstand (Planeten-).

— (Planeten-), in der Astronomie, wenn ein Planet, von der Erde aus gesehen, den Anschein hat, als wenn er in einem Punkte des Thierkreises einige Tage stille stände, oder nach mathematischer Bestimmung: wenn die Linie, welche aus dem Auge durch den Mittelpunkt des Planeten gezogen wird, in einen Punkt des Thierkreises trifft, und er also einerlei Länge und Breite auf eine Zeitlang behält. Die Ursache eines solchen scheinbaren Stillstehens hat Copernikus entdeckt, nämlich die Bewegung der Erde um die Sonne, die aber von Kepler, Halley, Bernoulli und Andere mehr erläutert, und die Ausrechnung desselben aufs Genaueste angegeben worden. Der erste Stillstand wird genannt, wenn der Planet gerade fortgelaufen, und nun zurückkehren will. Dieses geschieht bei den obern Planeten, wenn sie des Morgens wieder sichtbar werden, und heißt der Morgenstillstand, Statio matutina, bei den untern Planeten aber, wenn sie des Abends sichtbar werden, der Abendstillstand, Statio vespertina. Der zweite Stillstand, Statio secunda, zeigt sich, wenn der Planet ein Stück zurückgelaufen, und nun wieder vorwärts gehen will. Dieses ist bei den obern Planeten der Abend-, bei den untern aber der Morgenstillstand. S. auch unter Planet, Th. 113.

— **schwerer Körper**, in der Statik, der auf dem Mittelpunkte ihrer Schwere beruhet. S. unter Statik, Th. 170, S. 108 u. f.

Stillstand (Sommer-), s. Stillstand (Sonnen-).
— (Sonnen-), Solstitium, in der Sternkunde, die Zeit, wenn die Sonne in ihrer größten Entfernung von dem Aequator sich befindet, welches jährlich zweimal geschieht, erstlich wenn sie in das Zeichen des Krebses tritt und den längsten Tag macht, und dann zweitens, wenn sie in das Zeichen des Steinbocks tritt und den kürzesten Tag macht. Der erste heißt der Sommerstillstand, Solstitium aestivum, der zweite der Winterstillstand, hybernum. S. auch unter Sonne, Th. 155.
— (Waffen-), s. oben, unter Stillstand, und Waffenstillstand, unter W.
— (Winter-), s. Stillstand (Sonnen-).
— (zweiter), s. Stillstand (Planeten-).

Stilqualle, Geryonia, eine Gattung der Quallen, welche zu den Scheibenquallen, Discophorae, gehört. — Sie haben keine Keimwülste, und machen daher ein eigenes Geschlecht aus, welches Scheibenquallen ohne Keimwülste, Discophorae cryptocarpae, heißt. Sie haben nämlich keine Keimwülste an der untern Fläche, und keine dunkle Randkörper; auch sind ihre Verdauungsorgane verschieden; sie machen daher eine eigene Gattung der Scheibenquallen ohne Keimwülste aus, welche in der Mitte der Unterfläche oder untern Fläche einen Stiel, mit Saugöffnungen an der Spitze, und feinen Kanälen, welche den Nahrungssaft den herzförmigen, im Umfange der Scheibe liegenden Magenhöhlen zuführen, haben; am Rande haben sie eben so viele große Fangfäden, als Magenhöhlen. Am bekanntesten von diesen Quallen ist die Geryonia proboscidalis, die größte Art dieser Gattung, welche sechs Magen und 2½ Zoll im Durchmesser hat. Man findet sie im Mittelmeere. S. auch den Art. Qualle, Th. 119, S. 257.

Stilschwänze, Limules, eine Insektengattung, welche nach Cüvier zu dem Einauge, Monoculus; Fr. le Monocle, gehört. Der Körper dieser Gattung sitzt ganz

unter einem breiten schaligen Schilde fest, welches durch eine Quernath in zwei Stücke getheilt ist, und sich hinten mit einem langen Stiele endiget, der aber ein besonderes Glied ausmacht. Sie haben keine Fühlhörner. Am ausgezeichnetsten von dieser Gattung ist: der riesenhafte Stilschwanz, **Monoculus Polyphemus Linn.**, **Limulus Gigas** Fabr.; Fr. **le Limule géant**, auch gewöhnlich **le Crabe des Moluques**, der Molukkische Krebs, genannt. Er ist der größte aller bekannten Insekten. Der Vordertheil seines Schildes bildet einen halben Mond und hat auf dem Rücken zwei zusammengesetzte, weit von einander entfernte Augen. Unten trägt er fünf Paare von Werkzeugen, die man für Kinnladen ansehen kann; sie sind kurz, zusammengedrückt, mit kleinen Stacheln besetzt, tragen jede eine sehr große Freßspitze, von der Gestalt eines Beines, mit vier Gliedern, am Ende mit einer Scheere, die denen der Krebse ähnlich ist. Die Scheeren des ersten Paares sind bei dem Männchen sehr aufgetrieben, die des letzten sind klein, und von einigen schaligen Blättern begleitet. Vor diesen Kinnladen ist die Oberlippe, von prismatischer Gestalt und klein. Sie trägt zwei zweigliedrige Freßspitzen, die sich auch in Scheeren endigen. Die Unterlippe steht hinter dem hintersten Kinnladenpaare, und wird von zwei gezähnelten Blättern gebildet. Der Hintertheil des Schildes ist viel schmäler, und der Außenrand ist gezähnelt und mit beweglichen Dornen bewaffnet. Unterwärts trägt es sechs Paar breite und dünne Blätter, deren Hinterseite Fäden hat, die als Kiemen dienen. Das Ganze endiget sich in einen sehr langen, spitzigen, geraden, aus einem Stücke bestehenden Schwanz. Der Mund ist ein Loch, welches unter der Oberlippe sitzt. Man findet weder Fühlhörner, noch Kinnbacken.

Stilte, ein langer von einem Blocke herunter gehender Stiel.

Stiltenblock, Stiltenbock, ein schwerer Handbock,

der mit Stilten versehen ist, und womit man insgemein Scharen abzuschlagen pflegt, zum Unterschiede von leichten Handböcken.

Stimme, im Diminut. das Stimmchen, welches nur in der vertraulichen Sprechart von einer schwachen, feinen Stimme üblich ist. Ueberhaupt ist Stimme der Laut, welchen organische Geschöpfe durch die Luftröhre von sich geben, welche sich an den Lungen mehr oder weniger verzweigt, und am andern Ende mit dem Kehlkopfe der sich durch eine schmale Spalte, die Stimmritze, in den Schlund offnet, mündet, wodurch dann die Stimme bewirkt wird. In Hinsicht der Sprache, nach Adelung. I. Im weitesten Verstande. Die Stimme des Löwen. Die Stimme der wilden Thiere in den Wäldern. Die Stimme der Vögel des Himmels, in der Deutschen Bibel. Der Löwe hat eine furchtbare Stimme. Lichtwehr dichtet: Ein Esel wollt auf öffentlichen Gassen, sein lieblich Stimmchen hören lassen; und dann von einem Gimpel: Sein Stimmchen machte schlechten Staat. — Figürlich legt man auch wohl leblosen Gegenständen, die durch das Gehör empfunden werden, in der dichterischen Schreibart eine Stimme bei. Die Stimme des Donners, in der Deutschen Bibel. Die schreckende Stimme des Donners schweigt (Geßn.). Die Stimme des Getümmels, einer Posaune, der Trommeten, Pfeifen und Harfen ꝛc. für Laut, Schall, Klang, lassen sich nur in der dichterischen Schreibart nachahmen. — Sie ruft die Glocke bereits mit silberner Stimme zu dem ländlichen Tisch (Zachar.). — 2. In engerer Bedeutung, die menschliche Stimme, wo dieses Wort eigentlich den durch die organischen Sprachwerkzeuge hörbar gemachten Athem bezeichnet, wie schon oben bemerkt worden, der zur Sprache durch die Stimmritze wird, wenn die einzelnen Laute,

welche die Stimme umfaßt, Zeichen der Empfindungen und Gedanken werden. — (1) Eigentlich. Eine grobe, eine feine, eine klare Stimme haben. Er sagte mit lauter Stimme. Seine Stimme erheben, sinken lassen. Seine Stimme hören lassen. Die Stimme verändern. Für Rede, wie es in der Deutschen Bibel mehrmals gebraucht wird, z. B. Gott erhöre meine Stimme, würde es sich allenfalls noch in der dichterischen Schreibart brauchen lassen. — (2) In engerer Bedeutung bedeutet es in der Musik, (a) die Beschaffenheit der Stimme, in so fern sie sich zum Gesange schickt. Eine gute Stimme haben; keine Stimme haben, keine zum Gesange taugliche Stimme. Stimme zum Singen haben. Die Stimme verlieren. Hier wird die Mehrheit nur von mehreren Arten gebraucht. — (b) Die Arten der Stimme in Ansehung der Tiefe und Höhe heißen in der Musik gleichfalls Stimme. Die Diskantstimme, die Alt-, Tenor- und Baßstimme, die Barytstimme, die Bruststimme. Eine Stimme singen. So werden auch die für jede Stimme geschriebenen Noten Stimme genannt. In weiterem Verstande heißen auch die für jedes musikalische Instrument geschriebenen Noten Stimmen. Die Violin-Stimme, die Noten für die Violine; die Guitarrenstimme, Mandolinenstimme, Harfenstimme, die Stimme für diese Instrumente. — (3) Figürlich. (a) In der höheren und dichterischen Schreibart ist die Stimme die Wirkung eines leblosen Dinges auf das Erkenntniß- und Begehrungsvermögen. Die Stimme der Natur, die Ueberzeugung, welche durch den Zusammenhang der natürlichen Dinge in uns gewirkt wird; in einem andern Verstande ist, nach Adelung, die Stimme der Natur, der natürliche Trieb. Hauptsächlich versteht man aber wohl darunter oder müßte man darunter verstehen: die Beachtung des Ein-

drucks, den die Natur auf uns macht, indem wir nur dadurch unsern Körper vor manchen Unfällen &c. bewahren können. Sulzer sagt hier, nämlich bei der Stimme der Natur: das große Interesse des Menschen liegt also darin, daß er dieser Stimme der Natur, die ihn zum Schönen, zum Guten hinruft, gehorsam werde. In so weit wir bloß dieser Stimmme der Natur, die unsere Herzen einander zuführen will, folgen, in so weit ist es noch keine Tugend, sagt Gellert. Die Stimme des Bluts, die Empfindung, welche aus der nahen Verwandtschaft entspringt. Man höre bei seiner achtsamen Wahl zuerst auf die Stimme des Herzens (Gellert). — (b) Die durch Worte oder Zeichen ausgedruckte Meinung in der Berathschlagung mehrerer. Sechs Stimmen waren für und sechs wider die Sache. So ist diese Meinung durch Stimmen, besonders in den constitutionellen Staaten, von Wichtigkeit, indem man hier die Stimmen sammelt, wenn ein Beschluß gefaßt und Gültigkeit haben soll, wo dann die mehrsten Stimmen den Ausschlag geben; daher die Stimmen sammeln. In engerer Bedeutung bedeutet es hier auch die beifallende, bejahende Stimme dieser Art. Er hatte alle Stimmen. Die Bill ist wegen der Mehrheit der Stimmen durchgegangen, hat die Beistimmung der Kammer oder Kammern erhalten. So auch die Motion oder der Vorschlag ist wegen Stimmen-Mehrheit durchgegangen, ist wegen der Minorität oder Stimmen-Minderzahl durchgefallen, nicht angenommen worden. Seine Stimme zu etwas geben. — (c) Das Recht, in der Berathschlagung Mehrerer seine Stimme zu geben, das ist, seine Meinung, sein Urtheil zu sagen, das Stimmrecht, ohne Mehrheit. Sitz und Stimme im Rathe, in einem Kollegium oder Kollegio, im Kapitul &c. haben. Jemanden seine Stimme nehmen. — (d) An verschiede-

nen musikalischen Instrumenten ist die Stimme ein Theil, welcher den Klang oder Ton des Werkzeuges bestimmt. So z. B. ist es ein aufgerichtetes Hölzchen in den Geigen oder Violinen, welches den Resonanzboden in die Höhe hält. An den Pauken wird der Trichter über dem runden Loche an dem Paukenkessel, sowohl das Schallstück, als die Stimme genannt.

Die Hervorbringung der Stimme geschieht durch die Lunge, die Luftröhre, den Luftröhrenkopf und die Stimmritze. Hauptsächlich geschieht sie durch den Kehlkopf (wenigstens ist derselbe das vorzüglichste Werkzeug der Stimme, am obern Ende der Luftröhre), welcher aus mehreren Knorpeln besteht, die eine längliche Oeffnung mit sehr zarten Rändern zwischen sich haben, Stimmritze genannt (s. auch oben, S. 220). Diese Ritze kann zusammengezogen und erweitert werden, und wenn die Luft vermöge der Zusammenziehung der Brust schnell ausgestoßen wird, so bringt sie Töne hervor, welche, nach Maaßgabe des mehr oder weniger vorwärts gezogenen Kehlkopfs, mehr oder weniger fein sind. Diese Töne werden dann durch die mehr oder weniger erweiterte Oeffnung des Mundes abgerundet, und durch die Bewegung der Zunge, der Lippen und Zähne artikulirt. Ein Knorpel, Kehldeckel genannt, legt sich beim Hinunterschlucken auf die Stimmriße, um dieselbe zu bedecken. Auf die Bildung der Stimmritze kommt Vieles an, um die Töne gehörig hervorzubringen; daher unterscheidet sich auch die menschliche Stimme so sehr von der thierischen; denn diese ist gegen die Menschensprache von sehr geringem Umfange; denn sie besteht im Schreien, Gebrülle, Grunzen, Bellen, Blöcken, Heulen, Miauen, Wiehern, Pfeifen, Zischen, Winseln, Zwitschen, Krähen, Girren rc. rc.; indessen modificiren sich auch diese Töne nach den Bedürfnissen jeder Thierklasse unter sich und zu den übrigen, welches man sowohl bei den Vierfüßern, als Vögeln findet. So sind die Laute, die

sie wegen des Bedürfnisses nach Nahrung, in der Liebe, im Gefühle der Geselligkeit, im Verlangen nach ihres Gleichen, wenn sie allein sind, in der Gefahr rc., ganz anders, wenn man genau darauf merkt; also modulirt sich ihre Stimme eben so wohl, als die menschliche, nur hat sie nicht den Grad der Ausbildung, und kann sie auch nicht haben, weil damit bei dem Menschen ganz andere Begriffe verbunden sind; sein Ideengang entwikkelt sich und giebt der Stimme die verschiedenen Abwechselungen, die wir artikulirte Töne nennen, und wodurch wir unsere Gedanken ausdrücken. Im Ganzen ist unsere Sprache auch monoton, wenn wir die Mitlauter betrachten, nur die Selbstlauter sind die Stimmleiter und Tongeber der Worte, ohne sie wäre die Sprache auch unverständlich, wären es bloß harte oder rauhe Töne ohne Modulation, also ohne Wortbegriffe. Daß die geregelten Laute, welche die Sprache bilden, nur vorzüglich dem Menschen, als der Schöpfung Meisterstück, eigen seyn können, ergiebt sich aus seiner ganzen Gesichts- und Kopfbildung, aus dem Munde, der Nase, der Zunge, der Zähne rc., alle diese Theile eignen sich dazu die Sprache zu bilden, welches bei den Thieren nicht so der Fall ist, und das man bei der Bildung ihrer Gesichtstheile rc. wohl bemerken wird. Die wenige Luft, die durch die enge Spalte des Luftröhrenkopfes herausgedrückt wird, macht die Stimme, aber die verschiedenen Hindernisse, welche diese Luft bei ihrem Ausgange vermittelst des Mundes, der Zunge, der Zähne, der Lippen und der Nase findet, geben die verschiedenen Laute, deren jeder seine Bedeutung durch den Ausdruck des Begriffes erhält, den wir ihm beilegen. Die **Stimme** ist daher auch noch lange keine Sprache, sondern bloß ein durch steigende und fallende Töne ausgedehnter Ton; denn man kann die ganze Tonleiter auf einem Selbstlauter, mittelst der Stimme, laut und rein durchlaufen, ohne eine einzige Sylbe dabei auszusprechen. Die

Stimme wird bloß gebraucht, um in einiger Entfernung gehört zu werden. In der Nähe können sich Menschen von gutem Gehöre auch leise unterreden. Es wird hier nöthig seyn die schon oben erwähnten Organe oder Werkzeuge der Stimme noch einmal genauer durchzugehen, als es schon geschehen ist, weil nur durch dieselben die Stimme möglich wird. Zuerst kommt die Luftröhre in Betrachtung, die schon Th. 81, S. 574 u. f., beschrieben worden. Man weiß aus der Untersuchung, daß diese Röhre bloß ein Lungenkanal ist, der die Luft aus der Lunge dem Stimmhäutchen zuführt, zum Zittern der Luft, aber nichts beiträgt, sondern bloß zu der Absicht dient, wie die Windlade an der Orgel; denn das Luftzittern wird nicht durch das Zittern der Luftröhre, sondern umgekehrt das Luftröhrzittern, so man durch den Finger im Reden oberhalb des Brustbeines fühlt, durch die Luftbebungen verursacht. — Der Luftröhrenkopf besteht aus Bändern, Knorpeln, Muskeln und Membranen, und ist seiner Länge nach offen, oder gespalten, eigentlich aber eine Büchse, deren vordere Vorragung der schildförmige Knorpel (Adamsapfel) ist. Dieser Luftröhrenkopf ist bewegbar, und steigt beim Sprechen, Singen und Schlucken bald herauf, bald hinab; hinab im Baßsingen, da sich die Spalte zu mehr Luft erweitert, aufwärts im Diskantsingen, wegen der Luftpressung und Verengerung der Stimmspalte. — Die Stimmritze, Luftröhrenspalte, Glottis, (s. den erwähnten Theil, S. 576); sie ist das wichtigste Organ zur Erzeugung der Stimme. Oben am Luftröhrenkopfe, unterhalb dem Kehldeckel, sind zwei Membranen oder Häute horizontal ausgespannt, deren jede die Oberfläche eines halben, beide zusammen aber die Oberfläche eines ganzen Zirkels ausmachen. Mit ihrer äußern runden Kreislinie hängen sie an der Wand des Luftröhrenkopfes fest, ihre geradelinigen Seiten sind aber gegeneinander einwärts gekehrt, so, daß sie vereiniget

nur eine gerade Linie, das heißt, genau den Zirkeldurchmesser zeichnen. Wenn sich diese zwei geraden Linienschnitte beider Membranen durchweg nach ihrer ganzen Linie einander berühren, so schließen sie so genau an einander, daß auch nicht ein Atom von Luft hindurchgelassen wird; entfernen sie sich von einander, so machen sie eine, dem Linsenschnitte ähnliche Oeffnung, wie das Mundstück der Hautbois oder des Fayotts gespalten ist. Wenn diese Oeffnung kleiner ist, so, daß die von der Lunge heraufgedrängte Luft nicht völlig freien Ausgang aus der Stimmspalte findet, und sich gleichsam herausdrängen muß, so reibt sie sich an den beiden Rändern der Membranen, und dann gerathen diese in ein Zittern. Diese Hautbebungen geschehen mit so außerordentlicher Geschwindigkeit, daß die Stöße, welche die Luft durch das Hin- und Herschnellen der Häutchen leidet, fast in eins zusammenfließen, und vom Gehöre nicht mehr von einander unterschieden werden können, und so wie das Auge an einem schnell umlaufenden Rade bloß eine Scheibe zu sehen glaubt; eben so werden dem Ohre die wiederholten Luftschwingungen zu einem Tone, welchen man Stimme nennt. Steht nun diese Stimmspalte in der Mitte, dem kleinern Durchmesser nach, um den zwölften, höchstens zehnten Theil eines Zolles offen, so hört die Stimme auf, weil nun die Luft ohne Anstoß frei hindurch strömen kann, und keine Reibung an den zwei kleinen Halbtrommeln mehr Statt findet. Je enger sich nun diese Membranen schließen, das heißt, je mehr sich ihre Ränder der geraden Linie nähern, desto feiner wird der Ton, wie eine gerade gespannte Seite immer feiner wird. Eben so vervielfachen oder vervielfältigen sich die Zitterungsschläge an dem gespannten oder ausgedehnten Häutchen, und diese häufigeren und schnelleren Luftschläge machen den Ton hoch und fein. Von dieser bald erschlaffenden Spaltenhaut entsteht der grobe Ton. Die Luft reibt den Schnitt der Haut, so daß

diese bald langsamer, bald geschwinder bebt, je nachdem der Wille diese Haut ausdehnt, spannt, oder fallen, zusammensinken läßt, und von dieser Seite betrachtet, soll unsere Stimme zu den Saiteninstrumenten gehören. Andere Physiker vergleichen sie dagegen mit unseren Blaseinstrumenten. Beider Partheyen Meinungen sollen sich vereinigen lassen, da die Stimmspalte nicht weiter oder enger werden kann, ihre Ränder müßten sich denn spannen, oder nachlassen. Auch ist jederzeit Spannen mit Engermachen, so wie Erschlaffen mit Weiterwerden verbunden. Daher ist das Spannsystem eines Ferrein und das Dodartsche Oeffnen unzertrennlich mit einander verbunden, und also ist bald die Lungenluft der Geigenbogen, bald der Flötenathem, das Eine ist zur Stimme so unentbehrlich als das Andere. Immer steht das Oeffnen der Stimmspalte mit der Randspannung im genauen Verhältnisse. Spannt die Natur die Ränder straffer, so verlangen sie, wenn sie zum Zittern gebracht werden sollen, eine starke Strömung der Luft an der Schärfe der Ränder. Dieser stärkere Grad des Luftstroms wird nur dadurch erreicht, wenn das Loch, wodurch diese Luft ziehen muß, verengert wird. Da sich nun die Luft durch eine engere Spalte fortwälzt, so reibt sie diese Spaltenränder, welche, wie jede Haut, elastisch sind, und von dem ewigen Durchzuge der Luft ausgedörrt, und zugleich von den warmen Mund- und Lungendünsten eben so oft wieder angefeuchtet, das ist, welker und breiter werden, dergestalt, daß diese Hautklappen in Bebung gerathen müssen. — Von dem Steigen und Fallen der Stimme giebt das Trompetenblasen den angemessensten Begriff; denn unser Mund giebt die Stimmspalte, das Mundstück der Trompete ist der Luftröhrenkopf, die Lippen sind die zwei Fallklappen der Stimmhäutchen, die den Laut angeben, während der übrige Bau der Trompete, wie unser sprechende Mund dient, den Schall zu drän-

gen, und so zu reden, zu artikuliren. Je mehr man die Lippen zusammendrückt, um so gewaltsamer, aber auch feiner wird der Ton. Bei den übrigen Blaseinstrumenten mit Rohrmundstücken ist es umgekehrt; man hat aber alle nach der anatomischen Organisation des Menschen einzurichten gesucht. — Diese kleine Oeffnung der Stimmspalte, welche kaum $\frac{1}{10}$ Zoll beträgt, kann sich nach unglaublichen kleinen Maaßen modificiren. Man nimmt an, daß eine gute Stimme, den Zwischenraum von einem Tone zum andern, nach hundert Graden abtheilen kann. Wenn nun dieses wahr ist, so wird bei einer gemeinen Stimme, welche gewöhnlich zwölf Töne hat, der Durchmesser der Stimmspalte, das ist, $\frac{1}{10}$ Zoll, in tausendzweihundert Theile, und da jedes der zwei Stimmhäutchen ihre eigene Abänderung leidet, in zweitausendvierhundert Theile eingeschränkt werden können; 1 Zoll aber vierundzwanzig Theile bekommen. Gemeiniglich haben Frauen, Jungfrauen und Kinder eine feine, bärtige Jünglinge und Männer aber eine grobe Stimme; weil bei den Ersteren der Luftröhrenkopf viel kleiner, die Stimmhäutchen kürzer, und das ganze Stimmorgan zärter gebauet ist. Je kürzer eine gespannte Saite ist, desto feiner wird ihr Ton, weil ihre Schwingungen kürzer, folglich auch in kürzerer Zeit, das ist, geschwinder erfolgen, und wollte man eine längere Saite zu eben dem Tone stimmen, so müßte man sie, nach dem Verhältnisse, desto stärker spannen. Wenn ein Baßsänger mit ganz umgeänderter Stimme den Diskant, also eine Frauenstimme, zu singen unternimmt, so nennt man diese erzwungene Stimme Falsettstimme, das Singen durch die Fistel, im Gegensatze der natürlichen Bruststimme. In der jetzigen Zeit ist ein Umfang von zwei Octaven immer das Erforderniß einer guten Stimme. Einige steigen zu drittehalb Octaven hinauf, und durch den Zusatz von einigen Fallsetttönen, die aber behutsam eintreten müssen, kann der natürliche

Umfang der Gesangstimme erweitert werden. Die Regel schreibt einem geschickten Solosänger nach der heutigen Art, außer den übrigen wesentlichen Eigenschaften, den Umfang von ein gestrichenem C bis drei gestrichenes C für den Diskant, hingegen für den Bassisten von F bis ein gestrichenes F vor.

Um die Spalte des Luftröhrenkopfes, als unschätzbares Stimmgefäß, vor so vielfältigen Anfällen zu bewahren, hat die Vorsehung dasselbe mit einem beweglichen Kehldeckel (Epiglottis) versehen, welcher alle fremde Körper, die in diese enge Stimmritze herabfallen und solche verstopfen können, von derselben zurückhält. Dieser Deckel hat das Ansehen einer kleinen Zunge, welche sich mit ihrem spitzen Hinterende niederlegt, und die ganze Oeffnung des Luftröhrenkopfes bedeckt. Dieser Deckel ist ein elastischer Knorpel, gewöhnlich mit seiner Spitze aufwärts halbrund aufgebogen, und daher offen; er fällt nur dann nieder, wenn etwas in die Spalte des Luftröhrenkopfes einzudringen droht. Dieser Weg ist allerdings gefährlich, weil gleich hinter der Luftröhre, die unsern ganzen Lebensmechanismus anfacht, die Schlundröhre mit ihrem Eingange liegt, und sowohl alle Speise, als alles Getränke, über die im Wege liegende Luftröhre, wie über eine Luftbrücke, hinüber gleiten muß, und daher war dieser Luftdeckel durchaus nothwendig. Ueber dieses Zünglein muß Alles passiren, was in den Magen gelangt; entsteht zuweilen der Fall, daß dieses Brückchen oder Kläppchen nicht zur rechten Zeit niederfällt oder nicht genau schließt, oder, daß im Niederschlucken, besonders flüssiger Dinge, zu viel nach dem Schlunde herüberströmt, und durch die Druckkraft etwas zwischen dem Kehldeckel und dessen Schlusse hindurch gepreßt wird, so nennt man diesen unausstehlichen Kitzel im Luftröhrenkopfe, unrechte Kehle, und die Natur wird sogleich aufgeboten, diesen fremden Stoff durch eine krampfhafte Anstrengung wieder heraufzustoßen,

indem man die Lunge mit der größten Kraft zusammendrückt, und die Luft mit Geschwindigkeit herauszufahren nöthiget, daß sie Alles unterweges mit sich fortreißt. Auf dieselbe Art geschieht auch der Husten, und im Schluchzen macht dieser Kehldeckel auch den Klappton aus. Das Schluchzen entsteht eigentlich nicht im Halse, sondern vom Krampfe des Zwergfells, welches sich schnell hinabbewegt, daher die äußere Luft, so gewaltsam in die Lunge hinabstürzt, daß sie den Kehldeckel, als eine Klappe, mit sich reißt, welche nun tönend zufällt.

Im weitern Verfolge der Stimme gewahrt man, daß alle Thiere, auch Affen, ihre Stimme haben, ja sogar der Frosch, welcher, wenn er quacken will, an jeder Halsseite, am Kinnladenende, eine Blase von der Größe einer Nuß aufbläset, um solche mit Luftvorrath zum Athemholen und Schreien zugleich anzufüllen, da seine Stimme zu seinem kleinen Körper übermäßig groß ist, und er sehr geschwind athmet. Eigentlich hat nur das Männchen diese Blase, und auch dieses schreit oder quakt nur. — Die Stimme steht stille und schweigt, wenn die Stimmspalte zu weit geöffnet wird, wenn sie sich zu enge verschließt, wenn der Lungendruck unterbrochen wird, wenn die Lunge von der Luft ganz ausgeleert ist, wenn Mund und Nase geschlossen sind, und wenn der Kehldeckel, als Klappe, zufällt, und die Stimmspalte bedeckt. Werden die Häutchen der Stimmspalte durch Krankheit zernagt oder gelähmt, wodurch ihre Spannkraft verloren geht, so hört auch alle Stimme auf, und ein solcher Mensch kann nur leise, jedoch in einer kleinen Entfernung noch verständlich sprechen. Auch Kröpfe, Halsweh, Geschwulst, Verschleimung, Katarrh, Husten 2c. alteriren die Stimme, so, daß der Luftröhrenkopf nicht gehörig ab- und aufsteigen, oder die Stimmhaut nicht schnell genug zittern kann. Die Stimme klingt dann rauh und heiser, so wie eine Violinsaite widerwärtig schnarrt, wenn man ihre Bebungen durch

Annäherung eines leichten Körpers stört. — Alle vierfüßigen Thiere athmen nur durch die Nase, sobald sie aber sehr erhitzt sind, wie der Hund, auch durch den Mund. Die hintere Oeffnung der Nase liegt gerade oberhalb des Luftröhrenkopfes, und der innere Nasenbau hat die Gestalt eines gewölbten Kanals, der sich oben wie ein Gothisches Gewölbe zusammenschließt. Seiner Länge nach ist dieser Kanal durch eine Scheidewand in zwei Wege abgetheilt. Das Gerippe der Nase sind Knochen, die eine Schleimhaut überzieht, und vorn endigen sich alle drei Wände mit Knorpeln, die von Fleisch und Haut bekleidet werden. Wenn diese Nasenscheidewand durch Krankheit oder auf sonst eine Weise beschädiget wird, oder die Abtheilungen werden von Unrath oder Auswuchs verstopft, so wird die Sprache mißtönend. Bloß zwei Buchstaben, m und n, werden durch die Nase ausgesprochen, und wenn wir beide, das m und n, recht deutlich hören sollen, so muß die ausgestoßene Luft durch beide Nasenabtheilungen gleichsam halb durchschnitten werden. Die Oeffnung, durch welche die Luft aus der Kehle in den Nasenkanal übergeht, hat gleichfalls ihre Klappe, welche sich bald öffnet, und bald schließt. Man nennt diese Klappe das Gaumensegel, indem am Gaumenende über dem Kehldeckel zwei Hautbogen herabhangen. Mitten aus diesen zwei Bogenhäuten entsteht ein Fleischzäpfchen, welches abwärts hängt. Das Ganze stellt zwei doppelte Swibbogen vor, deren Mitte auf einer gemeinschaftlichen Säule ruht. Oberhalb dieses Gewölbes, welche diese Bogen tragen, dem Zäpfchen gerade gegenüber, befindet sich die in die Nase führende Oeffnung. Dieses ganze häutige Gewölbe ist nachgiebig und beweglich, es kann in die Höhe steigen oder sich herablassen; aufsteigend deckt es die Oeffnung des Nasenkanals zu, und absteigend öffnet es denselben. Wem dieses Gaumensegel gänzlich mangelt, oder die Nasenmündung nicht ganz zudeckt, der kann keinen

Selbstlauter oder Mitlauter aussprechen, sondern bloß das m und n, welches man durch die Nase reden nennt, obgleich das Gegentheil geschieht. Von diesem Gaumensegel, dem einzigen Verstopfer und Oeffner des hintern Nasenausganges, rührt auch noch das Schnarchen, Räuspern, das Niesen und Nasenschnäuzen her; s. diese Artikel in der Encyklopädie. Im Husten widersteht der Kehldeckel dem innern Drange der Luft weit mehr, und schnell springt dieser Kehldeckel von der Stimmspalte in die Höhe, und es brauset die Luft mit einmal aus der Luftröhre zum Munde heraus. Dieser Luftstoß wird drei= bis viermal nach einander vom Hustenden wiederholt. — Um nun die Stimme durch die verschiedenen Modulationen zu Sprachtönen oder der Sprache zu bilden, gehören nun noch die schon oben, außer der so eben berührten Nase, angeführten Organe, die hier auch noch kurz berührt werden sollen. Der Mund zwischen den beiden Wangen, von den Lippen bis zum Gaumensegel, besteht aus dem Knochengerippe des obern und untern Kiefers. Der Oberkiefer besteht aus mehreren Stücken, der Unterkiefer bei Erwachsenen nur aus einem Stücke. Aus beiden ragen die Zähne hervor, und zwischen ihnen liegt die Zunge, wie von Pallisaden eingeschlossen. Der Gaumen, dieses Gewölbe des innern Mundes, ist von den Vorderzähnen an bis gegen den Schlund, seiner ganzen Länge nach, etwa drei Viertel ganz hart, bei dem vierten Viertel fäugt sich aber eine horizontal ausgespannte, hinten zu etwas abschüssige weiche Haut an, welche sich an das Gaumensegel anschließt. Diese Haut heißt der weiche Gaumen. Bei manchen Gelegenheiten legt sich der Hintertheil der Zunge an diese weiche Haut an, um den Zungenkanal, das ist, den innern Mundraum zwischen der Zunge und dem Gaumen, den Stimmgang, zu verschließen. S. auch den Art. Mund, Th. 96, S. 703, und Gaumen,

Th. 16, S. 492. Ohne der Absicht der Natur bei den Zähnen darin zu folgen, daß sie nämlich als Zerstampfer oder Zerquetscher der Speisen hauptsächlich dienen, um sie für den Geschmack und die Verdauung geschickter zu machen, sondern um ihre Dienste bei der Sprache zu zeigen, dient der bewegliche Unterkiefer gleichfalls zur Beförderung der Sprache; denn da die Zunge die ganze Mundhöhle ausfüllt, und zur Bildung vieler Buchstaben nicht Luftraum genug übrig bliebe, wenn die Zähne fest verschlossen wären, so bringt der herabgezogene Unterkiefer einen größeren Spielraum hervor. Die Sprache ist zwar bei verschlossenen Zähnen noch vernehmlich, aber ohne Wohlklang, und selbst abschreckend; denn die Zungenspitze zieht sich mitten in den Mund zurück, wo derselbe am geräumigsten ist, um die Schleichsprache hervorzubringen, wo die Wörter nur sehr undeutlich wegen der gedämpften Laute ausfallen, weil hie und da noch einige Zähne Lücken haben, durch die irgend ein Laut entwischt. Die Vollkommenheit der Sprache erfordert daher nicht nur geöffnete Lippen, sondern auch eine verhältnißmäßige Entfernung der Zähne von einander. Ein Mehreres über die Zähne, s. unter Zahn, in Z. Bei dem förtwährenden Durchgange der Luft für den Athem, das Reden und Singen, würden alle Stimmorgane alle Augenblicke ausgedörrt werden, wenn nicht die Natur alle ihre Wände beständig durch eine Menge Speicheldrüsen anfeuchtete, fehlt es daran, so wird vorzüglich die Zunge für die schnelle Wendungen unbiegsam und steif ausgedörrt, ihre Kräuselungen passen nicht mehr da, wo sie sich anschmiegen muß, und ihre Drüschen schrumpfen ein, wie bei Fieberkranken, bei denen die Zunge von dem heißen Athem ausgetrocknet ist, so daß sie kaum noch unverständlich zu lallen vermag; eben so vom heftigen Durste nach Erhitzungen. — Die Zunge ist für alle möglichen Lagen und Wendungen bewegbar, bequem

sich an die obern und untern Zähne, an den vordern, mittlern und hintern Gaumen, so wie ans Zahnfleisch anzuschmiegen, ihre Spitze zurückzuziehen, die ganze Backenhöhlung auszuspüren oder forschen, nach allen Richtungen hin, sich hinterwärts und nach allen Seiten auf- und abzuwälzen, ihren Rücken, der einen Rinne hat, flach und wieder hohl zu machen, ihre Seiten enge einzuziehen, um sich zu einem Cylinder zu verdichten; sie hängt fest am Zungenbeine, am Schlunde, an den Mandeln, am Kehldeckel, und am Zahnfleische, mit Hülfe ihrer Häute und Muskeln. Das bekannte Zungenband hängt die Mitte der untern Zungenfläche auch noch ans untere Zahnfleisch. Die Zunge ist nun, außer ihrer Verrichtung zum Zwecke der Speisen rc., eines der bedeutendsten Werkzeuge zur Bildung der Sprache durch die Stimme; sie modulirt den Schall der Luft zum Tone, und diesen zu den Tausenden von Wörtern, welche der Geist, nach den Begriffen der Außen- und Innenwelt, zusammenstellt. Es giebt nur wenige Laute oder Buchstaben, bei denen die Zunge müßig bleibt; sowohl Selbstlauter, als Mitlauter, bedürfen ihres Beistandes. Sie erweitert oder verengt den Zungenkanal (die Mundstraße) bald halb, bald verschließt sie ihn ganz, bald zittert sie mit geschwinden Schwingungen, bald schlägt sie an den Gaumen an, bald trifft sie auf die Zähne rc. Daher hat man auch Zunge und Sprache in der Griechischen, Lateinischen und in andern Sprachen mit einem und eben demselben Namen ausgedrückt, und außer der Sprache dient sie noch zum Klatschen oder Schnatzeln, Ausspeien und Pfeifen, so wie zum Singen, musikalische Instrumente zu blasen rc. Beim Pfeifen werden die Lippen bis auf eine kleine Oeffnung in der Mitte geschlossen; die Zunge legt sich mit ihrem Mitteltheile an den Gaumen, und läßt daselbst, bloß in der Mitte, eine kleine Rinne für den Luftstrom offen. In dieser Lage mag man nun die Luft von innen heraus-

stoßen, oder von außen an sich ziehen, so entsteht dadurch ein Laut, den man pfeifen nennt. Wenn beim Pfeifen eine Melodie akkompagniren soll, so müssen die Töne bald steigen, bald fallen, und da dieses bloß durch die verschiedene Lage der Zunge zu erhalten ist, so spielt diese auch die Hauptrolle des Pfeifens. Die Lippenspalte ändert sich wenig oder gar nicht beim Tonwechsel; dagegen zieht sich die Zunge, je tiefer der Ton herabfallen soll, immer mehr gegen den hintern Gaumen zurück, wodurch sich der Raum zwischen ihr und den Lippen vergrößert. Je größer dieser Raum anwächst, um so tiefer wird der Ton, und so umgekehrt, je kleiner ihr Raum, desto feiner ihr Ton; denn je länger und dicker die Saite, je größer die Flöte, die Geige, je weiter das Horn, Waldhorn 2c., desto tifer der Ton. Man hat den Antheil der Zähne an der Sprachbildung nur für sehr geringe gehalten; allein er ist bedeutend genug, um eine reine Stimme, reine Sprachtöne hervorzubringen, und also ist das Zahnregister bei der Stimme sehr nöthig; und ein Schriftsteller sagt: „Die Zähne tragen wegen ihrer Knochenhärte, und wegen der Schneiden viel zum Wohlklange bei; denn alle Töne, welche über ihre Schneiden ausgestoßen werden, klingen schärfer, schneidender und reiner, als wenn sie über weiche und stumpfe Ränder weggleiten. Zischdienste leisten sie nur bei dem S und den damit verwandten Buchstaben sch, j, z, wie auch f, v, und dem Englischen th.“ — Auch das Verschieben der untern Zähne hinter die obern, oder auch umgekehrt, hat Einfluß auf das Sprechen. Wenn sich die untern Zähne von ihrer gewöhnlichen Stellung etwas tiefer herablassen, so daß ihre Schneide von den Oberzähnen noch etwas bedeckt wird, und wenn sich die Zunge mit ihrer Spitze an die Wurzeln der Unterzähne, mit ihrem Rücken aber an den Gaumen anschließt, so, daß in der Mitte noch eine kleine Rinne übrig bleibt, so wird die Luft zwischen dem Gaumengewölbe und

zwischen der darnach abgepaßten Zungenspitze auf die Schneide der Unterzähne hingeleitet, und durch diese gleichsam in zwei Hälften zerschnitten, woraus dann der säuselnde Ton des Buchstaben S entsteht. Für diesen Zischlaut ist es erträglicher, wenn alle Zähne mangeln, als wenn hie und da Zahnlücken sind; denn im ersten Falle vertritt das weiche, doch geebnete Zahnfleisch einigermaßen die Stelle der Zähne, da zwischen den Zahnlücken unangenehme Zischtöne hervorkommen. Dieses hat man hauptsächlich bei Kindern bemerkt, die vorher, ehe sie die Milchzähne bekamen, eine bereits gute Aussprache hatten, aber durch diesen Wechsel eine schlechte Aussprache erhielten. Hier irren einige Sprachforscher in ihrer Behauptung, daß wenn sich die Zungenmitte gelinde erhebt und ihre Spitze sich dergestalt an die Zähne anschließt, daß die Luft bloß durch die Zwischenräume der Zähne mit einem dünnen Windstrahl durchgehen muß, sich der Buchstab S bilde; allein wenn dieses richtig wäre, so würde kein Zahnloser das S aussprechen können. Auch die Lippen sind wichtig in Hinsicht der Stimme; sie schließen den Mund, und sind an ihrem Rande mit einem so dünnen Häutchen bekleidet, daß die rothe Farbe des Bluts überall durchscheint, und an gesunden lebensfrohen Körpern eine angenehme Röthe gewährt. Die Oberlippe steigt aufwärts, die untere abwärts, so daß sich die Vorderzähne ganz entblößen. Im Gähnen entfernen sie sich weiter von einander. Die Ecken lassen sich gegen die Mitte des Mundes zusammenziehen, runzeln sich wurmförmig und bilden ein großes oder kleines Loch; sie können aber auch die gewöhnliche Mundspalte verlängern, wodurch die rothe Haut sehr ausgespannt wird, wie im Lächeln geschieht; sie können sich vorn ausstrecken oder zwischen die Zähne einwärts zurückziehen rc. Was die Lippen in Beziehung des Trinkens, Saugens, Luftanziehens rc. bewirken, kann hier nicht weiter berührt werden, nur was sie in Hinsicht der Stimme lei-

sten, mag hier eine Erwähnung verdienen. Die Lippen saugen, wie ein fleischiges Ventil der Pumpen, indem sie die Luft von außen abhalten, welche der Mund doch an sich zieht, damit die äußere um so elastischer gegen den leeren Raum im Munde oder vielmehr gegen die Verdünnung andrängen kann. Die Lippen sollen aber noch mehrere Nebendienste verrichten; denn ihre ganze Fläche ist mit kleinen Linsendrüsen dicht besetzt, welche den Mund unaufhörlich mit Schleimfeuchtigkeit bewässern, um sich und denselben schlüpfrig zu erhalten. Sie helfen dann den Speichel auswerfen, zu sammeln, und als Schlußrinnen sein Herabtröpfeln zu verhüten. Ohne diese Ränder würden alle Athems- und Stimmorgane von der beständigen Zugluft ausgedörrt und zerstört werden; dann sind sie als eine verengerte Oeffnung, das Mundstück aller Blaseinstrumente. Für die Stimme sind sie sehr wichtig; denn nur ihnen verdanken wir die Buchstaben, b, p, f, m, v, w., auch tragen sie viel zur Reinigkeit der Selbstlauter bei; und außer den Sprachtönen kann man mittelst derselben auch noch Laute: wie das Pfeifen der Mäuse, den Trommelwirbel, das Klatschen des Pferdetrabes, eine Nachahmung des Händeklatschens rc., nachahmen. — Die Stimme bildet und modificirt sich durch die Gewohnheit; daher die verschiedenen Sprachtöne bei den verschiedenen Völkern; obgleich die Werkzeuge dazu ziemlich dieselben bei allen Völkern sind. Die Natur scheint daher die Stimmspalte zum ausschließenden Originalsprachorgane bestimmt zu haben, weil alle genannten Hülfsorgane der Sprache zugleich für das erste Hauptbedürfniß unsers Daseyns, für die Nahrung, mitwirken; auch sind uns, sagt ein Schriftsteller, der Mund, die Zunge, die Nase, Zähne und Lippen ursprünglich eben so wenig zum Sprechen gegeben worden, als die Finger zum Flötenspielen, und die Augen für die Brille, ob sie gleich durch die Länge der Zeit und sich entwickelnden Empfindungen zu sehr guten und

wichtigen Werkzeugen geworden sind. Was die Stimme beim Singen durch Noten ausdrückt, das drükt sie in der Sprache durch Buchstaben aus, woraus die Worte gebildet werden. Daß man bei genauem Aufmerken auf die Stimme viele Mitlauter entbehren kann, z. B. S, X, Y ꝛc., weil sie wie andere Buchstaben tönen, z. B. C wie K und D, auch wohl wie S in Französischen Wörtern, wie civil, sivil etc., das Q weil es in allen Sprachen wie ein K klingt, z. B. Qual, Kual, Quelle, Kuelle, quand, wie kang, quando, kuando; die Griechen, Ungarn und Illyrier haben gar kein Q. X ist zusammengesetzt aus K und S, so z. B. lautet dixi, diksi, fixer, fikser, Axt wie Akst. Y ist in der Aussprache nur ein gewöhnliches i, wofür man es auch jetzt in der Deutschen Sprache gebraucht, wie bey, bei, sey, sei ꝛc. Das Ch, Sch und J sind auch eigne Laute in verschiedenen Sprachen, obgleich sie, wie zu sehen, nur zusammengesetzte Buchstaben sind, oder vielmehr mehrere Sprachzeichen zu einem Buchstab, der seinen besonderen Laut hat, folglich verdient auch das Deutsche Ch seine Stelle und sein Zeichen im Alphabete so gut, als das X im Griechischen. In der Hebräischen und Arabischen Sprache ist Sch ein eigner Buchstab; aber andere Europäische Sprachen setzen diesen Laut aus Buchstaben zusammen. J ist im Französischen ebenfalls ein eigener Buchstab, wie z. B. in jamais, niemals, wo zwar der Laut mit dem vorher erwähnten Sch verwandt ist, aber dennoch abweicht und weit gelinder gehaucht wird, nicht schamais. — Stimmbuchstaben, Stimmlauter, werden die Selbstlauter genannt, weil sie ohne Beihülfe eines andern Buchstaben einen bestimmt bezeichneten Ton geben, und bezeichnende Wörter mit andern Buchstaben bilden, die man Mitstimmer oder Mitlauter nennt, die zwar hinzu tönen, aber ohne die Selbstlauter nichts Verständliches bezeichnen, also keine Wörter für den Umgang bilden. Man will das Wort Stimmlauter

für Selbstlauter nicht recht gelten lassen, und daher auch nicht Vokal, weil dieses Wort einen Stimmton ausdrückt, und dasselbe auch einen Notenton bezeichnet, z. B. den Diskant oder die Altstimme, ohne alle Sylbe; allein dieses scheint sich wohl auszugleichen, um nicht mißverstanden zu werden. Würde man die Notentöne als Stimmtöne zu den Sprachtönen hinzuzählen, so blieben nur folgende wahre Mitlauter B, D, G, K, P, T, alle übrigen wären dann wahre Selbstlauter. — Musiktöne und Sprachtöne kommen überein, und müssen auch überein kommen, weil die Sprache, die Artikulations der Wörter, auch Musik oder Gesang ist; denn man unterscheidet den Klang der Wörter, die Sprachtöne in harte, weiche, daher sagt man auch: ein sanftes, liebliches, überhaupt ein melodisches Sprachorgan, ein volltönendes Sprachorgan, ein rauhes mißtönendes Sprachorgan, eine tiefe, hohle Stimme rc. rc., welches sich Alles auf den Klang der Sprache bezieht. Wir haben, z. B. in der Deutschen Sprache, fünf Selbstlauter A, E, I, O und U, welche wieder ihre Unterabtheilungen bekommen, als ä, ö, ü rc., welche ungefähr das sind, was die Halbtöne in der Musik, als Uebergänge von einem ganzen Tone zum nächsten ganzen Tone sind. Alle diese Töne können auf folgende Weise hervorgebracht werden. 1) Tönt die Stimmspalte bei dem einen, wie bei dem andern jederzeit gleich, und zwar bei geschlossener Nase. — 2) Wird die Stimme, sowie sie aus der Kehle kommt, gleichsam durch die Zunge, wie durch einen Kanal, den Lippen geradezugeleitet. Je mehr sich die Zunge bei diesem Geschäfte, besonders mit ihrem Hinterende erhebt oder niederstreckt, um so enger oder weiter wird dieser Kanal; je enger oder weiter diese Zungenstraße ist, um so verschiedener wird der Laut. — 3) Die engere oder weitere Mundöffnung vervollkommnet endlich den Laut und verschafft ihm seine Reinheit, ob man gleich

mit einerlei Mundöffnung, wiewohl gezwungen und widrigtönend, alle Selbstlauter auszusprechen vermögend ist. Die Mitwirkung der Lippen macht aber erst ihre Aussprache rein. Folglich ist ein Selbstlauter ein Stimmlaut, welcher durch die Zunge den Lippen zugeführt, und durch ihre Oeffnung herausgehaucht wird. Nur der engere und weitere Durchgang, den entweder die Zunge oder die Lippen, oder auch beide zusammen der Stimme gestatten, unterscheidet sie, und bei jedem Selbstlauter sind Nase und Zähne ganz unbeschäftiget. Man untersuche nun, welchen Mitlauter man immer will, ob er die oben angeführte drei Eigenschaften eines Selbstlauters an sich habe, so wird man finden, daß jeder entweder weniger, oder einen Nebenzusatz habe. So z. B. liegt bei L die Zunge mit dem Vordertheile am Gaumen fest, folglich leitet sie die Stimme nicht den Lippen gerade zu, läuft also wider Nr. 2. Bei R wird durch das Zittern oder die wiederholten Anstöße der Zunge gegen den Gaumen, der Stimmendurchgang unterbrochen, Nummer 2 zuwider. Bei S. lautet keine Stimme mit, wider Nr. 1. Bei M geht die Stimme nicht zum Munde, sondern zur Nase heraus, wider Nummer 2, 3, und so wird man bei jedem Mitlauter Verstöße gegen das Selbstlautergesetz wahrnehmen. Hieraus fließt das charakterische Merkmal eines Selbstlauters oder Stimmbuchstaben, nämlich, daß bei ihm die einzige und reine Stimme lautet; bei Mitlautern aber jederzeit noch andere Töne, nämlich ein Sausen, Schnarren, Zischen ꝛc. ꝛc., wodurch der reine einfache Stimmton verunreiniget wird. Die beste Gesangsprache ist die Italienische, und dieses bloß daher, weil sich fast alle ihre Wörter mit Selbstlautern endigen, das ist, mit einem reinen Laute. Bei den Selbstlautern öffnet die Natur dem Stimmentone zwei Schleusen, entweder die Zungenschleuse oder die Lippenschleuse; sie weitet oder verengert diese Kanäle, aber nicht gleichför-

mig, das heißt, wenn sich der Zungenkanal erweitert, so erweitert sich nicht zugleich der Mund, vielmehr thun dieses einige Selbstlauter im umgekehrten Verhältnisse. Bei dem U ist der Mund bis auf eine kleine Oeffnung geschlossen, der Zungenkanal dagegen so weit als möglich offen. Beim J ist der Mund ziemlich weit offen, der Zungenkanal dagegen bis auf eine kleine Oeffnung geschlossen. — Bei dem U ist der Mund am wenigsten, dagegen bei A am meisten offen; hingegen der Zungenkanal bei dem U am meisten offen und bei dem J am wenigsten. Die übrigen Selbstlauter sind zwischen diesen beiden äußersten eingeschlossen und zwar in Rücksicht auf die Mundöffnung in folgendem Range: u, e, i, o, a, aber in Rücksicht des Zungenkanals folgen sich sich so: i, e, a, o, u. Daß solches richtig sey, erklärt der Spiegel, vor welchem man a und u wechselsweise ausspricht. So öffnet und schließt sich der Mund nach dem erwähnten Range der Selbstlauter stufenweise; allein die Oeffnung des Zungenkanals läßt sich nur bei solchen Selbstlautern augenscheinlich sehen, bei welchen der Mund ziemlich offen ist, bei andern nimmt man das Gefühl zu Hülfe, indem man den Finger auf den Adamsapfel (Luftröhrenkopf) legt, und a und u wechselsweise ausspricht. Man fühlt dann, wie sich dieser Knorpel, mit welchem die Zungenwurzel genau zusammenhängt, mit derselben bald erhebt, bald wieder niedersenkt, nachdem die Zunge den Kanal erweitert oder verengert. Schon Kratzenstein hat in seiner gekrönten Preisschrift bei der Petersburger Akademie den Ursprung der Selbstlauter erklärt, und eine Art von Orgel erfunden und verfertiget, welche die Menschenstimme nachahmt, und den Ton jedes Selbstlauters angiebt. Geht man nun etwas näher auf einzelne Buchstaben der Stimme wegen ein, so tritt besonders der Buchstab A hervor, nicht nur als erster Grundbuchstab aller Sprachen und Kinder, sondern weil alle Sprachorgane bei ihm ohne

Zwang und mit aller Gemächlichkeit zusammen stimmen. So z. B. tönet 1) die Stimmspalte; 2) schließt sich die Nase; 3) liegt die Zunge, und der Zungenkanal ist im dritten Grade offen; 4) haben die Zähne keinen Antheil an ihm; 5) öffnen sich die Lippen im fünften Grade. Diesen Laut soll ein Jeder, der keine Zunge, keine Zähne und keine Lippen hat, dennoch vollkommen aussprechen, und Instrumente ihn leicht nachahmen können, aus den vorher angeführten Gründen. Das A wird also bloß beim etwas weit Oeffnen des Mundes herausgehaucht. Der Provinzialunterschied in der Aussprache des A ist die engere und weitere Mundöffnung, vornämlich aber im weiteren oder engeren Zungenkanale zu suchen. Die übrigen Selbstlauter und Doppellauter gehen aus einem Selbstlauter in den andern ae schleifend über. Wenn man die Mitlauter nach der Stimme eintheilt, so ergeben sich 1) ganz stumme, 2) Windmitlauter, 3) Stimmmitlauter, und 4) Wind- und Stimmmitlauter. Zur ersten Klasse rechnet man K, P, T; zur zweiten F, H, Ch, S und Sch; zur dritten B, D, G, L, M, N. Zu dieser dritten gehört noch folgende Eintheilung dieser Stimmlauter, nämlich in einfache Laute oder in zusammmengesetzte. Zu den Ersteren, den einfachen: L, M, N, R, obgleich die Zungenlage bei dem R nicht immer dieselbe bleibt, weil sich die Zunge auf und nieder bewegt, und ein schnelles Zittern erleidet; da aber dieses Zittern gleichförmig geschieht, so kann man diesen Buchstaben immer unter die einfachen Stimmlauter L, M, N, rechnen; und die Letztern, die zusammengesetzten, sind diejenigen, welche nicht in der ersten nämlichen Lage bleiben, sondern in eine andere übergehen müssen, wenn sie gehört werden sollen, das ist, anfangs ist bei der Aussprache dieser Buchstaben der Mund oder Zungenkanal verschlossen, er muß sich aber hierauf öffnen, um den angefangenen

Buchstabenlaut zu vollenden; diese sind: B, D, G. In der vierten Klasse sind Wind- und Stimmmitlauter zugleich, das heißt, die nicht bloß aus der Stimme bestehen, sondern auch noch Wind nöthig haben. Bei diesen Buchstaben wird diejenige Luft, welche durch das Tönen der Stimme erzeugt wird, im Munde angehalten; und dann erst durch eine ganz kleine Oeffnung herausgedrückt, wodurch ein sausendes Brausen oder Luftwirbeln entsteht, welches sich neben der Stimme mit hörbar macht. Diese Buchstaben sind das R, das Lateinische und Deutsche J oder Jota, das Französische I, das Französische G vor e in Genie, das Deutsche W in Wort, das Französische oder Lateinische V in vrai, volo, das Z in Zephir, Zona. Das Tönen der Buchstaben kann jeder selbst beim Aushauchen derselben empfinden, und auch diejenigen Organe, die dabei thätig sind. Man kann die Stimme als eine fortlaufende Luftwelle betrachten, welche dadurch unterhalten wird, daß die aus der Lunge heraußströmende Luft nur leise nachstößt und der nachkommenden Welle Platz macht. Wird diese Luftströmung abgeschnitten, so muß die Stimme stille stehen oder verstummen; sie hört also zu tönen auf. Da nun die Luft, außer der Analogie mit dem fließenden Wasser, auch noch eine besondere Eigenschaft besitzt, welche das Wasser nicht hat, nämlich diejenige, zusammengedrückt zu werden, so thut sie auch hier eine andere Wirkung. Auch bei geschlossenem Munde und Nase kann man eine Stimme, aber nur auf kurze Zeit, dumpf machen, indem der Mundraum mit einer, jedoch nicht zusammengedrückten, Luftwelle angefüllt ist. Das Stimmhäutchen schneidet derselben, als Ventil, alle Gemeinschaft mit der Lungenluft ab. Soll nun die Stimme ansprechen, so muß die eingesperrte Lungenluft zusammengepreßt werden, das Stimmhäutchen öffnet sich dann ein wenig, und verstattet der Luft nur einen ganz engen Durchgang. Es findet sich nun in der nicht

zusammengepreßten Mundluft noch so viel Platz, daß sie sich mit derselben durch einen Laut vereinigen kann, weil sie solche immer enger zusammendrückt oder verdichtet. Ist nun zwischen der Mundluft und Lungenluft das Gleichgewicht wieder hergestellt, so hört der Strom und mit ihm auch die Stimme auf. Daher kann die Stimme dabei keine Sekunde aushalten. Das Ganze ist hier mit einem Blasebalge zu vergleichen, der zusammengedrückt wird, und durch seinen Luftstrom durch die engere Mündung die Töne eines Instruments, z. B. einer Drehorgel, befördert. So z. B. ist der Buchstab B ein zusammengesetzter Mitlauter, weil er nicht durch eine und die nämliche Lage ausgesprochen werden kann, sondern aus seiner anfänglichen Lage in eine andere übergehen muß, damit er sich verständlich machen möge. Verwandt ist dieser Buchstab mit dem P. Auch geben alle Schriftsteller über die Sprache, das B als einen weichen, das P als einen härtern Laut an, und dieses hat in sofern seine Richtigkeit, daß die Stimme bei dem B immer lautet, bei dem P aber nicht. Bei dem P sind Mund und Nase geschlossen, wie bei dem B, nur daß hier die Stimme ganz schweigt. Die im Munde verhaltene Luft wird durch die aus der Lunge heraufgewälzte Luft stark zusammengepreßt, und sucht daher einen Ausgang zu finden. Eine Weile widersetzten sich die geschlossenen und auf einander drückenden Lippen diesem Ausgange; lassen nun die Lippen nach, so prallt die eingesperrte Luft hervor. Derjenige Selbstlauter, der auf das P. folgen soll, steht schon in Bereitschaft sich vernehmen zu lassen, und bricht zugleich mit der Stimme hervor, als pa, pe, pi &c.; dagegen fängt das B gleich mit der Stimme an, und wird auch von der Stimme, so lange er sich hören läßt, begleitet. Spricht man das B vor einem Spiegel aus und solches langsam, so schwillt vor der Oeffnung des Mundes der Hals auf, weil sich der fleischige Halstheil von der aufgebläheten

Luft erweitern läßt. Bei aufgeblasenen Backen kann man die Stimme zu B noch längere Zeit fortdauern lassen. Dieser Buchstab wird nicht von den Engländern, Franzosen, Italienern, Ungarn, Illyriern, und in andern Europäischen Sprachen, aber wohl in einigen Deutschen Provinzen, wie ein P ausgesprochen, wo man Praunbier, Putterbrod, auch statt des B ein W, z. B. Hawer statt Haber sagt. In diesen Provinzen haben die Einwohner nie ein B ausgesprochen, und sie können es auch nicht. Der zusammengesetzte Stimmmitlauter D der dritten Klasse, verhält sich beinahe wie B, nur wird der Stimmenausgang beim D mit der Zunge verschlossen, bei B mit den Lippen; auch hat D mit T eben die Verwandtschaft, wie B mit P; denn auch T giebt einen harten und D einen weichen oder gelinden Laut; auch hier hört man in einigen Deutschen Provinzen für Dach, Tach, für Dachs, Tachs rc. rc. Bei K und G einem stummen Mitlauter der ersten, und einem Stimmmitlauter der dritten Klasse, findet dasselbe Statt; denn um das K zu einem G zu machen, so muß nur die gesperrte dumpfe Luft mitlauten; so ist das G nichts, als ein weiches K. Um also auf der Stelle aus dem K ein G zu machen, so läßt man die Luft nicht durch einen bloßen Wind, sondern zugleich mit einem Stimmentone herausfahren. Von diesem G weichen in einigen Deutschen Provinzen, z. B. im Oesterreichischen, Einige ab, und sprechen es am Anfange eines Worts wie ein K aus, z. B. Klas statt Glas, Kalle statt Galle rc.; im Worte selbst sprechen sie es aber richtig aus, z. B. Spargel, nicht Sparkel. Der Buchstab G ist derjenige, der fast in jeder Sprache eine andere Aussprache erleidet; also immer die Stimme eine Modulation zeigt; so z. B. spricht man ihn in Deutschland bald je, bald geh; der Franzose spricht ihn je, der Italiener d'sche und der Engländer dschi aus. Legt man bei diesem Buchstaben das Griechische Wort Gamma, oder

das Lateinische Gallina zum Grundtone, so ist G ein Mitlauter der dritten Klasse, also ein Stimmmitlauter. Das F ist ein Mitlauter der zweiten Klasse, das heißt, ein Windmitlauter, der folgenden Mechanismus hat. Die Stimme schweigt, die Nase ist geschlossen, die Zunge liegt, die oberen Schneidezähne legen sich an den innern Rand der Unterlippe an, die Lippen sind etwas geschlossen, die Unterlippe etwas eingebogen nach inwendig, so, daß ihr innerer Raum an die Schneide der Oberzähne bis auf eine kleine längliche Oeffnung in der Mitte anschließt. Stoßt man nun bei dieser Organenlage die Luft mit einer gemäßigten Gewalt heraus, so entsteht ein Geräusch wie siedendes Wasser. Die Zähne sind daher bei diesem Buchstaben durchaus nothwendig, wenn er den schneidenden Siedeton von sich geben soll. Dieserhalb können auch Kinder und alte Leute, welche die Oberzähne verloren haben, kein reines und scharfes F angeben; sie ersetzen diesen Mangel durch einen Lippenschluß, indem sich die Lippen bis auf eine kleine Oeffnung schließen, als ob sie mit Blasen eine heiße Brühe abkühlen wollten. Die F Fehler sollen selten anders ausarten, als daß Manche, aus Mangel der Oberzähne, die Sache umkehren, und die Unterzähne an die Oberlippe anschließen, wodurch auch ein F entsteht, da es einerlei ist, ob die Luft von unten herauf, oder von oben hinabgespalten wird. Das H ist bloß ein Windmitlauter oder ein Hauchbuchstab, der entsteht, wenn sich die Stimmritze viel weiter öffnet, als es zur Stimme nöthig ist, und dadurch findet die ausgestoßene Lungenluft freien Durchgang durch Mund und Lippen. Dieser Buchstab hat keine eigene Organenlage, sondern er bequemt sich jederzeit nach dem Willen seines begleitenden Selbstlauters. So bereitet sich das Gaumensegel, die Zunge und Lippen vorher zu der Organenlage des folgenden Selbstlauters, z. B. Himmel. Sagt man z. B. dieses Wort, so liegt, ehe das H anfängt, schon

Zunge und Lippen in der Lage des i, bei Haus in der Lage des a. In diese Lage stößt die Lunge den Hauch, und erst dann verengert sich die Stimmspalte, und fängt an zu tönen. Im Wörteranfange haucht ihn die Deutsche Sprache aus, als in Herz, Hand; im Worte oder am Ende steht das H nur als ein Dehnungszeichen für seinen Selbstlauter, und macht keinen Hauch, als in Mühle, Vieh. Die Franzosen lassen in vielen Worten das h ganz weg, und sagen ome statt home, so im Deutschen Erz, statt Herz, dagegen gebrauchen sie es aber auch in einigen Worten, als haie, haine, haillon, hallebarde, hanneton etc. — Das Ch, welches vom H eben so zu unterscheiden ist, wie Sch von S, ist bloß ein Windmitlauter; es hat fast den Ton des J, und soll auch von diesem in nichts unterschieden seyn, als daß, statt der Stimme, die bloße Luft wirkt; denn bei dem Selbstlauter J ist der Zungenkanal am engsten zusammengepreßt, folglich macht die durch diesen engen Raum mit einigem Nachdrucke hindurchgepreßte Luft das Geräusch des Buchstaben ch. Die Franzosen sprechen ch wie sch aus, z. B. chien, die Italiener wie k, die Engländer wie ein tsche. — Der Buchstab L ist in der dritten Klasse der Mitlauter ein einfacher Stimmmitlauter, weil er seine ganze Dauer hindurch eine und eben dieselbe Lage behält, das heißt, der Stimmorgane. Sowohl dieser Buchstab, als auch das R sind keine Selbstlauter, wie Einige vorgeben wollen; denn dieses beweiset schon der Satz: daß es eine Haupteigenschaft eines Selbstlauters ist, sich mit jedem Mitlauter verbinden zu lassen. — Der Buchstab M ist ein einfacher zur dritten Klasse gehörender Stimmmitlauter, und der leichteste unter allen Mitlautern, so wie A unter den Selbstlautern. Unter allen Buchstaben sind M und N in der ganzen Sprache die zwei einzigen, bei denen die Stimme nicht, wie bei allen übrigen, zum Munde, sondern zur Nase herausgeht, daher ist M ein wahrer Nasenlaut, aber kein

Lippenton, wenn gleich die Lippen auch dabei beschäftiget sind, wenigstens beim Heraustönen des Buchstabens sich schließen. Der Unterschied zwischen M und N, welcher Letztere auch ein einfacher Stimmmitlauter ist, besteht darin, daß M von den Lippen, N aber von der Zunge geschlossen wird; durch die Nase geht aber die Stimme von beiden. — Das schon oben erwähnte R, Wind- und Stimmmitlauter zugleich, ist einer der schwersten Mitlauter in der Aussprache; denn ganze Völkerschaften haben ihn gar nicht bei sich eingeführt. Er entsteht auf folgende Weise: die Stimme tönt, die Nase ist geschlossen, die Zunge macht mit ihrer flachen Spitze gleich hinter den obern Schneidezähnen am Gaumen eine zitternde Bebung, die Zähne bleiben ohne Antheil, und die Lippen sind im dritten oder im vierten Grade offen. Diese schnelle Schwingung der Zungenspitze, die gleichsam an den Gaumen geschwinde hammert, geschieht viel schneller, als der Triller des geübtesten Sängers, und geschieht durch die Luft, welche sich zwischen der Zungenspitze und dem Gaumen hindurch drängt. Die Zunge wird immer durch die Luft von dem Gaumen entfernt, an den sie anstößt. In diesem Wechselkampfe, da jede die andere zu überwältigen bemühet ist, dauern die schnellen Schläge der Zungenspitze mit gewaltsamen Vibrationen fort. So zittern die Lippen des Rohrmundstücks des Klarinetts und die durchgedrängte Luft gegenseitig, da Rohr und Luft elastisch ist. Selbst die Schläge der Zungenspitze an den Gaumen müssen mit den Luftvibrationen ein Gleichgewicht beobachten; denn ist die Luft zu schwach, so bleibt die Zunge am Gaumen festkleben, ist die Luft übermächtig, so wird die Zunge vom Gaumen zu weit entfernt. So geht es auch mit dem Klarinettrohre; denn drückt man dasselbe mit den Lippen etwas enger zu, so muß man gewaltsamer blasen, wird das Rohrblatt dagegen zu wenig gedrückt, und bläset man zu heftig, so verstummt es ganz und gar. Der

Mangel an diesem Gleichgewichte ist Ursache, daß Manche das R sehr verstümmeln, und durch allerlei Abbiegungen mißhandeln. Das Sonderbarste bei dem R ist, daß die aus der Lunge heraufgedrängte Luft zweimal zum Zittern gebracht oder schnell geschaukelt wird, einmal im Luftröhrenkopfe durch die Stimmspalte, wodurch sie eigentlich zur Stimme wird, und zum andern Male als freie Luft von der Zungenspitze, wo sie Widerstand antrifft, und eigentlich durch den Hammer zum R wird. Bei einem einfachen R macht die Zunge etwa drei Vibrationen, z. B. in Wahrheit, hingegen etwa sechs im doppelten R, z. B. in Narrheit. Der Fehler beim R wird durchs Scharren begangen, da man dem Gaumen Bebungsgeschäfte überträgt, oder dem Gaumensegel. Der weiche Gaumen ist weniger elastisch, als die Zunge, und so macht die Zunge nicht das ganze Geschäft allein, und hieraus entsteht also das Schnarren. — Bei dem S, als Mitlauter der zweiten Klasse (Windmitlauter) schweigt die Stimme, der Vordertheil der Zunge drückt sich an den Gaumen, jedoch mit herabgesenkter Spitze, welche sich an den Grund der Unterzähne anschließt. Die Zähne helfen den Ton schärfen, sind aber dazu nicht wesentlich nöthig, so wie sich die Lippen willkührlich weit öffnen. Der Ton geht gleichsam zischend durch. Wenn sich im Deutschen ein Wort mit S anfängt, und es folgt unmittelbar ein Mitlauter darauf, so wird es immer mit Sch geschrieben, und auch so ausgesprochen. Ist dieser Begleiter ein stummer, so schreibt man zwar nur S, allein man spricht es doch mit Sch aus, jedoch nicht in allen Provinzen Deutschlands, wo man das S tönen läßt, wie z. B. in Stein, wo man es in einigen Provinzen wie Schtein, in andern aber wieder Stein aushaucht. Das Sch nähert sich dagegen schon mehr dem Pfeifen, als das gemeine S, weil hier die Zunge eine andere Lage hat, und hier mit der aufwärts gebogenen Spitze

am Gaumen liegt, und daselbst die kleine Oeffnung bildet, die sie mit ihrem Mitteltheile bei der Bildung des S macht, die übrige Lage ist wie beim S. nur muß auch hier die Luft zwei verschiedene Räume ausfüllen, nämlich einen, vor ihrem Durchgange durch den engen Zungenkanal, und den andern nach dem Durchgange. Beim Zischen des Sch muß sich die fortgewälzte Luft über die schärfere Zungenspitze herüberkrümmen, da sie beim S nur durch die Bogenfläche strömt. Ganze Deutsche Provinzen haben kein sch, denn sie ersetzen es immer durch ein bloßes S. Die meisten Deutschen machen aus S mehrentheils ein Sch, als Smaragd, Schmaragd. — J kommt in der Aussprache dem sch sehr nahe. Sein Laut ist wie im Französischen jamais, oder wie das g im Worte genie. Es ist ein Wind- und Stimmlauter zugleich, und daher wirkt auch Mund und Stimme zugleich, und also ist das J ein sch, bei welchem die Stimme mittönt. Die Deutschen haben diesen Laut nicht, und die Italiener schreiben diesen Buchstab mit einem G, geben aber in der Aussprache ein d voran, z. B. gia, so wie dja. — Von T, einem Mitlauter der ersten Klasse, ist schon oben, S. 245, die Rede gewesen. Es kommt mit dem D überein, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem D die Stimme eingeschlossen mittönt, bei dem T dagegen ganz schweigt. — Das V ist ein Mitlauter der vierten Klasse, ein Wind- und Stimmmitlauter zugleich. Nur der Deutsche spricht das V immer im Wortanfange als ein F aus. Seine Lage ist wie die des F, nur daß das V die Stimme mittönen läßt. Der Deutsche verwechselt oft diesen Buchstaben entweder mit F, oder W. Das W ist ein Mitlauter der vierten Klasse, und Wind- und Stimmmitlauter zugleich. Bei W ziehen sich die Lippenränder, wie bei dem B zusammen, aber ohne ganz geschlossen zu werden, und lassen nur etwas Luft heraus. Die halbgesperrte Luft kann nur dumpf lauten, und die Luft muß sich mit Gewalt her-

ausdrängen, wodurch ein Windbrausen erzeugt wird. Die Lateiner, Franzosen, Italiener und Ungarn haben diesen Buchstaben nicht. — Das Z des Deutschen, ist eine Mischung von T und S; man muß hier aber bloß das Französische Z oder Z, wie es in zèle, in gazon lautet, verstehen. Dieses ist ein Mund- und Stimmmitlauter zugleich, der die völlige Lage von S hat. Der Buchstab S säuselt aber, nur bei Z macht die mittönende Stimme einen Laut, welcher schon brausender ausfällt. Steht in einem Worte zwischen zwei Selbstlautern das S, so bleibt es z. B. in Lesen. Anfang und Ende des Wortes macht S zu Z. Sein Haus rc. — S. auch den Art. Sprach und Sprachkunst, Th. 159, S. 722 u. f., und Th. 160, S. 1 u. f.; dann den Art. Sprachmaschine, Th. 161, S. 575 u. f.

Betrachtet man nun die Stimme in Beziehung auf den Gesang, auf die musikalischen Töne, die sie in einem gewissen Umfange hervorzubringen im Stande ist, und wovon auch schon oben Einiges gesagt worden, so beruhet auch hier Alles auf den zur Bildung der Stimme nöthigen Organen, wovon oben schon das Nöthige gesagt worden. Die Güte der Stimme beruht vorzüglich auf der Gesundheit und Kraft der Gehörs- und Stimmorgane, und äußert sich durch Deutlichkeit in der Angabe des musikalischen Tons, also im Treffen. Diese Deutlichkeit und Vollkraft der Stimme ergiebt sich durch Stärke, Reinheit, Gleichheit, Wohlklang, Dauer und Fülle der Töne; auch daß sie mit einer gewissen Leichtigkeit ausgestoßen werden; dagegen erzeugen Fehler oder Krankheiten der Stimmorgane, wie Engbrüstigkeit, schwache Lunge, häufige catarrhalische Zufälle, die oft die Stimme belegen oder Heiserkeit bewirken, eine fehlerhafte und schlechte Stimme. Es können aber auch Fehler durch den falschen Gebrauch der Stimme entstehen, wie z. B. das Singen durch die Nase, durch die Zähne rc., oder auch durch das Ueber-

schreien der Stimme, durch das zu häufige Jodeln oder Nachahmen des Naturgesanges einiger Bergvölker, deren Stimme an Umfang und Kraft viel, sehr viel vermag, aber selten künstlich ausgebildet werden kann, weil sie schon durch das häufige Jodeln, die feinen Modulationen verloren hat; so verdirbt auch das zu häufige Falsettiren die Stimme, so wie jeder Zwang, den man der Stimme anthut; wenn aber dagegen die Stimme gehörig geübt und kunstmäßig ausgebildet wird, so erhält sie nach und nach immer mehr Umfang und Kraft. Man will, daß die Uebungen nach den Regeln der Kunst nicht leicht vor dem neunten oder zehnten Jahre beginnen sollen. Wie sie übrigens angestellt werden, wie lange sie jedesmal dauern, wie sich die Stimmorgane dabei befinden sollen, um nach Graden oder stufenweise fortschreiten zu können, lehrt die Singeschule (Gesangschule). Ein geübter Sänger, der die Schule ganz nach den Regeln gemacht hat, ist auch im Stande seine Stimme ganz zu beherrschen, weil er den Umfang derselben kennt. Uebrigens richtet sich die Stimme nach den Individuen, daher giebt es verschiedene Stimmen, von Höhe, Tiefe und Umfang, wozwischen noch eine nicht geringe Zahl von Schattirungen kommen. In Hinsicht der Höhe und Tiefe, des Umfangs und der mit ihm verbundenen Stärke, Reinheit und Biegsamkeit, Klarheit und Fülle der Stimme, nimmt man vier Hauptgattungen derselben an, die man auch die vier Stimmen oder Singstimmen nennt, nämlich die Sopran- oder Diskant-, die Alt-, Tenor- und Baßstimme; s. diese besondern Stimmen, weiter unten, im Register. Die Erste nennt man die Oberstimme, auch Hauptstimme, weil sie in der Regel die Melodie hat, die Letztere ist die eigentliche Grundstimme, auf deren Tönen die Accorde ruhen, die zwei mittlern heißen Mittelstimmen. Auch giebt es Uebergänge; so unterscheidet man z. B. den hohen

Sopran von dem niedern oder halben Sopran (mezzo soprano), den zweiten Diskant, welcher jedoch oft mit dem Alt zusammenfällt, den hohen Tenor von dem Barytenor, und zwischen Tenor und Baß den eigentlichen Barytono. — Bei der Instrumentalmusik findet dasselbe Statt; denn auch hier hat man vierstimmige Stücke, einen vierstimmigen Satz, weil das Stück aus vier besondern Stimmen besteht. Selbst die verschiedenen Töne, die zu einem Akkorde gehören, werden auch so viele Stimmen genannt; auch in jedem Orchester spielt jedes Instrument in dem Charakter einer der vier Hauptstimmen; daher hat man Diskantinstrumente, Baßinstrumente, und dann die Mittelinstrumente der beiden genannten. So sagt man, daß zu einem vollkommenen Dreiklange vier Stimmen gehören; daher auch die schon oben angeführten Benennungen von Haupt-, Ober-, Mittel- ꝛc. Stimme, oder zwei-, drei- und vierstimmig. — In Hinsicht der weiblichen und männlichen Stimmen, sind die Ersteren von Natur Diskant- oder Sopranstimmen und Altstimmen. Ihnen kommen gleich die Stimmen der Kastraten, die sich auch bis ins höchste Alter in einem ziemlichen Umfange, sowohl an Kraft, als auch an Geschmeidigkeit und Lieblichkeit erhalten, wie solches die Gesangsgeschichte der Kastraten lehrt; ja man will sie oft noch über den Weiberdiskant setzen; dann folgt die Knabenstimme, die jedoch sehr bald in den Alt übergeht, und mit dem Eintritte in das Jünglingsalter, besonders nach dem sechszehnten bis zum zwanzigsten Jahre, verändert sie sich wieder, und geht in den Tenor und Baß über, oder sie bildet eine Zwischengattung dieser beiden Stimmen. So wie man den ersten und zweiten Diskant hat, so hat man auch den ersten und zweiten Tenor, und den ersten und zweiten Baß ꝛc. Die Noten oder Modula-

tion der Stimme zum Gesange, das Gesangsalphabet, findet man unter Ton und Tonleiter, in T; auch sehe den Art. Note, Th. 102, S. 683 u. f. nach. Dann nennet man auch Stimme jeden einer Singstimme oder einem Instrumente übertragenen Antheil an einem Tonstücke (Partie). Jeder erhält seine Stimme. Die Stimmen werden vertheilt. Auch führen die besondern Abschriften solcher Partien den Namen Stimme. Die Besetzung der Partien durch mehre Instrumente und Singstimmen derselben Art bewirkt den Unterschied von Solostimmen und Ripienstimmen; in den Ersteren befinden sich auch diejenigen Stellen, welche nur einmal besetzt vorgetragen werden sollen.

Die Stimme in naturhistorischer und medizinischer Beziehung, in so fern sie als solche hier betrachtet werden kann, läßt in ersterer Hinsicht zu, daß man sie von Seiten ihrer Organe betrachtet, daß nämlich solche sehr gut gebildet sind, und alle diejenigen Eigenschaften besitzen, welche zu einer vollen und tönenden Stimme gehören. Es muß daher Alles vollkommen bei denselben, und so gebildet seyn, wie es die Natur in einem vollkommenen Körper erheischt. Gesunde Lungen, eine gesunde Luftröhre, eine starke Brust, einen gesunden Kehlkopf, eine gute Stimmritze und gute Stimmnerve sind die Hauptsache, um eine reine, wohlklingende Stimme zu erhalten. Der Einfluß des Stimmnerven ist besonders bemerkenswerth, wird dieser z. B. auf der einen Seite durchschnitten, so wird die Stimme schwächer, geschieht es aber auf beiden Seiten, so verstummt sie ganz, hört ganz auf. Der positiv galvanische Pol erzeugt hohe, der negative tiefe, dumpfe und heisere Töne, wenn sie auf den Stimmnerven wirken. Daß auch die Geschlechtsfunktionen auf die Stimme wirken, ist allgemein bekannt, aber noch nicht gehörig erklärt worden. So erlangt die Jungfrau erst nach dem sie das heirathsfä-

hige Alter erreicht hat, das heißt, nach dem Eintritte der monatlichen Reinigung, erst eine vollkommen klangvolle Stimme, wenigstens tritt sie erst dann in ihrer vollen Reinheit hervor. Es versteht sich hier bei einem gesunden Organismus; und so entsteht beim Jünglinge und Manne, wenn der Bart hervorkeimt oder sich sehr vollkommen gebildet hat, der Stimmwechsel, indem sie aus dem Diskant und Alt in den Tenor und Baß übergeht. Aber auch viele andere Affectionen des Organismus, besonsonders des Nervensystems, erzeugen bedeutende Veränderungen der Stimme, welche dieselbe in Krankheiten zu einem wichtigen Zeichen machen. Sie kann aber im krankhaften Zustande entweder ganz fehlen (aphonia), oder krankhaft verändert seyn (paraphonia, cacophonia); in dem letzten Falle ist sie entweder zu stark, oder zu schwach, zu tief. Wenn sie zugleich zu stark ist, wird sie vox clangosa, und wenn sie zugleich zu schwach ist, wird sie raucitas gravis genannt; sie zerfällt dann noch in einige Besonderheiten, die wieder ihre medizinischen Ausdrücke haben, aber hier zu weitläufig seyn würde, sie zu erklären. Die mehrsten dieser Affektionen kommen symptomatisch vor, nur selten wird die eine oder die andere als primäre Krankheit beobachtet. Der Arzt ist aber oft im Stande aus ihnen Schlüsse auf das Wesen und die Gefahr der Krankheit zu machen, die selten den trügen werden, der die rechte Beobachtungsgabe besitzt. Die Grade der Stimmveränderungen in krankhaften Zufällen, sind fast so verschieden, als es Krankheiten giebt, die darauf Einfluß haben. Auch steht es selbst in der Gewalt des Kranken, die Stimme zu verändern, oder sie leidend erscheinen zu lassen, so daß man auf ein Uebel, eine Krankheit schließen muß; denn es gehört sehr viel dazu, eine verstellte Stimme zu erkennen, da sie allen Modulationen fähig ist. Hiervon aber abgesehen, wo es auf Verstellung ankommt, so ist doch wenigstens die Stimmlosigkeit (Aphonie) ein sehr schlimmes Zeichen,

indem sie von Krampf, Schwäche und Lähmung erzeugt wird. Wenn sie von Krämpfen herrührt, so ist sie eben nicht sehr bedenklich, wenn aber eine Schwäche Stimmlosigkeit erzeugt, dann ist sie sehr bedeutend; von Lähmungen herrührend soll sie durchaus verloren seyn. Wenn sie mit irritabler Constitution verbunden ist, so deutet sie auf starke Congestion und nahen Schlagfluß, nach der Geburt auf Gefahr und Zuckungen, in der Bräune auf Erstickung und Brand, in acuten Krankheiten auf sehr bedeutende Affektion der Sensibilität hin. Die zu starke Stimme ist ein sehr gewöhnlicher Zufall in der Raserei, die zu schwache giebt in ihren Graden Kunde von den verschiedenen Graden der Schwäche. Die volle Stimme, die so klingt, als wenn Jemand in einen hohlen Topf spräche, soll in den schweren Krankheiten ein sehr böses Zeichen gewähren. Die Heiserkeit bei einer zu tiefen Stimme, deutet in verschiedenen Krankheiten, wie Gallenfieber, Scharlach, Lungensucht ꝛc., große Gefahr an. Es wird hier zu weitläufig seyn, alle die Fälle anzuführen, worin die Stimme die Gefahr des Kranken anzeigt, worin er schwebt; aber wichtig ist sie bei allen hitzigen ꝛc. Krankheiten, wo die Brust und alle dazu gehörigen Organe in Mitleidenschaft treten.

Stimme (Alt-), in der Musik, eine Stimme, welche der höchsten Menschenstimme am nächsten kommt. Man giebt dem Alt in seiner höchsten Ausdehnung den Umfang von dem kleinen f bis ins zwei gestrichene c. Von dem bemeldeten Buchstaben f bis ins eingestrichene a, wird er der tiefe Alt, von dem kleinen a bis ins zweigestrichene c der hohe Alt genannt. Selten kann eine Mannsstimme den Alt ohne Härte singen, daher singen ihn gewöhnlich Frauen.

— (Bary-), Ital. **Baritono**, Fr. **Bariton**, eine Mannsstimme, die etwas tiefer als Tenor, und höher als der Baß geht. Der Umfang dieser Stimme ist eigentlich von d zu d, und deshalb hat man auch dersel-

ben schon von Alters her einen besonderen Schlüssel angewiesen, der den Ton f als Hauptton des Baßschlüssels um zwei Töne tiefer setzte und hierdurch die Leichtigkeit verschaffte, die hohen Töne ohne Uebermaaß der Striche anzumerken.

Stimme (Baß=), die tiefsten Töne der menschlichen Stimme, sowohl im Gesange, als in der Musik, das heißt, in der Vokal= und Instrumental=Musik. Der wahre Umfang der Baßstimme soll von c zu c gehen. Gleich wie sich nun bei dem Discantisten die Stimme zwischen e und f, bei dem Altisten zwischen dem a und h, und bei dem Tenoristen zwischen dem e und f gern bricht, das heißt, die Bruststimme aufhört und die Kopfstimme anfängt, oder hier das Falsett vernommen wird, so sind auch meistens des Bassisten gefährliche Töne a und h. Manche Stimmen haben selbst zwei solche gefährlichen Klippen; daher muß ein Bassist in das *tiefe* sechsfüßige **F** singen können, sonst verweiset *man ihn* zu den Barytonisten; indessen reichen manche bis zum **D**, ja bis zum achtfüßigen **C**. — Die beschriebene Reihe der tiefsten Töne des Tonstücks wird der begleitende Baß genannt, weil er die obere Stimme immer begleitet, und gleichsam zum Maaße der Harmonie dient. Der singende Baß ist dagegen ein Gesang, dessen Töne in dem Umfange der tiefsten Menschenstimme liegen. Er hat eine ordentliche Melodie, die der begleitende Baß nicht hat; er kann aber auch bei seiner Melodie zugleich die Stelle des begleitenden Basses vertreten. Der singende Baß kann auch oft ein Solo, eine Arie vortragen, worin er in die höchsten Töne seines Umfanges steigt, und wozu das Fortepiano und die Orgel nicht nur allein, sondern auch der Contrabaß, und sogar das Violonzell in tiefern Tönen begleiten; allein er behält doch immer den Namen des Basses, weil er unter den Singstimmen die tiefste ist. Bei den Chören dient dieser Baß durchgehends zur

Grundstimme. Der Name **Baß** wird aber auch der Partie gegeben, die, ohne einen wirklichen Gesang zu führen, diejenigen tiefen Töne angiebt, mit denen der aus höhern Tönen bestehende Gesang eine Harmonie macht. Ein solcher Baß ist der Grund der Harmonie; die Töne, die er angiebt, verglichen mit den höhern Tönen, die eigentlich den Gesang ausmachen, heißen in ihm den Grund erkennen, worauf diese sich stützen, woraus eigentlich das Gefühl der Harmonie entsteht. Wenn z. B. eine Saite oder Pfeife in derjenigen Tiefe, welche die Baßtöne haben, angeschlagen wird und klingt, so läßt solche zugleich viele andere Töne von verschiedener Höhe vernehmen, davon der tiefste um eine Octave höher ist, als der Haupt- und Grundton der Saite. Stellt man nun den Grundton durch 1 vor, oder man nennt die Länge der Saite, die ihn hervorbringt, 1, so sind die andern höheren Töne, die man zugleich hört, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$ 2c. Wie bekannt hält der Klang der tiefsten Töne am längsten an, dagegen derjenige der höheren bald verschwindet; indem also nun der Ton 1 fortklingt, kann man verschiedene höhere Töne nach einander anschlagen, wodurch ein Gesang, oder eine Musik, gebildet wird, der ohne Absicht auf den Charakter seiner Melodie, mit dem Grundtone, der das Ohr erfüllt, harmonirt, wodurch der Gesang das Harmonische und Liebliche erhält. Hierdurch läßt sich leicht der Ursprung des Basses und seine Wirkung in den Tonstücken erklären; denn indem nämlich die hohen Stimmen einen melodischen Gesang führen, schlägt der Baß die tiefen Töne an, aus deren Harmonie die obern Töne genommen sind, wodurch der Gesang eine neue Kraft, sowohl was das Angenehme, als den guten Ausdruck betrifft, erhält. Ein solcher Baß, der eigentlich nicht den Gesang, sondern bloß die Harmonie leitet, wird in der neuern Zeit als eine jedem Tonstücke wesentliche Partie angesehen, und dadurch soll sich hauptsächlich die Musik der neuern

Zeit, von der der Alten, die diesen Baß wahrscheinlich nicht gekannt haben, unterscheiden. Wenn man sich also von dem Wesen der neuern Musik einen rechten Begriff machen will, so stelle man sich eine Reihe dieser Töne in einer Folge hintereinander mit Nachdruck angeschlagen vor, indem während der Zeit, daß solche das Ohr beschäftigen, von einer oder mehreren obern Stimmen verschiedene andere Töne, die mit den tiefen in harmonischer Verbindung stehen, einen Theil des Gesanges fortführen. Hier ist nun das Gehör beständig mit zwei Gegenständen beschäftiget, nämlich mit der Folge der tiefen Baßtöne, und mit der Folge der höheren den Gesang bildenden Tönen, die mit den tieferen verschiedentlich harmoniren, und zugleich durch ihren eigenthümlichen Gang den Gesang ausmachen. Hieraus erhellt nun zur Genüge, daß in der neuern Musik der Baß als die wichtigste Partie zu betrachten sey, der alle Stimmen untergeordnet sind, die auch eigentlich aus dem Basse entstehen, da der Gesang oder vielmehr die Stimme keinen Hauptton angeben kann, der nicht in der Harmonie des Basses gegründet ist. Wenn daher der Komponist oder Tonsetzer die Folge der Baßtöne gut gewählt, und die Töne der obern Stimmen regelmäßig daraus hergeleitet hat, so ist sein Satz rein. Es ist zwar wahr, daß ein Gesang ohne Baß auch viele Schönheiten haben kann, besonders ein umfassender Diskant und ein schöner Tenor, allein durch den Baß erhält er erst Vollkommenheit, indem die Harmonie noch zum guten Ausdruck des Gesanges hinzukommt. Der Abstand des Basses von den obern Stimmen muß genau überdacht werden; denn die Erfahrung: daß mit dem Tone 1 zugleich die Töne $\frac{2}{4}$, $\frac{1}{3}$ rc. klingen, zeigt offenbar, daß die singenden Stimmen dem begleitenden Basse niemals näher als eine Octave kommen sollen, weil sonst die Harmonie gestört wird.

Wird die Grundstimme von den Instrumenten vor-

getragen, so heißt sie, wie schon oben bemerkt worden, der begleitende Baß oder das Accompagnement, und da dieser Baß eben so bei dem Ritornell, als Solo, bei den Chören, wie bei Arien, immer gebraucht wird und zur immerwährenden Stütze des ganzen harmonischen Gebäudes dient, so heißt er zum Unterschiede vom singenden: Basso continuo oder die beständig ausdauernde Grundstimme; denn so wie die tiefste singende Stimme noch den Namen Baß beibehält, wenn sie auch viel höher wird, als die begleitenden Bässe, so wird auch noch immer diejenige Stimme Baß genannt, die begleitet, sollte sie auch eine Geige, oder wohl gar eine Flöte seyn. Man sagt daher die zweite Geige accompagnirt hier oder macht den Baß. Wie schon oben bemerkt worden, muß die singende Stimme dem begleitenden Basse nie näher als eine Octave kommen. Wenn man z. B. im Basse die große Terz und die Quinte des Grundtons noch hinzusetzen wollte, so würde jeder von diesen, so wie der Grundton selbst, noch seine Terz und seine Quinte vernehmlich hören lassen; daher würden, wie ein jeder berechnen kann, mit der Terz und die Quinte des Grundtones sehr dissonirende Töne herauskommen, und alle Harmonie gestört werden. Je tiefer demnach die singenden oder concertirenden Stimmen heruntergehen, je tiefer müssen auch alle Töne des begleitenden Basses genommen werden. Es ist daher ein großer Fehler, wenn in Orgeln schon den tiefsten Stimmen auch ihre Quinten und Terzen zugefügt werden. Dagegen muß der begleitende Baß auch nicht zu sehr von den obern Stimmen entfernt seyn, weil das Ohr ihre Verhältnisse nicht mehr genau genug faßt; denn indem eine tiefe Saite klingt, vernimmt man nur ihre Octave, deren Quinte, und auch vernehmlich die große Terz der zweiten Octave, das ist, zu dem Tone 1, die Töne $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$; alle übrigen $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{7}$, $\frac{1}{8}$ 2c., werden nicht mehr deutlich vernommen, ob sie gleich mit klingen. Wollte

man also den Baß um drei oder mehrere Octaven von den obern Stimmen entfernen, so würde man der Harmonie schaden. Soll der Gesang bis auf die höchsten Töne gehen, so müssen die zwischen dem tiefen Basse und diesen Tönen liegenden Octaven ihre Stimmen haben, mit denen man die Harmonie der höchsten vergleichen kann. Aus diesen Erfahrungen läßt sich auch noch die wichtige Regel für den Tonsetzer entnehmen: daß die nächsten Stimmen am Basse in Ansehung der Harmonie weit sorgfältiger behandelt werden müssen, als die sehr entfernten; denn die stärksten Dissonanzen sind in einer großen Entfernung vom Basse nur von geringer Wirkung, weil ihre Vergleichung mit dem Basse schwer wird; da hingegen die leichteste Dissonanz, die nur eine Octave über dem Basse liegt, sehr empfindlich ist. Hieraus läßt sich leicht ersehen, daß die einfachsten Bässe die besten sind, und daß ein begleiteter Baß nur dann einer Auszierung fähig ist, wenn etwa die obern Stimmen inne halten; daß die gehakten Bässe, wo jeder Grundton, statt anzuhalten, damit die obern Stimmen ihre Wirkungen gegen ihn thun können, oft angeschlagen wird, meistens von sehr schlechter Wirkung seyn müssen; daß ferner der Baß allemal eine herrschende Stärke haben und nach Beschaffenheit der obern Stimmen gut besetzt seyn müsse; denn nichts schwächt die Wirkung einer Musik mehr, als wenn der Baß durch die obern Stimmen verdunkelt wird. — Unter die Bässe werden die Contrabässe, Violonzelle und Fagotte gerechnet. Die Baßinstrumente sind nicht so geeignet zu Conzerten und Solo, als die mittlern; wenn daher ein Violonzell nicht in die hohen fremden Töne ausschweift, sondern sich in den mittlern (nelle corde umane) bewegt, so ist sein Solo gewiß angenehm. Ein Fagott, der nur bis ins eingestrichene g geht, hat einen sehr engen Umfang, wenn er allein ein ganzes Concert lang unterhaltend bleiben soll; denn die tieferen Töne, als das kleine ungestri-

chene g, sind nicht mehr angenehm. Ein Solo des Contrabasses hat für das Ohr nichts Gefälliges und Anziehendes; ein geschickter Begleiter auf diesem Instrumente, sagt ein Schriftsteller, hat daher mehr Verdienste, als hundert Solospieler; sollte sich auch, wie schon Mehrere gethan haben, Jemand bemühen, ein Solo herauszubringen, so muß man viel lieber dem musikalischen Tagelöhner den Schweiß mitleidig abtrocknen als in die Hände klatschen oder applaudiren. Wie der Baß, wie schon oben mehrere Male bemerkt worden, die Stütze der Musik ist, so muß er auch mit besonderem Fleiße gesetzt werden, wenn seine Wirkung auf das Ohr vollkommen seyn soll; er muß natürlich und einfach fortrollen, und keine Uebelklänge, keine Mißtöne hervorbringen; denn die Kunst und Fertigkeit des Spielers ist nie im Stande, den Widerspruch der physischen Oscillationen zu hemmen; denn es kostet viel Zeit, ehe eine mächtige Schwingung der Saite wieder in das Gleichgewicht zurückkehrt, und dennoch häuft man oft dergleichen Schwünge mit Schwingungen, daß schon die zehnte Note erfolgt, ehe die erste zu zittern aufgehört hat, woraus doch nur Wirrwarr entstehen kann.

Die singenden Bässe oder die Gesangsbässe sind in vielstimmigen Stücken schwer auszuführen; denn weil der Baß, um die Fehler gegen die Harmonie zu vermeiden, meistentheils steigen muß, wenn die obern Stimmen fallen, und so wieder umgekehrt, so kann man sehr leicht gegen den Ausdruck anstoßen. Von zwei Menschen, die einerlei Empfindungen ausdrücken, muß der Eine die Stimme erheben, wenn sie der Andere sinken läßt; daher ist ein guter Gesangsbaß für ein Meisterstück zu halten; deshalb müssen sich auch die Bassisten der größten Reinigkeit, so wie der höchsten Einfachheit befleißigen, denn nichts wird unerträglicher, als wenn der Bassist sich durch Zierrathen zeigen will, ein solcher muß schon sehr die Stimme in seiner Gewalt haben, wenn es ihm gelingen

soll, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu spannen, und diese Spannung in ein angenehmes Gefühl zu steigern und es festzuhalten. So erzählt man eine Anekdote von einem Bassisten, der in Rom bei der Oper recitirte, und eine seltene tiefe Stimme hatte. Er sang eine Arie, machte eine schöne Cadenz, und schlug einen tiefen baßmäßigen (auf dem Hauptklange, dem fünften Tone gewöhnlichen) Baßtriller. Da nun Alles in Verwunderung, ja Entzücken versetzt worden, sagte ein Spaßvogel in einem noch tieferen Tone laut bravo, wodurch das Publikum sogleich aus seiner angenehmen Stimmung gerissen wurde und in ein lautes Gelächter ausbrach, und welcher Vorfall nicht nur obigem Bassisten Schaden gethan, sondern auch auf längere Zeit die tiefe Stimme herabgesetzt und lächerlich gemacht hat. Man muß sich nur hierbei den Charakter des Italieners denken, der so etwas gleich von der lustigsten und spaßhaftesten Seite aufnimmt, und diese sobald nicht wieder fahren läßt, sondern sie lange in der Erinnerung, als ein Lachmittel behält. Dieses ist nun nicht bei uns Deutschen so der Fall; wir lachen und scherzen zwar auch über ein solches unverhofftes Intermezzo, allein unbeschadet der Kunst und des Künstlers. Indessen muß hier doch bemerkt werden, daß ein Bassist, wie schon vorher bemerkt worden, Meister seiner Stimme seyn muß, wenn er mit derselben kokettiren will; denn sonst würde ihm das Zierlichthun mit derselben so anstehen, als wie einem alten Manne ein Stutzeranzug, oder einer verlebten Schönen der Anstrich des Gesichts, um wieder jung zu erscheinen. — Da der Baß die wichtigste aller begleitenden Stimmen ist, und jeder kleine Fehler darin viel verdirbt, aber dagegen auch jede kleine Schönheit die Hauptstimme erhebt, so ist derselbe auch nicht geringe zu betrachten, und deshalb sollte er nur Spielern von dem feinsten Geschmacke anvertrauet seyn. Man kann hiernach den Geschmack eines Kapellmeisters in der Mu-

sik sehr leicht prüfen, wenn er die Bässe nicht zu ordnen versteht, und sie schlechten Spielern anvertrauet. — Der begleitende Generalbaß hat auch seine Schwierigkeiten, indem er die vollständige Harmonie anschlagen soll. Diese kann der Spieler nicht anders, als durch die vor sich habende Partitur, oder durch die Bezifferung des Basses wissen. Hat er das Erste, so ist es in geschwinden Sachen sehr schwer, alle Stimmen zu übersehen; denn zu dieser Fertigkeit gelangen nur Wenige; hat er einen beziffernden Baß vor sich, so macht ihn sowohl die Unvollkommenheit der üblichen Bezifferung, als die andern Schwierigkeiten verwirrt. Da nun der Generalbassist nur die Harmonien anzugeben hat, so muß er sich aller Zierrathen, die nicht wesentlich zur Harmonie gehören, enthalten, und sich jederzeit der Einfachheit befleißigen. Den Baß muß er schlechtweg anschlagen, und weder Ausfüllungen dazu greifen, noch die Noten, die der Tonsetzer vorgeschrieben hat, theilen. Sind ihm ganze oder halbe Noten vorgeschrieben worden, so muß er sie nicht in Viertel verwandeln; denn daraus würde ein Klimpern entstehen, das der Majestät der Harmonie schaden, und auch oft den Gesang verderben würde. Daß dem Basse keine ausfüllende Harmonie hinzugefügt werden müsse, giebt die Natur bei der Erzeugung der Harmonie selbst an die Hand, da sie zwischen dem Grundton 1 und seiner Octave $\frac{1}{2}$ keinen Ton angiebt. Es ist auch leicht einzusehen, daß Ausfüllungen in der Tiefe seltsam dissonirende Töne hervorbringen würden.

Stimme (Brust-), Ital. Voce del Petto, werden in der Singe- oder Gesangsschule diejenigen Töne genannt, die gerade von der Brust ausgehen, also weder vom Halse, noch vom Kopfe, noch durch die Nase kommen; sie ist eine durchaus reine Stimme, der alle anderen Stimmen nachstehen müssen, die sich nur mit Verzierungen 2c. behelfen können. Sie hat den schönsten

reinsten Klang, das heißt, bei einer gesunden, nicht belegten Brust, und ist sie nach dieser kunstgerecht ausgebildet worden, so leistet sie auch Alles, was zu einem guten Gesange gehört.

Stimme (Clavier-), die für das Clavier geschriebenen, Noten, die auch für das Fortepiano und den Flügel gelten.

— (Diskant-), Sopranstimme, oberste Stimme, **Vox suprema**; Fr. **le Dessus**; Ital. **Soprano**, in der Musik, eine der vier Hauptgattungen, in welche die menschliche Stimme im Gesange eingetheilt wird, und zwar in Ansehung der Höhe, die Höchste, welche nur Frauenzimmer, Kastraten und Kinder erreichen, Letztere, männlichen Geschlechts, nur bis zu einem gewissen Alter, bis zu den Jahren der Mannbarkeit, wobei noch einige Modifikationen Statt finden, so daß sie dadurch mehr dem Alt näher kommt. Auch die Diskantstimme, als die höchste des Gesanges, theilt sich in den hohen und tiefen Sopran, in die erste und zweite Stimme (**Discanto primo, Discanto secundo**), welches besonders hervortritt, wenn zwei hohe Stimmen zusammen singen. Man will den tiefen Diskant vor dem andern einen Vorzug einräumen, und dieses wegen der Tonfülle. Aus dem Namen dieser Stimme, der eigentlich so viel, als einen zweiten Gesang bedeutet, soll man, nach Sulzer, vermuthen können, daß in den alten Zeiten der Gesang nur einstimmig gewesen ist, und daß geschickte Sänger, welche diese Stimme mitsingen sollten, durch ein natürliches Gefühl der Harmonie geleitet, eine andere in harmonirenden Intervallen dazu gesungen haben. Daß solches hernach die Tonsetzer auf den Gedanken gebracht hat, zwei oder noch mehrere Stimmen zugleich singen zu lassen, woraus dann zuletzt der harmonische vielstimmige Gesang entstanden u. durchgehends eingeführt worden ist. Der Diskant oder Sopran ist überall, wo er vorkommt, die Hauptstimme, weil er das Höchste ist, daher muß auch der Tonsetzer oder Komponist allemal

den höchsten Fleiß auf denselben verwenden. Wenn er sich schön ausnehmen soll, so müssen die sogenannten vollkommenen Consonanzen, nämlich die Octave und die Quinte, so viel, als möglich, darin vermieden werden, damit sich dieser oberste Gesang um so besser ausnimmt. Da die höchsten Töne weniger nachklingen, als die tiefen, so ist es der Natur dieser Stimme gemäß, daß sie mehr kurze Noten, sogenannte Diminutiones habe, als jede andere Stimme, insbesondere in Tonstücken für solche Instrumente, die den Ton nicht anhalten können. Es ist ohnedies der Natur gemäß, daß höhere Stimmen schneller reden und singen, als tiefe, welche durch ein zu geschwindes Fortschreiten von einem Tone zum andern, eine Verwirrung verursachen würden. Aus diesen Gründen schicken sich auch alle Arten von Auszierungen, die sowohl der Komponist, als auch der Sänger anzubringen pflegen, zu dieser Stimme am besten, die wegen ihrer Höhe weder der lieblichen Bebungen, noch der sanften Schleifungen und anderer zum Nachdrucke gehörigen Veränderungen, wodurch die tieferen Töne oft so reizend werden, in dem Grade fähig ist, als andere Stimmen. Von dem Alt unterscheidet sich der Diskant nicht sowohl durch den Umfang der Töne, als auch durch die Art des Tones, welcher heller, feiner und schärfer ist, als der des Alts. Der Umfang des Alts ist vom kleinen f bis ins zweigestrichene c, und wenn man oben zwei Töne wegläßt, so heißt er der tiefe, und unten zwei, so heißt er der hohe Alt; Ersterer geht von f bis a, einmal gestrichen, Letzterer von a bis c, zweimalgestrichen (s. auch den Art. Stimme (Alt-), oben, S. 256), dagegen ist der Umfang des gewöhnlichen Diskants oder Soprans vom eingestrichenen c bis zum zweigestrichenen h, der hohe Diskant aber, welcher zum Bravourgesange nothwendig ist, kann in der Höhe das dreigestrichene f und dreigestrichene g erreichen; der tiefe reicht von g bis zum zweigestichenen h; selten aber soll man einen vollen Umfang

von g bis unter zweigestrichnes c bei völliger Gleichheit der Töne finden. Es geht hier beinahe eben so, wie beim Basse, daß bei einer zu großen Anstrengung, um die hohen Töne hervorzubringen, die Anmuth der wichtigsten Mitteltöne verloren gehen. Man soll einen ungewöhnlichen Umfang der Stimme von keinem so großen Werthe halten, als eine gehörige Ausbildung derselben, welches in dem Anmuthigen und Melodiereichen besteht; auch kann diese Stimme in den mannigfaltigsten Verzierungen oder Coloraturen sich hören lassen. Diejenigen Sopranisten oder Sopranistinnen, welche mit ihrer Stimme verschiedentliche Coloraturen ausführen wollen, müssen auch den Umfang derselben genau kennen, damit sie mit Leichtigkeit die sich selbst gestellte Aufgabe lösen können. Die Diskantpartien werden jetzt nicht mehr mit dem sonst gewöhnlichen Diskantschlüssel angezeigt, sondern mit dem Violinschlüssel.

Stimme (Falsett-), Fistelstimme, das Singen durch die Fistel, heißt, wenn man seine Stimme über die ihr von der Natur bestimmte Höhe im Gesange hinauf zu bringen sucht, also die Stimme übersetzt. Dieses geschieht hauptsächlich im Diskant, wo Jemand, der über die Jahre hinaus ist, den Diskant oder Sopran zu singen, ihn dennoch durch die Fistel zu erzwingen sucht. Man will die Stimme der Sopranisten oder Kastraten für Falsett halten und für keine volle Bruststimme, wie bei einer Sopranistin oder einem Frauenzimmer, welches den Diskant singt; allein dieses scheint wohl nicht der Fall zu seyn; jener singt eben sowohl mit voller Brust, als diese; ihm ist der Diskant seiner Knabenjahre durch die Kastration geblieben; er braucht also diese Stimme nicht durch irgend ein Mittel seiner Kehle zu erzwingen, wie es oft bei dem Falsettsänger der Fall ist, dessen Stimme Tenor oder Baß ist, und der die Ober- oder Diskantstimme fistulirt, sie durch die Fistel erzwingt. —

Bei Instrumenten ist der Falsett oder die Falsettstimme, was bei einem jeden Blaseinstrumente über die natürliche Höhe oder Tiefe von einem guten Musikus oder Meister im Blasen herausgebracht oder gezwungen wird. So z. B. wenn man auf der Flöte das Daumenloch unten nur halb schließt, und dadurch bewirkt, daß der Ton höher steigt.

Stimme (Fistel-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Flöten-), nicht allein der Flöte Ton, das Ansprechen der Flöte beim Blasen darauf, als auch die zur Flöte gesetzten Noten.

— (Gaumen-), die Stimme, zu deren Bildung vorzüglich die Gaumen mitwirken; s. oben, unter Stimme.

— (Geigen-), s. Stimme (Violin-).

— (Gesangs-), Singstimme, zum Unterschiede der Sprachstimme, die sich zum Gesange bildenden Töne der Sprachstimme, das heißt, die Töne der Stimme werden mit verschiedenen Veränderungen ausgestoßen, wodurch das Ohr auf eine angenehme Weise berührt wird, gleich dem Anschlagen von Saiten auf einem Instrumente. Schwer ist es jedoch zu bestimmen, wo die Sprachtöne aufhören und die Gesangstöne anfangen; denn da Sprache auch Musik ist, wie schon oben, S. 239, erwähnt worden, und man solches auch schon in den verschiedenen Dialekten einer Sprache findet, welches in den verschiedenen Betonungen der Sylben liegen soll. So z. B. glauben die Bamberger, die Würzburger singen im gemeinschaftlichen Sprechen, und die Würzburger glauben dieses wieder von den Mainzern, daß sie mehr singen, als sprechen; so glaubt der Märker die Sachsen singen mehr, als sie sprechen rc. Hier, aus dieser verschiedenen Betonung der Wörter, in den verschiedenen Dialekten einer Sprache, indem man die Stimme mehr erhebt, mehr fallen läßt, erhält man schon einen Begriff, wie Gesang und Rede gegen einander abstehen, aber auch wie schwierig, wenn gleich nicht unmöglich, es

ist, die Grenze zu bestimmen, wo der Gesang anhebt. Wie sich ungefähr die Gesangstöne der menschlichen Stimme bilden, und wie sie steigen und fallen, kann man am besten an einer Sackpfeife, einem sogenannten Dudelsacke, wahrnehmen, dessen Töne der wahren Menschenstimme am nächsten kommen, wenn man ein kleines aus Rohr geschnitztes Schnarrpfeifchen in die Röhre steckt, worauf man bläst, indem man hierbei dem Drucke des Blasebalges die Entwickelung der Töne hört. Wie die Stimme überhaupt gebildet wird, sehe man oben, unter Stimme, und wie die verschiedenen Stimmen aus Tönen zum Gesange werden, sehe man die verschiedenen Stimmen in diesem Register unter ihrem Namen nach; und dann auch Vogelgesang, unter V.

Stimme (Gottes=), figürlich, im gemeinen Leben, der rollende Donner. Gottes Stimme giebt sich durch die Elemente kund; er spricht in der Natur durch seine Donnerstimme 2c.

— (Grund=), eine Benennung des Basses, der Baßstimme, weil der Baß nicht nur bei den Chören zur Grundstimme dient, sondern auch der Grund der Harmonie ist, auf welchen sich auch die obern, oder höhern und höchsten Töne stützen; s. auch Stimme (Baß=).

— (Guitarren=), die zur Guitarre gesetzten Noten, nach welchen die Guitarre gespielt wird.

— (Haupt=), eine im Gesange sich vorzüglich hervorhebende Stimme. Hauptstimmen sind: der Baß, als Grundstimme, der Tenor, als Mittelstimme, und der Diskant, als Oberstimme, höchste Stimme. Nebenstimmen sind dagegen: der Alt, als eine zweite oder die untere Diskantstimme, der Barytenor, Barytonus, eine Zwischenstimme, zwischen Baß und Tenor, den man auch den Zwischen=Tenor nennen könnte, und der Falsett, die Fistelstimme, eine gezwungene, gequälte Stimme, wenn

nämlich der Tenorist Diskant, und der Bassist Alt singt, also seine Stimme über das gesteckte Maaß zu erheben sucht. S. auch diese verschiedenen Stimmen hier, im Register.

Stimme (Horn-), sowohl das Ansprechen des Hornes, die Tonangabe, wenn man darauf bläst, als auch die zum Horne, Waldhorne ꝛc. gesetzten Noten, nach welchen geblasen wird.

— (Klavier-), s. Stimme (Clavier-).

— (Kopf-), s. Th. 44, S. 216.

— (künstliche), eine durch die Kunst ausgebildete Stimme, durch die Singe- oder Gesangschule, zum Unterschiede der natürlichen oder Naturstimme.

— (Kur-), s. Th. 56, S. 677.

— (männliche), wird der weiblichen Stimme entgegengesetzte; nicht nur im Gesange, sondern auch in der Sprache; in dem Ersteren bildet sie den Baß und Tenor, und in der Letzteren gleichfalls eine Baßstimme, das heißt, eine volltönende tiefe Stimme, welche dabei dennoch aller Modulationen fähig ist, aber nicht ins Weiche und Feine übergeht; sich also vom Diskante entfernt hält. Eine schöne männliche Stimme, reine Bruststimme, ist sonor, hat Tiefe, Fülle, Rundung und Klang, und ist deshalb auch aller Modulationen in ihrem Bereiche fähig.

— (Menschen-), menschliche Stimme, zum Unterschiede der thierischen, die sowohl natürliche, als kunstmäßig ausgebildete Stimme des Menschen, sowohl zur Sprache, als zum Gesange; s. oben, unter Stimme, und in diesem Register.

— (Mittel-), wird die Tenor- als Hauptstimme genannt, weil sie das Mittel zwischen Diskant und Baß macht.

— (musikalische), eine zum Gesange ausgebildete Stimme; auch nennt man so die Laute musikalischer In-

Digitized by Google

strumente, die sowohl durch das Anschlagen mit den Fingern auf Tasten oder an Saiten, als auch durch das Streichen mit einem Bogen, oder das Schlagen mit Stäbchne auf Saiten, oder durch das Ansprechen der Blaseinstrumente, beim Blasen darauf, hervorgebracht wird. Beim musikalischen Instrumentenmacher ist die Stimme ein kleiner hölzerner Stab, der so lang ist, daß er an seinem Orte, zwischen der Decke und dem Boden einer Violine aufgerichtet stehen kann, und dadurch, seinem Zwecke gemäß, die Decke zur Vermehrung des Klanges spannt, weshalb er auch diesen Namen erhalten hat. Er wird vermittelst des Stimmsetzers durch ein Efflochhinein gestellt, und kommt unter die Quinte, aber hinter dem Stege nach dem Saitenhalter zu stehen; s. auch oben, S. 223.

Stimme (Nasen=), eine Stimme, welche durch die Nasentöne hervorgebracht wird; s. oben, unter Stimme.

— (Natur=), Stimme der Natur, s. oben, unter Stimme.

— (Ober=), eine Benennung der Diskantstimme, weil sie die oberste oder höchste Stimme ist.

— (Orgel=), s. unter Orgel, Th. 105, S. 431 u. f.

— (Pauken=), Stimme an der Pauke, s. oben, unter Stimme, S. 223.

— (Raths=), s. daselbst, S. 222.

— (Ripien=), s. Th. 125, S. 49.

— (Silber=), eine reine klangvolle Stimme, gleich dem Silber.

— (Singe=), s. Stimme (Gesang=).

— (Solo=), eine Stimme, welche sich allein hören läßt, besonders in Konzerten, und von dem Generalbasse oder überhaupt von dem Orchester begleitet wird. Die Solopartien sind sowohl für den Baß, als auch für den Tenor und Diskant, hauptsächlich für die Hauptstimmen; s. auch Th. 155, S. 466.

Stimme (Sopran=), s. Stimme (Diskant=).
— (Sprach=), s. oben, unter Stimme.
— (Stentor=), s. unter Stentor, Th. 173, S. 120.
— (Tenor=), eine der vier Hauptstimmen, wenn man den Alt hinzu rechnet, im Gesange, das heißt, in der kunstvoll gebildeten menschlichen Stimme; er ist der mittlere Ton, zwischen Baß und Diskant, deren Nebenstimmen hinzugerechnet, das heißt, den zweiten Baß und zweiten Diskant und Alt; auch ist er der zartere, unter den beiden Stimmen, welche dem reiferen Alter zukommen, und hat gewöhnlich den Umfang von c in der kleinen Octave bis g oder a in der eingestrichenen. Soltenor ist eine größere Tiefe und Höhe, und noch seltener ist diese Höhe eine Bruststimme, sondern größtentheils Falsett. Die angegebenen Eigenschaften dieser Stimme machen sie geschickt zum Ausdrucke der zarten und feineren Empfindungen des männlichen Charakters oder der zarten Männlichkeit. Im gewöhnlichen vierstimmigen Gesange bildet sie die zweite Mittelstimme, indem sie tiefer liegt, als der Alt, aber ihr Umfang noch über die Melodie des Basses fortschreitet; in dem vierstimmigen Gesange aber, der von vier Männerstimmen, oder männlichen Stimmen gebildet wird, führt sie, als erste Stimme, die Hauptmelodie, und als zweite die höhere Mittelstimme. Der Schlüssel dieser Stimme ist der C Schlüssel. In Deutschland ist der Tenor seltener, als der Baß, weshalb er auch in seiner Vollkommenheit vorzüglich geschätzt und gesucht wird. Bei den Franzosen steht er auch besonders hoch; s. auch den Art. Tenor, unter T.
— (Thier=), thierische Stimme, diejenigen Stimmen, welche von den Thieren gehört werden, zum Unterschiede der menschlichen Stimme; s. oben, unter Stimme, S. 223, und Thierstimme, unter T.
— (Unter=), untere Stimme, tiefe Stimme, die Baßstimme, weil sie die unterste und tiefste ist;

auch wird oft die zweite Stimme im Gesange die unterste genannt, besonders bei Duetten, so auch bei musikalischen Instrumenten.

Stimme (Violin=), Geigenstimme, nicht bloß der Ton der Violine oder Geige, den ihre Saiten durch das Streichen mit dem Bogen geben, sondern auch die Noten, welche für dieses Instrument gesetzt worden, so wie für alle Streichinstrumente.

— (Vogel=) die Stimme der Vögel, vorzüglich ihre Gesangsstimme, sonst auch alle Töne, welche sie von sich geben, bestehen sie auch im Krähen, Pfeifen, Zwitschern, Schnattern, Kurren, Gackern ꝛc. ꝛc.

— (Volks=), ein figürlicher Ausdruck, der sehr häufig vorkommt, z. B. Volksstimme, Gottesstimme. Des Volkes Stimme muß gehört werden. Die Stimme des Volks dient der Regierung als Orakel ꝛc. ꝛc.; s. Volksstimme, unter V.

— (weibliche), wird der männlichen entgegengesetzt, eine zarte, weiche, feine und biegsame Stimme, welche im Gesange, so wie in der Rede, die höchste Tonleiter erreicht, der Diskant und Alt. Sie ist gleichfalls eine volle Bruststimme, welche aller Modulationen fähig ist, und der Männerstimme entgegen steht, und so wie diese in die Tiefe geht, so geht oder steigt jene in die Höhe. Eine schöne weibliche Stimme muß so rein wie Silber tönen, und die höchste Biegsamkeit und Geschmeidigkeit haben; sie ist auch aller Verzierungen und Läufer fähig, und darf sich auch damit schmücken, um den Hörer zu entzücken, ja zur höchsten Bewunderung hinzureißen. Dieses haben auch die berühmtesten Sängerinnen der neuern und neuesten Zeit, eine Astrea, Mara, Katalani, Sonntag ꝛc. ꝛc., und die Kastraten oder Sopranisten Farinelli, Senesino, Marchesi, Conchialini ꝛc. ꝛc. gethan. Altisten giebt es eine größere Zahl, jedoch auch der reine Alt gehört nicht zu den so häufigen Stimmen.

Stimme (Zahn-), eine Stimme, welche sich größtentheils durch Mitwirkung der Zähne bildet; s. oben, unter Stimme.

— (Zwischen-), eine Stimme, welche einen Uebergang von einer Hauptstimme zur andern bildet, wie z. B. der Baryton, zwischen Baß und Tenor, und der Alt, zwischen Tenor und Diskant; s. auch den Art. Zwischenstimme, unter Z.

Die übrigen Bezeichnungen der Stimme, als eine gute, grobe, feine, klare, helle, klangvolle oder sonore, reine, tiefe, hohe, schlechte, unreine, belegte, heiserne &c. Stimme erklären sich von selbst, und bedürfen hier also weiter keiner Erklärung.

Stimmen, in der Sprachkunst, nach Adelung, ein regelmäßiges Zeitwort, welches eine doppelte Hauptbedeutung hat, und auch zugleich in doppelter Gattung üblich ist. 1. Als ein unmittelbarer Verwandter von der vorigen Stimme. 1) Als ein Neutrum oder Zeitwort der Mittelgattung mit dem Zeitworte haben. (1) Eine Stimme, und in weiterer Bedeutung einen Ton von sich geben, wo es im eigentlichen Verstande von musikalischen Stimmen am üblichsten ist, doch so, daß es sowohl von der Singestimme, als auch von dem Klange musikalischer Instrumente gebraucht wird. — (a) Eigentlich. Zwei Instrumente stimmen zusammen, wenn sie beide das gehörige Verhältniß des Tons oder Klanges haben, wofür man auch schlechthin sagt: sie stimmen nicht. Die Violine stimmt nicht zur Trompete. Das Clavier stimmt rein, wenn alle Saiten die verhältnißmäßige Tonhöhe haben. In dem Tone stimmen ihre Klagen, Seufzer und Wünsche. Hierher gehören auch Anstimmen, Einstimmen und Beystimmen, welches Letztere doch nur von der Stimme des Redenden üblich ist. — (b) Figürlich, ist zusammen stimmen und überein stim-

men, einerlei Inhalt, einerlei Meinung, und im weiteren Verstande auch das gehörige Verhältniß gegen einander haben, übereinkommen. Ihr Zeugniß stimmt nicht überein, Marc. 14, 56. Menschen, die in ihren Meinungen, Neigungen und guten Absichten mit einander übereinstimmen und übereinzustimmen suchen (Gell.). Im Ganzen stimmen die Theile nicht gehörig überein, haben nicht das gehörige Verhältniß. Der Ausgang stimmt nicht mit meiner Erwartung überein, ist ihm nicht gemäß. In der menschlichen Seele stimmt Alles zu weisen Absichten zusammen (Gell.). — Wo das Nebenwort auch wohl ausgelassen wird. Wie stimmt Christus mit Belial? 2. Cor. 6, 15. Mutter und Tochter stimmen nicht so recht, sind nicht so rechteinig. Diese Vergehungen stimmen nicht zu der heiligen Miene, die er sich giebt, schicken sich nicht dazu. — Nach einer noch weiteren Figur scheint Opitz es auch für gefallen zu gebrauchen, in welchem Verstande es aber im Hochdeutschen fremd ist. — (2) Von Stimmen, Meinung, Urtheil unter Mehreren, ist stimmen diese Meinung von sich geben. Für eine Sache, wider dieselbe stimmen. Ueber etwas stimmen, die Stimme darüber geben. Wir haben noch nicht gestimmt. — 2. Als ein thätiges Zeitwort, wird ein musikalisches Instrument gestimmt, wenn man demselben oder den einzelnen Theilen desselben die verhältnißmäßige Höhe oder Tiefe des Tones giebt. Ein Clavier, eine Violine, eine Orgel stimmen. Ein Instrument um einen Ton höher stimmen. Ingleichen figürlich. Harmonische Empfindungen gleich gestimmter Seelen (Dusch). Seinen Verstand stets nach der Anleitung Anderer stimmen, heißt sein Eigenthum verlassen um betteln zu können (Gell.). Wir bewunderten

die trefflichen Anlagen dieses Mädchens; sie stimmte sich mit ungemeiner Richtigkeit auf jeden Ton (Herm.). Er ist immer auf den prahlhaften Ton gestimmt. — Jemanden stimmen, ihm unter der Hand eingeben, angeben, wie er urtheilen und handeln soll. Er ist schon gestimmt, er hat schon geheime Anweisung erhalten, wo es aber auch eine Figur der folgenden Bedeutung seyn kann. — **II.** Mit dem herrschenden Nebenbegriffe sowohl der Spitze, als auch der Festigkeit und Dauer, ist es als ein thätiges Zeitwort nur noch in verschiedenen figürlichen Bedeutungen in dem zusammengesetzten bestimmen üblich, welches bedeutet, sowohl die Merkmale einer Sache genau angeben, als auch festsetzen, entschließen &c. Ehemals war das einfache Stimmen in eben diesem Verstande üblich. Stimme nur, wenn ich für dich bitten soll, 2 Mos. 8, 9. Und stimmeten einen Tag, da die beide zu Hause kommen sollten, 2 Macc. **14, 21.** Alles für bestimmen. S. auch das Stimmen und die Stimmung in der thätigen Form des Zeitworts.

Das Stimmen oder die Stimmung eines musikalischen Instruments, um demselben den richtigen Ton zu geben oder vielmehr dessen Saiten in eine gehörige Uebereinstimmung und Harmonie zu bringen, erfordert nicht nur eine genaue Kenntniß des Instruments, sondern auch ein gutes musikalisches Gehör, besonders ist dieses bei den Saiteninstrumenten der Fall, das heißt, wo die Saiten mit Tasten, mit den Fingern, mit dem Bogen, mit Stäbchen &c. berührt werden, als beim Flügel, Fortepiano und dem Clavier, bei der Harfe, Guitarre, Laute, Mandoline, Zither &c., bei der Violine oder Geige, dem Basse und bei dem Hackebrette. Da die Guitarre mit eines von den beliebtesten Instrumenten in der jetzigen Zeit ist, so soll die Art, solche zu stimmen, als Beispiel der Stimmung eines Instrumen-

tes hier stehen. Auch ist es überhaupt sehr nöthig, auf eine reine Stimmung aller Instrumente, besonders aber der Guitarre zu halten, da man bei der Einfachheit dieses Instruments, jeden unreinen Ton sogleich bemerkt, und das Ohr durch eine verstimmte Guitarre sehr beleidiget wird. Die Stimmung der Guitarre ist den Noten nach folgende: **E, A, D, G, H, E.** Die Guitarren-Noten werden im Violinschlüssel und zwar um eine Octave höher geschrieben, als sie eigentlich klingen, so wie man auch in neuern Zeiten die Tenornoten oft im Violinschlüssel schreibt, deren Bedeutung aber eine Octave tiefer ist. Die Guitarre steht in **E**-moll, indem die Verbindung der tiefsten Saite mit den drei letzten den vollkommenen **E**-moll-Accord giebt. Die Saiten sind übrigens alle um eine Quarte von einander entfernt, ausgenommen die vierte und fünfte, welche bloß um eine Tertie auseinander stehen. Die Hauptsache ist, daß eine Guitarre mit guten Saiten bezogen ist, sollte sie schlechte oder falsche Saiten haben, so müssen diese mit guten vertauscht werden. Dann muß man die Wirbel untersuchen, ob sie die gehörige Festigkeit haben, das heißt, nicht zu schwer sich drehen lassen, aber auch nicht zu leicht, so daß sie bei dem geringsten Drehen wieder abschnurren und nicht feststehen. Wenn man sich nun zum Stimmen anschicken will, so kann man das Instrument ganz so halten, als wenn man spielen wollte, sollten aber die Wirbel sich schwer drehen lassen, so muß man das Instrument senkrecht auf die Schenkel stützen, weil man dann die Wirbel mehr in seiner Gewalt hat, da man das Instrument mit der rechten Hand am untersten Theile des Halses faßt, jedoch so, daß man sogleich mit dem Daumen die zu stimmende Saite anschlagen kann, und drückt dann mit der linken Hand den zu richtenden Wirbel, indem man ihn etwas stark einwärts dreht, jedoch immer mit Berücksichtigung auf die Saiten, die man spannt, damit diese

nicht zu stark angezogen werden, besonders bei schon gespielten Saiten. Durch das mit gehörigem Nachdrucke Einwärtsdrehen befestiget sich der Wirbel. — Die einfachste und leichteste Methode des Stimmens ist nun folgende: Man stimmt zuerst die tiefe E Saite nach einem reingestimmten Fortepiano, und greift dann auf der fünften Stufe dieser Saite das A, nach welchem man die folgende zweite Saite (A) ganz rein in Einklang stimmt. Eben so verfährt man dann bei der zweiten Saite, und stimmt nach dem auf derselben gegriffenen, D, welches auch auf der fünften Stufe liegt, die dritte Saite in D. Dasselbe Verfahren gilt nun auch von der dritten Saite, nach welcher man die vierte Saite ins G stimmt. Bei dieser vierten Saite findet aber eine Ausnahme Statt. Hier nimmt man nämlich das H auf der vierten Stufe (weil die vierte und fünfte Saite nur eine Tertie von einander entfernt sind, und stimmt darnach die folgende Saite im Einklange. Bei der fünften Saite nimmt man aber wieder, wie bei den übrigen, den Ton der folgenden Saite auf der fünften Stufe, und stimmt darnach die letzte Saite E. Hat man aber kein Fortepiano, nach welchem man die E Saite stimmen kann, so stimme man nach einer Stimmgabel, die zweite A Seite, doch um zwei Octaven tiefer, und verfahre dann mit dieser zweiten Saite nach der oben angegebenen Weise. Die erste Saite stimmt man dann zuletzt nach der sechsten uni zwei Octaven tiefer. Um nun die Reinheit der Stimmung zu prüfen, schlage man nun die beiden Töne A, A, D, D und so weiter, zuerst kurz nach einander, und dann auch zusammen an, wo man nun ganz bestimmt hören wird, ob auch wirklich eine Differenz Statt findet, oder nicht, indem bei völliger Reinheit beide Saiten wie ein Ton klingen müssen. Bei der Probe des nacheinander Schlagens zweier Saiten merke man nur auf den Unterschied der Höhe und Tiefe des Tons, indem, was die Fülle und

Stärke betrifft, die freie ungegriffene Saite stets voller und heller tönt, als die um fünf Stufen verkürzte Saite. Eine gleichfalls leichte und sichere Methode die Guitarre zu stimmen, ist folgende: Man stimmt zuerst nach einer Stimmgabel die zweite Saite **A**, dann greift man auf dieser Saite das **H** auf der zweiten Stufe, und stimmt darnach die fünfte Saite **H** um eine Octave höher. Auf dieser **H**Saite nimmt man dann das **D** auf der dritten Stufe, und stimmt darnach die dritte Saite **D** um eine Octave tiefer. Auf dieser **D**Saite nimmt man dann das **E** auf der zweiten Stufe, wonach man zuerst die letzte **E**Saite um eine Octave höher, und die erste **E**Saite um eine Octave tiefer stimmt. Zuletzt nimmt man auch noch auf der sechsten **E**Saite das **G** auf der dritten Stufe, und stimmt darnach die vierte **G**Saite um eine Octave tiefer. Ist die Guitarre rein und gut gestimmt, so werden bei einer richtigen Mensur alle Accorde in allen Tonarten und Lagen rein und schön erklingen. Bei Anfängern auf der Guitarre sollte der Lehrer jedesmal einen Theil der Unterrichtsstunde, wie ein Komponist vorschlägt, darauf verwenden, um sie im Stimmen zu einer gewissen Fertigkeit zu bringen. Denn das Stimmen eines Instrumentes hat seine Schwierigkeiten, weil auch das Gehör zum richtigem Auffassen der Töne gebildet seyn muß; denn wem dieses abgeht, wird schwerlich eine Guitarre ordentlich stimmen lernen. Man muß gleich den Ton durchs Gehör richtig würdigen, ob er mit dem folgenden harmonirt, und so wieder die folgenden Töne ꝛc. Ein gutes Instrument hat in der Regel zwar gute Stimmung; allein es trifft sich doch, daß hier und da eine einzelne Saite verstimmt wird, besonders bei veränderter Witterung, und wenn man die Gewohnheit hat, die Guitarre an die Wand zu hängen, wo sie leicht Feuchtigkeit anzieht; auch wenn das Instrument einer schnellen Abwechselung von Kälte

und Wärme, oder gar der Feuchtigkeit ausgesetzt ist, und man hat nicht gleich Jemand in der Nähe, der die Stimmung übernehmen kann; allein derjenige, der musikalische Kenntnisse mit einem feinen Gehöre verbindet, wird die Guitarre leicht nach den oben angegebenen Regeln, oder auch nach dem Fortepiano stimme können, wozu man sich bloß des Gehörs bedient, welches hier den harmonischen Uebergang fühlt. Bei manchen Guitarren ist es dem Tone sehr vortheilhaft, wenn man die Stimmung etwas tiefer stehen läßt. Der Ton bekommt dann oft mehr Fülle und Schönheit, und die Saiten behandeln sich besser und leichter. Dieses gilt besonders von lautenförmigen Guitarren und von solchen Instrumenten, die eine längere Mensur haben. Auch in Hinsicht der Begleitung des Gesanges dient dieses für diejenigen, deren Stimme wenig Höhe hat, zu großer Erleichterung, nur muß man hierin mit Einsicht verfahren. Der Gebrauch eines sogenannten Transporteurs, eines Instrumentes, das zwischen den Abtheilungen des Griffbretts angeschraubt wird, und wodurch man die Stimmung der Gutarre willkührlich erhöhen kann, macht allerdings mit gehäriger Behandlung und Kenntniß, einen sehr vortheilhaften Effekt, nur müssen dann die Musikstücke besonders dazu eingerichtet seyn, obschon die Applikatur und übrige Behandlung des Instruments dieselbe bleibt. Jedoch macht es schon gute Wirkung, wenn man dazu gewöhnliche Stücke, z. B. kleine Variationen oder andere Sachen wählt, die sich dazu eignen in einer höheren Tonart gespielt zu werden. — Beim Stimmen des Fortepianos, Flügels, Klaviers ꝛc. wird der Deckel dieser Instrumente geöffnet und die Saiten auf gleiche Weise, wie bei der Guitarre, nur nach den Noten dieser Instrumente mit dem Stimmhammer gestimmt, indem man vermittelst desselben die Zapfen, um welchen die Saiten gewickelt sind, umdreht und stimmt, oder ihnen den gehörigen Ton mittheilt.

Hier kann die Stimmung auch vermittelst einer Stimmgabel geschehen, durch welche man den Grundton erhält, nach welchem man dann die übrigen Saiten nach den Noten stimmt. — Was die Stimmung der Orgel betrifft, so verdient diese hier eine nähere Beschreibung, da unter Orgel, Th. 105, darüber nichts gesagt worden. Die Orgelbauer, wenn sie allen Stimmen oder Pfeifen ihren gehörigen Ton geben wollen, fangen ihre Partition mit C, andere mit F an; beides ist gleichviel. Zum Grundtone einer Orgel gehört ein beständiges Maaß, und davon hat man den Kapellenton und den Operton, der aber auch nicht allgemeine Autorität erlangt hat, weil er um einen Viertelton nach dem Umfange der Singstimme höher oder tiefer gesetzt wird. Der Kapellenton ist dagegen festgesetzt; er schickt sich für die Stimmen am besten, und zu allen Instrumenten, und folglich muß man die Pfeife nach dem Kapellenton, in Deutschland nach dem Chorton schneiden. Der Orgelbauer hat die auf einem Papiere gezogenen gewöhnlichen Notenlinien, wo auf der untersten der Deutsche CSchlüssel vorgestellt ist. Die schwarzen Noten, die auf solchen Linien stehen, deuten die Pfeifen an. Alle Noten, die auf der Linie stehen, worauf sich der Schlüssel sol ut befindet, stellen die Mitte des Klaviers vor. Man fängt nun an das vierte C des Prestanten auf seinen rechten Ton zu setzen, und zwar nach dem vierten C an dem Stämpel der Stimmpfeife, wobei man dieses vierte C etwas tiefer als die Stimmpfeife hält, indem man vielleicht etwas von der Pfeife oben wegschneidet, und zugleich für die Harmonie und einen lauten und akkuraten Ton sorgt. Dann stimmt man die untere Octave, die gerade die Mitte des Klaviers einnimmt. Um nun zu wissen, ob zwei Pfeifen gleichstimmig oder es nicht sind, sie mögen in Unisono, oder nach der Tertie Octave, Quinte &c. gestimmt worden seyn, so muß man genau hören, ob man eine Schwebung oder Schwin-

gung in ihrem Tone bemerken kann; so lange diese Schwingung dauert, ist die Stimme noch nicht richtig, und sie muß erst ganz aufhören, obgleich dieses bei großen Pfeifen nicht hinlänglich ist. Diese Schwingung kann aber auch nicht eher gehört werden, bis die Pfeife nahe an ihrem Akkorde ist. Sind die beiden ersten C richtig gestimmt, so sucht man durch das untere C seine Oberquinte G. Schwebt oder tremulirt diese Quinte nicht mehr, so vertieft man das G ein wenig, so, daß sie in einer Sekunde vier oder fünf Pulsirungen macht; die Sekunde etwa nach einem Pulsschlage gerechnet. Zu dieser Absicht schneidet man von der Länge der Pfeife etwas weg, so intonirt sie zugleich gut, welches bei allen Pfeifen während des Tongebens zu beobachten ist. Man schneidet immer lieber ein Haar breit einige Male hintereinander, als mit einem Male zu viel weg. Hat man die Quinte, so sucht man hernach die folgende Quinte sol re, welche etwas schwächer, als die erste gestimmt wird, sie muß in der Sekunde an sechs Pulsirungen machen, und sie ist eine von den dreien, welche etwas schwächer, als die acht andern gehalten werden. Man sucht nun die Quinte re la. Da man sich aber nicht von der Mitte des Prestanten entfernen muß, so für das Ohr am stimmbarsten ist; so stimme man die Unteroctave von diesen c r, so bekommt man die Quinte re la, die man auf einerlei Punkte wie ut sol bringt. Nun folgt die Quinte la mi auf eben den Ton, als ut sol. Um zu wissen, ob man die vier bereits gestimmten Quinten richtig temperirt hat, so vergleicht man dieses letzte schon gestimmte mi mit dem nächsten anfangs gestimmten ut oder c, so muß dieses mi eine akkurate große Tertie ohne Pulsirung mit dem c oder ut machen; pulsirt es, so ist es zu hoch oder zu niedrig. Um dieses zu erfahren, nähert man den Finger dem Oberende der Pfeife, welches c ist, ohne es zu berühren, sogleich wird sein Ton etwas tiefer, und wenn das Schweben nachläßt, das

heißt, langsamer wird, so ist es ein sicheres Zeichen, daß das mi ein wenig tief ist. Wenn bei Annäherung des Fingers oben an der Pfeife das Pulsiren schneller wird, so ist das mi zu hoch. Im erstern oder niedern Falle hat man die vier Quinten zu schwach gemacht, und man muß sie noch einmal vornehmen und höher stimmen, damit sie etwas langsamer pulsiren. Außerdem vergleicht man noch das mi, wovon die Rede ist, mit dem ersten und nächsten ut oder c, um zu sehen, ob diese Tertie ruhig sey. Im zweiten Falle schwächt man die vier Quinten ein wenig mehr, und vergleicht mi und ut mit einander. Wenn die Tertie richtig und ohne Pulsirung angiebt, die drei Quinten gleichmäßig temperirt sind, und die Quinte sol re, um ein weniges mehr geschwächt worden, als die drei andern, so hat man das schwerste in der Partition oder Temperatur gethan ꝛc. Das Stimmen geschieht mit dem einfachen oder doppelten Stimmhorne. Eine Pfeife, die nicht gut anspricht, kann auch gut gestimmt werden. Vorher kann man z. B. eine zu lange Pfeife durch das Verkürzen zum Tone und Angeben bringen; verkürzt man sie aber im Stimmen, um sie auf ihren Ton zu bringen, so würde sie schlecht angeben, weil sie zu sehr ausgekehlt ist. Man beobachte folglich nur, daß man nur nach dem Maaße die Oberlefze beschneiden darf, als man sie im Stimmen zum rechten Tone bringt, oder man verkürzt sie in Betracht, daß die Höhe ihres Mundes einen nothwendigen Zusammenhang mit der Pfeifenhöhe hat; folglich hält man den Mund etwas niedrig, und bingt ihn nicht eher auf den rechten Punkt, als bis die Pfeife fast schon ganz in ihrem rechten Tone steht. Für Orgelstimmer, die keine große Erfahrung haben, ist es vortheilhaft, den Prestant etwas niedriger zu halten, indem man intonirt und stimmt, bis er recht anbläst und verglichen ist; dann setzt man ihn in seinen rechten Akkord. Alle Pfeifen sind im Behandeln höher, und im Erkalten gröber, folglich

kann nur der Prestant und jede andere Stimme ihren letzten Akkord erhalten, wenn man die Pfeifen nicht mehr mit der Hand anrühren darf. Nach jedem Behandeln lasse man die Pfeife in ihrem Loche erst wieder kalt werden, ehe man sie stimmt; eben so erschrickt die Pfeife gleichsam durch das Drücken mit dem Stimmhorne, und erwärmt sich vermittelst der Hand und des Reibens. Wenn der Prestant recht gestimmt ist, so intonirt man die Prinzipalpfeifen von der ersten Pfeife acht Fuß an. Will diese auf auf dem Pfeifenbrette nicht angeben, so steht der Kern etwas zu hoch, und der Wind geht zu sehr auswärts, und berührt die Oberlefze nicht, daher setzt man den Kern etwas niedriger, indem man ein Eisen auf ein Ende des Kernrandes aufsetzt, und einen Schlag mit dem Hammer, ganz nahe am Munde, auf das aufgesetzte Instrument thut, und so auch das andere Ende niederschlägt, so lange, bis die Pfeife anbläst. Oktavirt sie, so hat sie zu viel Wind; man muß dann den Schlüssel der Plinthe ein wenig vertiefen; wird dadurch der Ton zu schwach, so ist die Oberlefze zu tief. Man mißt sie dann mit dem Zirkel ab, ob sie um den fünften Theil der Mundlänge die Erhöhung der Unterlefze hat. Hat sie diese, so schneide man nur in der äußersten Noth etwas davon ab. Die Oberlefze braucht nicht so hoch zu seyn, wenn die Pfeife einen großen Zuschnitt hat, um ihren rechten Ton zu bekommen. Eben dieses nimmt man auch mit der sechzehn- und zweiunddreißigfüßigen Stimme vor, und stimmt die eine Art nach der andern vorhergehenden und dem Prestanten. Die übrigen Orgelstimmen intonirt und stimmt man mit dem Munde, die vorigen auf der Lade, die offenen und gedackten Holzpfeifen auf ihrem Winde. Zuletzt giebt man den Mundpfeifen ebenfalls auf der Lade die Vollkommenheit. Wenn alle Mundpfeifen gut angeben und einstimmen, so nimmt man die letzte Stimmung vor, indem man mit dem Positiv anfängt. Man

stimmt anfänglich den Prestant und dessen erste Pfeifen genau in den Kammerton; stimmt die achtfüßige Stimme nach dem Prestanten, fängt mit dem Diskanten Klavis vor Klavis an, und endiget mit den Bässen, die man jederzeit nach der Höhe im Stimmen halten muß. Endlich stimmt man, wie vorher, sechzehn Fuß nach acht Fuß und den Prestant zugleich, und dann den kleinen Bourdon bloß nach dem Prestanten, die zweite und dritte Octave des Nasards gleichfalls nach dem Prestanten, die erste und vierte Octave dieser Stimme nach Octaven. Bei feinem Pfeifen ist es schwer, daher halte man den Finger beim Stimmen oben gegen die Pfeife oder ihre Octave, nach der man stimmt, um ihren rechten Ton zu hören. Wächst das Klopfen durch den Finger, so ist die Pfeife zu tief; nimmt das Klopfen ab, so ist die kleine Pfeife zu tief; nimmt es zu, so ist sie zu hoch. Bei großen Pfeifen bringt man die Hand an das Mundloch; nimmt das Klopfen ab, so ist die Pfeife zu hoch, wächst es, so ist sie zu tief. Um die Tertie zu stimmen, so stimmt man erst die Doublette nach dem Prestanten, ist diese gestimmt, so stimmt man nach der großen Tertie die Doublette, die zweite Octave der Tertie, da der Prestant offen ist. Man hüte sich, die kleine Tertie oder Quarte statt der großen Tertie zu nehmen, wie sich Anfänger wohl oft darin versehen. Zu dem Ende stoße man das Tertien- und Prestantenregister zu, und schlage die große Tertie auf der Doublette an, um den Ton ins Ohr zu fassen, und man schneidet die Tertie vor dem Klaviere auf ihrem rechten Ton. Man stimmt die zweite Octave, und alles Uebrige nach Octaven, während Doubletten und Prestant geschlossen sind. Endlich wird der Larigot nach dem Nasard Taste vor Taste gestimmt. Die sieben oder acht letzten Pfeifen der Orgel sind am schwersten zu stimmen, weil sie sehr fein sind; sie erfordern daher Zeit. Nach diesem werden alle besonders gestimmten Pfeifen

zusammen gestimmt, wobei der Prestant immer offen ist. Man hält das erste c angeschlagen, öffnet acht Fuß den kleinen Bourdon, sechzehn Fuß den Nasard, die Doublette, Quarte, Tertie, und zuletzt den Larigot. Man öffnet nun den Prestant allein, drückt die folgende Taste und öffnet eine Stimme nach der andern; zuletzt öffnet man alle Register und untersucht alle Octaven zugleich. Man stimmt nun das Kornet bloß nach dem Prestanten, nachdem das Kornet erst intonirt worden, wobei man ein Stückchen Papier in die Kornetpfeifen steckt, den Bourdon, den Prestant, Nasard und die Quarte des Kornets erst zu intoniren, und so vergleicht man alle Stimmen mit einander. — Hiermit vergleiche man auch den Art. Orgelprobe, Th. 105, S. 424 u. f., wo über den Zustand einer neuen oder ausgebesserten Orgel, ob sie in allen ihren Theilen richtig construirt worden, und nichts fehlt, was ihren Tönen schaden könnte, das Nöthige gesagt ist, um sie demgemäß auch richtig stimmen zu können. — Das Stimmen der Schnarrwerke in Orgeln geschieht mit der Krücke der Pfeife. Wenn man z. B. den Trompetenton höher haben will, so schlägt man mit einem Stöckchen die Krücke herab, so verschließt die Zunge der Pfeife den Mund noch enger, daß die Ritze zum Durchlassen der Luft schmäler und also der Wind genöthiget wird, Gewalt zu gebrauchen, um nur einen kleinen Theil der Zunge, aber auch desto schneller zu bewegen, welches einen steigenden Ton verursacht. Soll dagegen die Trompete gröber klingen, so schlägt man die Krücke darauf, so ist die ganze Zunge ungebunden, die Mundspalte weit, und der Wind kann mit der ganzen Zunge spielen, welche daher auch langsame Bebungen, das ist, einen gröbern Laut verursacht. — Das Stimmen der Sackpfeifen geschieht durch den Stimmer, welches an diesen Pfeifen die obere Röhre ist, welche in der Mitte umgedrehet werden kann, so lange, bis sie den Ton erhält, der zu dem Klavis

stimmt, aus welchem das Stück geht, welches man pfeifen will. Der Bock hat nur einen Stimmer; die Schäfersackpfeife oder der gemeine Dudelsack hat zwei Röhren zum Stimmen b, F; das Himmelchen oder der kleine Dudelsack auch zwei, das eingestrichene f und das eingestrichene c. Der Dudey oder die rechte Sackpfeife hat drei Stimmer oder Röhren, die über sich gehen, das eingestrichene dis, das eingestrichene b, und das zweigestrichene dis. S. auch den Art. Sackpfeife, Th. 129, S. 450 u. f.

In der ersten Bedeutung soll das Zeitwort stimmen nach dem oben erwähnten Sprachforscher, eine Onomatopöie der Stimme selbst, der Form nach aber ein Intensivum von einem veralteten stimen, wohin auch das Lateinische aestimare, schätzen, beurtheilen, zu gehören scheinen, seyn. Die zweite Hauptbedeutung soll keine Figur der ersten seyn, sondern eine eigene, obgleich am Ende gleichfalls verwandte Bedeutung. Die meisten Wörter, welche ursprünglich einen Laut bezeichnen, bedeuten nach sehr gewöhnlichen Figuren auch verschiedene Arten der Bewegungen, Richtungen und Körpermassen, die mit solchem Laute verbunden sind. Stim bedeutet daher in Stimulus, und ohne Zischlaut in Temo, ein in die Länge ausgedehnter Körper, in Stamm, desgleichen mit dem Begriffe der Festigkeit der Masse ꝛc. Stimmen in Bestimmen, die Merkmale eines Dinges anzeigen, scheint eigentlich eine Figur des Stechens, in der Bedeutung des Festsetzens aber, ein Bild von Stamm zu seyn.

Stimmender, derjenige, welcher sowohl bei irgend einer Wahl, als auch bei einem Beschlusse, der in einer Sache gefaßt werden soll, seine Stimme entweder für, oder wider die Wahl oder den Beschluß giebt. Der Stimmende muß aber auch dazu befähigt seyn, das heißt, er muß das Recht haben, seine Stimme geben zu können, also im Besitze derjenigen moralischen Eigenschaften seyn, die seiner Stimme Gültigkeit geben, sie nicht vernichten.

Stimmfähig sind bei General-Versammlungen die Bevollmächtigten dazu. In constitutionellen Staaten: im Ober- und Unterhause, in der Pairs- und Deputirtenkammer die Mitglieder derselben; bei Landtagen die Landtagsabgeordneten; bei Städteordnungen die Stadtverordneten; so wie bei jedem Staats- und Stadtkollegium oder Kollegio die Räthe; so wie überhaupt Jeder, der dazu berufen wird, einer Versammlung beizuwohnen, auf welcher ein Gegenstand diskutirt oder untersucht werden soll, wozu die Stimmenmehrheit den Ausschlag giebt. Auch bei den Wahlen zu Mitgliedern irgend einer Versammlung, die Wahlfähigen, welche das Mitglied oder die Mitglieder aus ihrer Mitte wählen können. Ueberhaupt also Jeder, der nach den Gesetzen eines Landes befugt ist, seine Stimme zur Gültigmachung irgend einer Wahl, irgend eines Beschlusses 2c. zu geben. S. auch den Art. Stimmfähig.

Stimmer, in der Musik, derjenige, welcher ein Instrument stimmt, demselben den gehörigen Ton giebt, das heißt, bei den Saiteninstrumenten, die Saiten so durch die Wirbel spannt, daß der richtige Ton zu einander herauskommt. Zur Stimmung eines Instruments gehört ein gutes musikalisches Ohr; dann muß der Saitenbezug richtig seyn, die Wirbel sich gut behandeln lassen, und der Stimmer auch vertraut mit dem zu stimmenden Instrumente seyn. S. auch Stimmen und Stimmung, oben, S. 276 u. f.

Stimmfähig, Bei- und Nebenwort, die Eigenschaften besitzend, um zu einem Stimmenden bei irgend einer Versammlung gewählt werden zu können. Es beruhet hier aber nicht bloß auf den Kenntnissen, die Jemand besitzt, um zu einem stimmenden Mitgliede gewählt zu werden, sondern auch, daß sein moralischer Wandel von der Art ist, daß man ihn für würdig hält, gewählt zu werden, weil man das Vertrauen in ihn setzt, er werde nach Pflicht und Gewissen für das Wohl der Wähler

stimmen. Sowohl die wahlfähigen Wähler, als auch die Kandidaten, welche von ihnen zu Repräsentanten der Nation, oder zu Repräsentanten der Bürger einer Stadt, wo die Städteordnung eingeführt worden, gewählt werden, dürfen also nicht ihre Stimmfähigkeit durch irgend ein böswilliges Vergehen verwirkt haben, weil sonst ihre Wahl nichtig ist. In den Preußischen Staaten sind die Bürger zweiter Klasse nicht wahlfähig.

Stimmgabel, s. Stimminstrument.

Stimmgeld, in der Musik, nennen die Stadtmusikanten, wo sie noch existiren, dasjenige Geld, welches ihnen die Adjuvanten von den Dorfaufwartungen, wozu sie von den Ersteren die Bewilligung erhalten haben, entrichten müssen. Gewöhnlich sind es von jedem Thaler 4 Gr. Cour.

Stimmhammer, s. Stimminstrument.

Stimmholz, der kleine hölzerne Stab in den Violinen 2c., der auch Stimme genannt wird; s. oben, S. 223.

Stimmhorn, s. Stimminstrument.

Stimminstrument, Stimminstrumente, diejenigen Instrumente oder Werkzeuge, welche man sich zum Stimmen musikalischer Instrumente bedient. Es sind folgende: 1) Die Stimmpfeife, eine hölzerne Pfeife, durch welche man einen Ton oder auch, durch abgemessenes Herausziehen der in einander geschobenen Stücke, die Töne einer ganzen Octave, wie sie auf dem herauszuziehenden Stücke schriftlich verzeichnet sind, angeben kann. Diese Pfeife wird aber nur noch selten angewendet, weil der Ton nicht sicher, sondern schwankend und veränderlich ist, da er von dem stärkern oder schwächern Einblasen abhängt. — 2) Die Stimmgabel, eine kleine stählerne Gabel, mit zwei Zinken, wie Fig. 9023 zeigt, vermittelst welcher man ein Saiteninstrument: Fortepiano, Clavier, Guitarre, Harfe 2c., stimmt. Man

schlägt nämlich mit dieser Gabel gegen die Kante eines Tisches oder sonst eines hölzernen kantigen Hausgeräths, und stellt sie dann schnell umgedreht mit dem Stahlstiele auf den Tisch, so tönt sie, und dieser Ton bildet dann den Grundton zur Stimmung des Instruments. Dieser Maaßstab ist bei einigen Gabeln der Ton C, bei andern A, daher hat man auch C- und A-Gabeln. Die Verschiedenheit der Stimmung eines Instruments beruht demnach zum Theil auf der Verschiedenheit der Gabeln. Man faßt nämlich die Gabel so, daß man den Stiel derselben mit zwei Fingern hält, sie dann anschlägt, und schnell den Stiel mit den beiden Fingern auf die Tischplatte stellt, wo dann der durchs Anschlagen hervorgebrachte Ton hell austönt, und den Ton zur Stimmung des Instruments, wie schon bemerkt worden, giebt. — 3) Der Stimmhammer, ein kleiner eiserner Hammer, dessen eine Bahn eine Höhlung hat, s. Fig. 9024, damit die eisernen Zapfen, um welche die Saiten des Flügels, Fortepianos, Klaviers ꝛc. gewickelt sind, umzudrehen und zu stimmen, oder ihnen den gehörigen Ton mitzutheilen. Auf dem andern Ende ist auch gewöhnlich eine kleine Zange angebracht, mit welcher, wenn es nöthig ist, die Zapfen ausgezogen werden können. An dem der gehöhlten Bahn entgegengesetzten Ende ist ein Haken gebildet, womit die Oehre der Saiten gedrehet werden können, wenn man sie an den Zinken oder Zapfen befestiget. — 4) Das Stimmhorn, es kommt beim Orgelbauer vor, und ist ein Werkzeug die kleinen Pfeifen zu stimmen; auch werden dieselben damit erweitert oder verengert, je nachdem sie intoniren sollen. Dieses Horn ist von Messing, hat auf einem Ende einen zugespitzten Kegel, und auf dem andern einen hohlen Cylinder. Will er nun die gegossene Pfeife erweitern, so steckt er den Kegel in die Pfeife, treibt sie damit auseinander, und erweitert sie hierdurch, oder er

steckt die Pfeife in den hohlen Cylinder, drängt sie hierdurch zusammen, und macht sie enger.

Stimmlauter, s. oben, unter Stimme.

Stimmmitlauter, s. daselbst.

Stimmnerve, Vagus, dasjenige Nervenpaar, welches sich an die Stimmwerkzeuge verbreitet. Da im Art. Nerve, Th. 102, S. 310 u. f., nur die Nerven im Allgemeinen berührt worden sind, ohne die einzelnen Nerven des menschlichen Körpers selbst besonders zu beschreiben, weil dieses zu umfangreich für den Zweck der Encyklopädie gewesen wäre, so ist aber damit nicht gesagt, daß nicht einzelne Nerven unter ihrem Namen, sobald sie wichtig sind, beschrieben werden sollen, und so ist es der Fall mit dem Stimmnerven, dessen Beschreibung hier nur so weit, als es nöthig ist, nach Sömmerings Beschreibung desselben erfolgt. Das Stimmnervenpaar verbreitet sich hauptsächlich an die Stimmwerkzeuge; es verbreitet sich nämlich in den Schlund, in den Schlundkopf, in den Kehlkopf, in die Schilddrüse, in die Halsarterien, und in die großen Gefäße am Herzen, in die Lungen, in die Leber, in die Milz, in den Magen, in den Zwölffingerdarm, zuweilen in den Zwergmuskel, und verbindet sich mit dem von der andern Seite, mit dem Zungenschlundkopfsnerven, mit dem Zungenfleischnerven, mit dem Beynerven, mit dem sympathischen Nerven, und mit dem ersten Halsnerven. Man kann den Stimmnerven in Ansehung des Ursprungs, der Zusammensetzung und Verbreitung, als einen zweiten sympathischen Nerven ansehen, mit dem Unterschiede, daß bei ihm auf kurzem Wege geschieht, was bei großen sympathischen Nerven durch wiederholte Nervenknoten geschieht. Der Stimmnerve zieht gleich in der Wirbelhöhle eben so viele Wurzeln vom Rückenmark an sich, als Ursprünge der Halsnerven sind. Es ist daher nicht zu bewundern, daß der Stimmnerve, nach Bildung des Herznervengeflechtes und Lungengeflechtes,

sich mit dem Reste in den Magen hinabläßt, indeß der sympathische Nerve eine große Menge Fäden abgiebt, und in der Brust keine Verstärkung erhält. Der Ursprung des Schlundkopfnerven aus der geflechtartigen Verbindung, scheint dem Ursprunge der weichen Nerven aus dem sympathischen Nerven nicht unähnlich. Hieraus erklärt man, wie Kitzelnng des Rachens Ekel, und Husten Erbrechen machen kann; warum unverdauete Sachen im Magen Engbrüstigkeiten verursachen, welches durch ein Brechmittel gehoben wird; warum das Erbrechen Erstickung drohet; den sogenannten Globus hystericus, oder die Schnürung im Halse, wenn der Magen von Luft ausgedehnt wird; daher helfen hier krampfstillende Mittel. Aus seiner Verbindung mit den Nackennerven läßt sich der auf Verletzungen des Rückenmarks folgende Schaden an der Stimme erklären. Aus seiner Verbindung mit dem sympathischen Nerven läßt sich erklären, wie Unreinigkeiten im Unterleibe der Stimme schaden, z. B. wie Bauchschmerzen oder Würmer Stummheit hervorbringen; aus der Nachbarschaft seines Ursprunges mit dem Ursprunge des Gehörnerven, die so oft bemerkliche Verbindung der Stummheit mit der Taubheit (Taubstummheit); doch tritt zuweilen Stummheit ein, ohne dem feinen Gehöre zu schaden, welches Hook bei einem Manne, und Sömmerring bei einer Frau gesehen. Aus einem Drucke des Kropfes auf dieses Nervenpaar entstand Unverdaulichkeit. Eine Geschwulst, die seinen Ursprung im Scheitel drückte, machte Fallsucht. Die Unterbindung der Stimmnerven in Thieren macht beschwerliches Athmen, Stummheit, Erbrechen, und daß die Speisen im Magen verderben. Auch die Verletzung oder Durchschneidung des Stimmnerven am Halse in Thieren macht schmerzhaftes Athmen, Ohnmachten, Keuchen, Röcheln, das Auge der leidenden Seite thränend, und die Hornhaut rauchig; es entsteht allemal Durchlauf, welches sich aber Alles

nach einiger Zeit verliert, z. B. bei den Hunden, nach einem oder zwei Monaten, bisweilen zehrt es ab; zuweilen leidet auch wohl das Auge der entgegengesetzten Seite. Nach Arnemann bringt die Reibung des Stimmnerven den Schlund zur Zusammenziehung; nach Andern auch das Herz. Auf die Verletzung des zurücklaufenden Astes geht die Stimme nicht eigentlich verloren, sondern es täuscht einen nur anfangs die hinzukommende Halsentzündung. Wird das Stimmnervenpaar durchschnitten, so verliert sich die Stimme ganz.

Stimmorgan, Stimmorgane, die zur Bildung der Stimme nöthigen Organe; s. oben, unter Stimme.

Stimmpfeife, beim Orgelbauer, eine ganz hölzerne viereckige Pfeife, die wie eine gewöhnliche Flöte, aber ohne Fingerlöcher ist, in der man einen passenden Stock mit Graden bezeichnet aus- und einziehen kann, um alle Klaves anzugeben und darnach zu stimmen. Man schneidet oben von dem Körper der Zinnpfeife ein Streifchen Zinn nach dem andern ab, bis der höhere und einstimmige Flötenton erfolgt. Ein Spänchen von der Dicke eines Pferdehaars verändert schon merklich den Ton. Man giebt mit dieser Pfeife allen neuen Pfeifen einer Orgel nach den bezeichneten Graden des Stockes ihren Ton.

Stimmrecht, das Recht seine Stimme in einer Versammlung Mehrerer zu geben; s. oben, unter Stimme und Stimmender.

Stimmritze, s. oben, unter Stimme.

Stimmschlüssel, ein eisernes Instrument, welches die Gestalt eines Schlüssels hat, womit man die Wirbel zur Spannung der Saiten drehet.

Stimmsetzer, beim Instrumentenmacher, hauptsächlich Geigenmacher, ein gabelartiges Instrument, womit durch das eine Effloch die Stimme in die Violine oder Geige eingesetzt wird.

Stimmwerk, beim Orgelbauer, diejenigen offenen Pfeifen, welche nicht durchgängig weite Körper haben; sie sind unten ziemlich weit, oben aber zugespitzt; sie sind daher mehr, als halb, zugedeckt; auch haben sie einen weit andern Resonanz, als die Prinzipalmensurart an und in sich haben; und da sie an der Proportion und Resonanz als ein Horn klingen, so werden sie auch deshalb Gemßhorn genannt. Man hat davon verschiedene Arten, als Gemßhorn, Spitzflöte, Dulcian ꝛc. S. auch den Art. Orgel, Th. 105.

Stimmwerkzeuge, 1) die Werkzeuge, welche zum Stimmen gebraucht werden, wie Stimmhammer, Stimmhorn, Stimmschlüssel ꝛc. 2) Werden auch figürlich die Stimmorgane im menschlichen Körper darunter verstanden, weil durch sie die Stimme gebildet wird; s. oben, unter Stimme.

Stimmung, sowohl die der musikalischen Instrumente, als auch jede andere Stimmung, s. unter Stimmen.

Stimpler, an einigen Orten eine Benenneng der Böhnhasen oder derjenigen Mäckler, welche nicht von Seiten des Staats zu diesem Geschäfte autorisirt worden, also es unbefugter Weise treiben, und nur geduldet werden.

Stimulantia, reizende Arzneymittel, werden die diejenigen genannt, welche eine Aufregung im Blute, überhaupt im ganzen Nervensysteme bewirken; hierher gehört: der Zimmet, Cardamom, die Vanille, Nelken, Muskatennuß und Blüte, der Caffee, die Chokolade, überhaupt der Cacao, der Ingber (Ingwer), Pfeffer, Fenchel, Kümmel, Anis, sowohl der gemeine, als der Sternanis, der Lorbeer, die Pfeffermünze, Pommeranzen, die Melisse, der Quendel, das Piment, die Pistacien, der Kampfer, der Wein, Branntwein ꝛc. ꝛc. Ferner gehören hierher auch die reizenden und gewürzhaften Speisen und Getränke, die Austern ꝛc., kurz auch

alle diejenigen Mittel, welche auf die Zeugungstheile wirken, zum Beischlaf reizen ꝛc. Unter den reizbaren oder reizvollen Speisen gehören alle diejenigen, welche einen guten nahrhaften Chylus oder Milchsaft liefern.

Stincus marinus, s. Stinz.

Stind, s. Stint.

Stingel, bei den Jägern, in einigen Gegenden, der Schwanz an den wilden Schweinen. Nach Adelung ein nur von Stängel in der Aussprache verschiedenes Wort.

Stink, Stinkus-Eidechsen, **Stinci**, eine Eidechsengattung mit Schuppenringen über den Bauch und ganzer Zunge, welche im Art. Eidechse, Th. 10, S. 328, übergangen worden, welcher Art. nach der damaligen Einrichtung der Encyklopädie nur noch unvollkommen ist, indem er diese Amphibien nur im Allgemeinen berührt, und nur ein Paar Arten auszeichnet. — 1) Die Stinkus-Eidechse, **Lacerta Stincus, Linn., Stincus officinalis, Laurent Synops. p. 55. n. 87.**; Fr. **le Stinque, C. de la Cépède 1. p. 373, pl. 23.** Diese Eidechse hat einen etwas zusammengedrückten, weißröthlichen, unten silberweißen Körper, der nebst dem Kopfe und Schwanze mit ziegeldachförmig übereinander liegenden breiten gestrahlten Schuppen bedeckt ist; der Unterkiefer ist etwas kürzer, als der obere. Der Schwanz kurz, gegen das Ende zusammengedrückt. Sämmtliche Füße haben fünf freie Finger, die am Rande mit Schuppen gezähnelt und mit flachen stumpfen Nägeln versehen sind. Die ganze Länge beträgt 10 — 14 Zoll. Das Vaterland ist Aegypten, Arabien, Libien und Ostindien, wo sie sowohl im Wasser, als auf dem Lande lebt. In dem Oriente bedient man sich ihrer als eines vorzüglichen Restaurations- und Stärkungsmittels bei großen Entkräftigungen, und als ein solches Mittel wurde sie auch in unsere Apotheken gebracht, und von den Aerzten verschrieben. In Aegypten bringen sie die Landleute in Menge nach Cairo und

Alexandrien, wo sie mit Salz und aromatischen Pflanzen eingemacht werden. Von da werden sie weiter, vorzüglich nach Venedig und Marseille, versandt. Getrocknet oder eingemacht verlieren sie ihre Farbe, und werden weiß oder strohgelb.

2) Die gestreifte Stinkus-Eidechse, die Goldeidechse, **Stincus Stellio, Laurent Synops. p. 55. n. 88. Seba Mus. II. t. 10. f. 4. 5. Lacerta aurata Linn.**; Fr. **le Doré, C. de la Cépède I. p. 284, pl. 25. Bonnaterre 52. p. 36. pl. 9, f. 2.** Diese Eidechse hat einen grüngelblichen ins Graue gehenden Körper, dessen Seitentheile der Länge nach mit einer graubraunen Binde bezeichnet sind. Der Schwanz ist rund, und so lang als der Körper. Der ganze Körper ist mit glatten rundlich dachziegelförmig übereinander liegenden Schuppen besetzt. Sämmtliche Füße haben fünf freie kleine Finger, die mit spitzen Nägeln bewaffnet sind. Die ganze Länge beträgt 14 bis 18 Zoll. Das Vaterland ist Amerika, die Antillen und die Insel Cypern. Die lebenden Thiere haben einen Goldglanz. Ihre Nahrung besteht in Gewürmen, Insekten, und vorzüglich in kleinen Krabben (einer Art Krebse). Auf den Antillen hält man sie für giftig. Die Th. 10, S. 328, angeführte Sterneidechse, **Stellio**, scheint wohl eine andere zu seyn; auch ist ihre Bezeichnung unvollständig.

Stinkameise, Formica foetida, eine Ameise, welche unter Ameise, Th. 1, S. 629 u. f., übergangen worden; sie hat einen mit drei erhabenen Punkten bezeichneten Kopf, hervorstehende längliche, gerade gleichlaufende Kinnbacken, eine glatte Brust, und einen Bauchstiel, der aus einem oben bucklichen Gelenke, das vorn und hinten gedrückt, und am hintern Ende quergestreift ist, besteht.

Stinkapfelbaum, Crataeva Tapia Linn., s. Todtenbeinpflanze, unter T.

Stinkbackſem, Stinkdachs, Stinkkatze, das Amerikaniſche Stinkthier; ſ. Chinche, Th. 8, S. 68.

Stinkbaum, 1) in einigen Gegenden ein Name der Vogelkirſche, oder des ſchwarzen Vogelkirſchbaumes, Prunus Padus Linn., der auch Elſebeere genannt wird; ſ. unter Kirſche, Th. 39, S. 177 u. f. — 2) Der Anagyris oder eigentliche Stinkbaum, Anagyris Linn., ſ. Th. 2, S. 28 u. f. Nach Dietrich, in ſeinem Lexicon der Gärtnerey und Botanik, Th. 1 (2te Aufl. Berl. 1820), S. 466, hat dieſer Baum folgende Gattungskennzeichen: Der Kelch iſt zweilippig, fünfzähnig. Die Fahne und die Flügel der Schmetterlingskrone ſind kürzer, als das Schiffchen. In der Blume befinden ſich zehn Staubfäden, die aber am Grunde nicht verwachſen ſind, ſondern frei ſtehen und einen länglichen Fruchtknoten umgeben. Die Frucht iſt eine Hülſe, zuſammengedrückt, vielſamig. Dietrich führt nur eine Art an, den ſtinkenden Anagyris oder gemeinen Stinkbaum, Anagyris foetida Linn., ſ. den oben angeführten Theil der Encyklopädie, S. 28.

Stinkbeere, eine Benennung der Vogelkirſche, ſ. oben, unter Stinkbaum.

Stinkchamille, Cotula foetida, Carthemis Cotula, eine Benennung der Hundskamille, ſ. Th. 33, unter Kamille.

Stinkdachs, ſ. Stinkbackſem.

Stinken, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gattung vorkommt. 1. Als ein thätiges Zeitwort, den Geruch empfinden, riechen, eine längſt veraltete Bedeutung. So ſagt Notkar Habent nasa unde ne stinkent. 2. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, einen Geruch von ſich geben, riechen, ſowohl 1) überhaupt, eine gleichfalls veraltete Bedeutung. Suazu sie thir stinkent, ſie riechen dir ſüß, gut, Ottfr. Als auch 2. in einem engeren Verſtande. (a) Wohl, gut riechen, in wel-

cher Bedeutung es, nach Adelung, gleichfalls veraltet ist. **Thin diuri thera Salba stank in ala balba**, die kostbare Salbe roch überall. **Ottfr. Stankuuurzo**, ist bei dem Willeram wohlriechendes Gewürz. (b) Häßlich, ekelhaft riechen, in welcher Bedeutung es noch allein üblich ist. Das stinkt, ein stinkender Geruch. Nach etwas stinken, nach Käse, nach Knoblauch stinken. Stinkendes Fleisch. Stinkend seyn oder werden. Eine stinkende Lüge, im gemeinen Leben, eine grobe, wofür man in der niedrigen Sprechart wohl sagt, eine erstunkene. Die biblische Figur: Israel stank vor den Philistern. David stank vor seinem Volke, in Schande, Unehre bei Jemanden seyn, ist im Hochdeutschen ungewöhnlich. Doch sagt man noch: seinen Namen, sein Andenken stinkend machen. In der letzten Bedeutung im Niedersächsischen gleichfalls stinken, im Angels. **stincan, stencan**, im Engl. **stink**, im Schwed. **stinka**, das thätige Zeitwort davon ist stänkern. Stinken war, wie aus dem obigen erhellt, so wie riechen, ein ganz allgemeiner Ausdruck. S. auch Stank. Da die Empfindung des Geruchs nicht in das Gehör fällt, und daher nicht anders, als durch eine Figur ausgedrückt werden kann, so scheint das noch im Schwedischen übliche **stinga**, stechen, bei dem Ulphilas **stiggan**, das Stammwort zu seyn, welches sich von unserm stechen nur durch den eingeschobenen Nasenlaut unterscheidet.

Stinker, **Tenebrio mortisagus, Blaps mortisaga**, eine Käferart, welche zu den Schattenkäfern, **Melanosomata** gehört; er ist schwarz, hinten breiter, als vorn, und hat eine Länge von **10** Linien. Er hält sich an düstern Orten in und neben Häusern auf.

Stinkerde, s. Stinkmergel.

Stinkfisch, Stinks, s. Stint.

Stinkfliegen, Blattlauslöwenfliegen, Landlibellen, Florfliegen, **Hemerobii**; Fr. **les Hémérobes**, eine Fliegengattung, welche zur sechsten Familie, den nacktflügligen Netzflüglern (**Planipennia**) gehört. Diese Insekten haben einen langen, schlanken und weichen Körper, und durchsichtige, artig netzförmig gewebte, beinahe der Gaze ähnliche Flügel, die sich dachförmig auf dem Rücken zusammenlegen, wenn das Thier ruht. Die Fühler sind borstenförmig, von der Länge des Leibes. Der Kopf hat glänzende vorstehende Augen; er ist etwas dicker, als die Vorderbrust, hat aber keine Nebenaugen. Sie sind mit Kinnbacken, mit Kinnladen, welche, wie bei den Verwüstern, gegliedert sind, und mit einer einfachen häutigen Lippe versehen. Sie kommen aus sechsfüßigen Larven mit kurzem Leibe und langen Kinnladen, welche von Insekten leben, und sich in unbewegliche, in ein Seidengehäuse (**Cocon**) eingeschlossene Nymphen verwandeln. Sie fliegen langsam, und haben zum Theil einen sehr widrigen Geruch, weshalb sie Stinkfliegen heißen. Sie legen ihre Eyer auf Blätter, an denen sie mit einem langen Stiele angeheftet, und daher öfter für Pilze angesehen worden sind. Die Larven nähren sich von Blattläusen, und heißen deshalb Blattlauslöwen. Aus dem oben angeführten gewahrt man, daß ihre Fortpflanzungsart verschieden ist. Cüvier theilt sie in: a) Eigentliche Stink- oder Florfliegen; Fr. **Hémérobes proprement dits**, mit langen borstenförmigen Fühlhörnern, und vier fadenförmigen Freßspitzen. Ihre Larve lebt, wie oben bemerkt worden, auf den Blättern der Bäume von den Blattläusen, die sie aussaugt, und dadurch vernichtet. Ihre Eyer hängen an Fäden herab, wie oben angegeben worden. Bekannte Arten sind: **1)** Die grüne Florfliege, **Hemerobius Perla**, Fr. **l'Hémérobe verd**, von hellgrüner Farbe, und goldglänzenden Augen, mit sehr zarten glashellen mit grünen Adern durchzogenen Flügeln. Ihre Länge beträgt 6 Li-

nien. Sie riecht wie Koth. — 2) Die grüne und schwarze Stink- oder Florfliege, Hemerobius chrysops; Fr. l'Hémérobe verd et noir. Der Leib und die Flügeladern sind bläulichgrün, mit kleinen schwarzen Zügen, und die Augen sind goldfarbig, wie bei der vorhergehenden. — 3) Die wickelartige Stink- oder Florfliege, Hemerobius phalaenoides; Fr. l'Hémérobe roux, mit undurchsichtigen Oberflügeln, und von einer braunröthlichen Farbe; ihr Hinterrand ist abgestutzt.

b) Netzfliegen, Semblides Fabr.; Fr. les Semblides, mit borstenförmigen Fühlhörnern, vier fadenförmigen, kurzgliedrigen Freßspitzen, und kleinen Kinnbacken. Kopf und Bruststück sind plattgedrückt; die Flügel legen sich im Sitzen auf dem Rücken zusammen; der Hinterleib hat am Ende oft zwei Borsten. Die Larve lebt im Wasser, und kommt nicht eher ans Land, als bis sie sich verwandeln will. Die bekanntesten Arten davon sind: 1) Die Dreknetzfliege, Semblis lataria, Fr. la Semblide de la boue, mit braunem Leibe, gitterförmigen mit schwärzlichen Adern durchzogenen Flügeln, und sehr kurzen Hinterleibsborsten. Sie ist an allen feuchten Orten sehr gemein, und befestiget ihre Eyer zu Hunderten in dichten Päckchen an Grashalmen. — 2) Die langschwänzige Netzfliege, Semblis bicaudata, Fr. la Semblide à longue queue, von grünlicher Farbe, welche so lange Hinterleibsborsten, als der Leib hat. Sie trägt ihre Eyer unter dem Bauche. — Nun rechnet Cüvier noch hierher die Faltenjungfern, Ascalaphi, Fr. les Ascalaphes, mit sehr langen in einen dicken Knopf sich endigenden Fühlhörnern, und sechs fadenförmigen Freßspitzen. Diese Insekten haben einen dicken sehr haarigen Kopf, und auf den ersten Anblick haben sie das Ansehen eines Falters. Ihre Flügel sind breit und gemeiniglich gefärbt. — Dann die Ameisenlöwen (Myrmeleon), Fr. les Fourmis-

lions; s. Th. 1, S. 676 u. f. — Unter Fliege, Th. 14, ist von diesen Stinkfliegen keine Erwähnung geschehen, weil man damals, als dieser Artikel abgehandelt wurde, mit den Insekten noch nicht so weit ins Klare oder Reine war, als jetzt, darum ist dieser Nachtrag von dieser Fliegengattung hier geschehen.

Stinkfuchs, Vixerra Memphitis, s. Stinkkatze.

Stinkgyps, Stinknesch, Hepatit, hat daher den Namen erhalten, weil er im Reiben nach Schwefelleber riecht. Es ist ein schwefelgesäuerter Schwerspath. S. auch Th. 67, S. 521.

Stinkhahn, Kothhahn, s. Wiedehopf.

Stinkholz, Olax Linn., welches nämlich den Baum bezeichnet, der es liefert, Fr. Bois-puant, ein unangenehm riechendes Holz, welches hart und fest ist, und eine gute Politur annimmt; allein wegen des Kothgeruches in Europa keine weitere Anwendung findet, als daß man ihm eine Stelle in den Holzkabinetten oder Holzsammlungen einräumt und es zum Fischfange gebraucht, s. Th. 13, S. 546. Es kommt von Ceylon, und wird in Indien gegen Nervenkrankheiten gebraucht. S. auch den Art. Olax, Th. 105, S. 78.

Stinkicht und **Stinkig**, Bei- und Nebenwort, welche nur im gemeinen Leben für stinkend üblich sind; Niedersächsisch stinkerig. Beide, sagt Adelung, sind gegen die Analogie der meisten Beiwörter dieser Art; denn stinkicht würde überhaupt auch nur bedeuten einem Gestanke ähnlich. Stinkig werden, besser stinkend.

Stinkkäfer, Buprestis Linn., s. Stinkkäfer, unter Käfer, Th. 32, S. 93 u. f. — Auch der Mist- oder Dreckkäfer, Scarabaeus fimetarius s. stercorarius, führt den Namen Stinkkäfer, s. unter Käfer, Th. 32, S. 79.

Stinkkalk, Kalk, welcher zerrieben stinkt. Man hat spathigen und stängligen, und dann schaligen und schiefrigen Stinkkalk, welchen man bei

Öningen in großen Massen findet. S. auch den Art. Kalk, Th. 32.

Stinkkatze, Stinkthier, s. oben, Stinkdachs.

Stinkkresse, s. unter Kresse, Th. 48, S. 631.

Stinkkugel, stinkende Kugeln, in der Artillerie, diejenigen Kugeln, wodurch man die Luft mit einem pestartigen Gestank erfüllt oder ansteckt. Sie wurden aus verschiedenen stinkenden und brennbaren Materien gemacht; aber eben so wenig sind diese Kugeln in den christlichen Armeen angewendet worden, wie die vergiften Pfeile Asiatischer Völker.

Stinknesch, s. Stinkgyps.

Stinkmergel, Stinkerde, eine Mergelart oder Mergelerde, die sich schiefrig, dicht und erdig findet, und beim Reiben sehr stinkt.

Stinknessel, Nesseln, welche einen unangenehmen Geruch verbreiten; s. unter Nessel, Th. 102.

Stinkpott, in der Artillerie, eine Art Feuertöpfe, welche bei ihrem Anzünden und Fortschleudern einen unangenehmen Geruch verbreiten; s. auch den Artikel Stinkkugel. — Stinkpott oder Stinktopf, sagt man auch zu dem Nachttopfe.

Stinkratz, in einigen Gegenden ein Name des Iltisses, Mustela putorius Linn., wegen seines heftigen stinkenden Athems. In einigen anderen Gegenden wird er das Stinkthier genannt; s. Iltis, Th. 29, S. 465.

Stinks, s. Stint.

Stinksalm, Salma foetens, eine Benennung des Stints, s. diesen Artikel.

Stinksalz, eine Benennung des mit Erdpech durchdrungenen Kochsalzes, oder vielmehr des Steinsalzes. S. unter Salz, Th. 32.

Stinkschiefer, ein kalkartiger Schiefer von schwarzer oder schwarzgrauer Farbe, der sich, wie die andern Schieferarten, in Tafeln spalten läßt. Man findet ihn sehr oft, daß er das Dach eines Steinkohlenlagers bildet.

Man findet in ihm sehr oft Abdrücke von Pflanzen. Wenn man ihn reibt, giebt er keinen Geruch, im Feuer dagegen brennt er mit einem unangenehmen Harzgeruche, und durch die Destillation kann man ein Bergöl daraus ziehen. In Säuren löset er sich nach und nach ganz auf, und im Feuer giebt er einen grauen Kalk, der aber, weil er abfällt, nicht zu gebrauchen ist. Er scheint von einigen Arten des Brandschiefers nur durch die erdige Grundlage verschieden zu seyn, die bei dem Letzten Alaunerde, bei dem Ersten, dem Stinkschiefer, Kalkerde ist.

Stinkspath, eine Art durchsichtigen Spaths, der stark nach Schwefel riecht, wenn man ihn reibt.

Stinkspringer, Elater Buprestoides, eine zur Familie der Springkäfer (Elaterodea) gehörende Käferart.

Stinkstein, s. Th. 172, S. 96.

Stinkstuhl, eine Benennung des Nachtstuhls, s. Nachtstuhl.

Stinkthier, Viverra putorius, s. Stinkdachs. Auch der Iltis, der Wiesel, und noch mehrere andere kleine Thiere, welche einen unangenehmen Geruch von sich geben, werden Stinkthiere genannt

Stinktopf, s. Stinkpott, auch Gefäße mit stinkenden Sachen angefüllt, welche man ehemals aus Bombenkesseln unter die Feinde zu werfen pflegte.

Stinkvogel, Gracula foetida Linn., eine Art Dohlen, welche die Größe einer Elster, mit einem schwarzen Körper und blauen Flügeln hat. Die Schwanzfedern sind von gleicher Länge. Der Kopf ist mit sammtartigen Federchen bedeckt. Surinam ist das Vaterland.

Stint, Stind, Stinz, Stinks, Stinkfisch, Salmo Eperlanus, Fr. l'Eperlan proprement dit, Dän. Smelt, Schwed. Nors, Engl. Eparlan, Holl. Spiering, ein Bauchflosser aus dem Geschlechte der Salme. Dieses durchscheinende Fischchen von schön-

ster grünglänzender Farbe mit Gold- und Silberfarbe gemischt, ist höchstens eine Spanne lang. Die Kiemenhaut hat acht und die Afterflossen siebzehn Strahlen. Die Unterkinnlade steht vor; im Oberkiefer hat er kleine und im Unterkiefer große Zähne. Sein Magen ist sehr klein; er hat nur drei oder vier Blinddärme. So übel dieser kleine Fisch, welcher in den Flüssen gefangen wird, in welche er sich im Frühjahre hinaufbegiebt, auch riecht, woher er auch den Namen Stink und Stinkfisch erhalten hat, besonders da er gleich absteht, sobald er aus dem Wasser kommt, und nur sehr selten lebendig geliefert wird, so ist er doch wegen seiner Menge und seines wohlfeilen Preises in vielen Gegenden eine sehr willkommene Speise, auch schmeckt er, wenn er noch frisch und gut zugerichtet ist, nicht unangenehm, vorzüglich die größere Gattung, die oft über acht Zoll lang, glänzend blau auf dem Rücken, und am Leibe silberweiß ist. Die kleinere Art, welche die oben angeführte Farbe hat, auch wohl manchmal ins Weiße, Graue und Rothe spielt, und höchstens einen Finger lang ist, hat diesen Werth nicht, sättiget aber doch manchen hungrigen Magen. Auch dieser Fisch, wie fast alle Seefische, leuchtet im Dunkeln, besonders ist aber sein Glanz sehr sichtbar, wenn man in der Nacht in dem vom Sturme bewegten Seewasser ihn auftauchen sieht, wo diese Fische lauter kleine Glanzpunkte bilden. In Frankreich, und hier an der Mündung der Seine, fängt man eine Menge Stinte mit Garne, welche Tramillons oder Tramaillons genannt werden. Das Garn ist von sehr feinem Zwirne gemacht. Die Maschen des Netzes haben vier bis fünf Linien in der Oeffnung, die Maschen der Außenränder aber drei bis fünf Zoll. Der Fuß des Garns ist mit Bley beschwert, und der Kopf mit Korkflossen versehen. Auch wird ein Zeichen an das äußerste Ende angemacht. Die Garne haben sieben bis acht Fuß in der Höhe. Da man sie an Oertern auf-

stellt, wo das Wasser bald mehr, bald weniger Tiefe hat, so brauchen die Fischer kleine, an das Hauptseil angebundene und mit Flossen versehene Leinen (Enards), um gleichsam Reihen von Schleifen zu machen, und dadurch die Höhe ihrer Garne nach der Tiefe des Wassers zu vermehren oder zu vermindern, welches sie leicht bewerkstelligen können, indem sie die Leinen an dem Hauptseile höher oder niedriger binden. Dieser Fischfang wird sowohl bei der steigenden, als bei der zurücktretenden Fluth vorgenommen. Wenn das Wasser hell ist, so kann man nur bei der Nacht fischen, wenn es aber trübe ist, so sind Tag und Nacht gleich vortheilhaft. Ein Mann und ein Knabe, die sich am Borde befinden, sind stets hinreichend, diesen Fischfang zu treiben. Der Erste stellt das Garn auf, und zieht es aus dem Wasser wieder heraus, der Andere aber rudert, damit das Garn, wovon ein Ende im Fahrzeuge ist, mit dem Fahrzeuge schwimmend fortgeht. Der Fischer ist gewöhnlich Eigenthümer seines Fahrzeuges und seiner Garne, und fischt also für seine Rechnung. Wenn er Gehülfen braucht, so miethet er sie entweder Tageweise, oder überhaupt auf eine gewisse Zeit, weil dieser Fischfang zu zwei gewissen Zeiten vorgenommen wird, nämlich vom Ende des Februars bis in die Mitte des Aprils, sodann vom Anfange des Novembers bis zum Eintritte des Januars, zu welcher Zeit sich die meisten Stinte an Oerter begeben, wo ihnen nur sehr schwer beizukommen ist. Von den angeführten Garnen zum Fangen der Stinte bleiben einige weiß, andere werden gelohet. — Man fängt die Stinte in Frankreich auch mit Fischreusen oder geflochtenen Weidenkörben, und wenn gleich der Stint nur klein ist, so sind die Weiden doch nicht zu enge aneinander gereihet, als wenn man Aale fangen will. Man bindet eine Anzahl derselben, z. B. zehn oder zwölf, bei den Handhaben an ein Seil, welches gewöhnlich von Weiden geflochten wird. Jede Fischreuse ist

unten mit zwei Steinen beschwert, und an das Seil mit zwei kleinen Leinen gebunden, welche die Fischer Cableaux nennen, und die aufs Höchste 18 Zoll lang sind. Um sie aufzuheben, ergreift man mit einer Gabel das Seil so nahe, als man kann, an einem von den Steinen, die an den Enden des Seils sind. Hat man nun einmal das Seil gefaßt, so hebt man die Fischreusen nach einander auf, öffnet den Boden, welcher mit einer kleinen Thür verschlossen ist, um die darin befindlichen Stinte heraus zu nehmen, und senkt sie wieder quer über den Fluß ins Wasser. Da die Reihe von Fischreusen den Lauf des Wassers unterbricht, so nähern sich die Stinte denselben, um den Strom zu vermeiden; sie schwimmen um solche herum, und gehen endlich hinein. Da diese Fische mit der Fluth heraufkommen, um ins süße Wasser zu gelangen, so legt man so viele Reusen als möglich an den Eingang, gegen die untere Seite des Flusses. Die gewöhnlichen Fischreusen dauern ein Paar Jahre, die man aber zu dem Stintenfange nimmt, dauern nur ein Jahr, weil sie von feinen und grünen Weiden gemacht werden. Man giebt vor, daß diese Fische vor den alten Fischreusen einen Abscheu haben. Dieser Fischfang ist auf der Seine über Rouen gebräuchlich, aber nicht hinunterwärts, weil die Fluth, welche sich daselbst heftig zeigt, die Fischreusen mit wegnehmen würde. — Man fängt diese Fischchen auch in Deutschland und Holland mit Garnen oder Netzen, und dieses in solcher Menge, daß man ganze Berge auf den Märkten davon aufschüttet. Wie stark sich der Stint vermehrt und vermehren kann, geht aus den Eyern hervor; denn in einem Stinte, der kaum 2 Unzen wog, fand man 38,272 Eyer; s. Th. 13, S. 488.

Die Zubereitung der Stinte in der Kochkunst geschieht auf mannigfaltige Weise. Die einfachste Zubereitung derselben ist, sie mit Wasser und Salz, einer guten Dosis Bollen und etwas Kümmel abzuko-

chen, und sie dann mit einer Meerrettigstippe auf den Tisch zu geben. Die Meerrettigstippe wird auf folgende Weise bereitet. Der Meerrettig wird gerieben und mit Essig und Zucker kalt gegeben, oder man reibt auch Aepfel darunter. Man kann auch eine Specksauce darüber geben. Der Speck wird in einem Tiegel gebraten, dann geriebene Semmel und Weinessig dazu gethan, aufkochen lassen und über die Stinte gegossen. Es ist hier nöthig zu bemerken, daß die Stinte oft gewaschen werden müssen, und wenn man sie auch lebend erhalten sollte, welches jedoch sehr selten geschieht, aus den schon oben, S. 304, angeführten Gründen, so muß man sie mit lauwarmen Essig begießen, weil sie dann ein schönes Blau bekommen, und sehr zierlich auf dem Tische aussehen. — Gebackene Stinte. Wenn die Stinte gehörig gewaschen worden, so werden sie in Weinessig mit Salz, Pfeffer, kleinen Zwiebeln und Lorbeerblättern marinirt, mit einem leinenen Tuche abgetrocknet, mit Mehl bestreut und in Butter ausgebacken. Man richtet sie dann mit Petersilie an, oder giebt sie zum Sauerkohl. In vornehmen Häusern werden sie, nachdem sie marinirt und abgetrocknet worden, auf kleine sogenannte Zahnstocher, aber nicht fest aneinander, gesteckt, mit Eyer und Semmel panirt und ausgebacken. Man giebt sie dann mit den Speisen auf Assietten zur Tafel, und garnirt sie gleichfalls mit Petersilie. — Man kann auch die Stinte mit Wasser und Salz abkochen, dann in Mehl wälzen und sie in Butter backen. — Die Stinte verlieren durch das Abwaschen und Zubereiten ihren unangenehmen Geruch. — Auch noch einige andere kleine Fische führen den Namen Stint, jedoch nur als Beinamen, wie z. B. der Ueckeley oder Nestling, Cyprinus albula; der Spirling, Spiring, Cyprinus aphya, der sich gern im Schlamme aufhält, und deshalb auch an einigen Orten Deutschlands Moderlieskèn genannt wird; dann auch eine Art Meer-

gründel, Gobius paganellus Linn. — Nach Adelung lautet Stint in einigen Gegenden Stinz. Der Name stammt vermuthlich von seinem stinkenden Geruch ab, also von stinken, weil, wenn nicht alle, doch die mehrsten der oben angeführten Arten kleiner Fische stinken, einen üblen Geruch von sich geben, der vielen Leuten ganz zuwider ist. Der Tinca des Ausonius kann vielleicht auch hierhergehören, doch läßt Adelung dieses Andern zu beurtheilen über.

Stintgarn, s. den folgenden Artikel.

Stinthamen, Stintgarn, ein enger Hamen, die Stinte darin zu fangen; s. oben, unter Stint.

Stintreusen, s. oben, unter Stint, S. 305.

Stipa tenacissima, eine Art Gras, man hält es für das Spartium der Lateiner oder Römer, auch wird es noch in Spanien Sparto genannt. Von den fadenförmigen Blättern macht oder flechtet man in dem genannten Lande Matten, Körbe, Seile und Taue, welche sehr dauerhaft sind. Das Gras wird getrocknet und gleich gesponnen, und nicht, wie der Hanf, erst geröstet. S. auch unter Gras, Th. 19, S. 747 u. f.

Stipatus, umstellt, von mehr oder weniger gedrängt stehenden Theilen umgeben, z. B. die Fortpflanzungsorgane mit Saftfäden (Paraphysen) in dem Blütenstande vieler Moose und Lebermoose; es ist ziemlich gleichbedeutend mit cinctus, wird auch wohl im gleichen Sinne mit constipatus angewendet.

Stipella, in der Botanik, das Nebenblättchen, das einem Theilblatte oder besondern Blattstiele eines zusammengesetzten Blattes zukommende Nebenblatt, welches am Grunde der seitlichen Theilblättern einzeln, am Grunde des Endblättchens aber doppelt vorhanden ist, wie in dem gefiederten Blatte bei Robinia, in dem dreizähligen bei Phaseolus, oder durchaus in der Zweizahl vorkommt, wie an den Verzweigungen des Blatt-

stiels und der Blattspindel bei Thalictrum aquilegifolium.

Stipellatus, mit Nebenblättern versehen; s. den vorigen Artikel.

Stipellus, das Stielchen, in der Botanik, 1) überhaupt ein kleiner Stiel; 2) der stielförmige, über der Anheftungsstelle des Samenlappenkörpers befindliche Träger des Keimknöspchens in den Samen vieler Pflanzen, z. B. bei Iuglans, Gleditschia und Aesculus.

Stipendium, Stipendium, bei den Römern, der Sold oder die Löhnung der Soldaten, woher sie auch den Namen Söldlinge, Soldaten erhielten. In den ersten Zeiten bekamen sie keinen Sold, sondern mußten von den Ihrigen unterhalten werden; allein im Jahre der Stadt 347 wurde die Löhnung zuerst dem bewaffneten Fußvolke, und drei Jahre darauf auch der Reiterey zugestanden. Der erste Sold betrug täglich ungefähr 1 Gr. auf den Mann. Der Hauptmann und die andern Officier, die ihm im Range nahe standen, 2 Gr., und ein Ritter mit dessen Pferde und Knechte 3 Gr., wofür Andere aber für die Ersteren 5 As setzen, welches 18 Pfennige, oder den Denar zu 2 Gr. 8 Pf. gerechnet, 16 Pfennige gemacht haben würde. Julius Cäsar verdoppelte den Legionen den Sold. Der Infanterist bekam 10 As. Da nun der Denar zuletzt auf 16 As gesetzt wurde, und also 10 As nicht mehr als höchstens 1 Groschen 10 Pfennige und 1 Heller machte, so wollten sich die Soldaten damit nicht recht begnügen, und forderten wenigstens ihren Denar, den sie dann auch erhielten. Sie bekamen diesen Sold von den Quästoren ausgezahlt, und diese erhielten ihn wieder von den Schatzmeistern (Tribuni aerarii), wobei jeder mit seinem Namen aufgerufen wurde, um den Sold zu empfangen. Den Quästoren standen bei diesem Geschäfte wieder die Geldschätzer

(Libripendentes) zur Seite, welches in jeder Stadt angestellte Personen waren, die sich auf die Gold- und Silberprobe genau verstanden, und wenn sich wegen einer Münze ein Streit erhob, ob sie ächt oder falsch, oder zu leicht im Gewichte sey, solchen gleich durch die Probe oder Wage schlichten mußten. Die Bürger bezahlten zur Auszahlung dieses Soldes eine Steuer, und da Augustus zur Regierung gelangte, richtete er eine besondere Kriegskasse ein, aus welcher dieser Sold in der Folge gezahlt wurde, so daß diese Angelegenheit rein militairisch blieb. Zur Auszahlung des Soldes war ein gewisser Tag festgesetzt; da aber dieser oft umgangen wurde, so forderten ihn die Soldaten oft ungestüm, ja es kam oftmals zu ernstlichen Unruhen, die man dann immer wieder durch Auszahlung des Soldes und Vertröstungen einer besseren Achthabung auf die festgesetzte Zeit stillte. Zu dem Stipendium oder Stipendio erhielten sie auch noch Naturalien oder Proviant, z. B. jeder Fußgänger $\frac{1}{2}$ Maaß Weitzen; jeder Kavallerist oder Reiter, Ritter, 2 Maaß, und 7 Maaß Gerste für ihn, seinen Knecht und sein Pferd; dagegen wurden ihm wieder für Kleider und Waffen etwas am Solde gekürzt. — Dann nannte man Stipendium bei den Römern auch ein jedes Jahr, welches ein Soldat, welchen Grad er auch führte, im Kriege gedient hatte. So hieß z. B. **Vicena stipendia meritus**, Einer, der zwanzig Jahre als Soldat gedient hatte. **Primum stipendium merere annorum decem septemque**, noch in seinem siebzehnten Jahre ein Soldat werden. — Dann war auch Stipendium der Tribut, den ein besiegtes Land geben mußte, was wir jetzt Contribution nennen. So mußte z. B. Gallien 40,000,000 Sestertien jährlich geben, welches über zwölf Tonnen Goldes gemacht haben soll. Ein Land, welches diese Contribution zahlen mußte, hieß: **Civitas stipendiaria**, oder **Provinica stipendiaria. Miles stipendiarius** hieß ein Soldat, der sein Stipen-

dium, also seinen Sold bekam, oder auch bezog, zum Unterschiede von demjenigen, der keinen mehr erhielt, sondern auf andere Weise für seine dem Staate geleistete Dienste belohnt wurde.

Da man nun bei dem Studium der Römer, und bei Annehmung ihres Rechts in Deutschland, auch Alles mit hinüberzog, was man bei denselben in ihrer Kriegs- und Staatswirthschaft fand, so wurde auch das Wort Stipendium mit herüber genommen; allein nicht beim Solde des Militairs angewendet, sondern bei den Universitäten und Schulen, so wie überhaupt bei milden Stiftungen, also umgekehrt, dem Gebrauche bei den Römern entgegen. Stipendium heißt demnach jetzt eine gewisse bestimmte Summe, ein legirtes Kapital, von dem man die Zinsen für junge Leute auf Schulen und Universitäten bestimmt. Es sind also die Zinsen von Kapitalien, die von mildthätigen Personen dazu gestiftet und belegt worden, daß junge Leute auf Schulen und Universitäten die Kosten zu ihrem Studium davon bestreiten sollen. Es ist also ein festgesetzter eiserner Fonds für arme Schüler und Studenten, und diejenigen, welche aus den Zinsen eines solchen Fonds unterhalten werden, nennt man Stipendiaten. Diese Stipendien bestehen nun nicht bloß in baaren Unterstützungen, sondern auch in Freitischen. Die baaren Unterstützungen werden zu gewissen festgesetzten Terminen ausgezahlt, die Freitische mehrere Male in der Woche, auch täglich, auch sind sie an gewisse Anstalten geknüpft, welches von der Bestimmung der Legataren abhängt. Auf den Deutschen Universitäten giebt es Landesherrliche und Familien-Stipendia. Die Ersteren werden von den Behörden verliehen, welche der Landesherr dazu beauftragt hat, die andern gewöhnlich von Familien-Mitgliedern, oder auch von andern angesehenen Personen, hauptsächlich von Geistlichen, welchen die Vertheilung dieser Stipendien nach ihrem Ge-

wissen von den Stiftern übertragen worden. Die Familienstipendien führen gewöhnlich den Namen ihrer Stifter.

Man hat in den Rechten oft die Frage aufgeworfen: ob man eine Stipendienstiftung, überhaupt eine Stiftung zu wohlthätigen Zwecken nicht antasten könne, da oft Fälle bekannt geworden wären, daß dergleichen Stiftungen auf eine nicht legale Weise zum Nachtheile der Familie, oder vielmehr der Seiten- oder Nebenverwandten, von den Umgebungen des Legatarius erschlichen worden. Denn bei Hinterlassung einer Familie könnte die Stiftung nur zum Nutzen derselben seyn, mithin wäre hierbei weiter keine Bedenklichkeit; allein wenn der Legatarius bloß Seitenverwandte hinterließe, und dann Stiftungen zu fremden Zwecken gemacht würden, so müßten doch die Seitenverwandten darunter verlieren, indem ihnen oft die ganze Erbschaft auf diese Weise entzogen würde, und solches nicht durch den freiwilligen Entschluß des Testators, sondern durch diejenigen Personen, die in der letzten Zeit seines Lebens sich seines Vertrauens zu bemächtigen gesucht, und sein Vermögen zum Nachtheile seiner Verwandten in Anderer Hände gespielt, da es eben so wohlthätig seinen oft armen Anverwandten, die doch das nächste Anrecht dazu hätten, geworden wäre. Hierauf wird nun von einigen Rechtslehrern geantwortet: Ein Testament zu frommen Stiftungen hat große Vorrechte, weil der Erblasser dazu durch Religion und Menschenliebe veranlaßt worden, wenigstens müßte man solches hier annehmen. Die Stiftung bestehe nun in Stipendien, oder in andern Stiftungen, wenn nämlich der Testator einen Theil seines Vermögens oder das ganze zur Erbauung einer Kirche, Stiftung eines Klosters, Hospitals, Waisenhauses, einer Schule, oder zur Ausstattung armer Mädchen ꝛc. ꝛc. bestimmt. Ein solcher letzter Wille erfordert gar keine Feierlichkeiten, sondern

bloß dieses, daß der Wille des Testators gewiß ist, und wenn dieses nicht bezweifelt werden kann, so schadet es der Gültigkeit eines solchen letzten Willens nichts, wenn gleich Aberglaube, Heucheley oder Hinterlist, ja sogar Gottlosigkeit die Ursache dazu gewesen seyn sollte. Es kommt hier weiter auf nichts an, als daß es nur gewiß ist, der Verstorbene habe das wirklich verordnet, wovon die Rede ist. — Hier streiten aber die Rechtslehrer, wenn man versichert seyn könne, daß der Erblasser wirklich etwas gewollt habe. Einige behaupten es würden allemal wenigstens zwei Zeugen zur Gewißheit erfordert. Dieser Behauptung widersprechen aber Andere, welche der Meinung sind, der Pabst verlange im c. II,X de test. nicht zu allen dergleichen letzten Willensverordnungen zwei Zeugen, sondern er sage nur, wenn es zwei Zeugen bestätigten, so könne gegen die Gültigkeit nichts weiter eingewendet werden; denn wenn der Testator seinen letzten Willen schriftlich hinterlassen habe, so werde weiter nichts erfordert, als die Anerkennung seiner Hand. Diese Meinung wird auch durch die Aussprüche der Spruchkollegien bestätiget; denn so sey bekannt, daß eine berühmte Juristenfakultät der Kirche ein Legat von 500 Thlr. zusprach, weil der Erblasser auf den Umschlag eines Tabaksbriefes geschrieben: Die hiesige Kirche soll von mir 500 Rthlr. als ein Legat bekommen. Daß dieses große Vorrecht vielleicht seinen Grund in der Absicht der Römischen Geistlichkeit haben kann, der Kirche Alles zuzuwenden, will man nicht bezweifeln; denn diese sahen den Nutzen, welchen ihnen die Testamente verschaffen konnten, sehr bald ein, und daher suchte man die Laien auf jede mögliche Weise zu bewegen, zu milden Stiftungen entweder ihr ganzes Vermögen auszusetzen, oder doch einen großen Theil desselben, indem man ihnen erweislich machte, daß sie um so eher aus dem Fegefeuer befreiet, und in dem Himmel eine um so größere Stufe der Glückseligkeit erreichten, wenn sie den Kirchen

und Klöstern recht viel vermachten. Man schickte zu den Sterbenden einen Pfarrer, gleichsam als Richter mit zwei Zeugen, um von ihnen den letzten Willen aufzunehmen, wie es eigentlich nur den weltlichen Richtern zukommt, wenn sie nämlich von Seiten des Kranken gerufen werden, und bei dieser Gelegenheit that man Alles, um die Sterbenden zu bewegen, der Kirche recht viel auszusetzen. Der Pabst Alexander der Dritte bestätigte das Testament vor dem Pfarrer und zwei Zeugen (test. coram parocho et duob test.) ausdrücklich, und nach und nach führte man auch letzte Willensverordnungen ohne alle Feierlichkeiten ein. — Man ist in der Begünstigung der Testamente zu milden Zwecken ja so weit gegangen, daß man behauptet hat: 1) der Sohn könne mit Bewilligung seines Vaters über sein profectizisches und adventizisches Peculium eine letzte Willensverordnung zum Besten der milden Sachen errichten; 2) der Erblasser könne es ganz dem Willen eines Andern (arbitrium) überlassen, an seiner Stelle die letzte Willensverordnung zu machen, welches bei andern Testamenten schlechterdings nicht angeht; wenn auch eine letzte Willensverordnung in Rücksicht auf andere darin festgesetzte Dinge ungültig seyn sollte, so gelte sie dennoch wenigstens so weit, als es das Beste der milden Stiftungen erfordere. Hierbei haben nun die Rechtslehrer noch die Frage aufgeworfen: ob auch einem Andern in einem solchen Testamente zu milden Stiftungen ein Legat hinterlassen werden könne? Nach den Gesetzen sey es freilich nicht erlaubt, aber in den Gerichten werde gleichwohl dafür gesprochen, behaupten Einige; allein Andere verwerfen diese Meinung mit stärkeren Gründen, weil diese außerordentliche Freiheit zu bösen Folgen Veranlassung geben könnte; und daher muß man auch sagen: so groß die Vorrechte auch sind, welche milde Stiftungen, in Rücksicht auf seine letzte Willensverordnung, genießen, so darf es dennoch niemals dabei an der Gewißheit des letzten Willens feh-

len. Nach diesem Grundsatze nun zu urtheilen, ist eine jede letzte Willensverordnung zu milden Stiftungen ungültig, wenn der Erblasser zwar angefangen etwas zum Besten einer milden Stiftung zu verordnen; allein er kommt damit nicht zu Ende, oder wenn er keinen Verstand mehr hatte, oder seiner Jahre wegen kein Testament machen konnte oder durfte, oder es läßt sich nicht herausbringen, was er gemeint hat, indem man nicht weiß, wem, was, und wie viel er hinterlassen wollen. Im Römischen Rechte ist nichts verordnet, daß die letzten Willensverordnungen zu milden Stiftungen mit weniger Feierlichkeiten errichtet werden sollten; denn L. 1 C de SS eccles. redet von der Freiheit des letzten Willens; und wir haben ein deutliches Gesetz, worin gesagt wird, daß diese Testamente nichts voraus haben sollen; und nicht einmal das Testament, worin der Landesherr zum Erben eingesetzt ist, besteht, wenn es Fehler hat, die jedes andere Testament ungültig machen. Seitenverwandte haben aber überhaupt nicht das Recht ein Testament anzugreifen, welches in der Form Rechtens besteht, oder überhaupt worin der Legatarius seinen Willen bündig und kräftig ausgesprochen; denn der Eigenthümer eines Vermögens, oder von Reichthümern, kann mit demselben schalten und walten, wie er will, weil es sein erworbenes Eigenthum betrifft, worein Niemand Einsprüche zu machen befugt ist, selbst nicht einmal seine Familie bis auf ein besagtes Pflichttheil; denn der Erwerber eines Gutes oder von Schätzen ist auch der rechtmäßige Eigenthümer derselben, und Niemand kann ihm dieses Recht streitig machen, oder machen wollen, mithin kann er auch darüber frei schalten und walten, wie es ihm beliebt, es also auch vermachen an wen er will, bei eigener Familie, nur mit Aussetzung des schon erwähnten Pflichttheils. Auf seine Brüder, Schwestern und andere Seitenverwandte hat er keine Rücksicht zu nehmen nöthig, auch selbst dann nicht, wenn das Ver-

mögen nicht erwerben, sondern ein Theil des väterlichen oder mütterlichen Vermögens ist, weil seine übrigen Geschwister auf gleiche Weise, wie er, mit ihrem Theile abgefunden worden, also keine Ansprüche auf sein ihm zugefallenes Theil haben, wenn er nämlich ein Testament gemacht, und sein Vermögen anderweitig legirt hat; wenn dieses aber nicht geschehen ist, so sind sie, außer der Familie, die nächsten zur Erbschaft. — Wenn daher milden Stiftungen in einem Testamente ein Theil des Vermögens oder das ganze Vermögen ausgesetzt worden, und es läßt sich nicht erweisen oder ermitteln, daß der Legatarius zu der Zeit, als er seinen letzten Willen aufgesetzt, oder ihn hat niederschreiben lassen, geistesschwach oder geistesabwesend gewesen, so daß eine Ueberredung zu einer solchen den Verwandten nachtheiligen Handlung leicht hat Statt finden können, so ist das Vermächtniß richtig und unumstößlich, und nur in dem Falle, wenn von dem Erblasser rechtmäßige Kinder auftreten, denen kein Pflichttheil ausgesetzt worden, und auch sonst keine trifftigen Gründe vorhanden sind, welche sie von der Erbschaft ihres Vaters ausschließen, kann eine Anfechtung des Testaments geschehen, sonst nicht; denn Seitenverwandte haben dazu gar kein Recht, den einzigen oben angeführten Fall ausgenommen, wo Geisteskrankheit nachgewiesen werden kann.

Es gab eine Zeit, wo über Stipendien, überhaupt über milde Stiftungen, sehr viel geschrieben wurde, und nicht bloß für, sondern auch wider dieselben; indem man es von der einen Seite bedauerte, daß die alte gute Sitte unsrer Vorfahren, Stipendien zu errichten, und so für das Wohl armer Nachkommen zu sorgen, welchen es nicht an Talent und Genie fehlt sich den Wissenschaften und Künsten zu widmen, wohl aber an Mitteln, um auf einer betretenen Bahn fortzuschreiten, so ganz in der neuern Zeit außer Acht gekommen, und man mehr für das Zeitliche, als für wohlthätige Zwecke auf die Zu-

kunft sorge. Dagegen Andere dergleichen Stiftungen mehr für schädlich, als nützlich ansahen, besonders für Studierende, indem sie dergleichen Legate lieber auf die Künste und Gewerbe angewendet wissen wollten, weil hierdurch dem Staate weit mehr Nutzen entstehe, als durch die Verwendung der Stipendien zum Studieren, wenigstens sollte man auch die Stipendien auf diese Staatsbürgerklasse ausdehnen, die doch auch wohl ein Anrecht auf Unterstützungen hätte, da durch gute Produkte in den Künsten und Gerwerben dem Staatsvermögen, der Industrie und dem Handel gewiß eben so viel Nutzen erwachse, als durchs Studieren. Ein Schriftsteller sagt in dieser Beziehung im 59sten St. des 4ten Theils der nützlichen Sammlungen:

Es hilft gemeiniglich nicht viel, wenn man in öffentlichen Schriften noch so ausführbare und nützliche Vorschläge macht; die Sache bleibt, wie sie war, so bald sie von der Art ist, daß mehr, als der bloße Wille eines Privatmannes dazu erfordert wird. Finde ich in einem Buche gute Vorschläge und besondere Vortheile in meinen Studien, im Haushalte, zu meiner Gesundheit ꝛc. ꝛc., so steht es bei mir sie zu befolgen, und mich ihrer zu bedienen; sobald aber eine Sache auf öffentliche Verfassungen ankommt, so finden sich bei allen Vorschlägen so viele Hindernisse, daß selbst die besten Vorschläge nur immer Vorschläge bleiben. Es ist wohl richtig, daß durch die Stipendien zum Studieren dem gemeinen Wesen vielfältig mehr geschadet, als Vortheil gestiftet wird; denn man weiß, daß diese Hülfsgelder nicht immer an würdige Gegenstände gerathen. Oft geht es dabei nach Gunst und Gaben, oft werden auch die Patrone, welche die Hülfsgelder zu vergeben haben, so sehr durch Bitten bestürmt, und dann noch von solchen Personen, daß sie dem Ansuchen nicht gut ausweichen können; oft werden sie auch durch Zeugnisse und Versicherungen der Mittelspersonen offenbar hintergangen; oft schlägt auch der Stipendiat selbst durch die Erlangung des Stipendiums und im Genusse desselben erst um. Das Hülfs-

geld verleitet ihn zu Ausschweifungen; indem er glaubt, daß er es nun aushalten und ein Paar Jahre länger auf der Universität seyn könne; sich also mit den eifrigen Studien nicht zu übereilen brauche. Kurz seine Stipendien legen ihm die Fallstricke zum Verderben. Allein wohl nimmer werden sich alle Mißbräuche von dem rechten Gebrauche trennen lassen, und so werden auch hier bei dieser so heilsamen und vortrefflichen Sache, bei den öffentlichen Vaterlandswohlthaten, auch immer Mißbräuche mit unterlaufen, so lange man nämlich diesen Mißbräuchen nicht durch gute Verfassungen vorbeugen kann. Die Familienstipendien verfehlen vielleicht noch mehr, oder gewiß eben so sehr des von den frommen Stiftern dieser Anstalten vorgesetzten Zweckes. Das Kind, ja alle Kinder, müssen jetzt nothwendig studieren, da es Stipendien in der Familie giebt. Beruf dazu, oder nicht, ist gleich. Der Sohn, der auf einer andern Laufbahn hätte ein Held werden können, wird durch die Verleileitung des Stipendiums nunmehr ein Nichts. Und wenn wir von der einen Seite große Ursache haben, frommen Fürsten und Herren, die durch milde Stiftungen für die Nachwelt gesorgt haben, oder noch sorgen, sowohl im Grabe, als noch am Leben aufs Höchste zu danken; so ist auch eben so gerecht der Wunsch, daß man die kräftigen Säulen der Wissenschaften, die durchs Studieren unterstützt werden, nie zertrümmern lassen, sondern sie durch neue Stützen aufrecht erhalten und vermehren möge. Denn durch diese Stipendien wird vielen Jünglingen, selbst mitten in den Mißbräuchen, doch so fortgeholfen, daß sie dem Vaterlande nachher, im Dienste desselben, zur Ehre gereichen. Wenn man aber in Erwägung zieht, daß auch dem Vaterlande an tüchtigen Künstlern und Handwerkern eben so sehr gelegen seyn muß, als an studierten Personen, und besonders da diese Individuen in Deutschland von jeher so wenig Aufmunterung gefunden haben, und daß ferner die Zahl der eigentlichen Gelehrten zwar klein, die Zahl der Studierenden desto größer ist, so läßt sich der Wunsch wohl nicht unterdrücken, daß man für Künstler und Handwerker neue Stiftungen machen, und die alten schon bestehenden dergestalt verwenden möge, daß diejenigen Künstler und Handwerker, welche auf gewisse Zeiten die besten

Stücke in ihrer Arbeit lieferten, dafür eine proportionsmäßige Prämie bekommen sollten. An neuen Stiftungen dieser Art möchte wohl in jetzigen Zeiten wenig zu denken seyn. Es müßte daher nur auf die alten und einmal bestehenden Beneficien gesehen und sie beiden Theilen zugänglich gemacht werden, so daß beide Endzwecke erreicht werden könnten. Ausgeschlossen müßten aber diejenigen Subjekte von dem Genusse dieser Wohlthat werden, von denen der Staat sich gar nichts zu versprechen hätte, die also weder zum Studieren, noch zu einer höhern Industrie gar kein Talent zeigten.

Auch Andere ließen sich in der eben gedachten Beziehung vernehmen, indessen doch immer auch, und wie billig, zu Gunsten der armen Studierenden, nur wünschen sie, daß hier eine Einrichtung getroffen werden möge, daß die öffentlichen Stipendien mehr den wirklichen Armen zu Gute kämen, und nicht so vielen Bemittelten, wo die Eltern noch im Stande sind, diese Ausgabe, unbeschadet ihrer Oekonomie, zu machen. — In Wien verordnete der Kaiser Joseph im Jahre 1787, um dergleichen Mißbräuche zu verhüten, und damit die für arme Studenten bestimmten Stipendien nicht an die Söhne reicher Leute vergeben werden sollten, daß die Stipendiaten eine messingene Medaille mit der Aufschrift: „Stipendiat von 200 — 300 Gulden“, zum Zeichen der Armuth auf dem Kleide tragen sollten. Gewiß von dem Kaiser ein vortrefflich erdachtes Mittel nur den armen Studenten die Stipendien zuzuwenden, und sie den bemittelten oder reichen durch eine solche Auszeichnung zu entziehen, da er recht gut wußte, daß es in dieser Beziehung eine große, schwer auf andere Weise zu unterdrückende Schwägerschaft giebt, als durch diese Oeffentlichkeit; allein vielleicht auch demüthigend für diejenigen, welche jetzt nach dieser Auszeichnung sich öffentlich, gleichsam im Gefühle ihrer Armuth, zur Schau stellen mußten, nicht in Beziehung auf das Publikum,

weil dieses gleichsam hierdurch die Wohlthat einsah, und gewiß mit der weisen Absicht des Monarchen befreundet wurde; allein in Beziehung auf die Commilitonen, die Mitstudierenden, indem sie gleichsam ihnen die Armen herausstellten, bezeichneten, die dann sich gleichsam von der Theilnahme an den öffentlichen Vergnügungen, Kommerschen rc. ausgeschlossen sahen. Vielleicht auch sehr heilsam für die Ausgeschlossenen, weil sie um so emsiger sich dem Studium widmen konnten, wozu sie gleichsam diese äußere Auszeichnung, die Medaille, brachte. Ein sehr gutes Mittel, um vielleicht denselben Zweck, als mit der Medaille, bei der Ertheilung der Stipendien zu erreichen, giebt der Professor Siebenkees zu Altdorf in seinem Werke: „Abhandlung von Stipendien und den Rechten derselben,“ Nürnberg, S. 169, daß nämlich die jedesmalige Vertheilung der Stipendien öffentlich bekannt gemacht werden sollte, um die beste und zweckmäßigste Verwaltung derselben dadurch zu befördern, welches sowohl für die Sache selbst, um dadurch auf dergleichen Wohlthätigkeitshandlungen zur Nacheiferung aufmerksam zu machen, als auch allen Stipendienadministratoren dadurch Gelegenheit zu geben die gewissenhafte und zweckmäßige Vertheilung und Verwaltung des ihnen anvertrauten Gutes zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Da nun bei der öffentlichen Nennung des Namens der Stipendiaten in den Zeitungen und andern stark gelesenen Blättern leicht die Verhältnisse sich kund thun, worin sich derselbe in Hinsicht seiner Vermögensumstände befindet, so kann nicht leicht ein Bemittelter und Reicher zu einem solchen Stipendium gelangen, weil solches auffallen würde. In Sachsen ist dieses auch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Lausitz geschehen, wo nämlich die Vertheilung der Lausitzschen Landesstipendien öffentlich durch den Druck bekannt gemacht worden sind. Dieses findet man auch noch in der neuesten

Zeit bei einigen Gymnasien, womit Stipendien verbunden sind, daß sie solches in den Zeitungen anzeigen, wer von den Abiturienten dieselben beim Abgange auf die Universität erhalten hat. — Gruner sagt in einem seiner Almanache für Aerzte und Nichtärzte: „In der Vorzeit suchte man durch größere und kleinere Stipendien zu ersetzen, was das Glück versagt hatte, und rettete dadurch noch den einen oder andern jungen Mann. Jetzt ist man aber über den lächerlichen Wahn hinweg, durch solche Vermächtnisse sein Gedächtniß zu verewigen, und für das Reich der Gelehrsamkeit, für Kirche und Vaterland zu sorgen, und zieht wohl gar die vorhandenen ein, oder läßt sie durch unsichtbare Hände entwenden. Ich will nicht richten, aber unangenehm ist es, wenn auf Akademien gar keine Stipendien zur Erleichterung vorhanden sind, und höchst unverantwortlich, wenn dieselben durch Schuld oder Nachlässigkeit verloren gehen *). Dergleichen Beispiele schrecken ab in die Fußtapfen der gutmüthigen Vorfahren zu treten, die — es sey nun aus edler oder unedler Absicht, thut nichts zur Sache — ihre Kapitalien so nützlich anlegten. Diese Zinsen sind der immerwährende Stock für die Gelehrsamkeit; der arme, aber fähige Mann eilt dahin, wo er einige Hoffnung sieht, und bildet sich durch diese Beihülfe zum brauchbaren Mann. Auch die Arzneykunde fand ihre Gönner, die sie im Tode bedachten, und der dankbare Arme segnet ihr Andenken laut oder im Stillen, mit und ohne Vorschrift. Aber die Verwaltung und Vergebung? — Könnte bisweilen besser und zweckmäßiger seyn. Sehr oft darbt der verdienstvolle junge Mann, und der reiche genießt das Stipendium, als ein Taschengeld, zum Vertändeln und zur Ausübung ahndungswerther Vergehungen. Dies war gewiß nicht die Absicht

---

*) Schmid's Unterredung von der Gesammtakademie zu Jena. S. 138 u. f.

des Stifters. — Noch öfter verschlingt der Sohn des mächtigen Pflegers mehrere Stipendien, um auf der Akademie standesmäßig leben zu können, und sieht verächtlich auf die Unglücklichen herab, denen er ein Gut raubt, worauf sie mehr, wenigstens gegründetere Ansprüche hatten, als er. Unverzeihlich ist es daher, wenn dieselben, als Anwartschaftsgeld, dem Pathgen angewiesen werden. Gütiger Himmel! Solche Ungerechtigkeiten in unserm aufgeklärten philosophischen Jahrhunderte?" — Derselbe Schriftsteller sagt noch anfangs als Einleitung zu dem Gesagten: „Es giebt so manchen guten Kopf, der sein Pfund vergraben, und sein Licht unter den Scheffel setzen muß, weil er das Unglück hat, arm zu seyn. Sich fühlen, daß Anlage, Kraft und Streben da ist, und doch kein Mittel wissen, wodurch dieselbe werkthätig werden kann, dies ist für den denkenden Menschen das unerträglichste Ding unter der Sonne. Die Meisten wählen also eine Lebensart, die ihrer Neigung ganz zuwider ist, und sind dadurch nicht selten für die Welt verloren. Viele suchen die betretene Bahn zu verfolgen, immer höher anzuklimmen, dem hämischen Schicksale muthig entgegen zu arbeiten, und entweder zu siegen oder auf immer zurück zu sinken. Wenige erringen das vorgesteckte Ziel, und vermögen dem neidischen Glücke den Finger zu zeigen. Indessen finden sich in allen Ständen Kinder des Glücks, die, ohne Kopf, ohne Kraft und Thätigkeit, ohne Eifer für Religion, Fürsten und Vaterland, sich von dem Fette des Landes nähren. Hier ist es Glück für die Welt, daß noch mancher gute Kopf bei den armseligsten Umständen und auf Gerathewohl studiert; wenigstens wird es nie an gelehrten Lückenbüßern fehlen, welche aushelfen können, und für diese sind dann wohl die Stipendien nützlich." — Ein anderer Schriftsteller sagt: „Man wundert sich, daß in der neuern Zeit so wenig fromme Stiftungen gemacht werden, und bedenkt nicht, daß dieses doch schwerlich in

dem verminderten Wohlthätigkeitssinne liegen kann, denn auch noch jetzt sind die Leute eben so mildthätig, wie sie es in den frühern Zeiten waren; allein böse Beispiele verderben gute Sitten, ist ein altes Sprichwort, und dieses kann man hier anwenden. — Es geschehen nämlich in manchen Landen zu häufige Eingriffe in das Eigenthumsrecht, und bei so mancher heilsamen Reformation wird zu oft das Kind mit dem Bade ausgegossen. Ist irgend eine Stiftung gegen den Geist der Zeit, so zieht sie der Fiscus ein, und nie hat man gehört, daß man sie den Erben zurückgegeben hätte, wie es doch seyn sollte. Muß die Stiftung der allgemeinen Ordnung wegen beibehalten werden, so wird dem Patronatsherren von den Obern so oft und viel von ihren Rechten und Befugnissen abgezwackt, daß Jedem die Lust vergeht, Gelder anzulegen oder eine Stiftung zu machen, die seinen Nachkommen nur Verdruß und Reue verursacht.“ — (Reichsanzeiger, 2r Bd., S. 1320). — Wie Stipendien am besten und zweckmäßigsten zu vertheilen seyen, ist oft besprochen worden. Man hat als zweckmäßig vorgeschlagen, in den kleinern Universitätsstädten oder in den Provinzialstädten, wo Universitäten sind, besondere Gebäude für arme Studirende zu erbauen, worin sie Wohnung und Kost erhielten, das heißt, täglich den Mittagstisch, weil dieses zwei Hauptbedürfnisse armer Studirenden auf Universitäten wären; käme nun noch die Stundung der Vorlesungen von den Professoren, bei denen sie hörten, hinzu, so bliebe ihnen nur noch wenig übrig, wofür sie selbst zu sorgen hätten, und dieses Wenige könnten sie sich durch Unterricht ꝛc. erwerben, in der Hauptsache, Wohnung und Mittagstisch, wären sie gedeckt, und so auch wegen des Honorars für die Vorlesungen, welches sie den Professoren nach Vollendung ihrer Studien, und nachdem sie im Amte wären, bezahlen könnten. Andere sind aber nicht dafür, und wollen lieber, daß den armen Studirenden, welche An-

sprüche auf die Stipendien hätten, das Geld gegeben werde, damit sie sowohl für ihre Wohnung, als auch für ihre Bedürfnisse selbst sorgen könnten, weil sie dadurch mit dem Gelde umgehen, sich einrichten, überhaupt die Oekonomie zu führen lernten, welches sonst nicht der Studenten Sache wäre, das man oft späterhin zu sehen Gelegenheit hätte, wo sie allein stehen und dem Gängelbande entlassen werden müßten, woran sie gleichsam auf Universitäten durch eine solche Einrichtung hängen würden; denn dieses für sie sorgen, mache sie hierin nachlässig, welches nachtheilig auf die Folge wirke; denn dieses trüge dann auch noch zu dem verfallenen Haushalte vieler Gelehrten mit bei, weil sie sich mit dem Gelde nicht einzurichten verständen. — Indessen haben sich die Stiftungen der Freitische auf Universitäten und auf Gymnasien immer sehr wohlthätig bewiesen, welches aus der Frankeschen Stiftung in Halle, wie schon unter Stiftung erwähnt worden, und aus dem Konviktorium im Paulinerkollegium zu Leipzig hervorgeht, welches Letztere aus achtzehn Freitischen, nebst einem halben vom Buchhändler Wendler gestifteten besteht. An jedem dieser Tische werden zwölf Studenten Mittags und Abends gut gespeiset. An den Königlichen Tischen, deren acht sind, muß jedoch jedes Mitglied wöchentlich 6 Gr. Zuschuß bezahlen, an den übrigen, den sogenannten Familientischen, werden an einigen nur 3 Gr., an andern gar nichts bezahlt. Es werden also zweihundert und sechzehn Studenten des Mittags und Abends gespeist, wozu sie, außer den ganz freien Tischen, nur einen geringen Zuschuß geben. Auf einigen Universitäten erhalten sie bloß, wie schon oben angeführt worden, täglich einen Mittagstisch, weil sie des Abends sich Brod, Butter und dergleichen selbst halten können, wenn sie nicht auch des Abends Freitische in der Stadt genießen sollten, wie dieses in vielen Provinzialstädten, wo Universitäten und Gymnasien sind, nach alter guter Sitte

Statt findet, daß arme Studierende bei den Fürstlichen und Städtischen Beamten, und bei den angesehensten Bürgern Freitische genießen. Auch hat man oft für die Freitische collektirt, und diesen Collekten-Geldern zu diesem Zwecke ist in den Preußischen Staaten Postfreiheit bewilliget worden. Man findet dieses in der Ediktensammlung vom Jahre 1788, Nr. 6, wo den Königlichen Freitisch-Collekten-Geldern Postfreiheit bewilliget worden, und um diese Wohlthätigkeitsstiftungen noch mehr zu erheben, sie im Andenken zu bewahren, hat man Gedächtnißmünzen geprägt, das heißt, nicht bloß auf Stipendien-, sondern auch auf andere Armenstiftungen. Man hat überhaupt nichts unterlassen, sie in das Gedächtniß zurückzurufen; man hat in protestantischen Ländern selbst für gut gefunden, auf die Stipendien vor der Reformation hinzuweisen, um den Wohlthätigkeitssinn für fromme Stiftungen überhaupt nicht sinken zu lassen, und man darf wohl sagen, daß sich dieser auch so mannigfaltig hier bewährt hat, wovon uns noch die neuere Zeit Beweise genug liefert. Daß übrigens der noch oft aufgestellte Satz: daß dergleichen Stiftungen ganz überflüssig wären, und die Leute lieber ihr Geld behalten, oder es an dürftige Arme, die sie selbst kennten, austheilen sollten; denn wer arm sey, müsse nicht studieren, der könne eine Kunst oder ein Handwerk erlernen; dergleichen arme Schlucker wären nur philiströse Bursche, Duckmäuser, die den Studentencomment nicht lernten, keine fidele Bursche wären, und keine freimüthige Ansichten erhielten, weil die Armuth auf ihnen lastete, widerlegt schon der oben angeführte Gruner, indem er sagt: daß die Armen, die Kopf und etwas gelernt hätten, oft vielen Reichen, die nichts gelernt hätten, als Stütze dienten, und eine Lücke ausfüllten, also sehr willkommene Lückenbüßer wären. Zum Glück haben alle diese Aufstellungen und Ansichten wenig Beifall gefunden. Die Fürsten haben den

Söhnen ihrer armen Unterthanen durch Stiftungen von Freitischen und durch baare Unterstützungen den Weg zum Studieren gebahnt, und die Reichen selbst haben Familienstiftungen errichtet, um die in Armuth gerathenen Nachkommen ihrer Familie, wenn sie sich den Studien widmen wollen, zu unterstützen. Auch ist der oben aufgestellte Satz gewiß einer von den seichtesten; denn reiche Familien sind oft in die bitterste Armuth versunken, statt sich arme Familien, gleichsam aus dem Staube, durch ihre Industrie, ihren Fleiß, und ihre gesammelten Reichthümer erhoben haben. Und wie würde es um den Staatsdienst stehen? Wie viele Feldherren, wie viele hochstehende Civilbeamte gab und giebt es nicht, die nicht durch ihren materiellen Reichthum zu dieser Würde gelangt sind, sondern die arm, und durch Unterstützungen mancherlei Art, und dann durch ihren Kopf diese Stufe erstiegen. Auch ist es wohl noch unausgemacht, in welcher Brust mehr Liebe zum Vaterlande und zu seinen Institutionen, mehr Anhänglichkeit zur Herrscherfamilie vorhanden ist, ob in der Brust des Reichen, oder des Armen? — Wenn man nun in dieser hier genommenen Beziehung die Familienstipendien betrachtet, so muß man sie gewiß immer als ein rechtschaffenes Mittel ansehen, den heruntergekommenen Urenkeln wieder aufzuhelfen, und gerade diese Aussicht muß jeden Stifter dergleichen Stiftungen enthusiasmiren, für seine Nachkommen zu wirken, und so Jeder, der die Mittel besitzt, und wohlthätig seyn kann, damit es nie dem Staate an geschickten und würdigen Mitgliedern fehle. Der Reiche muß immer denken, es kann doch möglich seyn, daß das Vermögen, welches er seinen Kindern hinterläßt, nicht immer unvermindert bleibt, oder in gleichem Grade vermehrt, auf Kindeskinder ꝛc. kommt, deshalb sorgt er auch für seine Nachkommen durch eine Stiftung; stellte er diese richtige Betrachtung nicht an, und lehrte ihn nicht die Erfahrung die Richtigkeit die-

ses Schlusses, er würde sich viel um dergleichen Stiftungen bekümmern. Beispiele, daß von den Großeltern her sich manches Individuum nicht mehr in guten Umständen befindet, sollten die Reichen wohl zu Herzen nehmen, welche denken: wenn sie den Ihrigen nur viel hinterlassen, so könne es ihnen bis in das wer weiß wie vielste Glied nicht fehlen. Denkt also auf oder an Eure Nachkommen, so werdet Ihr den Stipendien der Armen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und selbst dazu beitragen, oder deren errichten. Studiert die Familiengeschichten von A bis Z, so weit sie Euch zugänglich sind, und Ihr werdet den Satz bestätiget finden: daß Reiche arm, und Arme reich werden, daß also Niemand verächtlich auf dergleichen Wohlthätigkeitsanstalten herab zu blicken habe, dessen Nachfolger selbst einmal darauf Ansprüche machen müssen. Die Stipendienstiftungen sind also nach Allem, was man auch darüber sagen mag, sehr wohlthätig, und Allen dergleichen Stiftungen zu empfehlen, welche Vermögen besitzen, und dazu keine Nachkommen oder Erben haben; und ein Schriftsteller hat hier sehr Recht, wenn er aus eigener Erfahrung, wie folgt, über die Stipendien urtheilt, und sagt: „Ich hatte selber dergleichen Unterstützungen nöthig, und dieses machte mich ganz natürlich auf diese Stiftungen aufmerksam, und auch auf diejenigen, welche mir glücklicher zu seyn schienen, als ich. Als nach der Zeit diese Ursache wegfiel, setzte ich meine Beobachtungen fort, da die Aufmerksamkeit einmal auf diesen Punkt gerichtet worden. Ich fand also, daß allerdings manches Stipendium dem gegeben wird, der es nicht so nöthig brauchte, als ein Anderer, auch manches dagegen bei einem Dürftigen schlecht angelegt war; allein auch gewiß eben so viele, und noch mehrere kamen an die rechten Leute, die sie verdienten, man mag sie nach dem Bedürfnisse, oder nach der davon gemachten Anwendung beurtheilen. Mögen daher einige Stipendien so gut als verloren seyn; mögen

einige denen, die sie verdienten, von Unwürdigen weggenommen werden, so ist doch der Schade für jene und für das gemeine Beste nicht so groß, als wenn sie aller und jeder Gutthat entbehren müßten. Hier muß man schon der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen Manches nachsehen, nur so viel, als wir für uns selbst Nachsicht fordern. Diejenigen, welche diese Wohlthaten austheilen, sind Menschen, wie wir, und nicht allwissend, sie können also auch wider ihren Willen in solchen Fällen irren. Sollte daher ihre Wahl nicht immer nach der genauesten Schätzung der Verdienste ausfallen, so setze man sich einmal an ihre Stelle. Würde man wohl in diesem Falle so genaue Untersuchungen anstellen können und wollen, als man von ihnen verlangt? Würde man sich in der Wahl durch gar keine Nebenabsichten leiten lassen; sollte es auch nur aus dem Gefühle der Verwandschaft, der Freundschaft geschehen? Wir irren uns selbst so oft, wir handeln so oft aus Gefälligkeit gegen Andere, wider unsere eigenen Einsichten, daß es ein wirkliches Wunder wäre, wenn wir es nur in dem einzigen Falle nicht thun sollten. Wie können wir nun verlangen, daß Anderer Handlungen genauer nach der strengsten Regel von Recht und Unrecht abgemessen seyn sollen, als die unsrigen sind? Es ist daher recht sehr zu wünschen, daß reiche Leute Einiges zu Stipendien legiren, damit mehrere junge Leute in den Stand gesetzt werden, sich zum Besten ihres Vaterlandes in gelehrten und Staatsbedienungen vorzubereiten, damit es nie an fähigen Köpfen fehle, und daß die Leiter des Steigens und Fallens wenigstens immer auf einer gleichen Höhe erhalten werde."

Man theilt die Stipendien in bedingte und in unbedingte. Zu den bedingten Stipendien gehören diejenigen, welche von den Legatarien entweder an die Familie desselben geknüpft sind, oder an ein gewisses Studium. Die Familien-Stipen-

dien können nur Mitgliedern aus der Familie zu Theil werden, sowohl von der männlichen, als weiblichen Descendenz, das heißt, jungen Studirenden von den Nachkommen der Söhne, oder Töchter aus der Familie des Stifters, und nur wenn von diesen keine vorhanden sind, sollen Fremde daran Theil nehmen; jedoch auch hier werden oft Familien bezeichnet, aus welchen die Berechtigten zum Stipendium vor Fremden gewählt oder vielmehr den Vorzug haben sollen. Sind die Stipendien an ein gewisses Studium geknüpft, so können sie nur an diejenigen vergeben werden, welche sich dem bezeichneten Studium widmen. Gewöhnlich ist dieses die Theologie oder Gottesgelahrtheit; denn unsere frommen Vorfahren legirten nur immer in der Absicht, daß die Religion in jeder Beziehung unterstützt werden möchte, und daher auch die Ausbildung junger Studierenden zum Predigtamte. Man findet aber auch Stipendien für Juristen und Mediziner, wo nämlich dieses ausdrücklich in den Stiftungsurkunden bezeichnet worden, daß die Stipendien nur denjenigen zu Theil werden sollen, welche sich diesen Studien widmen; indessen sind die Verwalter dergleichen Stipendien jetzt nicht mehr so gewissenhaft des Legatarius Bedingungen auszuführen, sondern sie lassen die Stipendien diejenigen genießen, welche studieren, gleich viel, welches Studium sie wählen, indem man sich hier nach den Zeitumständen richtet, und dadurch kein Vergehen auf sich zu laden glaubt, wenn man die festgesetzte Bedingung: Theologie, Jurisprudenz oder Medizin zu studieren, das heißt, wenn eines von diesen Studien bestimmt festgesetzt worden, nicht hält, sondern nur das Studieren im Allgemeinen. — Bei den unbedingten Stipendien knüpft sich gar keine Bedingung an dieselben, sowohl in Hinsicht der Familie, als auch des Studiums; sie scheinen daher größtentheils von Unverheiratheten, oder kinderlosen Eheleuten gestiftet worden zu seyn, welche also

keine Rücksicht auf die eigene Familie zu nehmen nöthig hatten; indessen findet man auch hier zuweilen die Klausel dabei: wenn Einer aus der Familie vorhanden seyn sollte (indem man die Namen beider Linien, der männlichen und weiblichen, verzeichnet findet), so sollte man diesem den Vorzug geben. Auch erstrecken sich die unbedingten Stipendien bloß auf die zum Studieren bestimmten Summen; die bedingten hingegen auch auf Freitische rc. — Was die Stipendien für Künstler und Handwerker betrifft, so hat man in neuester Zeit auch hierauf Rücksicht genommen, obgleich für die bildenden Künste von Seiten der Regierungen schon längst Stipendien für junge Künstler zur Ausbildung in Rom, überhaupt in Italien, an die Kunstakademien geknüpft worden; nur für die übrigen mechanischen Künste und Gewerbe war wenig geschehen, und dieses wohl aus der Ursache, weil dergleichen Künstler und Handwerker ihre Wanderjahre hatten, sich auf die Wanderschaft begaben, und hier so mancherlei Vortheile genossen, auch selbst ihre Kunst oder ihr Gewerbe schon ausüben konnten, wobei sie Gelegenheit fanden in den fremden Ländern sich darin noch zu vervollkommnen, ohne eine besondere Beihülfe zu genießen, weil sie gleich thätig an den Orten seyn konnten, wo sie sich, um noch etwas in ihrem Gewerbe zu profitiren, aufhalten wollten, da sie gleich Lohn erhielten, wo sie in Arbeit traten, welches aber bei den Studierenden in den Wissenschaften und Künsten nicht der Fall ist; denn diese brauchen bis zu ihrer Selbstständigkeit, das heißt, bis zur Vollendung ihrer Studien, der Unterstützung. — Indessen hat man in neuester Zeit auch angefangen für eine höhere Ausbildung zu den Fabrik- und Manufakturgewerben, überhaupt für die höhere Gewerbekunde, zu sorgen, und bedeutende Personen haben hierzu, namentlich in Preußen, Legate bestimmt oder Stipendien errichtet. So z. B. hat der Ritterschaftsrath v. Seidlitz ein Kapital von 100,000 Rthlrn. legirt, um von

den Zinsen desselben drei Jünglinge, welche sich zu den höheren Gewerben ausbilden wollen, auf gewisse Jahre zu unterhalten, jedoch die Bedingung daran geknüpft: nur für junge Leute aus den höheren gebildeten Ständen, ohne Rücksicht ob von adelicher, oder bürgerlicher Geburt, nur wenn Einer aus seiner Familie sich den Gewerben widmen wolle, er, wie billig, das Vorrecht haben sollte, und so findet man noch mehrere dergleichen Legate zur Beförderung der Künste und Gewerbe durch Unterstützung derjenigen, welche sich diesen Zweigen der Industrie widmen. Ferner wirken hierher noch die Königlichen und städtischen Gewerbe-Institute, worein auch Eleven frei aufgenommen werden. Zur Ausbildung vieler Gewerbe hat jetzt auch die unbedingte Gewerbefreiheit in vielen Staaten beigetragen, indem hier ein regeres Streben nach Vollendung eingetreten ist, da es Einer dem Andern in seinen Fabrikaten zuvor thun will, also der Forschungs- und Erfindungsgeist rastlos bemühet ist, hier einen Vorzug zu gewinnen, und dann wirken hierher auch noch die öffentlichen Ausstellungen der Kunst- und Gewerbsprodukte und einige Prämien für vollendete Arbeiten. — Man sehe über die Stipendien auch den Art. Gelehrte, Th. 27, nach, worin Manches darüber vorkommt. An Schriften, außer den schon erwähnten, sehe man noch nach: König, über die Stipendien. Nürnberg, 1785. — Hymmen, Beiträge &c. zur juristischen Literatur, 7, 68. — Meusels Magazin, 2s St., S. 113 &c.

Stipes, der Stiel, in der Botanik, im Allgemeinen jeder stielartige Träger, der nicht Blattstiel oder Blütenstiel ist; Stipes pistilli, der Stämpelstiel, ein dünner Stämpelträger, z. B. bei Capparis, Lunaria und Colutea; Stipes vaginularis, der Scheidenstiel, das stielartige verlängerte Blütenlager, welches bei manchen Moosen (Sphagnum und Andreaea) das Scheidchen (Vaginula) mit der Frucht über die obersten Astblätter emporhebt. 2) Der Strunk, der stiel- oder stengelar-

tige Theil, welcher bei den höher ausgebildeten Pilzen den Schlauch- und Sporenschichtträger (Hymenophorum) unterstützt, oder bei Flechten die Flechtenfrucht trägt, aber dann von einem andern Bau, als das Lager ist, z. B. bei Calicium, Coniocybe und Baeomyces. — Der Blattstiel der Farne und Palmen wird auch oft, obgleich sehr mit Unrecht, Strunk (Stipes) genannt. S. auch den Art. Stiel, oben, S. 95.

Stipitatus, in der Botanik, 1) gestielt, mit einem Stiele (außer einem Blattstiele oder Blütenstiele) versehen; 2) bestrunkt, von einem Strunke getragen; s. den vorhergehenden Artikel.

Stippelform, Stippelformen, beim Formschneider und Kattundrucker, viereckige Holzformen, das heißt, Formen aus viereckigen Holzstücken mit Messingstiften besetzt. Da nämlich in den Mustern der Kattundruckerey Stellen vorkommen, deren Schrassirungen mit Punkten ausgedruckt sind, auch wohl manchmal der Grund punktirt ist, so müssen auch hier besondere Einrichtungen mit den Formen getroffen werden; denn es ist unmöglich dergleichen Punkte auszuschneiden, daher müssen sie mit Drahtstiften hervorgebracht werden. Der Formschneider schneidet zu diesem Zwecke an den Stellen, wo diese Punkte erscheinen sollen, es sey nun in einer Stippelform, oder auch in einem Passer, das Holz ganz aus, und ebnet den Grund, so viel, wie möglich. Dann schneidet derselbe von dickem oder dünnem Messingdrahte, je nachdem die Punkte stark, oder fein seyn sollen, mit einer Feile lauter solche Enden, daß sie noch einmal so lang sind, als sie außerhalb des Holzes stecken sollen, weil sie eben so tief im Holze stecken, als hervorragen müssen. Bei dem Einfeilen des Drahtes läßt er jedes Ende noch ein wenig an dem Ganzen sitzen, weil es ihm weit bequemer beim Einschlagen und mit dem Pinnensetzer vom Ganzen abzubrechen ist, als wenn er erst jedesmal die einzelnen Enden aufheben muß. Man hat zu diesem Drahtschneiden eine besondere Maschine,

wodurch diese Arbeit sehr befördert und erleichtert wird. Um nun diesen geschnittenen Draht gehörig in die Stellen einzuschlagen, daß solcher überall gleich hoch stehe, welches aus freier Hand nicht gut angehen würde, so hat oder gebraucht er dazu den Pinnensetzer, der eine solche tiefe Höhlung auf einer seiner Grundflächen hat, als lang der Draht über das Holz hinausragen soll. Er sticht deswegen das Ende Draht in diese Höhlung, bricht denselben von dem Ganzen ab, u. stellt das herausragende Ende auf die Stelle der Form, wo es hingehört, schlägt mit einem kleinen Hammer darauf, und treibt den Draht, so weit es die Höhlung des Pinnensetzers zuläßt, hinein. Ehe er aber die Stifte hineinschlägt, muß die Form erst in Wasser eingeweicht werden, damit sie quillt; man läßt sie hierauf trocknen, und schlägt dann die Stifte ein. Das Einweichen ist nothwendig; denn wenn man das Holz nicht erst netzen würde, so würden die Stifte, wenn das Holz zu sehr zusammentrocknete, zu kurz werden. Wenn nun alle nöthigen Stellen mit dem Drahte angefüllt sind, und man einige höher, als die andern bemerkt, so werden die höheren mit einer guten Feile so weit abgefeilt, daß Alles gleich und eben ist; überhaupt wird mit der Feile über alle Stifte hinweggefahren, damit sie eine gleiche Ebene erhalten, wobei der Formschneider hauptsächlich beobachtet, daß das Ganze mit den geschnittenen Stellen überall wasserrecht sey, also in einer ebnen Fläche liegt. Jede Form hat nun noch zwei bis funf Richtstifte, um beim Drucken die zusammengehörenden Formen auch ordentlich und genau aneinander passen zu können. S. auch unter Form, Th. 14, S. 507, und die dazu gehörige Figur 790.

Stips, bei den Römern, ein As, oder wenigstens sollte es so viel seyn, man will aber darunter jede kleine Münze verstehen, ja noch unter einem Asse. Man gab diese Münze als ein Almosen, oder wenn freiwillige Kollekten gesammelt wurden. So warf man jährlich derglei-

chen Münze in den Curtiussischen See auf dem Marktplatze zu Rom, oder vielmehr in den umzäunten Ort, wo dieser See oder vielmehr Pfuhl ehemals gewesen war, als ein Gelübde für die Wohlfahrt des Augustus. Dann sammelten dergleichen Münzen die Priester der Cybele ein, wenn sie mit Pfeifen vor dem Bilde dieser Göttin umherzogen. Auch für den Tyrannen Dyonisius zu Syrakus wurden dergleichen Münzen gesammelt, als er sich Armuths halber zu Corinth nicht mehr erhalten konnte. Am 1sten Januar wurde dergleichen Münze selbst für den Kaiser gesammelt. Auch soll Augustus selbst dergleichen Münze gleich einem Bettler eingesammelt, und sich dem Volke mit gekrümmter Hand zum Empfange der Gabe vorgestellt haben, um dadurch die Nemesis zu versöhnen. Man zweifelt nicht, daß Viele, da der Kaiser selbst dieses Amt verrichtete, wohl mehr, als einen As, werden beigesteuert haben. Dann gab das Volk auch diese Münze an die Gladiatoren, und zu den Begräbnissen der sich um den Staat verdient gemachten, aber in Armuth gestorbenen Männer, wozu jeder etwa einen Quadranten zinsete.

Stipula, in der Botanik, das Nebenblatt oder Afterblatt, ein blattartiges Organ, welches am Grunde eines Blattes oder Blattstiels (immer in der Zweizahl) vorkommt, häufig einen gleichen Bau, wie die eigentlichen Blätter besitzt, aber meist eine von dieser verschiedene Gestalt, und eine andere Vertheilung der Nerven zeigt. Die beiden Nebenblätter eines Blattes sind bald unter sich getrennt und vom Blattstiele frei, wie bei **Potentilla, Vicia, Lathyrus**, bald dem Blattstiele angewachsen, wie bei den Trifoliumarten, bald miteinander selbst mehr oder weniger vollständig verwachsen, wie bei **Astragalus Onobrychis** und **Melianthus major**.

Stipulaceus, nebenblattartig, aus Nebenblättern bestehend, oder aus deren Bildung abzuleiten, wie die

Knospendecken von Liriodendron, Fagus und Salix — Gemma stipulacea, die nebenblattdeckige Knospe, die mit solchen Decken versehen ist, wie in den angegebenen Beispielen. S. auch Stipula. Stipulaneus, nebenblattvertretend, die Stelle eines Nebenblattes einnehmend: Spina stipulanea, der Nebenblattdorn, z. B. bei Robinia Pseudacacia, Acacia armata, Capparis spinosa. So heißt Stipularis, zum Nebenblatte gehörig, einem Nebenblatte zukommend, und Stipulatus, nebenblättrig, mit Nebenblättern versehen.

Stipuliren, festsetzen, feierlich versprechen, das heißt, durch Hand und Mund, was abgeredet worden zu halten; daher heißt Stipulirung, Stipulatio, in den Rechten, eine solche Verbindung, wo Einer dem Andern etwas zu geben oder zu thun verspricht, wo also diese Verabredung gegenseitig festgesetzt wird, ohne Abweichung.

Stirn, Frons, Fr. Front, der vordere erhabene Theil des Kopfes über den Augen und zwischen den Schläfen. Eine hohe, flache Stirn haben. Die Stirn runzeln, zum Zeichen des Verdrusses, des Unmuths. Hitzig vor der Stirn seyn, leicht zornig werden. Es steht keinem an der Stirn geschrieben, was er im Herzen hat. Eine harte Stirn haben, unverschämt seyn, indem die Stirn schon vor Alters für den Sitz der Scham gehalten wurde. Israel hat eine harte Stirn, Ezech, 3, 7. Deine Stirn ist ehern, Es. 48, 4. S. auch Stirn des Angesichts, weiter unten. Figürlich auch der vordere erhabene Theil eines Gegenstandes, wie Stirnmauer, Stirnband, Stirnblech ꝛc. — In der Baukunst, an einem Gewölbebogen, die vordere und hintere Seite, woran man die Dicke, Rundung, Biegung und Führung des Bogens sehen kann. Wenn vor einem solchen Bogen eine Mauer aufgeführt wird, so heißt sie eine Stirn-

mauer, s. diese. — In der Artillerie ist die Stirn oder Stirne der vordere Theil einer Laffetenwand gegen den Kopf des Stücks zu. — Beim Kleinuhrmacher, die Stirn der Potence, s. Steigeradkloben. — Im Bergwerke, heißt derjenige Ort von der Schicht, dahin die letzten Schlacken zur Erlangung der Nase gestürzt werden, und davon deswegen zuerst im Ofen, wenn angelassen worden, aufgetragen wird.

Die Stirn im Angesichte des Menschen, ist der erhabene oder gewölbte Theil über den Augen und der Nase; er ist gleichsam das Gebälk des Gesichts, indem er scheinbar über die Augen, Nase und die übrigen Theile des Gesichts hervorragt. Sie erstreckt sich, der Breite nach, von einer Schlafgegend oder Schlafvertiefung bis zur andern, in der Höhe etwa von dem Haupthaare bis zu den Augenbraunen; sie wird also von den Schläfen, dem Haupthaare und den Augenbraunen eingeschlossen. Einige Völker haben eine breite Stirn mit vorragender Stirnglatze, andere wieder eine sehr kurze oder niedere, schräg nach oben zulaufende Stirn; andere wiederum eine flache Stirn ꝛc. Bei einer guten, das heißt, regelmäßigen Gesichtsbildung macht die Stirn eine schöne Wölbung, indem sie sich über die genannten Theile sanft erhebt. Bei jungen Personen, die einen starken Haarwuchs besitzen, treten die Haare etwas mehr vor und bedecken die Stirn, das heißt, sie sind tiefer in die Stirn hineingewachsen, nur bei älteren Personen tritt sie freier hervor, indem sich die Haare mehr verlieren. Eine schöne gewölbte Stirn erhält nicht so leicht Runzeln, weil die Haut darauf gespannter bleibt, als bei einer flachen, wo sie leichter nachläßt, und sich runzelt. Auch entstehen diese Runzeln eher bei Personen, welche die Gewohnheit haben oft eine krause Stirn zu ziehen, zu runzeln, besonders im Zorne, auch bei allen Gelegenheiten, selbst beim Nachdenken, auf etwas Sinnen ꝛc., da dieses im Gegentheile

nicht so in dem Grade der Fall ist, wo diese Gewohnheit, Angewohnheit, nicht Statt findet. Die Runzeln, Linien und Züge der Stirn haben zu verschiedenen Wahrsagungen oder Prophezeyungen Veranlassung gegeben, indem man sie als Abdrücke der Gemüthsleidenschaften betrachtet. So sind die auf der Stirn der Länge nach hinlaufenden Züge und Runzeln Kennzeichen eines eigensinnigen, widerwärtigen und zornigen Menschens. Hierbei muß jedoch noch bemerkt werden, daß die Züge der Stirn, theils in Ansehung der Größe und Länge, theils auch in Hinsicht der Stärke und Zartheit sehr von einander unterschieden sind. Es giebt Menschen, deren Stirn gar keine, es giebt aber auch andere, welche nur einen Zug auf der Stirn haben, und wiederum trifft man andere, welche auf der Stirn zwei, drei, vier und auch mehrere Runzeln haben, dabei treten, wie natürlich, starke Runzeln mehr hervor, als schwache oder zarte. Leute, die über eine Sache tief nachdenken oder grübeln, oder sich in Betrachtungen verlieren, pflegen gemeiniglich die Augenbraunen sehr aufwärts zu heben; durch dieses in die Höheziehen der Augenbraunen runzelt sich die Stirn. Geschehen nun diese Handlungen sehr häufig, so werden sich auch auf der Stirn solche Linien eindrücken, welche allemal entweder einen Tiefdenker, oder einen Betrachter kenntlich machen. In Zorn versetzte Menschen pflegen die Haut der Stirn nach den Augenbraunen und der Nase herunter zu ziehen, und dadurch auf der Stirne gewisse Runzeln und Züge zuwege zu bringen, welche jedesmal einen zornigen Menschen verrathen. Es kommen Personen vor, welchen die Runzeln auf der Stirn angeboren zu seyn scheinen; denn man gewahrt niemals an ihnen eine glatte, heitere Stirn, sondern immer mit Runzeln besetzt. Diese Katonischen Gesichter, sagt ein Schriftsteller, sind entweder wahrhafte Tiefdenker, ernste Philosophen, oder sie wollen es wenigstens zu seyn scheinen; denn es gab

auch eine Zeit der Runzelnarren, die sich vor der Zeit alt machten, weil sie glaubten, daß sie dann eine größere Verehrung genießen würden, wenn sich ihre Stirn in Falten zöge, als mit einer ziemlich glatten Stirn, das Bild der Jugend. Verfolgt man nun eine gerunzelte oder glatte Stirn im Auslegen weiter, so soll man finden, daß diejenigen, welche die Haut der Stirn stets nach den Augenbraunen und der Nase zu fallen lassen, von gesetzter Gemüthsart, also ernsthaft sind. Diejenigen dagegen, welche eine von Runzeln freie Stirn oder wenigstens wenig oder gar keine Runzeln an der Stirn zeigen, bekunden dadurch ein aufgeheitertes und frohes Gemüth, sie leben größtentheils ohne Kummer und Sorgen, oder wenigstens machen sie sich keine, sie schlüpfen über alle Unannehmlichkeiten des Lebens leicht hinweg. Nach dem Zeugnisse des Sidonius Apollinaris, soll der alte Weltweise Epikur eine solche Stirn gehabt haben. Nächst dieser aufgeheiterten Stirn findet sich auch eine andere Art von Stirnen, die ebenfalls ohne Runzeln ist, jedoch mehr Gelassenheit, als Freies anzeigt, eine Stirn, welche man bei den alten Stoikern findet, und die man in der neuern Zeit bei unsern Sokraten und Hiobsbrüdern finden soll, besonders aber unter den Schürzenstipendiaten, Schmeichlern und sogenannten Jaherren. Eine sehr sauer aussehende Stirn soll das untrügliche Merkmal eines mürrischen und unerträglichen Menschen anzeigen; uud bei Vielen sagt die Stirn, wenn man sie genau mit den übrigen Gesichtstheilen in Verbindung bringt, ob sie traurig und kummervoll sind, oder ob sie den Schalk im Nacken haben. Eine heitere, von Runzeln ziemlich entblößte Stirn, oder wenn sich diese leicht verlieren, wenn sich Gesellschaft blicken läßt, zeigt einen heiteren, fröhlichen Geist, ein wohlthätiges Herz, und ein freundschaftliches empfindungsreiches Gemüth an. Eine fleischige Stirn soll Dummheit anzeigen oder viel

mehr einen kleinen Verstand, dagegen eine magere Stirn einen guten scharfen Verstand bezeichnet. Dieses sind jedoch noch lange nicht alle die Kennzeichen, aus welchen man die Beschaffenheit des Herzens oder Gemüths eines Menschen durch seine Stirn erkennen kann. Auch von einer zu hohen, von einer wider alle Verhältnisse laufenden kleinen, von einer allzubreiten und langen, allzurunden, nach auswärts gewölbten, oder gar zu tief einwärts gedrückten Stirn läßt sich Vieles, theils Gutes, theils Böses prophezeyen, daher kann man im Auslegen noch weiter fortfahren, und annehmen, daß Leute mit einer sehr großen Stirn, das heißt, die sehr hervorsteht oder herausglotzt, und von welcher der untere Theil über den Augenbraunen mehr hineinliegt, einen geringen Verstand besitzen; auch zeigt sie Trägheit und Faulheit an. Eine kleine Stirn verspricht wenig Gutes, auch sind Leute, die eine solche Stirn haben, sehr wankelmüthig und veränderlich. Personen, welchen die Natur eine runde Stirn gegeben hat, sind zum Zorn geneigt; blödsinnig sind diejenigen, welche eine kurze und gewölbte Stirn haben; eine eingedrückte Stirn zeigt ein weibisches Gemüth an; Leute mit einer breiten Stirn zeigen Unsinnigkeit und Raserey an. Der Kaiser Caligula soll eine solche Stirn gehabt haben. Eine enge oder zusammengedrückte Stirn, soll einen ungelehrigen, ungeschickten und unreinlichen Menschen bezeichnen. Eine Stirn, welche auf jeder Seite einen ziemlich erhabenen Buckel hat, und zwischen denselben eine Vertiefung zeigt, gleichsam wie ein Thal, soll einen Narren bezeichnen, und ein böses Herz verrathen. Eine Quadratstirn, dergleichen z. B. bei den Thieren der Löwe besitzt, soll Muth, Großmuth, bezeichnen. Plutarch zieht eine lange, dabei aber nicht zu platte Stirn, wie ungefähr die Spürhunde haben, allen andern Stirngestalten vor, und glaubt bei Personen, welche mit einer solchen Stirn begabt sind, große Klugheit und viel Witz zu fin-

den; Andere der neuern Zeit wollen dagegen behaupten, daß nur Stirnen von mittelmäßiger Größe einen freien und ungemeinen Verstand besäßen, und daher andern vorgezogen zu werden verdienten, weil diese die regelmäßigsten und proportionirlichsten wären. Man findet diese Stirnen gemeiniglich nur bei denjenigen Menschen, welche eine mittelmäßige Menschenlänge haben, und von der dritten Körperbeschaffenheit sind. — Ein genauer Beobachter des menschlichen Herzens will gefunden haben, daß die Stirn die Thür des Herzens genannt zu werden verdient; denn man findet auf derselben verzeichnet: die Schamhaftigkeit, Leutseligkeit, Gelassenheit, Bescheidenheit, Kleinmüthigkeit, Großmuth, Traurigkeit, Freude, Ernsthaftigkeit, kurz alle Herzensangelegenheiten, ohne daß ein Apelles nöthig hätte, dabei erst seine Kunst zu verschwenden. (Der physikalische und moralische Wahrsager in drei Büchern, mit dem Motto des Terenz: Veritas odium parit. Frankfurt, Buch 2, S. 111 u. f.) In wie weit die Stirn sich zum Prophezeyen eignet, muß man dahin gestellt seyn lassen, im Ganzen, das heißt, in der Betrachtung des Gesichts überhaupt, kann sie mitwirken, aber sonst möchte sie wohl nur eine unbedeutende Rolle mit ihren Runzeln und Linien spielen, weil diese sich durch andere Eindrücke erzeugen, die sehr natürlich, aber zu den Deutungen im Wahrsager-Bereiche wenig fähig sind, wie auch schon oben bemerkt worden. Der eigentliche Spiegel des Herzens, der die Tiefen desselben prophezeyen könnte, sind die Augen, nur aus diesen läßt sich mit den übrigen Lineamenten des Gesichts wahrsagen; sie sind untrüglich, es gehört aber dazu ein scharfes Gesicht, ein großer Theil Menschenkenntniß, feines Gefühl, oder vielmehr sehr feine Empfindungen, kurz eine vollkommene Ausbildung in der Erziehung, nicht wissentschaftlich, denn diese würde hier schaden, obgleich ihre Grundzüge nicht fehlen dürfen, aber ein Studium

und Aufmerken auf die Natur, auf das Treiben der Menschen in allen Verhältnissen des Lebens, und hiermit die Gesichtsbildung und Augen verglichen, besonders bei den Handlungen, bei allen Gemüthsaffekten, kurz bei Allem, was sich in den menschlichen Verhältnissen regt und zeigt. Viel Berührung mit der Außenwelt, und ein eben so großer Verkehr mit der innern, das heißt, mit stillen Betrachtungen über die Wirkungen des Geistes durch das, was der Schöpfer durch die Natur dem Menschen in so weit verbarg oder verhüllte, daß es seine Glückseligkeit, sein thätiges Wirken auf dem ihm angewiesenen Raume, nicht stören sollte, welches aber dennoch vorhanden ist, und ihn ahnend mahnt an den, dessen Weisheit er seine Existenz verdankt. Verschleiert sind den meisten Menschen die Zugänge zu dem geheimen Schlüssel des Herzens, des Gemüths; allein nicht unerreichbar das Ziel im Streben sie zu lüften, und dieses durch die Hülfe desjenigen, dem die Welt ihr Daseyn verdankt. So viel zur Wahrsagung aus der Stirn. — Zur Gestaltung der Stirn wirkt hauptsächlich das Stirnbein, s. dieses, weiter unten.

Stirn des Angesichts, Gesichtsstirn, s. oben, S. 336.

—, in der Artillerie, s. daselbst.

—, in der Baukunst, s. das., S. 335.

—, in dem Bergwerke, s. das., S. 336.

— (Gesichts-), s. oben, Stirn des Angesichts.

— der Potenz, s. Th. 171, S. 223.

Die übrigen Eigenschaften, womit die Stirn verbunden worden, sehe man in den Zusammensetzungen mit Stirn nach.

Stirnader, s. Stirnblutader.

Stirnaterie, s. daselbst.

Stirnband, ein zierliches Band, welches man vor die Stirn bindet. Es kommt auch mehrere Male in der Deutschen Bibel in dieser Beziehung vor. So war es auch eine Mode bei den Frauenzimmern ein Stirnband

mit einer Schnalle zu tragen. Das Stirnband war nur schmal, ungefähr ½ Zoll breit, und von schwarzem oder farbigem Sammet mit Zäckchen versehen, und wurde um den Kopf über das Haar gezogen, und vorn vor der Stirn mit einer kleinen stählernen, silbernen, auch goldenen Schnalle befestiget, welches auf den Reichthum der dasselbe Tragenden ankam; so waren diese Schnallen rund und eckig, auch mit Perlen, kleinen Diamanten ꝛc. verziert, auch war wohl das Band mit kleinen Perlen ꝛc. besetzt. — Bei den Klempnern ist es eine Zarge, welche vor der Thür des Fensterstübchens befestiget wird, woran sich die Thür lehnt, wenn sie verschlossen wird; von Stirn, der vordere hervorragende Theil. — Stirnband der Pferde, s. Stirnriemen.

Stirnbandage, beim Chirurgus; s. unter Stirnwunde.

Stirnbein, Os frontis, Fr. Os frontal ou coronal, welches sich mit einer Muschel vergleichen läßt, und den obern, vordern, und in etwas auch den innern Theil der Hirnschale, die obere Wand der Augenhöhle, und den höchsten Theil der Nasenhöhle bildet. Man theilt es daher in das eigentliche Stirnstück (Pars frontalis), in die Augenhöhlstücke (Partes orbitales), und in das Nasenstück (Pars nasalis), welche sich auswendig leicht unterscheiden lassen. Das Stirnstück ist das ansehnlichste und dickste, auswendig kugelartig gewölbt, und bis auf einige Löcherchen und Spuren von Blutgefäßen glatt. Ueber die eckigen Augenbraunbögen (Arcus superciliares), welche das Stirnstück vom Augenhöhlstück absondern, bemerkt man gewöhnlich an den Stellen, wo seine Verknöcherung anfängt, eine schwache Hervorragung, die nur bei rachitisch gewesenen Personen sehr auffällt. Inwendig ist an dieser Stelle eine Vertiefung, in welcher die Spitze des vordern Lappens des großen Hirns paßt. Vorzüglich erhebt sich bei alten Personen über der Nasenwurzel auf jeder Seite

eine Wulst (**Tuber frontale**), die bald in einander übergehen, bald mehr von einander getrennt sind, oft durch viele Löcherchen sich auszeichnen, und meist durch ihre mehr oder minder ansehnliche Höhe und Weite die hinter ihnen befindlichen Stirnhöhlen verrathen. Zwischen den Hervorragungen und den Wülsten ist daher die Stirnglatze (**Glabella**) wegen der meist hier auf der Haut fehlenden Augenbraunhaare bemerklich. Seitwärts findet sich die rauhe Spur der Anlage des Schlafmuskels mit einem bogenförmigen Rande (**Planum semicirculare**). Das Augenhöhlstück macht mit dem vorigen einen Winkel, ist weit dünner, aber ebenfalls nach oben zu bald mehr, bald weniger gewölbt, und geht nach unten zu durch die Augenbraunbogen in das Stirnstück über. Auswärts zeigt sich in der Wölbung, deren Umfang dreieckig ist, außer unbeständigen Aderspuren eine Delle (**Fossa glandulae lacrymalis**), welche die Thränendrüse aufnahmen. Ueber der Passung findet man einwärts ans Thränenbein gewöhnlich ein Grübchen, selten einen Stachel (**Spina trochlearis**) von der Befestigung der Rolle des obern schiefen Augenmuskels. Das Stirn- und Augenhöhlstück vereinigen sich übrigens in den dreieckigen Wangenfortsatz (**Apophysis malaris orbitaria externa**). Das Nasenstück liegt zwischen dem Augenhöhlstücke. Der Vordertheil ist dick, und von den Näthen, die ihn mit dem Nasenbeine und dem Riechbeine verbinden, sehr zackig. Aus demselben springt ein spitzer und scharfer Stachel (**Spina nasalis**) zur Anlage des Riechbeins und der Nasenbeine vor, so wie hinter und über ihm sich die Stirnhöhlen (**Sinus frontales**) zeigen. Seine beiden hintern Theile sind durch die Siebfläche des Riechbeins getrennt, und stellen gleichsam die Deckel der Riechbeinzellen vor; sie zeigen mehrere durch scharfe Rücken abgesonderte Zellen. Die innere Fläche des Stirnbeins ist gleichsam mehr verstrichen, so, daß sich auch obige drei Stücke

nicht so gut absondern lassen. In der Mitte wird sie durch eine vorragende, vom obigen Stachel anfangende scharfe Leiste (Crista interna), die sich allmählig nach oben zu in eine Furche (Sulcus frontalis) oder auch flach verläuft, an welcher die Sichel der festen Hirnhaut lag, in die rechte und linke Hälfte geschieden. Nach unten zu zeigen sich vorzüglich auf den Augenhöhlstücken, die durch die Lücke für das Siebchen des Riechbeins (Incisura ethmoidea), und ein Paar Grübchen zur Anlage der Flügel des Riechbeinkammes getrennt werden, Erhabenheiten und Vertiefungen oder Abformungen des vordern Lappens des großen Hirns, die bald stumpfer, bald schärfer sind; dann überall bald flächere, bald tiefere Spuren von den Aesten der vordern und mittlern Arterien der festen Hirnhaut, bisweilen auch zur Seite der Stirnfurche Spuren von den drüsenartigen Körperchen der festen Hirnhaut. Die Substanz des Knochens zeigt da, wo die Stirnhaut dicker ist, Markhöhlchen; allein vorwärts treten gleichsam die Blätter desselben auseinander, um die sehr unbestimmten Stirnhöhlen zu bilden. Bisweilen sind diese durch eine bald ganze, bald durchlöcherte, auch wohl doppelte Scheidewand, die vom Stachel sich erhebt, getrennt, bisweilen nicht; bisweilen sind sie fächrig, selten sind sie auf der einen Seite, wie auf der andern beschaffen, bisweilen erstrecken sie sich fast zwischen dem ganzen Augenhöhlenstücke bis nach hinten zu in die Flügel des Grundbeins. Sie stehen sehr mannigfaltig mit den Riechbeinzellchen in Verbindung, und öffnen sich im vordern Theile des mittlern Nasenganges. Sie machen den Kopf an dieser Stelle leichter, als er bei gleicher äußern Form wäre, wenn das Stirnbein solider seyn sollte, daher sind sie bei Elephanten so groß, weil sonst der Schädel zu schwer seyn würde; zur Verstärkung der Stimme dienen sie nicht. — Man bemerkt am Stirnbeine folgende Löcher: a) Das A u g e n b r a u n b o g e n l o c h (Foramen supraor-

bitale), das aber nur meist einen Ausschnitt bildet, zum Durchgange des Stirnnerven vom ersten Aste des fünften Paars, den einige Blutgefäße begleiten. Selten ist dieses Loch getheilt, oder förmlich doppelt oder dreifach; noch seltener einem Kanale ähnlich. An dieser Stelle dringen durch kleine Löcher Blutgefäße und Nervchen in die Stirnhöhlen; bisweilen erstrecken sich Ader-, auch wohl Nervenspuren von diesem Loche über die Stirn hin. — b) Die innern Augenhöhllöcher (Foramina ethmoidea s. orbitalia interiora), sind eigentliche halbe oder ganze, im Nasenstücke querliegende Kanälchen, entweder zwei größere, oder drei, vier bis fünf kleinere, von denen gewöhnlich das vorderste das größte ist. Bald werden sie bloß vom Stirnbeine, besonders die vordern, bald gemeinschaftlich vom Stirnbeine und Riechbeine gebildet. Durch das vordere Loch dringt der Nasennerv des ersten Astes vom fünften Paare, nebst einer kleinen Arterie durch die hintern Löcheräste der Augenarterie. — c) In der Delle ist auch selten für die Thränendrüse ein ansehnliches Loch, wodurch die in diesem Falle aus der vordern Hirnhautarterie entsprungene Thränenarterie dringt. — d) Das Blindloch (Coecum) an der innern Fläche, wird bald vom Stirnbein allein, bald gemeinschaftlich vom Stirn- und Riechbeine gebildet. In ihm hängt der Anfang der Sichel der festen Hirnhaut; auch gehen durch solches kleine Zweige von den Augenarterien in die Stirnhöhlen. — Am Augenbraunbogen sitzt der Stirnmuskel, und der Augenliederrunzler, unten, zur Seite der Schläfemuskel, und inwendig am Augenhöhlstück die Rolle des obern schiefen Muskels. Beim Embryo zeigt sich der erste Punkt der Verknöcherung am Augenhöhlrande. Bei einem Kinde besteht das Stirnbein stets aus zwei Stücken, die schon in den ersten Lebensjahren vereiniget werden, aber bloß durch eine knorplige Haut ringsum zusammenhängen, so wie mit dem Scheitelbeine, mit denen es in der Mitte die große Fontanelle bildet. —

Die Stirnhöhlen sind in den ersten Lebensjahren unbeträchtlich, und werden erst nach den Jahren der Mannbarkeit ausgebildet. Noch im zwölften Jahre ist bloß unten ein Anfang von ihnen da; denn wo sie nachher erscheinen, zeigen sich dann bloß wahre Markzellen (Diploë). — Es giebt folgende Abweichungen des Stirnbeins. Man findet das Stirnbein zuweilen bei beiden Geschlechtern, sowohl bei hoher, als niedriger, oder schmaler und breiter Stirn, durch eine förmliche Nath lebenslang von einander getrennt; man hat dann folglich zwei Stirnbeine, ein rechtes und ein linkes. Oft ist nur auswendig zuunterst, seltner auch oben eine kurze Spur von einer solchen Nath vorhanden. Zuweilen ist das Stirnbein ein wenig gewölbt, sehr flach und niedrig, zuweilen dagegen umgekehrt, mehr hoch, als breit, so daß in einigen Köpfen in der Gegend der Stirnnath sich eine Art Rücken erhebt. Zuweilen steigt er fast senkrecht in die Höhe, und das Augenhöhlstück liegt nicht horizontal, sondern ist vorwärts gleichsam in die Höhe gezogen. Bisweilen ist es ungewöhnlich kurz; zuweilen ist sein Gipfel in der Mitte fast eckig, nicht, wie gewöhnlich, rund. Zuweilen finden sich zwischen ihm und der Pfeilnath Zwischenbeinchen. Ins Unendliche aber spielen die Stirnhöhlen in Ansehung ihres Umfanges, ihrer Abtheilung, ihrer Gestalt, ihres Ueberganges in die benachbarten Höhlen des Riechbeins und ihrer Mündungen. Oft findet man auch die Stirnhöhle auf einer Seite gänzlich fehlen (Sömmerring vom Baue des menschlichen Körpers, Th. 1, S. 98 u. f.).

Stirnbeinloch, Stirnbeinlöcher, s. unter dem vorhergehenden Artikel, S. 344.

Stirnbinde, Kopfbinde, Fr. Serre-tête, eine schmale Bind von feinem weißen Leinen oder Leinwand, mit einer kleinen Kante oder mit Zäckchen besetzt, die man mit überwendlicher Nath annähet. Frauenspersonen bedie-

nen sich dieser Binden, um die Haare, ehe sie das Nachtzeug anlegen, in Ordnung zu halten. Man giebt diesen Binden nach Belieben verschiedene Gestalten und Ausmessungen. Aehnliche Stirnbinden pflegen auch Frauen aus den untern Klassen in einigen Gegenden Deutschlands zu den weißen Schleppen um die Stirn zu binden. Die untere Seite ist zuweilen in der Mitte mit einer Schneppe versehen; auch bedient man sich daselbst wohl noch einer andern Art, welche aus schwarzem Taffent oder Sammet besteht, mit Baumwolle unterlegt ist, um den Kopf im Winter warm zu halten, besonders auf der Reise. — Stirnbinde, die weiße, Diana, s. Meerkatze, Th. 87, S. 144.

Stirnblatt, ein zierliches metallenes Blatt, dasselbe zur Zierde vor die Stirn zu binden. Bei den Juden war es ein Stück des hohenpriesterlichen Schmuckes. — Das Stirnblatt bei den Sattlern und Riemern, an den Pferdegeschirren, s. Stirnriemen.

Stirnblech, bei den Kupferschmieden, die Bleche an der schmälern Seite einer Braupfanne, zum Unterschiede von den Seitenblechen. Von Stirn, der vordere Theil.

Stirnblutader, Stirnader, Stirnarterie, Vena Frontalis vel praeparata; Fr. Veine frontale, eine Arterie, welche zuweilen kleiner, als die Nasenarterie ist, und sich meistens in drei Aeste theilt, in den Augenbraunenast, in den Hautast, und in einen tiefen Ast. Der Augenbraunenast kommt durch die Fasern des Augenliedschließers; geht quer unter der Haut in den Theil des Augenliedschließers, der über der Augenhöhle liegt, und unter dem Augenbraunrunzler in die Beinhaut, und vereiniget sich zu einem Bogen mit einem Aste der Schläfearterie und den Augenbraunästen der Thränenarterie; bisweilen ist er ein Zweig des folgenden Hautastes. Der Hautast ist größer, als der tiefe Ast; geräth durch den Augenliedschließer an der in-

nern Seite der Stirnglatze zwischen dem Augenliedschließer und Augenbraunrunzler unter die Haut; steigt an der Stirn in die Höhe, bisweilen bis über die Kreuznaht; anastomosirt mit den Stirnästen der Schläfarterie, der Nasenarterie, und der Oberaugenhöhlarterie. Der tiefe Ast theilt sich in einen innern und äußern Zweig. Der innere Zweig geht unterm Augenbraunrunzler und Augenliedschließer, die er versorgt, gerade aufwärts, fast bis zur Kreuznaht, in der Beinhaut, so, daß er bisweilen Spuren auf dem Stirnbeine zurückläßt; dringt auch in die Stirnhöhle, und anastomosirt, außer mit der von der andern Seite, mit der tiefen Schläfearterie und Oberaugenhöhlarterie. Der äußere Zweig wirft sich unter dem Augenbraunrunzler und Augenliedschließer über den Rand der Augenhöhle nach außen; giebt diesen Muskeln und der Beinhaut Zweige, und mündet ebenfalls mit der tiefen Schläfearterie zusammen; giebt auch wohl ein Aestchen in die dicke Haut des Augapfels (Sömmerring, vom Bau des menschlichen Körpers, 4r Th., S. 170 u. f.).

Stirnfläche, Stirnflächen, Häupter oder Haupttheile, in der Baukunst, diejenigen Seiten der Steine, nach welchen das Gewölbe oder der Bogen nach Erfordern verlängert oder verkürzt wird. Dieses mag nun in gerader oder krummer Linie geschehen.

Stirnfurche; s. oben, unter Stirnbein.

Stirngegend, die Gegend des Kopfes, wo sich die Stirn befindet, der mittlere und vordere Theil der Hirnschale.

Stirnglatze, s. oben, unter Stirnbein, S. 343.

Stirngrübler, die Schafbremse, Oestrus ovis, Fr. l'Oestre des Moutons, s. Th. 139, S. 535.

Stirnhaar, das vor der Stirn befindliche Haar, das Haupthaar, welches in die Stirn hineingewachsen ist, das heißt, einen Theil des oberen Theils der Stirn durch seinen Wuchs bedeckt, und nur späterhin, besonders durch die Mode des Heraufstreichens mit den Fingern, mit einer Kopfbürste, oder mit dem Kamme, verloren geht,

und die Stirn entblößt, oder freier macht; bei alten Leuten, auch oft schon bei jüngeren, ganz ausgeht, und den leeren Fleck als eine Glatze stehen läßt, wozu jetzt die Haarwuchspomaden oder Balsame, Haarwuchsöle, so wie überhaupt die Haarwuchserzeugungsmittel dienen, aber wohl besser die Glatzenhaardeckel, weil es mit dem Wachsthume der Haare nach dem Bestreichen der kahlen Stellen mit den angeführten Mitteln, eine mißliche Sache ist; denn das Haar, was sich oftmals blicken läßt, ist nur ein sogenanntes verkümmertes Treibhaushaar, von sehr zarter Struktur, welches wegen seiner Schwäche, keine lange Existenz hat. Bei Leuten, besonders auf dem Lande, welche das Haar, Stirnhaar, herabgekämmt tragen, wird man selten so große entblößte Stirnen finden; denn nur durch das modische Aufstutzen des Haars, durch das immerwährende Hineinfahren mit den Fingern, als wenn man Heu mit der Gabel aufstecken wollte, wird das Haar zuletzt so dünn gemacht, daß es sich fast ganz verliert, weil es mit den Wurzeln herausgezogen wird, also nicht nachwachsen kann. — Auch die Pferde haben oben vor der Stirn ein Büschel Haare, welches man das Stirnhaar nennt.

Stirnhaarlocke, Stirnhaarlocken, bei den Frauenzimmern und Haarkünstlern, 1) diejenigen Locken, welche von dem Scheitelhaare durch das Aufwickeln, auch wohl Brennen, gemacht werden, und auf oder über die Stirn herabhangen, sind sie nicht mit den Seitenlocken zu verwechseln, welche zur Seite der Schläfe herabhangen; indem diese tiefer gehen, bis auf die Backen herabhangen rc. 2) Eine Tour, welche Stirnlocken enthält, die der Haarkünstler verfertiget hat, und wozu das Haar in der Regel gebacken, und dann gefärbt wird, damit sich die Lokken erhalten. Die Haarlocken sind nämlich an einem schwarzen oder sonst nach der Farbe des Haars gefärbten Bande befestiget, der so lang ist, daß er um den Kopf herumgeht, und durch eine Schleife befestiget werden

kann. Man trägt dann diese künstlichen Stirnlocken, die auch aus Seide bestehen, das heißt, aus ganz feiner ungezwirnter Seide, nachdem sie von den Cocons aus gewickelt und dann gefärbt worden, unter den Putzhauben, Hüten 2c.

Stirnhöhle, s. oben, unter Stirnbein, S. 343.

Stirnknochen, eine Benennung des Stirnbeins, s. diesen Artikel, oben, S. 342.

Stirnkrankheit, die Krankheiten, womit die Stirn heimgesucht wird, oder die man gleichsam durch die Stirn empfindet. Es können sowohl innere Zustände seyn, als auch äußere Verletzungen. Zu den inneren Zuständen gehören die Kopfschmerzen, die man gleichsam durch die Stirn empfindet (s. Kopfschmerz der Menschen, Th. 44, S. 130 u. f.); die Auswüchse an der Stirn, sowohl die großen fleischigen, als auch die kleinen Geschwüre, Pusteln, welche Schmerzen verursachen, wenn sie gedrückt werden, welches bei Mannspersonen durch enge, die Stirn pressende Hüte oder Mützen geschieht; s. Geschwür bei Menschen, Th. 17, S. 496 u. f. Man rechnet zu den Geschwülsten oder Fleischauswüchsen an der Stirn, wenn sich eine widernatürliche Geschwulst erhebt, die aus einem dem Fleische ähnlichen Wesen besteht. Sind diese Erhebungen nur klein, so kann man sie zu den Hautkrankheiten rechnen; nur die großen verdienen den Namen der Geschwulst, und verlangen auch eine andere Behandlung, da es wirkliche Auswüchse sind, die durch irgend eine Körperdisposition entstehen, welche man erst zu erforschen genöthiget ist, da man erst wissen muß, woher diese Geschwulst ihr Entstehen genommen hat, ob sie von irgend einer im Körper vorhandenen Schärfe, oder von der Siphilis entstanden ist, und so kann man auch nur darnach die Mittel anwenden; denn die ganze Kurart beruht nur auf der richtigen Erkennung des Uebels. Bei den kleinen Hautgeschwülsten oder Pusteln rührt das Uebel nur

von einer Schärfe im Geblüte her, die durch hitzige Getränke rc. erzeugt worden, daher muß man hier diejenigen Mittel anwenden, welche die Schärfe aus dem Körper entfernen. Als äußere Verletzungen kommen Stirnwunden vor, welche entweder im Kriege, oder im Duelle durch einen Hieb, oder durch Fallen auf einen harten Körper rc. entstehen. Nicht zu große gehauene Stirnwunden muß man vorher von dem Geblüte reinigen, Kornbranntwein oder eine gute Wundessenz hineintropfen, oder auch Pulver aus Gummi Arabikum oder Tragacanthae, Sarcocollae rc., hineinstreuen und die Lippen der Wunde mit Heftpflaster gut zusammenziehen, so wächst die Wunde bald zusammen. Wenn aber die Fleischtheile durch quetschende Instrumente mehr zerrissen, als zerschnitten worden, so folgt immer eine stärkere Entzündung, daher muß man hier diejenigen Mittel gebrauchen, welche die Entzündung stillen, und die Wunde zur Vereiterung und Heilung bringen. Eine gerade Stirnwunde läßt sich mit der vereinigenden Binde, Stirnbinde, s. Fig. 9025, mit den angeführten Mitteln bald schließen. Die Heftpflaster werden, wie Fig. 9026 zeigt, geschnitten, und auf die Wunde zur Befestigung der Ränder oder Lippen gelegt. Wenn aber die Stirnmuskeln in die Quere zerhauen sind, und solche Wunden nicht gut geheilt werden, so sinkt der Augenbraun und das obere Augenlied herab, verursacht eine Entstellung des Gesichts, und verhindert das Sehen; daher ist es nöthig gleich anfangs die besten Wundmittel anzuwenden, und die Wunde mit Heftpflaster und dem Verbande gut zusammen zu bringen, damit sie schnell ohne Vereiterung zusammenheilen möge, welches aber nur bei jungen, nicht so bei alten Leuten, gut angeht. Wenn aber die Pflaster das Augenlied nicht halten wollen, muß man die Wunde durch die Kopfnath heften. — Die Stirnkrankheit der Pferde; s. unter Kopfschmerz der Pferde, Th. 44.

Stirnkrause, Toupé, heißt das mit dem Kamme und dem Brenneisen in die Höhe gearbeitete Stirnhaar, so daß es kraus steht, ein Gekräusel bildet, wozu auch der ehemalige Hahnenkamm der Männer und Frauen gehört, der vor mehr denn zwanzig Jahren Mode war, indem nämlich das Haar so toupirt und gestrichen wurde, daß es von der Stirn aus nach dem Hinterkopfe zu einen Hahnenkamm bildete. Ueberhaupt aber jedes Auftoupiren der Haare mittelst des Kammes und Brenneisens, so daß es hoch steht, ganz seiner Lage entgegen, und gekräuselt.

Stirnkuß, s. unter Kuß, Th. 57, S. 142, 146.

Stirnlocke, die Haarlocken an der Stirn, s. Stirnhaarlocke.

Stirnmauer, nur in einigen Fällen hervorragende Mauern. So nennt man diejenigen Mauern, worauf die Tonnengewölbe an beiden Enden ruhen, Stirnmauern; man nennt sie bei andern Gewölben Widerlagen; s. diese, unter W., und Th. 18, S. 333.

Stirnmäuschen, s. den folgenden Artikel.

Stirnmuskel, Stirnmäuschen, Epicranius, welcher aus dem Hinterhauptsmuskel entsteht. Dieser eben genannte Muskel kommt mit sehnigen Fasern quer vom Hinterhauptsbeine über den Rückwärtsziehern des Ohrs u. den Kopfnicker, wird bald fleischig, und verliert sich mit einem Bogen oder flammenförmigen Umfange in eine flache dünne Sehne (Galea aponeurotica), die sich nach vorn zu über die Beinhaut des Schädels legt, bisweilen sich kreuzende Fasern zeigt, und in den flachen Stirnmuskel übergeht. Die Fasern dieses Stirnmuskels sind an der Ohrseite schwach, kurz und schief, werden dann verschiedentlich länger, stärker und gerader, bis sie allmählich gegen die Nase hin etwas kürzer werden, auch mit denen von der andern Seite zusammenstoßen. Sein oberer Umfang ist bogen-, oder auch wellenförmig. Seine Fasern werden Theils gegen die Nase hin dünner und sehnig, oder

auch wohl in ein Paar Bündel gesammelt, laufen über die Nase, und vermischen sich mit den Zusammendrükkern der Nase; theils werden sie mit dem Aufheber der Oberlippe und des Nasenflügels, dem Augenbraunrunzler und Augenliedschließer vermischt, theils setzen sie sich ans Stirnbein fest. Bisweilen soll sich der Stirnmuskel über den ganzen Scheitel hin erstreckt haben. Da beide Muskeln überall sehr fest an die Haut geheftet sind, so ziehen die Stirnmuskeln die Haut der Stirn, der Augenbraunen, und selbst der Nase nach oben und außen, runzeln die Stirn, und unterstützen den Aufheber der Oberlippe und des Nasenflügels. Die Hinterhauptmuskeln ziehen die Kopfschwarte nach hinten. Sind diese Muskeln sehr stark, so sieht man deutlich bei ihrer Bewegung das Hauthaar sich mitbiegen. Er wirkt beim Aufschauen Schrecken, verräth Nachdenken und Sorgen.

Stirnmittel- und **Unterring**, sind auf Bergwerken drei nacheinander, am Ende der Welle angetriebene eiserne Ringe, damit solche nicht leicht springen, und aufspalten kann.

Stirnnath, s. oben, unter Stirnbein, S. 346.

Stirnrad, in der Mechanik, ein Kammrad, bei welchem die Zähne an der Stirn, das heißt, an dem äußeren Umfange des Rades angebracht worden; s. unter Mühle, Th. 95, S. 304. — Beim Uhrmacher, in den Uhren, sind die Stirnräder, Räder, deren Zähne auf der Stirn oder am Rande des Umfanges eingeschnitten sind, im Gegensatze eines Kronenrades, dessen Zähne um den Rand des Umfanges horizontal sind. Zu dem ersten gehört das Schneckenrad, Bodenrad ꝛc.

Stirnreitel, s. unter Reitel, Th. 122.

Stirnriegel, in der Artillerie, die hölzernen Riegel, wodurch die Laffetenwände an der Stirn zusammengehalten werden. Man nennt einen solchen Riegel auch wohl den Hauptriegel.

Stirnriemen, Stirnband, bei den Pferden, auf

der Reitschule, der über die Stirn des Pferdes gehende Riemen, welcher vorn an das Kopfstück des Zaumes angenähet ist, um den Backenstücken einen Halt zu geben.

Stirnrunzel, Stirnrunzeln, Stirnfurchen; s. oben, unter Stirn.

Stirnschnalle, Stirnschnallen, Schnallen, welche sich an dem Stirnbande befinden. Sie sind ganz einfach, bestehen bloß aus der Schnalle oder dem Rahmen und der Zunge, die oft bloß einen Stachel enthält, der in das Band eingehakt wird. Man hat sie von Gold, Silber, Stahl ꝛc.; s. auch Stirnband.

Stirnspange, in der Deutschen Bibel eine Art der Spangen, welche bei den älteren Juden zur Zierde an der Stirn getragen wurden.

Stirnstück, s. unter Stirnbein, oben, S. 342.

Stirntuch der Trauerpferde, ein schwarzer Tuchlappen, den man Trauerpferden über die Stirn hängt.

Stirnwand, die vordere Wand oder Mauer eines Gebäudes; s. unter Wand, in W.

Stoa, Στοά eine öffentliche Halle zu Athen, worin der Philosoph Zeno aus Cittium auf Cypern die Philosophie lehrte. Er war ein Zeitgenosse des Epicur und lebte 362 bis 261 vor Christi Geburt. Früher ein Kaufmann, der mit Purpur handelte, soll er, nach Einigen, seine Güter durch Schiffbruch verloren haben, und, hierdurch abgeschreckt, einen neuen Versuch zu wagen, legte er sich zu Athen auf die Philosophie, und wurde das Haupt der Stoiker oder der philosophischen Schule, welche die stoische, nach dem Orte genannt wurde, wo Zeno seinen Katheder aufschlug und lehrte. Es war eine mit Gemälden schön ausgezierte Gallerie, Στοα ποικιλη, zu Athen, worin sich seine Zuhörer und Anhänger versammelten. Sein System selbst, s. unter Stoiker, weiter unten.

Stobben, s. Stubben.

Stöber, beim Jäger, eine Art kleiner Hunde, welche das Federwild, Rebhühner, Schnepfen ꝛc., aufsuchen und auftreiben; s. auch Stäuber.

Stöberlein, eine Benennung der in Form eines kleinen Besens zusammengebundenen Federbüsche.

Stöberig, Bei- und Nebenwort, im gemeinen Leben, stöberiges Wetter, wenn der Regen oder Schnee in Gestalt des Staubes von dem Winde herum getrieben wird, welches Wetter man auch ein Stöberwetter nennt.

Stöbern, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in den gemeinen Sprecharten in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Neutrum oder Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben. 1) In Gestalt des Staubes herumfliegen, als das Intensivum oder Iterativum des Niedersächsischen stöven oder stöben, stieben. Die Federn stöbern in der Luft herum. Noch hat erfrischender Schnee nicht über Berge gestöbert (Zachar). Es stöbert, es ist Stöberwetter, wenn der Schnee von dem Winde in Gestalt des Staubes herumgetrieben wird. Daher das Schneegestöber. — 2) Begierig suchen, in den gemeinen Sprecharten, s. Stäubern. — II. Als ein thätiges Zeitwort, ein Aktivum, stieben machen, besonders im Niederdeutschen, wofür in der anständigen Sprechart stäubern, intensive, in einigen Gegenden auch stäupern üblich sind. S. diese Worte: Den will ich bald aus dem Bette stöbern, stieben machen.

Stöbholz, in den Schmelzöfen, ein rundes Holz, welches oben mit Leim beschmiert oder bestrichen worden, mit welchem der Stich zugestopft wird.

Stöchas, Stöchaskraut, Stöchasblume, Lavendula Stoechas, eine Art des Lavendels; s. unter Lavendel, Th. 66, S. 561 u. f.

Stöchasblume, s. den vorhergehenden Artikel.

Stöchaskraut, s. daselbst.

Stochastice, Ars conjectandi, die **Muthmaßungskunst**, eine Wissenschaft, die Wahrscheinlichkeit einer Sache, z. B. wer in einem Spiele mehr Hoffnung zu gewinnen hat ꝛc., aus arithmetischen und mathematischen Gründen zu beweisen oder bestimmen; s. auch unter Muthmaßung, Th. 99, S. 237. — Hier nun Einiges in Beziehung auf die arithmetische Erweisung, so weit sie möglich ist. — Im gewöhnlichen Leben nennt man oft nur dasjenige wahrscheinlich, was mehr Gründe für, als wider sich hat. Was eben so viele Gründe für, als wider sich hat, heißt dann ungewiß, und das, was mehr für, als wider sich hat, unwahrscheinlich. Auf diese Weise gebraucht man aber nicht in der Rechenkunst die Worte wahrscheinlich und Wahrscheinlichkeit, sondern man nennt da Alles das wahrscheinlich, was geschehen und nicht geschehen kann, was also auf der einen Seite weniger, als gewiß, auf der andern aber doch mehr, als bloß möglich ist. Wenn z. B. Jemand mit zwei Würfeln spielt, so muß er eine von folgenden Anzahlen der Augen werfen 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12. Eine jede dieser Menge von Augen ist also in der angeführten Bedeutung wahrscheinlich. Wenn in einer Urne eine weiße und neun und neunzig schwarze Kugeln liegen, so kann, wenn man eine blind herausnehmen soll, eine schwarze, oder die weiße Kugel gegriffen werden. Wie wahrscheinlich ist es, frägt hier die Rechenkunst, daß man bei einem Zuge die weiße Kugel ziehen werde? Im gemeinen Leben nennt man das Treffen der weißen Kugel in diesem Falle unwahrscheinlich. So oft also eine Begebenheit mit mehreren andern so verbunden ist, daß eine von allen geschehen muß, so oft ist die Frage möglich: Wie wahrscheinlich ist diese Begebenheit? Angenommen, daß jede von den mit einander auf die gedachte Weise verbundenen Begebenheiten gleich leicht geschehen kann, so wird die Wahrscheinlichkeit einer Begebenheit um so größer, je gerin-

ger die Menge der mit ihr verbundenen ist, und desto kleiner, je größer diese Menge ist. Man hat z. B. im Würfelspiele bei zwei Würfeln 36, bei drei 216, und bei vieren 1296 mögliche Fälle, und von diesen Fällen keinen Ursach schwerer als den andern zu betrachten. Da man nun mit zwei Würfeln 2 nur auf eine Art, und eben so auch 3 mit drei Würfeln, und 4 mit vier Würfeln werfen kann, so ist der Fall, daß man mit zwei Würfeln 2 treffen werde, mit 35, der, daß man mit drei Würfeln 3 treffen werde, mit 215, und der, daß man mit vier Würfeln 4 treffen werde, mit 1295 andern Fällen verbunden. Man nennt es daher wahrscheinlicher, auf einen Wurf zwei mit zwei Würfeln, als drei mit drei Würfeln, und dies ist wieder wahrscheinlicher, als vier mit vier Würfeln zu werfen. Wenn eine Menge von Begebenheiten, davon die eine eben so leicht sich ereignen kann, als eine jede der übrigen, so mit einander verbunden sind, daß unter gewissen Umständen immer eine geschehen muß, so kann man annehmen, daß, wenn diese Umstände so oft Statt finden, als Begebenheiten in der gedachten Menge sind, auch eine jede sich einmal ereignen werde. Wenn man z. B. mit zwei Würfeln sechs und dreißig Male hinter einander wirft, so kann man hoffen, daß jeder dabei mögliche Fall einmal vorkommen, und also jede der folgenden Anzahlen der Augen so oft geworfen werden, als die darunter stehenden Zahlen anzeigen.

2,	3,	4,	5,	6,	7,	8,	9,	10,	11,	12.
1,	2,	3,	4,	5,	6,	5,	4,	3,	2,	1.

Dieses ist freilich nicht nothwendig und kann sich auch in wirklichen Fällen nicht immer so verhalten, indem da Dinge auf das Geschehene der Begebenheiten mitwirken, auf welche man nicht sieht. Spielt man z. B. mit Würfeln, so wirft man nicht immer die Würfel mit

gleicher Stärke; auch haben die Würfel vor dem Wurfe nicht immer dieselbe Lage ꝛc. Wenn man aber die Umstände, unter welchen eine von mehreren in Ansehung der Begebenheiten geschehen muß, oft wiederholt, so findet sich zwischen den erhaltenen Erfahrungen und jener Behauptung eine um so größere Uebereinstimmung, je öfter diese Wiederholung angestellt wird. Je öfter man z. B. mit zwei Würfeln sechs und dreißig Male hinter einander wirft, um so näher wird das Verhältniß der Zahlen, welche anzeigen, wie oft man 2 und 3 geworfen, deren Verhältniß 1 zu 2 kommen. Kennt man nun alle mögliche Fälle, und darf man annehmen, daß sich jeder gleich leicht ereignen kann, so hat man durch die Anzahl aller möglichen Fälle einen bestimmten Begriff von der Wahrscheinlichkeit eines einzelnen Falles, da man weiß, daß es bei zwei Würfeln 36 Fälle giebt, und zwei damit nur auf eine Art geworfen werden können; man folgert daher, daß man mit zwei Würfeln zwei zu werfen übernehmen könne, wenn 36 Würfe erlaubt werden, und daß man unter diesen 36 Würfen nur einmal den erhalten werde, wo jeder Würfel 1 Aß hat, welcher Begriff allerdings Bestimmtheit hat. Um nun einen solchen Begriff auszudrücken, muß man die Anzahl aller möglichen Fälle bezeichnen, und man theilt solche, indem man einen Bruch macht, dessen Zähler 1, und der Nenner die Anzahl aller möglichen Fälle ist. Die Wahrscheinlichkeit nun mit zwei Würfeln auf einen Wurf zwei zu werfen, ist $\frac{1}{36}$, und heißt: man kann hoffen zwei zu werfen, wenn man sechs und dreißigmal hintereinander werfen darf. So kann sich auch eine Begebenheit auf mehr als eine Weise zutragen. Man kann 7 Augen mit zwei Würfeln auf sechs verschiedene Arten werfen. Wenn man also sechs und dreißigmal hineinander würfe, so könnte man hoffen 6mal 7 zu werfen. Man bedient sich auch hier eines Bruchs und sagt: Die

Wahrscheinlichkeit auf einen Wurf mit zwei Würfeln 7 Augen zu werfen, sey $\frac{6}{36}$. Da, wenn unter 36 Würfen ein Wurf sechsmal vorkommt, solches eben so viel ist, als wenn derselbe unter sechs nur einmal vorkäme, so kann man auch sagen, daß die Wahrscheinlichkeit des gedachten Falls $\frac{1}{6}$ sey. Aus der Wahrscheinlichkeit einer Begebenheit läßt sich die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit derselben jedesmal leicht finden, und man bezeichnet sie durch einen Bruch, den man erhält, wenn man den Bruch, welcher die Wahrscheinlichkeit anzeigt, von 1 abzieht. Die Wahrscheinlichkeit auf einen Wurf mit zwei Würfeln 2 zu werfen, ist $\frac{1}{36}$, und die Wahrscheinlichkeit nicht 2 zu werfen oder die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit ist $1 - \frac{1}{36}$ oder $\frac{35}{36}$. Zu einem vollständigen und deutlichen Begriffe von der Wahrscheinlichkeit einer Begebenheit gehört zweierlei: 1) die Kenntniß der Menge aller möglichen Fälle, und 2) daß man wisse, auf wie vielerlei Art die Begebenheit, deren Wahrscheinlichkeit man bestimmen will, sich ereignen kann; und es entsteht dann die Frage: woher man sowohl das eine, als das andere erhalte? Es giebt hier einen zweifachen oder doppelten Weg; man kann nämlich dazu durch Vernunftschlüsse oder durch Erfahrungen gelangen. — Wenn man die Anzahl aller möglichen Fälle durch Vernunftschlüsse bestimmen kann, so leistet darin die Lehre von den Versetzungen und Combinationen einen großen Nutzen. Einige Beispiele mögen dieses erläutern, und zugleich die Art des hier nöthigen Verfahrens vor Augen legen. Gesetzt, Jemand setzte in eine Lotterie, hier die Zahlenlotterie angenommen, und er wollte die Wahrscheinlichkeit wissen, die er für den Gewinn eines Auszuges, einer Ambe, einer Terne, einer Quaterne und einer Quine oder Quinterne hätte,

so ist	die Anzahl aller möglichen Fälle.
für die Auszüge	90.

für die Amben $\frac{90 \times 89}{2}$ 4005.

für die Ternen $\frac{4005 \times 88}{3}$ 117480.

für die Quaternen $\frac{117480 \times 87}{4}$ 2555190.

für die Quinen $\frac{2555190 \times 86}{5}$ 43949268.

Da aber jedesmal fünf Nummern gezogen werden, und darin enthalten sind:

5 Auszüge
10 Amben
10 Ternen
5 Quaternen
1 Quine

so ist die Wahrscheinlichkeit

eines Auszuges $\frac{5}{90}$ oder $\frac{1}{18}$

einer Ambe $\frac{10}{4005}$ oder $\frac{1}{400}$

einer Terne $\frac{10}{117480}$ oder $\frac{1}{11748}$

einer Quaterne $\frac{5}{2555190}$ oder $\frac{1}{511038}$

einer Quine $\frac{1}{43949268}$ oder $\frac{1}{43949268}$.

Ein anderes Beispiel mögen die Würfel geben; wenn man hier die Frage aufstellte: wie groß die Wahrscheinlichkeit einer jeden Anzahl Augen bei sechs Würfeln für einen einzelnen Wurf sey? so ist die Antwort:

Für Augen:	6,	7,	8,	9,	10,	11,	12,	13,	14,	15,	16,
Ist die Wahrscheinlichkeit:	1	6	21	56	126	252	456	756	1161	1666	$\frac{2247}{46656}$

Für Augen:	17,	18,	19,	20,	21,	22,	23,	24,	25,	26,
Ist die Wahrscheinlichkeit:	2856	3431	3906	4	21	4332	4221	3906	3431	2856 $\frac{2247}{46656}$

Für Augen:	27,	28,	29,	30,	31,	32,	33,	34,	35,	36,
Ist die Wahrscheinlichkeit:	1666	1161	756	456	252	126	56	21	0	$\frac{1}{46656}$

Es versteht sich hier, daß die Wahrscheinlichkeitszahlen lauter Bruchzahlen sind, wofür der Nenner jedesmal

an das Ende der Zahlenreihe gesetzt worden ist, also muß es heißen $\frac{1}{46656}$, $\frac{6}{46656}$, $\frac{21}{46656}$ u. s. w.

Um dieses nun aber hier deutlicher zu machen, so muß angeführt werden, daß wenn mehrere Mengen von einander verschiedener Dinge mit einander combinirt werden sollen, und um die Anzahl aller möglichen Combinationen zu finden, nichts weiter nöthig ist, als die Zahlen der gegebenen Mengen mit einander zu multipliciren, indem das Produkt daraus jedesmal die gedachte Anzahl der Combinationen anzeigt. Wären z. B. 5 Mengen gegeben, deren die eine 6, die andere 3, die dritte 5, die vierte 7, und die fünfte 4 Dinge enthielte, so wäre die Anzahl aller Combinationen: $6 \times 3 \times 5 \times 7 \times 4$, oder 2520. Sind nun die Zahlen der gegebenen Mengen einander gleich, oder enthalten die gegebenen Mengen gleich viele Dinge, so ist die Zahl aller Combinationen zweier Mengen mit einander gleich dem Quadrate der Zahl der Dinge einer jeden Menge, die Zahl aller Combinationen dreier Mengen gleich dem Cubus der gedachten Zahl, die Zahl aller Combinationen vier Mengen gleich der vierten Dignität derselben Zahl ꝛc. Enthält also eine jede der gegebenen Mengen acht Dinge, so ist

bei Mengen		Die Anzahl aller Combinationen.
2 — —	8^2	64
3 — —	8^3	512
4 — —	8^4	4096
5 — —	8^5	32768
6 — —	8^6	262144 u. s. w.

Hiernach ist es nun leicht die Anzahl aller Würfe, die bei einer gegebenen Menge von Würfeln möglich sind, zu finden; denn da ein jeder Würfel sechs von einander verschiedene Seiten hat, und der Verschiedenheit der Würfe mit mehreren Würfeln auf der Verschiedenheit der Verbindungen ihrer Seiten unter einander beruht, so ist es offenbar, daß

bei Würfeln	die Anzahl aller möglichen Würfe seyn werde.
2 — — 6^2	36
3 — — 6^3	216
4 — — 6^4	1296
5 — — 6^5	7776
6 — — 6^6	46656 u. s. w.

Nach diesem Combinationssatze hat man nun die Auflösung der oben angeführten Wahrscheinlichkeiten, das heißt, wenn diese Berechnung mit den Würfeln gemeint ist. — Wollte man nun ferner wissen, wie groß die Wahrscheinlichkeit sey, auf einen Wurf mit sechs Würfeln eine Sexie, eine Quine, eine Quaterne, eine Terne, einen Pasch und keinen Pasch zu werfen, so kommt es vor allen Dingen darauf an, zu bestimmen, wie oft mit sechs Würfeln Sexien, Quinen, Quaternen ꝛc. geworfen werden können, da die Anzahl aller Würfe aus dem Obigen bekannt, und 46656 ist. Da eine Sexie zu werfen, alle sechs Würfel gleichviel Augen oben haben müssen, so ist die Anzahl aller Sexien = 6. Zu einer Quine dürfen nur auf fünf Würfeln die Augen gleich seyn, und es ist daher die Anzahl aller Quinen 6 × 36 oder 216. Sind nämlich fünf Mengen der Augen auf den Würfeln gleich, so kann der sechste Würfel sechs verschiedene Anzahlen der Augen haben, und es kann der 1ste, der 2te, der 3te, der 4te, der 5te und der 6te Würfel der sich unterscheidende seyn. Eine Quine, z. B. die, wenn fünf Sechsen geworfen sind, kann daher auf sechsunddreißig verschiedene Arten geworfen werden, und 6 Quinen geben daher 6 × 36 oder 216 Fälle. Die Anzahl aller Quaternen ist 15 × 216 oder 3240, wovon man sich auf eine ähnliche Art überzeugen kann, und eben so findet man die Anzahl der Ternen 25920, und die Anzahl aller Päsche 116640. Wen kein Pasch geworfen werden soll, so müssen die geworfenen Augen seyn, 6, 5, 4, 3, 2, 1, und diese werden so oft geworfen

werden können, als 6 von einander verschiedene Dinge versetzt werden können, das heißt, 720mal; also ist die Anzahl der Würfe, da kein Pasch fällt, 720. Jetzt ist es leicht, die Wahrscheinlichkeit eines jeden Wurfes anzugeben. Es ist nämlich die Wahrscheinlichkeit

einer Sexie — $\frac{6}{46656}$
einer Quine — $\frac{216}{46656}$
einer Quaterne — $\frac{3240}{46656}$
einer Terne — $\frac{25920}{46656}$
eines Pasches — $\frac{116640}{46656}$
daß kein Pasch fällt — $\frac{720}{46656}$

Will man für die gefundenen Wahrscheinlichkeiten ander Zahlen haben, so ist

$$\frac{6}{46656} = \frac{1}{7776}$$
$$\frac{216}{46656} = \frac{1}{216}$$
$$\frac{3240}{46656} = \frac{1}{14\frac{1296}{3240}} = \frac{5}{72}$$
$$\frac{25920}{46656} = \frac{5}{9}$$
$$\frac{116640}{46656} = \frac{5}{2}$$
$$\frac{720}{46656} = \frac{1}{65},$$ eine Kleinigkeit nicht gerechnet.

Es giebt also im Durchschnitte unter:

—	7776	Würfen	1 Sexie
—	216	—	1 Quine
—	72	—	5 Quaternen
—	9	—	5 Ternen
—	2	—	5 Päsche
—	65	—	1 Fall, da kein Pasch ist.

Wollte man nun z. B. wissen, wie wahrscheinlich es sey, beim Lombrespiel sogleich beim Kartengeben die Spadille und Baste zu bekommen, so würde sich die Aufgabe aus Folgendem ergeben. Man hat beim Lombre 40 Karten, welche zu 9 vertheilt werden. Es sind also überhaupt so viele verschiedene Spiele möglich, als 40 verschiedene Dinge zu 9 combinirt werden können. Da nun also:

keit, auf den zweiten Wurf 9 zu werfen, $\frac{56}{40050}$ ist, so

$$\frac{40 \times 39 \times 38 \times 37 \times 36 \times 35 \times 34 \times 33 \times 32}{1 \times 2 \times 3 \times 4 \times 5 \times 6 \times 7 \times 8 \times 9}$$

$= 37 \times 32 \times 19 \times 17 \times 13 \times 11 \times 5 = 273438880$, so sind überhaupt 273438880 verschiedene Spiele möglich. Hiergegen halte man nun die Anzahl der Fälle, wo man Spadille und Baste sogleich bekommen kann. Diese findet man aus

$$\frac{38 \times 37 \times 36 \times 35 \times 34 \times 33 \times 32}{1 \times 2 \times 3 \times 4 \times 5 \times 6 \times 7} = 38 \times 37 \times 34$$

$\times 33 \times 8 = 12620256$, weil man die Spadille und Baste so vielmal gleich vom Anfange an bekommen kann, als 38 Karten zu 7 auf verschiedene Weise vertheilt werden können. Es ist also die Wahrscheinlichkeit $\frac{12620256}{273438880}$, oder zwischen $\frac{1}{21}$ und $\frac{1}{22}$. Die Wahrscheinlichkeit bei Klassenlotterien zu bestimmen, hat keine Schwierigkeit, da man dabei die Anzahl aller Loose sowohl, als die Anzahl der verschiedenen Gewinnste nicht erst suchen darf. Sind z. B. in einer Lotterie 10,000 Loose, und Gewinnste, 1 von 10,000 Rthlrn., 1 von 5000 Rthlrn., 2 von 3000 Rthlrn., 4 von 1000 Rthlrn., 8 von 500 Rthlrn., 10 von 200 Rthlrn., 15 von 100 Rthlrn., 20 von 80, 40 von 50, 100 von 20, und 300 von 10 Rthlrn., so ist die Wahrscheinlichkeit mit einem Loose zu erhalten.

den 1sten oder höchsten Gewinn $\frac{1}{10000}$
— 2ten — — — $\frac{1}{10000}$
— 3ten — — — $\frac{1}{5000}$
— 4ten — — — $\frac{1}{2500}$
— 5ten — — — $\frac{1}{1250}$
— 6ten — — — $\frac{1}{1000}$ u. s. w.

und die Wahrscheinlichkeit irgend einen Gewinnst zu erhalten, da 401 Gewinnste da sind $\frac{401}{10000}$. — Bisher sind lauter Fälle betrachtet worden, bei denen die oben gegebenen Regeln zur Bestimmung der Wahrscheinlichkeit nur einmal angewendet werden durfte.

und wenn er jetzt 12 oder 2 wirft, eine gewisse Summe erhalten. Wie groß ist nun hier die Wahrscheinlichkeit, Außer diesen einfachen Fällen giebt es auch zusammengesetzte, von denen einige gleichfalls hier zu berühren sind. Der Erste findet z. B. Statt, wenn von zwei oder mehreren Begebenheiten gefragt wird, wie wahrscheinlich es sey, daß die eine, oder die andere, oder eine von allen sich zutrage. Hier fällt es bald in die Augen, daß man hier nur nöthig habe, die Summe der Wahrscheinlichkeiten aller einzelnen Begebenheiten zu suchen, so daß dieser Fall nur einiger Beispiele zu seiner Erklärung bedarf. Wenn man also wissen wollte, wie wahrscheinlich es sey, mit sechs Würfeln auf einen Wurf entweder 8 oder 9 Augen zu werfen, so wäre die Wahrscheinlichkeit 8 zu werfen $\frac{21}{46656}$, und 9 zu werfen $\frac{56}{46656}$, also entweder 8 oder 9 zu werfen $\frac{77}{46656}$. Eben so findet man die Wahrscheinlichkeit mit sechs Würfeln auf einen Wurf entweder 12, oder 15, oder 20 Augen zu werfen, wenn man $\frac{456}{46656}$, $\frac{1666}{46656}$ und $\frac{4221}{46656}$ addirt, so daß also die Wahrscheinlichkeit dieses Falls ist $\frac{6343}{46656}$. Einige Schwierigkeiten mehr hat der Fall, wenn man wissen will, wie wahrscheinlich es sey, daß von zwei Begebenheiten entweder die eine, oder die andere geschehe, so daß dadurch zwei von einander verschiedene Fälle entstehen. Derselbe fände z. B. Statt, wenn Jemand mit sechs Würfeln entweder 8 oder 9 Augen, in zwei Würfen, aber unter der Bedingung werfen sollte, daß wenn er gleich auf den ersten Wurf 8 würfe, der zweite Wurf ganz wegfallen sollte. Hier ist also selbst dieses nicht gewiß, sondern nur wahrscheinlich, daß die Umstände, unter welchen die zweite Begebenheit entstehen kann, sich ereignen werden, und diese Wahrscheinlichkeit ist gleich der entgegengesetzten Wahrscheinlichkeit auf den ersten Wurf 8 Augen zu werfen $\frac{21}{46656}$, und die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit also $\frac{46635}{46656}$, und dieses ist also die Wahrscheinlichkeit, daß der zweite Wurf erlaubt seyn werde. Da nun die Wahrscheinlich-

ist die Wahrscheinlichkeit auf den zweiten Wurf 9 Augen zu werfen $\frac{56}{46656} \times \frac{46635}{46656}$, und die Summe aus $\frac{56}{46656} \times \frac{46635}{46656}$ und $\frac{21}{46656}$ die ganze gesuchte Wahrscheinlichkeit. Auf eine ähnliche Art kann man auch verfahren, wenn die Wahrscheinlichkeit gesucht werden soll, für einen Fall, wo drei oder mehrere Begebenheiten auf eine ähnliche Art verbunden sind. Man wollte z. B. die Wahrscheinlichkeit suchen, wenn mit zwei Würfeln entweder auf den ersten Wurf 4, oder auf den zweiten 5, oder auf den dritten 6 zu werfen wären, und der zweite und dritte Wurf gar nicht erlaubt wäre, wenn der erste glückte, und der der dritte nicht, wenn der zweite glückte; so wäre die Wahrscheinlichkeit des ersten Wurfes $\frac{1}{12}$, und die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit $\frac{11}{12}$. Ferner wäre die Wahrscheinlichkeit des zweiten Wurfs überhaupt $\frac{1}{9}$, und seine Wahrscheinlichkeit hier $\frac{1}{9} \times \frac{11}{12} = \frac{11}{108}$, also die Wahrscheinlichkeit, daß entweder der erste oder zweite Fall glücken werde, $\frac{1}{12} \times \frac{11}{108} = \frac{20}{108}$, und die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit $= \frac{88}{108}$. Endlich wäre die Wahrscheinlichkeit des 3ten Wurfs überhaupt $\frac{5}{36}$, und seine Wahrscheinlichkeit hier also $\frac{5}{36} \times \frac{88}{108} = \frac{440}{3888}$. Also ist die gesuchte Wahrscheinlichkeit $\frac{1}{12} + \frac{11}{108} + \frac{440}{3888}$, oder $\frac{324}{3888} + \frac{396}{3888} + \frac{449}{3888}$ oder $\frac{1160}{3888}$. Noch leichter kann man das verlangte Resultat finden, wenn man die Differenzen zwischen den Zahlen der Wahrscheinlichkeit der gegebenen Begebenheiten und 1 mit einander multiplicirt, und das Produkt von 1 abzieht. So ist z. B. in dem oben angeführten Falle.

$$1 - \frac{1}{12} = \frac{11}{12}$$
$$1 - \frac{1}{9} = \frac{8}{9}$$
$$1 - \frac{5}{36} = \frac{31}{36} \text{ und}$$
$$1 - \frac{11}{12} \times \frac{8}{9} \times \frac{31}{36} = \frac{1160}{3888}$$

Es soll z. B. Jemand mit zwei Würfeln werfen, und wenn er auf den ersten Wurf 8 trifft, so soll ihm ein zweiter Wurf erlaubt seyn; wenn er in dem zweiten 5 wirft, so soll ihm noch ein dritter Wurf freistehen,

daß er gewinnen werde; die Wahrscheinlichkeit auf den ersten Wurf 8 zu treffen ist $\frac{5}{36}$, die auf den zweiten Wurf 5 zu werfen $\frac{1}{9}$, und die auf den dritten Wurf 12 oder 2 zu erhalten $\frac{1}{36}$. Die Wahrscheinlichkeit also unter den angeführten Bedingungen zu gewinnen ist: $\frac{5}{36} \times \frac{1}{9} \times \frac{1}{36} = \frac{5}{11664}$, oder bis auf eine Kleinigkeit $\frac{1}{2333}$. Hier vermindern mehrere Wahrscheinlichkeiten das endliche Resultat, so wie sie in den oben gedachten Fällen solches vermehrten.

Wenn aber die Wahrscheinlichkeit einer Begebenheit nicht durch Vernunftschlüsse herausgebracht werden kann, sondern man zu Erfahrungen und Beobachtungen seine Zuflucht nehmen muß, so ist die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit nicht nur mehreren Schwierigkeiten unterworfen, sondern es läßt sich auch dabei viel seltener ein gleicher Grad der Genauigkeit erreichen. Man beobachte einmal in diesem Falle, wie oft sich die Begebenheit, deren Wahrscheinlichkeit man bestimmen will, hätte zutragen können, und zweitens, wie oft sie sich wirklich zugetragen hat, und nehme jene Zahl, statt der Zahl aller möglichen Fälle, und diese statt der Zahl der günstigen. Wollte man z. B. die Wahrscheinlichkeit bestimmen, mit welcher man hoffen könnte, daß ein Schiff, welches von einem bestimmten Orte aus nach einem bestimmten Lande segelte, sein Ziel glücklich erreichen werde, so müßte man mehrere gleich gut gebauete Schiffe von eben der Art, welche dieselbe Fahrt und in derselben Jahreszeit machten, beobachten, und sich die Zahl derjenigen merken, die glücklich angekommen wären. Gesetzt, daß von hundert Schiffen vier verunglückt wären, so wäre hiernach die Wahrscheinlichkeit, daß das gedachte glücklich ankommen werde $\frac{96}{100}$ oder $\frac{24}{25}$, so wie die Wahrscheinlichkeit, daß es verunglücken würde $\frac{4}{100}$ oder $\frac{1}{25}$. Daß man bei dergleichen Fällen viel seltner den erwünschten Grad der Genauigkeit erreicht, ist deswegen natürlich, weil man hier weit leichter, als da, wo man Vernunftschlüsse gebrauchen

kann, Begebenheiten für gleich leicht annimmt, die nichts weniger, als gleich leicht geschehen können. Es ist daher leicht einzusehen, daß man bei der Bestimmung der Wahrscheinlichkeit einer Begebenheit, so lange es möglich ist, sowohl die Anzahl aller möglichen, als der günstigen Fälle durch Vernunftschlüsse zu bestimmen suchen müsse. Wie wahrscheinlich es sey mit drei Würfeln auf einen Wurf 12 zu werfen, könnte man z. B. durch Erfahrungen auf die Art bestimmen, daß man mit drei Würfeln spielte und bemerkte, wie oft man jedesmal werfen müßte, um 12 zu erhalten; ein Versuch dieser Art gab 1mal 12 in 12 Würfen, also $\frac{1}{12}$, 2mal 12 in 23 Würfen $\frac{2}{23}$, 3mal 12 in 29 Würfen $\frac{3}{29}$, und so $\frac{4}{37}$, $\frac{5}{45}$, $\frac{6}{47}$, $\frac{7}{51}$, $\frac{8}{53}$, $\frac{9}{59}$, $\frac{10}{67}$, $\frac{11}{79}$, $\frac{12}{81}$, $\frac{13}{83}$, $\frac{14}{102}$, $\frac{15}{105}$, $\frac{16}{108}$, $\frac{17}{113}$, $\frac{18}{117}$, $\frac{19}{141}$, $\frac{20}{170}$, $\frac{21}{175}$, $\frac{22}{180}$, $\frac{23}{187}$, $\frac{24}{188}$, welche von der, durch Vernunftschlüsse herausgebrachten Wahrscheinlichkeit $\frac{27}{216} = \frac{1}{8}$ mehr oder weniger abweichen, obgleich die letzten am wenigsten, werden $\frac{19}{141}$ fast $\frac{2}{15}$, $\frac{20}{170}$, $= \frac{2}{17}$, $\frac{21}{175} = \frac{3}{25}$ und $\frac{22}{180}$ beinahe $\frac{1}{8}$ ist, indem $\frac{1}{8} = \frac{22}{176}$. — Wenn man aber zu Erfahrungen und Beobachtungen seine Zuflucht nehmen muß, so muß man dabei vorzüglich drei Regeln beobachten. Die erste ist, daß man eine so große Menge von Fällen, in denen sich die Begebenheit, deren Wahrscheinlichkeit bestimmt werden soll, zutragen kann, als nur möglich beobachte, indem man eine um so größere Genauigkeit hoffen darf, je größer die Menge der beobachteten Fälle ist. Der Grund hiervon liegt darin, weil auf das Geschehene und nicht Geschehene der Begebenheiten Dinge mitwirken, auf welche man bei der Beobachtung nicht sieht, oder nicht sehen kann, indem sie sich der Beobachtung entziehen, und bei einer geringen Menge von Fällen der Einfluß dieser unbekannten und besondern Ursachen größer ist, als bei einer großen Menge. Die andere Regel ist die, daß man bei seinen Beobachtungen sich so viel als möglich hüte, verschiedene Fälle als gleich zu be-

trachten, und die dritte Regel, daß man nicht glaube, jemals genug Beobachtungen angestellt zu haben, und daß man also den einmal angenommenen Bestimmungen keine Unveränderlichkeit beilege. Man muß die Menge der gesammelten Erfahrungen zu vergrößern suchen, so oft sich nur Gelegenheit dazu darbietet, und wenn sich aus den neuen Erfahrungen andere Bestimmungen der Wahrscheinlichkeit ergeben, von deren größeren Richtigkeit man überzeugt seyn kann, diese Bestimmungen statt der vorher angenommenen erwählen. Kann man den Weg der Vernunftschlüsse mit dem Wege der Erfahrung verbinden, so muß man es thun. Um die Beschaffenheit verschiedener Spiele zu beurtheilen, muß man das oben Gesagte genau berücksichtigen, und besonders den Grundsatz sich vergegenwärtigen, daß wenn ein Spiel rechtmäßig seyn soll, die Hoffnung zu gewinnen und die Furcht zu verlieren zwischen den Spielenden gleich seyn müsse; wenn auf der einen Seite in einigen Fällen des Spielers Furcht zu verlieren größer ist, so ist auf der andern in andern Fällen auch wieder seine Hoffnung zu gewinnen größer, und solches verhältnißmäßig. So z. B. ist den Seefahrern eine Jahreszeit günstiger, als die andere, und die Assecuradeurs müssen zu solchen Zeiten, wo für segelnde Schiffe geringere Gefahr zu besorgen ist, größere Hoffnung zum Gewinne haben, da sie zu andern Zeiten größere Furcht eines Verlustes übernehmen müssen. Nimmt man nun z. B. die nur noch an einigen Orten bestehende Zahlenlotterie, aus 90 Nummern bestehend, an, von denen von Zeit zu Zeit fünf Nummern unter solchen Umständen gezogen werden, daß man für die Ziehung einer Nummer nicht mehr und nicht weniger Wahrscheinlichkeit hat, als für die Ziehung einer jeden andern. Die Gewinnste dabei sind, ein einfacher Auszug, ein bestimmter Auszug, eine Ambe, eine Terne, eine Quaterne. Quinen sind gewöhnlich ausgeschlossen, das heißt, wer-

den nicht besetzt oder können vielmehr nicht besetzt werden, weil hierbei die Lotterie zu viel risquirt, auch waren bisweilen die Quaternen ausgeschlossen. Die Wahrscheinlichkeit ist, um hier einen einfachen Auszug zu erhalten $\frac{1}{18}$, einen bestimmten Auszug $\frac{1}{90}$, eine Ambe $\frac{1}{400\frac{1}{2}}$, eine Terne $\frac{1}{11748}$, eine Quaterne $\frac{1}{511038}$, und eine Quine $\frac{1}{43949268}$, es müßte also, wenn der vorher angeführte Satz hier Statt finden sollte, ein einfacher Auszug 18, ein bestimmter Auszug 90, eine Ambe $400\frac{1}{2}$, eine Terne 11748, eine Quaterne 511038, und wenn sie erlaubt wäre, eine Quine 43949268 mal so viel bringen, als eingesetzt worden wäre. Hält man nun dagegen die wirklichen Gewinnste der Zahlenlotterie, indem z. B. ein einfacher Auszug den Einsatz 15, ein bestimmter 75, eine Ambe 270, eine Terne 5300, und eine Quaterne 60,000 gewinnt, und die Quine gar nicht besetzt werden darf, so ist die Ungleichheit zwischen der Hoffnung und Furcht des Inhabers des Lottos und des Spielers so auffallend, daß man hier wohl behaupten kann, der Vortheil sey auf der Seite des Lottoinhabers. Leuchteten nicht den Spielern so mancherlei Vortheile, die zwar Jeder erblickt, aber nur die Wenigsten haben, vor, und die ihre Wahrscheinlichkeit zum Gewinn vergrößern, so würden sie längst der Glücksgöttin den Rücken gekehrt haben; indessen bleibt der Verlust auf Seiten der Spielenden immer gewisser, als der Gewinn, wie aus dem schon oben Angeführten ersichtlich ist. Da bei jeder Ziehung der Zahlenlotterie eine Nummer so gut herauskommen kann, als die andere, so ist, wenn eine Nummer in mehreren Ziehungen nach einander nicht herausgekommen ist, die Wahrscheinlichkeit, daß sie in der folgenden herauskommen werde, größer, als $\frac{1}{18}$, und dieses um so viel mehr, in je mehreren Ziehungen sie nicht herausgekommen ist. Da nun der Gewinnst einer jeden Spielart ein für allemal festgesetzt ist, so kann durch diesen Umstand das Streichen gewisser

Nummern einigermaßen gerechtfertiget werden, es ist aber auch solches deswegen und zwar in einem höheren Grade nothwendig, weil man sonst, wenn man stets eine Nummer und bei jeder folgenden Ziehung immer stärker besetzt, am Ende gewinnen müßte, da die Nummer unter fünfen, die gezogen werden, doch einmal kommen muß, je länger sie daher ausbleibt, und im Einsatze verdoppelt werden muß, um so größer ist der Gewinn. S. auch den Art. Lotterie, Th. 81, S. 112 u. f. — Was die Würfelspiele betrifft, um hier auch beim Spielen mit sechs Würfeln eine gewisse Gleichheit zwischen dem Banquier und den Spielern zu bestimmen, oder vielmehr, welche Regeln bei diesem Spiele zwischen dem Spielinhaber und den Spielenden beobachtet werden müssen, um die erforderliche Gleichheit zwischen ihnen zu zeigen, so wird das Nöthige darüber unter Würfel, in W., vorkommen.

Stochelstange, Stochelzange, im Hüttenbaue, eine lange Stange, mit einem breiten Eisen, das vom Feuer abgehobene Erz damit abzustochern oder abzustoßen.

Stochelzange, s. den vorhergehenden Artikel.

Stocher, ein Werkzeug zum Stochern, das heißt, um kleine Lücken 2c. hervorzubringen; so z. B. wenn Ueberreste der Speisen in den Zähnen sitzen geblieben, und man solche mittelst eines Zahnstochers herausbringt, daher hauptsächlich in Zusammensetzungen, wie Zahnstocher; s. diesen Artikel.

Stochern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches ein Intensivum von stechen ist, mehrere Male in etwas stechen, eine im Hochdeutschen unbekannte Bedeutung, welche aber im Oberdeutschen gangbar ist. Die Ochsen stochern, sie mit einem Stachel forttreiben. In ein Wespennest stochern, stören. Das Feuer stochern, stören, welches mit einem langen spitzigen Werkzeuge geschieht. In die Nase stochern, mit dem Fin-

ger darin herum fahren. Auf Jemanden stochern, sticheln. Lauter nur im Oberdeutschen gangbare Ausdrücke, die zwar wohl im Hochdeutschen zuweilen vorkommen, aber doch nicht gangbar sind. Das einzige Wort, welches in dieser Beziehung hier gangbar ist, wird bei den Zähnen gebraucht, z. B. in die Zähne stochern, sie, wie schon oben unter Stocher bemerkt worden, mit einem spitzigen Instrumente von den Speisen reinigen, daher der Zahnstocher. — Bei einigen Hochdeutschen auch stöchern, Niedersächsisch stäkern oder stakern. Es ist das Intensivum oder Iterativum von dem Oberdeutschen stochern, welches zu stechen gehört, und daselbst mit stochern, stacheln, sticheln, gleichbedeutend ist.

Stock, Stöckchen, Stöcklein, ein vielbedeutiges Wort, welches, nach Adelung, den alten weiten Umfang einer Ausdehnung nach fast allen Richtungen größtentheils beibehalten hat; denn so wird es, obgleich größtentheils nur in einzelnen Fällen, von verschiedenen Dingen gebraucht, welche in die Länge, Höhe, Dicke und Tiefe ausgedehnt sind. — 1. Mit dem herrschenden Begriff der Länge ohne beträchtliche Dicke. 1) Der Stamm eines Baumes oder Gewächses. Notker nennt noch den wilden Oelbaum nuilt Stocche. Es kommt im Hochdeutschen nur noch von einigen Stauden vor. Der Weinstock, Rosenstock, Nelkenstock, Lackstock (Levkoyen- oder Goldlackstock), Roßmarienstock, Myrthenstock, Blumenstock rc. Johannisbeer- und Stachelbeerstock sind nicht so gewöhnlich, sondern man sagt dafür lieber Johannisbeer- und Stachelbeerstrauch. Der Wein schmeckt nach dem Stocke, vielleicht weil die Stauden aus mehreren Stämmen bestehen, ob es gleich noch ungewiß ist, ob hier nicht vielmehr auf den Umfang, die Ausdehnung eines solchen Gewächses gesehen wird. S. Staude. Es scheint auch früher den Stängel eigent-

licher Pflanzen bedeutet zu haben; denn von dem Getreide sagt man noch, es bestocke sich, wenn es Halme bekommt. Indessen braucht man es doch nur von einigen eigentlichen Pflanzen und Gewächsen, die schon oben bemerkt worden sind. Hierher soll nach Adelung auch die bei den Buchdruckern übliche Bedeutung gehören, nach welcher man die Schlußverzierung eines Werkes Stock nennt, der Buchdruckerstock. Es ist hier eine in Holz, Messing oder Bley geschnittene Verzierung, die man zu Anfange oder zu Ende eines Buches oder Werkes setzt, also auf den Titel oder am Schlusse eines Werkes, welches man auch Finalstock, Vignette, Leiste rc. nennt. Es ist also eine in den genannten Materien ausgeschnittene Zeichnung von dem Former, Holz- und Stämpelschneider geschnitten. Nach Adelungs Meinung könnte man diese Benennung von der Gestalt der hölzernen, messingenen und bleyernen Formen solcher Verzierungen herleiten, welche gleichsam kleinen Klötzen oder Stöcken gleichen; wenn man aber von der andern Seite erwägt, daß eine solche Verzierung im Französischen Vignette heißt, welches das Diminutivum von Vigne, ein Weinstock ist, Lat. Viticula, so wird die obige Ableitung wahrscheinlicher, indem daraus zugleich erhellt, daß diese Verzierungen anfänglich bloß aus Figuren von Wein- und Blumenstöcken bestanden, als welche Letztere noch gemeiniglich dazu gewählt werden. Ist eine solche Verzierung in Kupfer gestochen, dann gebraucht man im Deutschen nicht mehr das Wort Stock, sondern man gebraucht das Französische Vignette, weil solches gleichsam etwas Zierliches andeutet, worauf man mehr Fleiß hat verwenden müssen. Man schneidet aber jetzt in Holz eben so schöne Vignetten, als man sie in Kupfer sticht. Das Schneiden dergleichen Buchdrucker- oder Typographische Verzierungen in Bley und Messing haben große Schwierigkeiten, besonders in Messing, und man

könnte sie eben so gut Vignetten nennen, als diejenigen in Kupfer gestochenen, indessen werden sie doch mehrentheils mit Stock bezeichnet. — Bei den Buchbindern werden die Stämpel, welche sie auf die Bücher drucken, gleichfalls Stöcke genannt; sie sind von Messing und nach Art der Kupferstecherarbeit verfertiget. Man drückt mit denselben ganze Figuren mit Gold und Silber ab, zu welcher Arbeit die Buchbinder große eiserne Bogenpressen nöthig haben. — 2) Ein Stab, so fern er ein langer Theil eines dünnen Stammes von einem Baume oder Staudengewächse ist, heißt im gemeinen Leben gleichfalls ein Stock, in der anständigen Sprechart ein Stab. Er führt nur den Namen eines Stockes, wenn er eine große, aber unbestimmte, mittelmäßige Länge, bei einer geringen Dicke hat. Ist er sehr lang, so heißt er eine Stange, Niedersächsisch Staken, sehr lang, dünn und vorn zugespitzt, eine Gerte oder Ruthe, ist er kurz und dick, ein Knüttel, Bängel oder Prügel, wenn er klein ist, wird er ein Steckchen, ein Stecken genannt. Der Ladestock oder Ladestecken, der Spazierstock, Springstock ꝛc. Am Stocke gehen, mit Stock und Degen spazieren gehen, Jemanden mit einem Stocke prügeln. Den Stock bekommen, damit geschlagen werden. Stockschläge erhalten. Der Gesellenstock, bei einigen Handwerkern; in den früheren Zeiten, als das Zunftwesen noch in seiner ganzen Ausdehnung bestand, ein Spanisches Rohr, welches dem Ausgelernten von dem Meister übergeben wurde, zum Zeichen seiner erlangten Gesellenwürde. Nach mehreren Wortforschern soll hier der Begriff des Schlagens der herrschende seyn; allein Adelung ist nicht dieser Meinung. Für Stock braucht man in vielen Fällen in der anständigen Sprechart, wie schon bemerkt worden, Stab, z. B. Kommandostab, Maaßstab, doch sagt man bei dem Letzten auch Zollstock;

auch sind noch einige andere ausgenommen. So heißt der zierliche Stab, woran man geht, fast durchgängig der Stock, obgleich die dichterische und erhabene Schreibart ihn auch den Stab nennt. Stock in der hier angeführten Bedeutung heißt im Lat. Baculus, im Franz. Bâton, Engl. Stock, Angels. Stoc, Ital. Stocco. — In einigen Gegenden ist der Stock ein Stab von bestimmter Länge, da es dann als ein Längenmaaß gebraucht wird. In den Niederdeutschen Marschländern ist der Stock so viel als Ruthe, das heißt, ein Längenmaaß von 8 Rheinl. Fussen. Ein Stock Torf. In einigen Gegenden Sachsens ist Stock soviel wie Elle. Ein Stock Leinwand, eine Elle. Zuweilen werden auch ähnliche Körper von größerer Länge und Dicke Stöcke genannt. So ist der Flaggenstock auf den Schiffen eine starke Stange, welche die Flagge trägt, und die Stange oder der Schaft, woran die Fahne befestiget ist, nennt man auch den Fahnenstock. In der Baukunst wird ein steinernes Fensterkreuz der Fensterstock genannt. — 2. Mit dem herrschenden Begriffe, sowohl der beträchtlichen Länge, als der beträchtlichen Dicke, kommt es nur in einigen Fällen als ein Kunstwort vor. Ehemals wurde es häufig für Säule, Balken rc. gebraucht, von welcher Bedeutung noch einige Fälle üblich sind. Die Fensterstöcke oder Stöcke eines Fensters sind die vier starken hölzernen, oder steinernen Massen, woraus die Einfassung eines Fensters besteht. So heißt beim Drechsler der Pfeiler auf der linken Seite einer Drechselbank der Stock. Es ist ein 1 Fuß hoher und halb so dick ins Gevierte hölzerner Klotz, der an einer gewöhnlichen Drechselbank auf dem einen Riegel gerade über dem Pfeiler derselben unbeweglich befestiget ist. Etwa 2 Zoll unter der obern Fläche steckt in diesem die gerade Pinne, ein 2 Zoll langer gerader eiserner Dorn. Die vordere Spitze ist verstählt, und

stumpf zugespitzt. An dieser Pinne und der krummen Pinne des Reitstocks wird die zu drehende Sache befestiget. Im Schwedischen ist Stock und im Griechischen δοκος ein Balken. Auf ähnliche Art ist im Schwedischen Stabbe, eine Säule, welches mit unserm Stabe verwandt ist. Wenn Stock, eine Säule oder etwas Stehendes bedeutet, so tritt auch der Begriff des Stehens, der Festigkeit mit ein. — 3. Noch häufiger verschwindet der Begriff der Ausdehnung in die Länge, dagegen der Begriff der Ausdehnung in die Dicke zunimmt, wo es denn wiederum in verschiedenen besonderen Fällen üblich ist. (1) So heißt ein kurzes dickes Stück oder Ding sehr häufig ein Stock, wobei zugleich der Begriff des Stehens, der Festigkeit, Unbeweglichkeit oft auch eines Stückes der geschehenen Abstutzung, Abkürzung mit eintritt. Im Schwedischen ist stäcka, abkürzen, und stackig, kurz. Der in der Erde zurückgebliebene Sturz oder Stumpf eines gefällten Baumes wird gewöhnlich Stock genannt. Niedersächs. Stak, Stuke, Schwed. Stock. Die Kienstöcke ausraden, die Stöcke von gefällten Kienbäumen; daher ausstocken, diese Stöcke ausgraben. Lasset den Stock mit seinen Wurzeln in der Erde bleiben; Dan. 4, 12, 20. Er stehet wie ein Stock, mit dummer Unbeweglichkeit. Ueber Stock und Stein, über Stock und Block laufen, in der größten Eile, ohne sich durch einige Hindernisse aufhalten zu lassen; in einigen Gegenden über Rusch und Busch. Nicht anders laufen sie auch über Stock und Stein (Opitz). Eben diesen Namen bekommt sehr oft auch ein Klotz oder Block; der Haustock, Haublock oder Hauklotz. Der Amboßstock oder Stock schlechthin, der Klotz oder Block, worin ein Amboß steckt. Welchen Namen dann auch viele Gegenstände bekommen, welche die Gestalt eines Klotzes haben, oder ursprünglich aus einem bloßen

Stocke bestanden. Ein Stock zum Almosen, der Armenstock, ein ausgehöhlter, eingegrabner verschlossener Stock, worin Almosen für die Armen gesammelt werden, der, wenn er in der Kirche steht, auch der Kirchenstock genannt wird. — Der Geldstock, beim Kaufmanne, eine Art schwerer starker Geldkisten, die anfangs vermuthlich auch ein ausgehöhlter fest stehender Klotz waren. Auch nennt man figürlich ein Kapital, welches durch Aktien zusammengeschossen worden, ein Fondsstock, Kapitalsstock. So z. B. ist die Engländische Ostindische Kompagnie auf ein Darlehn an die Krone gegründet, das in 32,000 Aktien, jede zu 100 Pfd. Sterl., eingetheilt ist, und der Indische Stock genannt wird. — In der Landwirthschaft ist der Bienenstock, oder Stock schlechthin, ein kurzes dickes Behältniß für Bienen, weil solches ehemals bloß ein ausgehöhlter Klotz war, und es zum Theil noch ist, da es dann auch eine Beute genannt wird. Man nennt ihn jetzt Stock, wenn er auch nur ein geflochtener Korb ist. Der Haubenstock, Perrückenstock, ein rundlicher Klotz, oder auch bloß ein gedrechselter Stock, der einen Fuß, wie ein Leuchter hat, und oben einen Knopf von Holz, worauf die Haube, die Perrücke gehängt wird. Von ähnlicher Art ist der Hutstock der Hutmacher. Das viereckige Fußgestell einer Säule oder Bildsäule heißt im Oberdeutschen ein Säulenstock, Bildstock oder Stock schlechthin. In den Walkmühlen ist der Stock ein ausgehöhlter Klotz, worin das Walken verrichtet wird. Ein Amboß wird bei verschiedenen Handwerkern nur ein Stock genannt, dergleichen der Polirstock der Klempner ist. — Besonders ist der Stock ein solcher Klotz, woran die Gefangenen in den Gefängnissen befestiget werden, der Strafklotz, Strafstock; oft auch ein ausgehöhlter Klotz, worein sie mit den Füßen geschlossen werden. Du hast meinen Fuß in den Stock gelegt, Hiob 13, 27.

Schwed. **Stock.** Jemanden in den Stock legen oder schlagen, wo es denn auch zuweilen für Gefängniß überhaupt gebraucht wird, in welchem Verstande es schon in dem alten Augsburgischen Stadtrathe von 1276 vorkommt. Jemanden mit Stock und Galgen beleihen, mit dem Rechte die Verbrecher gefangen zu nehmen und hinzurichten. In England sagt man für Stock **a Pair of Stocks.** S. Stocken, Stockhaus, Stockmeister rc. — Noch häufiger ist der Stock ein kurzes dickes Werkzeug oder Ding, wo es als ein Kunstwerk in solchen Fällen üblich ist, wo ein solches Ding keinen eigentlichen Stamm hat. So ist der Stock in den Orgeln, das kurze dicke schmale Brett, worin die Pfeifen stecken. Die Docke der Drechsler, worin der Reitstock steckt, s. oben, S. 376. Selbst das Wort Docke gehört hierher, indem es sich bloß durch den Mangel des intensiven Zischlautes von Stock unterscheidet. Das Gestell eines Lichts, der Leuchter, heißt im Oberdeutschen ein Lichtstock. Ebendaselbst werden die hölzernen Absätze an den weiblichen Schuhen im Diminut. Stöcklein, und im gemeinen Leben Steckel genannt. In Schraubstock, Daumstock rc. herrscht eben dieser Begriff eines kurzen dicken Dinges. Der Arbeitsstock der Petschaftstecher ist ein hohler Cylinder, worein sie die Petschafte befestigen die sie stechen. Das kurze dicke Holz, worauf die Wagenwinde befestiget ist, heißt der Stock. Der Kittstock, der Stein- und Glasschleifer, ist ein kleiner Klotz mit einem Stiele, die Dinge, welche geschliffen werden sollen, darauf zu kitten. Aehnliche Stöcke haben die Zinngießer, die zinnernen Gefäße, welche sie abdrehen wollen, zu befestigen, und so in hundert andern Fällen mehr. S. auch Wachsstock. — Der mittlere Theil eines Hemdes ohne Aermel und Gehren oder Zwickel, heißt in vielen Gegenden der Stock, in andern der Rumpf. — 2) Eine Masse bei

einander befindlicher Dinge einer Art, besonders so fern sie der Grund darin entspringender anderer Dinge eben derselben Art ist, in welcher Bedeutung in vielen Fällen auch Stamm üblich ist. Der Eyerstock, die bei einander befindlichen Eyer in den weiblichen Körpern. Der Eiterstock in den Geschwüren. Die Stammgüter eines Hauses werden in manchen Gegenden Stockgüter genannt. Im Engl. **Stock**, Fr. **Estoc**, Ital. **Stocco**, das Geschlecht, ingleichen der Stamm eines Geschlechts. Ein Stock Vieh, der Viehstock, eine Menge zu einem Grundstücke gehörigen Viehes, wofür doch im Hochdeutschen Stamm, Viehstamm, üblicher ist. Engl. gleichfalls **Stock**. Im Holländischen, Englischen, Schwedischen bedeutet **Stock** sehr häufig ein Kapital, besonders ein in einer Bank stehendes, oder zu öffentlichen Bedürfnissen hingeliehenes Kapital, in welcher Bedeutung es auch von Einigen im Deutschen gebraucht wird. — In den Kartenspielen wird der Haufe Karten, wovon die Spieler die ihrigen nehmen und bekommen, in einigen Gegenden der Stock, Kartenstock, noch häufiger aber der Stamm genannt. — 3) Ein unförmlicher Haufe von Dingen einer Art, doch auch nur in einigen Fällen, eine mit der vorigen sehr nahe verwandte Bedeutung. Ein Stock im Bergbaue, ein großer, mit Erz angefüllter Raum. S. Stockwerk. Auf den Kupferhämmern ist der Stock ein Stoß ineinander passender Schalen, wofür in andern Fällen Satz üblicher ist. Ein Heustock ist in einigen Gegenden ein Heuschober, Heuhaufe. Im Schwedischen ist **Stock** gleichfalls ein Haufe, Poln. **Stog**, Ital. **Stacca**, Engl. **Stack**. S. auch Steig und Steigen, von welcher es in dieser Bedeutung ein Intensivum ist. Aus dem eigenthümlichen Namen vieler Berge in der Schweiz und andern Gegenden, z. B. Blankenstock, Eckstock, Ortstock rc. erhellt, daß es, so wie Steig ehedem auch einen Berg bedeutet habe. Hierher gehört auch

Stock, in so fern es in einigen Gegenden ein Getreidemaaß ist. In Hamburg ist ein Stock Gerste, eine Menge von drei Wispeln. In andern Fällen ist dafür Last üblicher. — 4) Nach einer auch bei andern ähnlichen Wörtern, welche eine Masse, eine Ausdehnung nach allen Seiten, oder auch eine Festigkeit, eine Unbeweglichkeit bedeuten, gewöhnliche Figur, ist stock in vielen Zusammensetzungen des gemeinen Lebens ein gewöhnliches Zeichen der Intension, welches so wie erz — den Begriff des folgenden Wortes erhöhet. Der große Haufe der Hoch= und Oberdeutschen kennen von dieser Art die Wörter stockblind, stockdürre, stockdumm, stockfinster, stockfremd, stocksteif, stockstille, stockstumm, und auch wohl noch einige andere. Im Niedersächsischen sagt man auch stocktodt, stocknakkend. Bei welchen Wörtern man nicht allemal unmittelbar an einen Stock, Stab, oder an einen Stock, Klotz, denken muß. S. diese Wörter, ingleichen Stockböhme und Stocknarr. — 4. Der Inbegriff aller in einer Höhe, oder auf einem Boden eines Gebäudes, befindlichen Zimmer, heißt ein Stock oder ein Stockwerk, sonst auch ein Schoß oder Geschoß, wo die Mehrzahl am häufigsten Stock hat. Ein Haus von zwei, drei Stocken. Im ersten, im zweiten Stock wohnen. — Endlich findet man noch 5. Spuren, daß Stock ehemals auch einen hohlen Raum, ein Behältniß bedeutet habe; so wird z. B. in den Brauhäusern ein viereckiges Gefäß in Gestalt eines Kastens, worin man das Bier abkühlen läßt, und welches auch die Kühle und das Kühlschiff heißt, der Kühlstock genannt.

Stock (Abweise=), an den Landstraßen und Chausseen, s. Th. 62, S. 704 u. f.

— (Almosen=), Armenstock, s. oben, unter Stock, S. 378.

— (Amboß=), bei verschiedenen Handwerkern, als bei

den Kupferschmieden (s. Stockamboß), Klempnern ꝛc. ꝛc., s. oben, S. 378.

Stock (Arbeits=), der Petschaftstecher, s. oben, S. 379.

— (Armen=), s. Stock (Almosen=).

—, in der Baukunst, s. oben, S. 381.

—, im Bergbaue, s. oben, S. 380.

— (Bienen=), s. oben, S. 378, und unter Biene, Th. 4, S. 511 u. f.

— (Bild=), s. oben, S. 378.

— (Blumen=), derjenige Stock, welcher zur Seite der Blumen, oder vielmehr Pflanzen mit Blüten oder Blumen in die Erde des Beets oder Blumentopfs gesteckt wird, woran man die Pflanze bindet, damit sie sich nicht zu sehr herabneigt und abbricht. Es ist entweder ein ganz nackter Stab oder Stock von Holz, ohne alle Verzierungen und Anstrich, oder er hat oben ein Knöpfchen, ist rund oder eckig geschnitten, und grün angestrichen, das Knöpfchen gewöhnlich roth. Man nennt auch Blumenstöcke im Allgemeinen die Rosen=, Nelken=, Myrthen= ꝛc. Stöcke.

— (Boden=), beim Korbmacher, s. unter Korb, Th 44, S. 499.

— (Buchbinder=), Buchbinderstämpel, s. oben, S. 375, und unter Buchbinder, Th. 7, S. 170.

— (Buchdrucker=), s. oben, S. 374; unter Buchdrucker, Th. 7, sind diese Stöcke übergangen worden.

— (Daumen=), eine Art Amboß, bei den Goldschmieden, s. oben, S. 379. Auch eine Art Torturwerkzeuges, ein eisernes Schraubezeug, welches den ersten Grad bei der Tortur ausmachte. Die Daumen werden damit dem vermeinten Uebelthäter aus dem mittleren Gelenke geschroben, nachdem ihm zuvor die Hände kreuzweis auf dem Rücken übereinander gebunden worden. Zur Vermehrung der Pein, pflegte man von Zeit zu Zeit die Schraube zu lüften, damit das

stockende Blut den Uebelthäter nicht gefühllos mache. Auch ward während der Zeit, da festgeschroben ist, mit einem Schlüssel oder einem andern eisernen Instrumente an den Daumenstock geklopft, um eine Drehung zu verursachen, welche den Grad der Schmerzen noch erhöhete.

Stock (Degen=), s. Stockdegen.

— (Dorn=), Spazierstöcke, welche aus Dornhölzern, Dornsträuchern geschnitten werden, das heißt, die Stöcke werden nach ihrer Länge, die sie haben sollen, aus dem Holze geschnitten, die Stacheln oder Dornen abgestoßen, so daß noch die Knoten oder Knötchen bleiben; dann werden sie mit Scheidewasser ꝛc. gebeitzt, und mit einer Schellackpolitur polirt. S. Stock (Spazier=), weiter unten.

— (dreipfündiger), s. Stock, in der Feuerwerkskunst.

— (einlöthiger), s. Stock in der Feuerwerkskunst.

— (Eiter=), in der Wundarzneikunst, s. oben, S. 380.

— (Eyer=), s. oben, S. 380, und unter Ey, Th. 11, S. 735 u. f. Die Eyerstöcke (Ovaria), machen einen wichtigen Theil der weiblichen Geburtstheile aus, das heißt, hier, beim Menschen; sie liegen unter der Nierengegend zu beiden Seiten, zwischen den zwei Blättern des Bauchfells, welche die breiten Mutterbänder bilden; die Alten geben ihnen den Namen weibliche Geilen (testes muliebres). Sie liegen ungefähr zwei Zoll von den Seiten der Gebärmutter hinter und oberwärts der Trompeten (Muttertrompeten), und sind mit denselben durch Bänder, die man Fledermausflügel nennt, verbunden. Ihre Gestalt ist sehr verschieden, ihre Länge beträgt 1 bis 2 Zoll, ihre Breite sechs bis zehn Linien. Man unterscheidet an ihnen zwei Flächen, eine vordere und eine hintere, die etwas platt zusammengedrückt sind, und mit den breiten Bändern zusammenhängen; ferner zwei Ränder, davon der obere ge-

rade, und an das nämliche Band befestiget ist, der untere aber erhaben und frei liegt, und die Gefäße aufnimmt. Ihr Bau besteht aus einem dicken, festen, zelligen Gewebe, und ist demjenigen der Gebärmutter ähnlich. Die äußere Haut entsteht von dem Bauchfelle, das sehr dicht und hier fast knorplig ist. Im Alter werden die Eyerstöcke kleiner, härter und sind mit Ritzen versehen. Häufig trifft man auch in den Eyerstöcken einen Scirrhus, entweder nur hier und da, oder auch in dem ganzen Umfange an. S. auch unter Mutterscheide, Th. 99, S. 418 u. f. — Man findet die Eyerstöcke auch bei den Thieren. Bei den Vierfüßern sind sie fast den menschlichen ähnlich. Bei den vierfüßigen Eyer legenden Thieren stellen sie bloße Knäuel von Eyern vor. Die kleinen Bläschen, welche den Namen Eyer führen (Th. 99, S. 418) und am Eyerstocke sitzen, hat man auch bei den Thieren gefunden, sie werden durch zellige Fäden und Gefäße an die Eyerstöcke geknüpft, und bestehen aus einer markigen, aber doch etwas festen Haut, die bei den Menschen einfach ist, gefäßereich, die sie von dem Eyerstocke empfängt, und durch solche auch angefüllt werden kann. Nach innen zu sind die Bläschen glatt. Ihre Höhle ist mit einem durchsichtigen, etwas röthlichen oder gelblichen, gerinnbaren Safte angefüllt, der in weiße starke Fäden, wie das Eyweiß, übergeht. Dieser findet sich bei allen Thieren. Außer diesem haben die Vögel noch in ihren Eyern eine andere ölige gelbe Feuchtigkeit, welche den andern Thieren fehlt, und das Eygelb, der Dotter heißt. Die Größe und Anzahl dieser Bläschen ist ungewiß und unbestimmt. Nach der Verschiedenheit des Alters und bei vierfüßigen Thieren findet man in dem nämlichen Eyerstocke von diesen Bläschen größere und kleinere; gewöhnlich findet man ein Bläschen vorzüglich hervorragen; auch richtet sich ihre Größe nicht nach der Größe des Thieres. Bei der Elephantin sind sie z. B. sehr undeutlich. Auch

ihre Anzahl ist ungleich; Haller, und auch spätere Naturforscher, sahen in einem Eyerstocke nie über funfzehn solcher Bläschen, zuweilen nur zwei, dann sechs ꝛc. Anderewollen zwanzig, dreißig bis funfzig derselben entdeckt haben. Bei Thieren, welche geboren haben, findet man manchmal sehr wenige Bläschen; dann auch wieder viele. Einige glauben, daß sie sich bei den Eyer legenden Thieren immer von Neuem erzeugen. Bei dem Menschen ist dieses anders. So z. B. verschwinden sie bei älteren Frauen meistens ganz, und harte Körper nehmen dagegen ihre Stelle ein, die zuweilen den Talgdrüsen ähnlich sind oder Hirsekörner vorstellen; oder es werden an ihrer Stelle halb knorplichte Erhabenheiten, oder mit einer dicken Materie angefüllte warzenförmige Körper bemerkt.

Stock (Fahnen-), s. oben, S. 376.

— (Fenster-), s. daselbst.

—, in der Feuerwerkskunst, Racketenstöcke oder Stäbe. Diese Stöcke oder Stäbe sind von verschiedener Dicke und Länge, um über diese Cylinder die Hülsen der Racketen und Schwärmer zu bilden. S. auch den Art. Rackete, Th. 120, S. 289 u. f. — Die alten Feuerwerkskünstler hüllten ihre Kunst in ein geheimnißvolles Dunkel, oder vielmehr sie suchten sich dadurch ein gewisses Ansehen zu geben, und sprachen nur von der Lehre ihrer geheimnißvollen Kunst; sie theilten die Zusammensetzung nach Stöcken und Lothen, wodurch sie alle Zeugformeln entbehrlich machten, weil der Zeug aus dem einlöthigen Stocke, auch eine Rackete aus dem hundertpfündigen Stocke bloß durch die größere Menge treibt. Zur Probe der alten Form mag hier ein einlöthiger, und dann ein sechslöthiger Stock des starken, und auch des leichten Zeuges stehen. Ein einlöthiger Stock: neun Theile Salpeter, zehn Theile Mehlpulver, drittehalb Theile Schwefel, zwei Theile Kohlen. Ein sechslöthiger Racketensatz:

sieben Theile Salpeter, zwei und dreißig Theile Mehlpulver, drei Theile Schwefel, fünf Theile Kohlen. Ein dreipfündiger Stock: dreißig Theile Mehlpulver, vier Theile Salpeter, zwölf Theile Schwefel und zwanzig Theile Kohlen. An schwachen Racketensätzen. Einlöthiger Stock: zwei Theile Salpeter, ein Theil Schwefel, ein Theil Kohlen. Sechslöthiger Stock: sechs und dreiviertel Theile Salpeter, ein und ein Viertel Schwefel und ein drei Viertel Kohle. Ein dreipfündiger Stock: acht und zwanzig Theile Salpeter, dreizehn Theile Schwefel, und dreizehn Theile Kohlen. Alles wird fein zerstampft mit einer hölzernen Keule, dann durchgesiebt, gemischt, mit Branntwein angefeuchtet, und mit abgemessenen Schlägen in die Racketenhülse gefüllt. Die einlöthigen Racketen sollen im Durchschnitte ungefähr ½ Zoll, die zwei Loth schwer wiegenden im Durchmesser 1 Zoll rc. enthalten.

Stock (Figuren-), s. unter Stock (Spazier-).

— (Final-), Endstock, eine Benennung des Buchdruckerstocks, weil er am Ende eines Werkes aufgedruckt wird, das heißt, die Vignette, welche der Stock enthält, oder vielmehr, da der Stock gleichsam das Ganze ausdrückt, die eingeschnittene Verzierung, Figur rc. S. auch oben, S. 374.

— (Fischbein-), s. Stock (Spazier-).

— (Flaggen-), s. oben, unter Stock, S. 376.

— (Fonds-), s. daselbst, S. 378.

—, beim Förster, diejenigen Stumpfe, die von dem abgehauenen Holze in der Erde bleiben. Wenn solche ausgereutet werden, um dadurch ein Land urbar zu machen, so wird diese Arbeit ausstocken genannt. Die Kienstöcke gräbt man aber absichtlich aus, weil sie guten Kien geben.

— (Fuß-), ein Maaßstab, welchen die Tischler, Zimmerleute, kurz viele Handwerker brauchen; s. den Art. Maaßstab, Th. 85, S. 352 u. f.

—, beim Gärtner, eine Benennung einzelner Sträu-

cher, wie z. B. Rosenstock, Nelkenstock, Myrthenstock, Lackstock oder Goldlackstock, Rosmarienstock, Weinstock ꝛc. S. auch oben, S. 373.

Stock, Gefängniß, welches auch Stockhaus genannt wird; dann auch der Stock, woran Gefangene geschlossen werden; s. oben, S. 378.

— (Geld=), beim Kaufmanne, Banquier ꝛc., s. oben, S. 378, 380. Auch jede Anlage eines Kapitals, um davon Zinsen zu ziehen, wird Stock genannt.

—, in der Geometrie, so viel als Prisma.

— (Gesellen=), s. oben, S. 375.

—, ein Getreidemaaß, s. oben, S. 381.

— (Glas=), eine Art Bienenstock, s. unter Biene, Th. 4, S. 511 u. f.

— (Harmonika=), s. Stock (Spiel=).

— (Hauben=), s. oben, unter Stock, S. 378.

— (Hau=), Hauklotz, s. daselbst, S. 377.

— (Helm=), s. Th. 22, S. 834.

— (Hemd=), s. oben, S. 379.

— (Heu=), s. daselbst, S. 380.

— (Hut=), s. das., S. 378.

— (Indischer), s. oben, S. 378.

— (irdener), eine Art Bienenstock, s. unter Biene, Th. 4, S. 521.

— (Jagd=), Jägerstock, s. Th. 28. S. 474.

— (Jäger=), s. daselbst.

— (Kappen=), s. Th. 34, S. 609.

— (Karn=), s. Stock (Kerb=).

— (Karten=), s. oben, S. 380.

—, beim Kaufmanne, eine gut verwahrte eiserne Kiste, ein Geldkasten, Geldstock.

— (Kerb=), bei dem Brauer, ein Stock, worauf die Fässer Bier, die er an seine Kunden liefert, durch einen Einschnitt oder Kerb verzeichnet werden. Auch der Karnstock, das Kerbholz, s. dieses Letztere, Th. 37, S. 1 u. f.

— (Keulen=), ein Stock, welcher die Form einer Keule,

(Herkules=Keule) hat, nur zierlicher, als Spazierstock.

Stock (Kien=), s. oben, S. 377, und unter Stock, beim Förster.

— (Kirchen=), s. oben, S. 378.

— (Kitt=), s. Th. 39, S. 286, und oben, S. 379.

— (Klapper=), s. daselbst, S. 367.

— (Knoten=), s. Th. 41, S. 792.

— (Kolder=), Kollerstock, s. Th. 43, S. 303.

— (Koller=), s. den vorhergehenden Artikel.

—, beim Korbmacher, s. Th. 44, S. 499 u. f.

— (Korporal=), ein kurzes Spanisches Rohr, welches ehemals bei verschiedenen Heeren, und auch noch bei einigen jetzt, die Korporale und Unterofficiere trugen, und der beim Exercieren der Rekruten oft wacker gehandhabt wurde, woher ihm hauptsächlich dieser Name geworden. Auch mußte der Korporal oft auf Befehl des Hauptmanns mit seinem Stocke oder Rohre einem ihm bezeichneten Soldaten, als Strafe, eine Anzahl Stockschläge geben. Alles dieses brachte diesen Stock in den Ruf eines vortrefflichen Strafmittels.

— (Kreuz=), s. Th. 49, S. 262.

— (Krück=), s. Stock (Spazier=).

— (Kühl=), s. oben, S. 381.

—, auf dem Kupferhammer, s. unter Kupfer, Th. 56, S. 166.

— (Lack=), goldner Lack, Goldlack, Cheirantus Cheiri Linn., s. Lackviole, Th. 58, S. 505 u. f.

— (Lade=), s. daselbst, S. 638 u. f.

— (Lampen=), s. Th. 59, S. 346.

— (Land=), s. Th. 62.

—, in der Landwirthschaft, s. oben, S. 378, 380.

— (Leib=), s. Leibbiene, s. Th. 70, S. 447.

— (Licht=), s. oben, S. 379, und Th. 78, S. 389.

— (Lunten=), s. unter Kanone, Th. 34, S. 394.

— (Maler=), s. Th. 82, S. 730, und unter Staffeley, Th. 168, S. 456.

Stock (Maaß=), Fußstock, Richtstock, s. oben, S. 375 und Maaßstab, Th. 85, S. 352 u. f.

— (Münz=), der untere Stämpel oder das Eisen des Prägers, welches in dem Blocke des Prägeeisens befestiget ist. S. unter Münze und Münzwissenschaft, Th. 97.

—, im Münzwesen, ein Behältniß, in welches von den jedesmaligen Münzen einige Stücke gethan und zur nöthigen Untersuchung aufbewahrt werden.

— (Mützen=), bei den Kürschnern, s. Th. 57, S. 33 und Fig. 3430.

— (Myrthen=), eine Benennung des Myrthengewächses oder Myrthenbäumchens; s. Stock, beim Gärtner, und oben, S. 373.

— (Nelken=), eine Benennung der Nelkenpflanze oder Gartennelke (Dianthus Carophyllus), s. oben, S. 373, und unter Stock, beim Gärtner.

—, beim Orgelbauer, das Brett, worin die Pfeifen fest liegen; s. oben, S. 379, und unter Orgel, Th. 105.

— (Ort=), s. unter Korbmacher, Th. 44, S. 499 u. f.

— (Pauken=), Paukenstöcke, die beiden mit Leder überzogenen Stöcke, welche bei der Kesselpauke gebraucht werden, das heißt, zum Paukenschlagen, welche Pauken bei der Musik der Kürassierregimenter gebraucht werden, so auch in den Kapellen der Fürsten, im Orchester der Schauspielhäuser rc. S. auch Th. 108, S. 174.

— (Peitschen=), s. Th. 108, S. 243.

— (Perrücken=), s. oben, S. 378, und Th. 108, S. 693. Im gewöhnlichen Leben pflegt man auch einen steifen pedantischen Menschen Perrückenstock zu nennen.

— (Pfeifen=), ein Spazierstock, der hohl ist, worein man ein Tabakspfeifenrohr stecken kann, um davon beim Spazierengehen im Freien Gebrauch zu machen, indem man den Kopf, Pfeifenkopf, in Papier gewickelt bei sich trägt. Auch der Stock selbst, wenn dieser zu einem Pfeifenrohre eingerichtet worden, so, daß man nur

unten die Zwinge abschrauben, und dann den Pfeifenkopf aufstecken kann, und oben nimmt man den Knopf ab, und schraubt ein Mundstück auf. Man hat auch Pfeifenstöcke, die so eingerichtet sind, daß man eine thönerne Pfeife ganz hineinstecken kann, so daß deren Kopf oben den Stockgriff oder Knopf ausmacht. — Auch der oben angeführte Stock, beim Orgelbauer, wird Pfeifenstock genannt, weil die Pfeifen darin stecken.

Stock (Pin=), s. Stock (Richt=).

— (Pinsel=), Stöcke oder Stöckchen von Holz, Horn, Elfenbein, Stachelschweinborsten 2c., welche zur Miniatur= und Oelmalerey gebraucht werden. Die hölzernen Stöcke oder Stöckchen sind zur Miniaturmalerey ungefähr 6 bis 7 Zoll lang, und gehen von der Mitte aus zu beiden Seiten spitz zu, so daß zu beiden Seiten ein Haarpinsel aufgesteckt werden kann, das heißt, der Stock wird in die Pose oder Spule des Pinsels gesteckt, so daß man beide Pinsel gleich zur Malerey gebrauchen kann, indem der eine etwas stärker, als der andere ist. Die Pinselstöcke zur Oelmalerey sind über 1 Fuß lang, haben dieselbe Gestalt der vorhergehenden, nur sind sie stärker, weil die Fischhaarpinsel 2c., die man zu dieser Malerey gebraucht, etwas stärker genommen werden, obgleich man auch feinere gebraucht, wo dann der Pinselstock wieder etwas spitzer ist. Die Pinselstöcke aus Elfenbein, von Stachelschweinborsten 2c. gebraucht man nur zur Miniaturmalerey, weil sie kurz sind. Zu den hölzernen Pinselstöcken nimmt man Linden=, Elsen=, Nußbaum= 2c. Holz; sie werden gebeizt und polirt. Fig. 9027 zeigt ein Paar dieser Pinselstöcke.

— (Polier=), s. oben, S. 378, und Th. 114, S. 145.

— (Portier=), Stock des Hauswarts, in großen oder vornehmen Häusern, Gesandtschaftshäusern, Pallästen der Minister und Generäle 2c., ein großer starker

Stock, wie die Stöcke der Regimentstrommelschläger in der neuesten Zeit, oben mit einem goldenen oder vergoldeten Knopfe, den sie, die Hauswarte, bei ihrer Galla=Kleidung tragen, wenn ihr Herr, in der Regel der Besitzer des Pallastes, eine ansehnliche Gesellschaft geladen hat, um die ankommenden Gäste zu empfangen, und Platz zu machen, daß sie ungehindert einpassiren können, wenn nämlich der Hofraum nicht so groß seyn sollte, daß die Wagen darin auffahren können, das heißt, durch den Thorweg einfahren, die Gäste an der Treppe aussteigen, und dann die Wagen auf den Hof fahren, umlenken oder umkehren, und so wieder herausfahren können. Diese Portiers oder Hauswarte stehen nämlich mit ihren großen braunlackirten Stöcken, mit dem oben erwähnten Knopfe en Galla vor dem geöffneten Thorwege.

Stock (Pumpen=), s. Th. 118, S. 715.

— (Racketen=), s. Stock, in der Feuerwerkskunst.

— (Rad=), beim Stellmacher, s. Th. 57, S. 304.

— (Regimentstrommler=), ein großer braunlackirter Stock, mit einem goldenen, oder vergoldeten, oder auch einem silbernen Knopfe, je nachdem das Regiment Gold oder Silber hat. Bei großen Paraden, werden dergleichen Stöcke noch mit Schnüren und Puscheln, oder Troddeln, Quasten rc., von Gold oder Silber, nach dem Knopfe, geziert; wenigstens sind die Stöcke der Regimentstrommelschläger bei der Preußischen Armee so beschaffen. Bei andern Armeen sind sie zwar eben so, nur sind die Verzierungen mitunter anders. Die Stöcke der Bataillonstrommelschläger sind etwas kleiner. Mit diesen Stöcken wird das Beginnen und Aufhören eines jeden Stücks der Trommelschläger von dem Regimentstrommler bezeichnet, indem er den Stock in die Höhe hält, und damit die Zeichen giebt. Die Tambourmajors der Französischen Armee unter Na=

poleon warfen den Stock jedesmal in die Höhe, und fingen ihn dann wieder, welche Kunstfertigkeit auch bei denen anderer Armeen, wie z. B. bei der Preußischen, eingeführt worden, indessen in neuester Zeit abgekommen ist.

Stock (Reise-), Wanderstock, ein tüchtiger Knotenstock, sich bei Fußreisen, beim Wandern darauf zu stützen, auch wohl zur Vertheidigung, wenn man unterwegs angefallen werden sollte. Die Studenten bedienen sich auf ihren Fußwanderungen der Ziegenhainer, einer Art Knotenstöcke, die nach unten zu dick sind, oben aber schmal und spitz zugehen; s. auch Dornstock.

— (Reit-), s. oben, S. 377.

— (Richt-), s. Stock (Maaß).

— (Rohrstock), Spanischer Rohrstock, s. unter Stock (Spazier-), der Rohrstock, bei den Kupferschmieden, s. Th. 56, S. 264, und Figur 3360.

— (Rosen-), eine Benennung des Rosenstrauches; s. oben, S. 373, und unter Stock, beim Gärtner.

— (Säulen-), s. oben, S. 378, und unter Säule, Th. 137.

—, beim Schmidt, s. oben, S. 378.

— (Schraub-), s. oben, S. 379, und Th. 148, S. 201.

— (Schrittzähler-), s. unter Spazierstock, Th. 156, S. 625 u. f.

—, beim Schuhmacher, die hohen Absätze an den Damenschuhen, die ehemals getragen wurden.

— (sechslöthiger), s. Stock, in der Feuerwerkskunst.

— (Sitz-), Stuhlstock, s. Stockstuhl.

— (Spanischer Rohrstock), s. Stock (Spazier-).

— (Spann-), s. Th. 156, S. 326.

— (Spazier-), s. Th. 156, S. 624 u. f. Da das Weitere dieser Stöcke auf Stock verwiesen worden, so

muß hier noch Einiges über diese Stöcke gesagt werden. Die Spazierstöcke sind in Hinsicht des Materials, woraus sie bestehen, sehr verschieden, doch besteht die Mehrzahl nur aus Holz, welches entweder natürlich gelassen, und nur mit einem Firniß überzogen worden, oder welches gebeitzt und polirt worden. Die andern Stöcke bestehen aus Rohr, Fischbein, Stahl, und Zusammensetzungen von Rohr und einen Ueberzug von Messingdraht ꝛc. Zu den Spazierstöcken aus Holz gebraucht man junge Eichen, Weinreben, Birken, Weißdorn, Schwarzdorn, Tannen, Fichten ꝛc. Von allen den genannten Hölzern schneidet man Stöcke, mit einem scharfen Messer, Schneidemesser, raspelt und schleift sie dann mit Bimsstein oder Fischhaut recht glatt, sobald es keine Knotenstöcke sind, bei welchen, wenn es Dornstöcke sind, bloß der Dorn abgeschnitten, die Erhöhung aber gelassen wird, sind es aber förmliche Auswüchse oder Knoten, so werden sie bloß abgerundet, wie es sich thun lassen will, sonst bleiben sie stehen, weil sie dem Stocke ein schönes Ansehen geben. Bei glatten Stöcken, müssen diese, wie schon bemerkt, recht eben und glatt geschliffen werden, daher werden sie auf der Drehbank abgedrehet, damit sie die gehörige Rundung erhalten; dann werden sie mit Bimsstein und Wasser abgeschliffen, gebeitzt, geölt, und dann polirt. Das Beitzen geschieht auf folgende Weise: Bei gelben Stöcken, oder wenn die rohen Holzstöcke eine gelbe Farbe erhalten sollen, macht man ein Dekoct von Berberisbeeren, oder eigentlich gemeinem Sauerach (Berberis vulgaris), wovon man auch die Rinde der Zweige und die Wurzeln gebraucht, mit Safran, oder von den Kreutzbeeren und Avignonsbeeren (Rhamnus catharcticus et Rhamnus infectorius), von Gelbholz (Morus tinctoria), einem Absude des Waues ꝛc. Ein Zusatz von Potasche oder Alaun verdunkelt die Schattirung. Die rohen Stöcke werden nämlich in eine Ab-

kochung der genannten gelbfärbenden Pigmente gelegt, und so lange darin gelassen, bis sie hinlänglich mit der Farbenbrühe gesättiget sind, dann werden sie herausgenommen, und zum Trocknen an die Luft gestellt. Man kann auch die Stöcke einzeln mit dem warmen Farbenabsud mit einem Pinsel überstreichen, und diesen Ueberstrich jedesmal einziehen lassen; allein die Farbe dringt mehr ein, und wird gesättigter, wenn die Stöcke in dem Absude über Nacht liegen bleiben können. Es versteht sich hier, daß von den gelben Pigmenten, die angeführt worden, nur eines immer dazu genommen wird, das heißt, entweder Gelbholz, oder Kreutzbeeren, oder Avignonskörner ꝛc. Eine rothe Stockbeitze erhält man aus einer Abkochung von Brasilienholz oder Fernambuck mit etwas Alaun, oder man läßt die Stöcke in rothgefärbter Wolle sieden, und legt sie dann in die Fernambukabkochung; eine fahle Farbe erhält man aus einer Abkochung von den äußern Nußschalen. Eine schwarze Beitze erhält man, durch eine Abkochung von Campecheholz, und dann durch einen Absud von Galläpfeln und Eisenvitriol. Man nimmt auch rostige Eisenspäne kocht sie in Weinessig, schüttet dann gemeinen Eisenvitriol hinein, und läßt die Mischung noch einmal aufkochen. Die Stöcke werden hier vorher mit einer Vorbeitze angestrichen, die aus Blauholz in fließendem Wasser, mit Alaun gekocht, besteht, oder aus Galläpfeln mit Essig. Braun beitzt man die Stöcke mit Orleans und Potasche. Auch acht Theile Eisenfeile und zweiunddreißig Theile etwas geschwächtes Scheidewasser geben eine gelblichbraune Beitze. Acht Theile Fernambuk, vier Theile gebrannten Ocker oder rothen Ocher, und vier Theile Alaun, während eines Zeitraums von vierundzwanzwanzig Stunden eingeweicht, und durch Kochen auf den vierten Theil reducirt, geben den weißen oder rohen Stöcken die Farbe des Mahagony. Aus den hier angeführten Farbenbeitzen kann

man auch Mischungen erhalten, wenn man nach dem Verhältnisse der Schattirung, die man zu haben wünscht, eine Farbe zu den beiden hinzusetzt. So kann man auch eine blaue Beitze, die aus 1 Unze Indigo, die in vier Unzen Schwefelsäure aufgelöset werden, und worauf dann fließendes Wasser gegossen wird, eine blaue Farbe erhalten, worin man die Stöcke legen kann. Wenn man hierzu noch etwas von der gelben Beitze setzt, so kann man eine grünliche Stockfarbe erhalten, die sich sehr gut ausnimmt. Die violette Farbe erhält man aus dem Indischen Holze und Römischen Alaun. Die gewöhnlichsten Stockfarben sind die gelbe, lichte gelbe oder dunkelgelbe, die gelbbraune auf Art des Spanischen Rohrs, die grünlichgraue, oder grünliche, die schwarze, die braune und die röthliche, und dann noch eine große Anzahl von Schattirungen, die man durch Untereinandermischen der Beitzen erhält, und die sich hier nicht so angeben lassen. Wenn die Stöcke gebeitzt worden, werden sie geölt, die dunklen Farben mit Leinöl, die hellen mit Nuß- oder Mohnöl. Man kann das Oel erst erwärmen, weil es besser eindringt. Ist dieses geschehen, so werden sie lackirt oder polirt. Das Erstere geschieht mit einem Lackfirniß, wozu man einen Bernsteinfirniß (s. unter Firniß, Th. 13, S. 406 u. f.) gebrauchen kann, das heißt, bei Stöcken von dunkler Farbe, z. B. von brauner, schwarzer ꝛc., bei hellen Farben dagegen einen Mastixfirniß, da der weiße Kopalfirniß vielleicht zu theuer zu stehen kommen würde, wenn die Stöcke wohlfeil geliefert werden sollen; den letztern Firniß, s. den erwähnten Theil, S. 465, und den ersteren, unter Mastixfirniß, Th. 85, S. 422. Man kann auch einen Terpentinfirniß wählen; allein dieser Firniß klebt sehr, und läßt sich daher nicht gut zu Stöcken gebrauchen, da er beim Anfassen durch die Wärme der Hand leicht wieder weich wird und klebt. Das Auftragen dieser Firnisse geschieht mit

einem feinen Borsten- oder starken Haarpinsel, Fischhaarpinsel. Das Poliren der Stöcke geschieht mit Baumöl, und einem in Spiritus oder Weingeist aufgelöseten Schellack, wozu etwas Venetianischen Terpentin zugesetzt worden. Man macht sich einen Bausch von einem Stückchen Waschschwamm, der vorher gehörig in warmem Wasser erweicht, und dann getrocknet worden, worüber man einen weißen Lappen, das heißt, ein Stück feines Leinen zieht. Diesen Bausch taucht man nun in Baumöl, und fährt damit über den Stock hin und her; dann drückt man das Oel heraus, macht einen neuen Lappen darüber, taucht den Bausch in die Schellackpolitur, und überfährt damit den Stock so lange, bis er einen Glanz erhält. Von Holzstöcken, oder Spazierstöcken aus Holz, hat man verschiedene Gestalten, dicke, dünne, knotige und dornige, sogenannte Knoten- und Dornstöcke, Pfeifenstöcke, Keulenstöcke, Stuhlstöcke, Stöcke mit den Apparaten der Chirurgie, das heißt, mit den nöthigsten, als Scalpell, Scheere, Lanzette rc. rc., welche im Knopfe oben angebracht worden, der zur Hälfte abgeschraubt werden kann, Spielstöcke rc. rc.; dann Krückstöcke, welche oben einen Griff, gleich der Krücke haben, Beil- und Hammerstöcke, welche oben als Griff ein kleines Beil oder einen Hammer haben, gleichsam wie eine Streitart im Kleinen, Figurenstöcke, welche uns größtentheils die Schwarzwalder liefern, wo oben der Griff ein Hund, Löwe, Wolf, ein Vogel, Fisch, oder sonst eine Figur ist; dann Stöcke mit den verschiedensten Knöpfen, von Gold, Silber, Stahl, Porzellan, von Elfenbein, Horn, Perlmutter, Emaille rc. rc. Auf die Holzstöcke folgen diejenigen von Rohr, die sogenannten Rohrstöcke, von welchen die Spanischen Rohrstöcke sich auszeichnen; s. unter Spanisches Rohr, Th. 156, S. 265; dann kommen die Bambosröhre, oder Bambusröhre, welche von den

proportionirlichsten Bamboustengeln geschnitten werden. Man hat große und kleine, oder dünne und dicke; sie kommen von den Malabarischen und Coromandelschen Küsten rc. zum Handel. Sie werden lackirt, lassen sich sehr gut biegen, besonders die dünnen, nur springt leicht die äußere Rinde beim öfteren Biegen los, oder bekommt doch viele Risse und Sprünge, welche dem Stocke das schöne Ansehen nehmen. Rohrstöcke von weißlicher Farbe, gleich dem Baurohre, mit starken oder bemerkbaren Absätzen rc. rc. — Die Fischbeinstöcke werden von starkem Fischbeine gemacht, und sind entweder glatt oder zum Theil gedrehet. — Die Stahlstöckchen, welche von dünnem Stahl gemacht und polirt werden, machen sich nicht übel, kommen jedoch jetzt nur noch selten vor. Zu den gemischten Stöcken gehören die mit Draht überzogenen Rohrstöcke, z. B. mit Gold- und Silberdraht, Messingdraht, auch mit Lahn, mit Seide rc., womit der Stock gleichsam wie überwoben worden. Man handelt die Stöcke Gros- und Dutzendweise, sowohl im rohen Zustande, jedoch geschnitten, als auch gebeizt und polirt, mit Knopf, Zwinge und Stockband ausgestattet rc.; im letzteren Falle jedoch nur Dutzendweise, im Ganzen, und dann Stückweise en detail. Die gewöhnlichen Stöcke von Holz und Rohr erhält man bei den Stockmachern, die auch zugleich damit Handel treiben; die feinen Stöcke von Fischbein, Stahl rc., bei den Galanterie-Händlern, wo man auch ausgezeichnete Rohr- und Holzstöcke erhält, z. B. Schwarzwalder. Die Fischbein- und Stahlstöcke liefert England in den Handel, so wie mancherlei Galanteriestöcke auch Frankreich. Die chirurgischen Stöcke werden größtentheils nach den Angaben der Aerzte selbst von dem Mechanikus oder chirurgischen Instrumentenmachern angefertiget, so die Spielstöcke von den musikalischen Instrumentenmachern rc. rc. Man findet Stockkabinette, welche die seltensten Stöcke aus ältern Zeiten enthal-

ten, und wo man im Sammeln bis auf die neueste Zeit fortgegangen ist, also alle Moden berücksichtiget hat. Gewiß sehr interessant für den Freund dergleichen Sammlungen.

Stock (Spiel=), ein Stock, Spazierstock, in welchem ein Spielwerk mit einer Walze angebracht worden, z. B. im Knopfe, oder ein Harmonika ꝛc. in dem Stocke selbst, wozu die Blaselöcher mit einem feinen Schieber verdeckt worden, sogenannte Harmonika=Spazierstöcke. Das Werk von Messing mit den feinen Klappen oder Zungen ist eingelegt, daher ist der Stock nach oben zu etwas stark, jedoch proportionirlich, wie ein starkes Spanisches Rohr. Es ist eine Deutsche Erfindung des 19ten Jahrhunderts.

—, in der Sprachlehre, s. oben, S. 373 u. f.

— (Spring=), s. oben, S. 375, und Springstock.

— (Straf=), sowohl das Gefängniß, als auch das Rohr oder Röhrchen, womit Verbrecher gestraft werden.

— (Stuhl=), s. Stockstuhl.

— (Torf=), s. oben, S. 376.

— (Tret=), Wärmestock, bei den Kürschnern, s. Th. 57, S. 29 u. f., und Fig. 3413.

— (Trommel=), die vorn mit einem runden oder ovalrunden Knopfe versehenen kurzen hölzernen Stöcke, die Trommel zu rühren oder zu schlagen; s. unter Trommel.

— (Vieh=), s. oben, S. 380.

— (Wachs=), s. oben, S. 379, und unter W.

—, in den Walkmühlen, s. oben, S. 378.

— (Wander=), s. Stock (Reise=).

— (Wärm=), s. Stock (Tret=).

— (Weiden=), ein aus Weiden geschnittener Stock.

— (Wein=), s. diesen Artikel, in W.

— (Weller=), s. unter Lehm, Th. 70, S. 45.

— (Wende=), bei den Handschuhmachern, s. unter Handschuh, Th. 21, S. 460.

—, in der Wundarzneikunst, s. Stock (Spazier=).

Stock (Zauber=), uneigentlich, eigentlich Zauberstab, ein Stöckchen, womit die Zauberkünstler, Taschenspieler, Gaukler ꝛc., gleichsam ihre Künste oder Zauberenen verrichten, indem sie mit diesem Stöckchen unter einem Hocuspocus an irgend einen Gegenstand klopfen, wenn dieser sich verwandeln soll ꝛc.; s. unter Taschenspieler in T; auch gehört hierher die Wüschelruthe, wovon auch schon unter Magie, Th. 82, S. 286, etwas gesagt worden; s. Wüschelruthe, unter W. Zauberkünstler der neuern und neuesten Zeit, welche Aufsehen erregten, sind: Philadelphia, Pinetti und Bosko. S. die Art. Magie, Taschenspielerkunst, Zauberkunst und Zauberey.

—, beim Zinngießer, s. oben, S. 379, und unter Zinngießer.

— (Zoll=), s. Stock (Maaß=).

— (Zünd=), s. unter Kanone, Th. 34, S. 394.

Stockaar, Stockadler, Falco palumbarius. Da dieser Aar unter Habicht übergangen worden, auch unter Falk und Geyer nicht vorkommt, wenigstens ist seiner nur in den genannten Artikeln kurz Erwähnung geschehen, so wird er unt. Taubenfalk, in T. vorkommen.

Stockadler, s. daselbst.

Stockamboß, s. oben, unter Stock, S. 378. Bei den Kupferschmieden, ein starker eiserner Knopf, der oben nach einer Kugel abgerundet ist. Er ist 4 bis 6 Zoll dick, und steckt an einer eisernen Stange in einem Klotze auf dem Fußboden. Die Bahn dieses Ambosses muß mit dem besten Stahle verstählt seyn. Der Kupferschmid schmiedet auf diesem Amboß die runden Boden seiner Arbeit.

Stockamsel, eine Benennung der Schwarzdrossel.

Stockarbeiter, eine Art Seiler, welche ohne Läufer arbeiten, und verschiedene Arbeiten der andern Seiler nicht verstehen; sie scheinen eine Art Spitzarbeiter zu seyn, beide aber sind von den Reifschlägern unterschieden.

Nach Frisch's Versicherung sollen sie ihren Namen daher haben, weil sie ihre Arbeit auf einen Knäuel, wie einen Wachsstock wickeln, und Ellenweise verkaufen. Man findet sie häufig am Rheine.

Stockauster, Holzauster, eine Benennung der Felsendublette.

Stockband, ein zierliches Band, an einem Spazierstocke, welches entweder eine schwarzseidene Schnur mit Puscheln oder Quasten, oder eine braune oder sonst eine seidene Schnur oder ein feines seidenes Band ist, welches sich zu den Spazierstöcken eignet, gewöhnlich nimmt man dazu seidenes Rundschnur.

Stockbarsch, eine Art großer Bärsche oder Bärse, zum Unterschiede von dem Kaulbarsche, Flußbarsche, die aber keine besondere Art bezeichnen.

Stockbild, Terminus, Fr. Terme, in der Steinmetzkunst, ein hoher Stein, welchen oben das Bruststück eines Mannes ziert, das aus dem Steine kunstgerecht gehauen worden, unten geht der Stein spitz zu, und ruht auf einem Säulenfuße, Untersatz oder Socle. Es ist ein alter Grenzstein, wie ihn die Alten, Griechen und Römer, als Grenzstein, Markstein hatten; sie wurden auch an die Scheide- oder Kreuzwege gesetzt, um die Reisende zurecht zu weisen. In Rom wurden sie von Numa Pompilius eingeführt, wenigstens führte dieser Regent den Grenzgott, Terminus ein (s. diesen Art.). Hierher gehören auch die Hermen, welches eigentlich Grenzsäulen sind. In neuerer Zeit hat man dafür die Meilensäulen, Meilensteine, s. Th. 87, S. 750 u. f., eingeführt Die Stockbilder, Termini, findet man noch in den Lustgärten 2c.

Stockbilz, s. Stockpilz.

Stockblind, Bei- und Nebenwort, völlig blind, im höchsten Grade blind, gar nicht sehen können; daher ein stockblinder Mensch, ein Mensch, welcher den schwarzen Staar hat, gar nicht sehen kann.

Stockböhme, im gemeinen Leben, nach Adelung, ein dummer, stöckischer und hartnäckiger Böhme, und im weiteren Verstande ein jeder Mensch dieser Art. Da die ehemals in der Leibeigenschaft lebenden Böhmen ihrer stöckischen Gemüthsart wegen verrufen waren, so scheint Stock hier, sagt Adelung, entweder zu stöckisch zu gehören, oder auch das bloße Zeichen der Intension zu seyn, um gleichsam einen Erzböhmen zu bezeichnen.

Stockbörse, in London der Ort, wo die Aktien verhandelt werden, so wie überhaupt die Englischen Werthpapiere, sowohl von der Bank, den dreiprozentigen, als auch von der Ostindischen Kompagnie. Der Aktien- oder überhaupt Stockshandel an der Börse in London ist sehr groß, besonders in den dreiprozentigen, wer daher seinen Vorrath an Effekten darin losschlagen will, kann ihn zu einem Achtel-Prozent unter dem Marktpreise verkaufen, diejenigen hingegen, welche über Bankaktien oder andere Effekten von beschränkter Zirkulation verfügen wollen, müssen auf jedes hundert Pfund Valuta acht- bis zehnmal so viel verlieren.

Stöckchen, in den Drahtziehereyen, ein Stück Holz, auf welchem man das Drahtende, um es durchs Zieheisen zu stecken, zu rechte feilt und klopft. — Im Mühlenbaue heißt dasjenige Stückchen Stahl, in welches die Spur geschlagen wird, in welcher das Mühleisen läuft, Stöckchen.

Stockdegen, Steckade, ein Stoßdegen, welcher in einem Stocke getragen wird, das heißt, den Griff macht oben der etwas lange Stockknopf aus, und der Degen selbst, der an diesem Knopfe sitzt, mit demselben vereiniget ist, ist schmal und spitz, aber nicht sehr lang, und geht in den übrigen Theil des Stockes, der die Scheide des Degens bildet. Das Ganze gestaltet sich dann zu einem Spazierstocke. Die Stockdegen sind an vielen Orten zu tragen verboten, und wohl nicht mit Unrecht, ja es ist sogar den Schwerdfegern zur Pflicht gemacht worden,

dergleichen Degen nicht anzufertigen und zu verkaufen, und wo es geschieht, da müssen sich die Personen ausweisen, zu welchem Behufe sie einen solchen Degen haben wollen, da er eigentlich nur auf Reisen gebraucht werden soll, das heißt, nur auf Reisen bei sich zu tragen erlaubt ist, um sich im Nothfalle eines Ueberfalls vertheidigen zu können.

Stockdeiche, beim Leupold, in dessen Theatro Hydrotechn., die Holzdeiche.

Stockdumm, Bei- und Nebenwort, im hohen Grade dumm, im gemeinen Leben; s. Stock.

Stockdürre, Bei- und Nebenwort, sehr dürre, vollkommen dürre, so dürre, wie ein Stock, auch nur im gemeinen Leben.

Stockdunkel, s. Stockfinster.

Stöcke, Triebstöcke, Drehlinge, Treiblinge, Spindeln, im Mühlenbaue, diejenigen runden Stöcke, woraus die Getriebe vermittelst der beiden Scheiben zusammengesetzt werden; s. Triebstöcke, unter T.

Stöckel, auf den Bergwerken, das runde Holz am Ventil der Künste, mit sechs Löchern. — Beim Nadler, der eiserne Lauf, worin sich der Unterstämpel des Stämpels, worin die Stecknadelknöpfe gestempelt werden, an der Wippe befindet. — In der Wasserbaukunst, ein viereckeiges Stück Holz, welches in die Oeffnung des untern Stücks am Kolben einer Pumpe paßt, und, wenn man am Kolben etwas zu verrichten hat, ausgenommen werden kann.

Stöckelkiel, s. Steckelkiel.

Stöckeln, ist auf dem Harze gebräuchlich, und heißt so viel als das Ausnehmen des Zinks aus dem Zinkstuhle, und wird auch überhaupt für aus dem Ofen nehmen gebraucht.

Stocken, ein regelmäßiges Zeitwort, welches mit Stock nahe verwandt und in den meisten Bedeutungen das

Stammwort desselben ist, aber nur noch in einigen Fällen seines ehemaligen vermuthlich, nach Adelung, viel weitern Gebrauchs üblich ist. 1. Als ein thätiges Zeitwort, wo es zunächst von Stock gebildet zu seyn scheint. 1) Die Tuchmacher stocken die Tücher, wenn sie solche auf- oder zusammenrollen, wahrscheinlich weil solches auf einen Stock oder Stab geschieht, wo nicht, so scheint der Begriff der Masse, der Dicke, der herrschende zu seyn. — 2) Im Oberdeutschen stockt man den Wein und andere Gewächse, wenn man Stöcke, das ist Pfähle, Stangen oder Stäbe zu denselben steckt, welches man in andern Gegenden pfählen, stängeln, stäbeln nennt. — 3) In Ausstocken bedeutet es die Stöcke oder Wurzelenden gefällter Bäume ausrotten; in verstocken aber hart, unempfindlich dem Gemüthe nach, machen. — 4) Das Reciprokum sich stocken oder sich bestocken wird von den Gewächsen gesagt, wenn die Pflanze mehrere Stängel oder Halme treibt, welches man auch sich bestauden nennt. — II. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben. 1) Mit dem herrschenden Begriffe des Stehens, von welchem Zeitworte es hier ein Intensivum ist, und den figürlichen Nebenbegriffen sowohl der Dicke, als auch der Unbeweglichkeit. (1) Aufhören sich zu bewegen. Das Wasser stockt, wenn es nicht abfließt. Ihm stockt sein Blut, ihm starrt das Haar (Wieland). Besonders figürlich. Das Geld stockt, wenn es nicht zirkulirt, wenn dessen Um- oder Kreislauf gehemmt ist. Stockungen in dem Umlaufe des Geldes verursachen. Die Sache stockt, eilt nicht fort, wird gehindert. Die Handlung stockt jetzt überall. Ingleichen unpersönlich. Es stockt mit der Sache. In welchem Verstande man auch sagt, in das Stocken oder Stecken gerathen. — (2) Im Reden inne halten, weil man nicht weiß, was man sagen will, im Reden stecken bleiben. Nach einer kleinen

Vergleichung fährt er mit einem Aber for. und stockt; nun Herr Orgon was haben sie? was stocken sie? (Gell.) Er stockt, wenn man ihn frägt, zeigt ein zerstreut Gesicht, und widerspricht sich schon, eh' er zehn Worte spricht (Gell.). — (3) Aufhören sich zu bewegen und dicke werden, wo es besonders von flüssigen Körpern für gerinnen, gestehen, üblich ist. Das Blut stockt, die Milch stockt. Auch als ein Reciprokum. Die Milch stockt sich. — 2) Trockne Körper stocken, wenn sie von schädlicher Feuchtigkeit ohne Bewegung verdorben werden. Die Leinwand stockt, wenn sie an einem feuchten Orte liegt. Stockfleckig seyn, durch das Stocken Flecke bekommen haben. Ingleichen unpersönlich. Man muß die hölzernen Geschirre an einen bedeckten Ort stellen, wo es nicht stockt, das heißt, nicht stocken macht. Das Papier stockt, bekommt Stockflecke, wenn es rothbräunliche oder gelbbräunliche Flecke erhält. Die Bücher stocken, bekommen Stockflecke, wenn sie die schon erwähnten Flecke erhalten. Das Stocken geschieht in den Gebäuden, deren Mauern viel Feuchtigkeit enthalten, die besonders im Winter beim Heitzen der Zimmer herausschlägt. Man findet es hauptsächlich bei Gebäuden, die sehr frei liegen, besonders an Plätzen, oder sonst an Orten, wo sie der Wetterseite, dem Regen 2c. zu sehr ausgesetzt sind. Das beste Mittel ist, wo der Stock sich einfindet, fleißig im Frühjahr und Sommer die Fenster zu öffnen, damit die Zugluft durchstreichen, auch die Sonne besser eindringen kann. S. auch den Art. Stockung, weiter unten. — Im Bergwerke heißen die Scheiben Kupfer, die auf dem Saigerherde bleiben, wenn das Silber und Bley durchgesaigert ist, Stocken.

Stöcken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, in den Stock legen, das ist, in Verhaft nehmen, und mit den Füßen in einen hohlen Klotz befestigen, und in weiterer Bedeutung in ein hartes Gefängniß legen, ein nur im

gemeinen Leben übliches Wort, besonders in der Redensart Jemanden stöcken und blöcken, in den Stock und Block legen. Wenn es Weish. 2, 19 heißt: mit Schmach und Qual wollen wir ihn stöcken, das ist, peinigen, so scheint es daselbst, nach Adelung, in eine ungewöhnlich weitere Bedeutung zu stehen.

Stockenkohlen, Stückenkohlen, beim Kohlenbrenner, Kohlen, welche aus Klötzen und in besondern Meilern geschwelt werden.

Stockente, **Anas clypeata**, eine Benennung der Löffelente, die jedoch ungewöhnlich zu seyn scheint, wenigstens findet man diese Benennung nur selten bei neuern Schriftstellern, nur Einige führen sie an, scheinen aber auch nicht in der Entenart einig zu seyn, indem sie solche bald der eben genannten Ente, bald der gemeinen wilden Ente, die auch Spiegelente, Märzente, **Anas Boschas**, genannt wird, beilegen. S. unter Ente, Th. 11, wo die wilde gemeine Ente erwähnt worden. Die Löffelente ist zwar daselbst nicht beschrieben worden, doch läßt sich auch hier keine Beschreibung derselben geben, weil die Benennung Stockente, wie schon gesagt, ganz ungewöhnlich ist, und man sie hierunter nicht suchen wird.

Stockerbse, **Pisum arvense**, eine Art wilder Erbsen, welche unter dem Getreide in Europa wächst.

Stockerz, im Bergwerke, Erz, welches in Stöcken oder Stockwerken bricht. S. Stockwerke. Auch ein mächtiger Anbruch von Erz, davon man keine Salbänder findet.

Stockeule, in einigen Gegenden ein Name der kleinen Art Eulen, welche man mit dem Namen der Kautze belegt; s. unter Eule, Th. 11, S. 684. Nach Adelung soll es wahrscheinlich seyn, daß dieser Vogel diesen Namen wegen der kurzen dicken Gestalt erhalten hat.

Stockfackel, beim Wachslichtzieher, ein mit Werg

oder Hanf umwickelter Kiefern- oder Fichtenholzstock, welcher dann gepicht, gezogen, und eben so mit Wachs begossen wird, wie die Windfackeln; s. unter Fackel, Th. 12, S. 9.

Stockfalk, Stakerfalk, eine Benennung des Sakerfalken, Großfalken, Falco Sacer, s. unter Falk, Th. 12, S. 130.

Stockfäulung, im Weinbaue, das Faulen der Weintrauben an dem Stocke, welches zwar wenigeren, aber besseren Wein giebt.

Stockfeder, der Stockkiel, der äußere Federkiel an dem Flügel einer Gans, welcher etwas platt und härter ist, als die andern, weshalb er auch vorgezogen wird; den Namen Stockfeder, Stockkiel, hat er wahrscheinlich wegen seiner Härte erhalten.

Stockfidel, s. Stockgeige.

Stockfinster, Bei- und Nebenwort, im höchsten Grade finster, im gemeinen Leben. In stockfinsterer Nacht. Stockdunkel, in der Deutschen Bibel, Hiob 10, 22. In einigen Gegenden stockdickefinster, auch stichdunkel, stichfinster, bei dem Hans Sachs stickfinster, im Niedersächsischen stickendüster, von Stock, dem Zeichen der Intension. Adelung leitet es von Stock 3 (4) her, s. oben, S. 381. Das Wort stockfinster scheint wohl von Stock, Stockhaus, ein Gefängniß herzurühren, weil in den frühern Zeiten Gefängnisse ganz finster gehalten wurden, so, daß kein Licht hinein fiel, um sie dadurch noch abschreckender zu machen; dem Gefangenen also hierdurch gleichsam, von der Außenwelt abgeschieden, seine Vergehungen schrecklicher vorzustellen.

Stockfisch, s. unter Kabeljau, Th. 32, S. 20 u. f. Die Naturforscher scheinen über den Kabeljau und Stockfisch nicht einig zu seyn. Die meisten halten den Kabeljau, Stock- und Klippfisch für einen und denselben Fisch, nur die Zubereitung giebt ihm die ver-

schiedenen Namen, wie man an dem angeführten Orte sehen kann. Cuvier trennt aber den Kabeljau vom Stockfisch und giebt sie für zwei verschiedene Fische an, dem Letzteren giebt er den Namen Gadus Merluccius, Fr. le grand Merlus, und dem Ersteren Gadus Morrhua, Fr. la Morrhue. Der Letztere, der Stockfisch, hat keine Bartfäden, und der Unterkiefer ist länger, als der obere; der Kabeljau hat dagegen einen Bartfaden und die Kiefer sind von gleicher Länge. Die Zubereitung beider, wenn es zwei Arten giebt, wäre dieselbe. Der Name dieses Fisches soll nicht, wie Frisch will, von der Aehnlichkeit der zusammengebundenen Bündel mit einem Amboßstocke oder Klotze herrühren, sondern weil er entweder auf einem Gerüste von Stöcken oder Stäben gedörrt worden, oder auch wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Stocke, oder auch wegen seiner Härte. Figürlich ist Stockfisch im gemeinen Leben ein dummer einfältiger Mensch, vermuthlich, sagt Adelung, als eine Anspielung auf die Steife und Gefühllosigkeit beider. Gellert sagt: wenn ich den Hofmeister nicht fortgejagt hätte, so wäre ich ein Stockfisch geworden, wie er war.

Stockfischhandel, s. unter Kabeljau, Th. 32, S. 31 u. f. Im Handel kommen folgende Sorten von Stockfisch vor: 1) Isländerfisch oder von seiner Gestalt sogenannter Flach- oder Flackfisch; 2) Bartfisch, welches die beste Sorte ist; 3) Mittelrotschär; 4) Kleinrotschär; 5) Rundfisch; 6) Sergfisch; und 7) trockne Lempen, welche Sorten gemeiniglich aus Bergen und Drontheim kommen. In Holland kommen nur drei Sorten Stockfisch vor, nämlich der runde oder Rundfisch, der lange oder Langfisch, und der kurze oder Kortschär. Noch andere Arten von Stockfisch sind, alte Weiber, Vieilles, Felsenfisch, der Goberg &c. Der größte Verbrauch dieser Fische geschieht zur Fastenzeit in katholischen Ländern, und den

stärksten Handel damit treiben die Deutschen, Holländer und Franzosen. In Deutschland treiben ihn besonders die Seestädte.

Stockfischholz, wird in Holland die lange und dünne Sorte Rothholz genannt, welches nur etwa halb so viel, als die stärkere und bessere gilt, von der die Stücke 20 bis 25 Pfund am Gewichte halten.

Stockfischleberthran, s. Thran vom Kabeljau, unter Kabeljau, Th. 32.

Stockfischrogen, s. daselbst.

Stockfischthran, s. daselbst.

Stockfleckig, Bei- und Nebenwort, von dem Stocken verursachte Flecken haben; s. Stocken 11, 2.

Stockfremd, Bei- und Nebenwort, völlig fremd, im gemeinen Leben. Ein stockfremder Mensch; s. Stock 3 (4), S. 381.

Stockgarbe, in einigen Gegenden ein Zehenter, welchen der Eigenthümer eines Holzes dem Wald- und Forstherren für die Ausstockung oder Ausrottung desselben entrichtet; die Forstgarbe.

Stockgarn, in der Fischerey, s. Sackgarn, Th. 129, S. 445.

Stockgeige, Stockfidel, eine kleine schmale Geige in Gestalt eines Stockes oder Stabes.

Stockgut, ein nur in einigen Gegenden für Stammgut übliches Wort, wahrscheinlich von Stock, gemeinschaftliche Masse, Stamm, Geschlecht. 2) Güter, das ist, Grundstücke, welche durch Ausstockung oder Ausrottung eines Waldes zu Aecker gemacht worden.

Stockhamen, beim Fischer, ein Hamen mit einem Stocke oder Stiele.

Stockhänfling, ein Hänfling, welcher in Brasilien vorkommt, und der von einigen Naturforschern wegen seines langen Schwanzes der Stockhänfling genannt wird, der langschwänzige Hänfling; s. unter Hänfling, Th. 20, S. 688.

Stockhärig, beim Roßhändler, ein Strich am Halse des Pferdes von aufgerichteten und zurückstehenden Haaren, in der Gestalt einer Degenklinge, nahe bei der Mähne.

Stockholm, die Haupt- und Königliche Residenzstadt von Schweden, welche in der Provinz Upland auf mehreren Inseln und Halbinseln des Mälarsees liegt, und in der Gegend, wo dieser See seinen Ausfluß in eine Bucht der Ostsee hat. Die verschiedenen getrennten Theile werden durch Brücken verbunden. Die Aussicht auf diese Stadt soll so interessant seyn, wie diejenige zu Venedig. Diese Stadt hat einen Umfang von 3½ Meilen, und besteht aus sieben Hauptheilen: Stockholm, Ritterholm, Helgeandsholm (das heißt, heiligen Geists-Insel), Schiffsholm, Blasiiholm, Königsholm und Ladugardsland, und zwei Vorstädten: Norder- und Südermalm, die zusammen zweihundert und achtundneunzig Gassen oder Straßen, zweiundzwanzig Kirchen, dreizehn Brücken, worunter sich besonders die auf vier prachtvollen Bogen von Granit ruhende steinerne Brücke aus der eigentlichen Stadt in die Vorstadt Nordermalm, auch auf Ladugardsland und Königsholm, welche fast tausend Schritte lang ist, auszeichnet; auch die neue Brücke aus der Stadt nach dem Südermalm; mehrere Plätze, zwei Theater, sechstausend Häuser (nach Andern 3633 Privathäuser), und über 75,000 Einwohner umfaßt. Die Stadt ist im Ganzen gut gebauet, hat größtentheils gerade und gut gepflasterte Straßen, welche des Nachts erleuchtet werden. In der eigentlichen Stadt Stockholm, welche nicht regelmäßig, sondern altmodisch erbauet ist, und durch Brücken mit dem Nordermalm, dem Ritterholm und Südermalm zusammenhängt, ist das schöne, im Italienischen Geschmacke erbauete, etwas erhaben liegende Königliche Schloß, mit einer Bibliothek von 40,000 Bänden, und mit einem Museum. In der

Nähe desselben steht die Statue Gustavs des Dritten, und auf dem Ritterhausmarkte, die seit dem Jahre 1774 nach dem Modelle des Ritters l'Archeveque gegossene metallene Bildsäule König Gustavs des Ersten, auf einem Piedestal von grünem Schwedischen Marmor. In diesem Stadttheile sind auch die Börse, die Bank, und das Münzhaus. Das Königliche Schloß ist erst seit dem Jahre 1754 fertig geworden, und seit dem Jahre 1768 ist die Königliche Bibliothek dahin verlegt worden. Vor dem Baue des Königlichen Schlosses wohnte die Königliche Familie in dem Wrangelschen Pallaste. Auf dem Ritterholm, oder in dem Stadttheile Ritterholm, liegt die alte Gothische Ritterholmskirche, mit den Grabmälern mehrerer Schwedischen Könige, und mit dem seit zweihundert Jahren von den Schweden eroberten Fahnen, Standarten und Flaggen, 5000 an der Zahl. Der Admiralitäts- oder Schiffsholm, gleichfalls ein Stadttheil, enthält das Zughaus der Admiralität, mit welchem ein Fort auf Kastellholm verbunden ist. In der Vorstadt Nordermalm, dem größten und vornehmsten Stadttheile, mit meistens regelmäßigen Straßen, worunter die 2500 Ellen lange Königsstraße die vorzüglichste ist, zeichnet sich der Gustav Adolphsplatz mit der Bildsäule dieses großen Königs zu Pferde aus; dann die St. Jacobi-, die St. Klara-, die Johannis- und die Oluffskirche, welche Letztere ansehnlich erweitert, und 1774 Adolph-Friedrichskirche genannt worden ist. In Südermalm, dessen Straßen abhängig sind, und dessen Häuser sich zum Theil terrassenförmig von dem Wasser an erheben, zeichnen sich das große Eisenmagazin oder die Eisenwage, und die große Schiffswerft aus. In diesem Stadttheile stehen auch die nach dem Brande von 1759 erbauete Marien-Magdalenen- und die St. Katharinenkirche. Dann sind noch bemerkenswerth: die St. Nikolaikirche, nicht weit von dem Schlosse, auch

die große Kirche genannt, die Gertrudenkirche, mit einem schönen Glockenspiele, wobei auch eine Lateinische Schule ist, die Ulriken-, Eleonoren- und die Graumönche-kirche. Unter den Brücken ist noch die lange Schiffsbrücke und die sogenannte Drottningsgate, welche an 2000 Schritte lang ist, bemerkenswerth. Von der Königsholmerbrücke hat man eine schöne Aussicht auf viele geschmackvolle Palläste und andere Privatgebäude. Der vormalige Tessinsche, nachmals Prinz Karlsche Pallast, ist seit 1774 die Wohnung des Oberstatthalters, und der gräflich Eckebladsche auf dem Nordermalm wurde 1773 vom Könige erkauft, um ein Opernhaus daraus zu bauen. Wenn man von einer Erhöhung, z. B. von einer Kirche oder sonst einem erhabenen Standpunkte, wie von dem Brunkenberge, oder dem neuen astronomischen Observatorium, Stockholm erblickt, so gewähren die Häuser einen interessanten Anblick, indem viele derselben mit Kupfer und Eisenblech gedeckt sind; auch sind sie größtentheils aus Stein erbauet, und vier bis fünf Stockwerke hoch; in den Vorstädten findet man noch viele hölzerne Häuser. — Unter den gelehrten und gemeinnützigen Anstalten gehört vorzüglich die 1739 gestiftete und 1741 bestätigte Akademie der Wissenschaften, welche eine ansehnliche Bibliothek und Naturaliensammlung besitzt, und im Jahre 1748 das ausschließliche Privilegium erhielt, alle Schwedischen Kalender drucken zu lassen. Ferner die von der Königin Louise Ulrike 1753 gestiftete Akademie der schönen Wissenschaften und der Geschichte, das Antiquitäten-Collegium oder Archiv, das Königliche Landmessungskomptoir, die Navigationsschule, die Militairakademie, die Maler- und Bildhauerakademie, das 1688 errichtete, aber 1766, 1773 und 1774 verbesserte Collegium medicum, unter dem vierzig Aerzte stehen, die in den Provinzen unterhalten werden, und von denen jeder 500 Rthlr. Silbermünze Gehalt be-

kommt; das Inoculationshaus, die Anstalt für Kranke, welche an der Siphilis leiden, zwei Entbindungshäuser ꝛc. Obgleich Stockholm eine nicht geringe Anzahl wissenschaftlicher Anstalten zählt, so sind die Unterstützungen, welche den Wissenschaften von Seiten des Staats zufließen, nur geringe, welcher Vorwurf jedoch weder den König, noch den Kronprinzen trifft, die beide aus ihrem Privatvermögen einzelne Gelehrte und einzelne literarische Anstalten vielfach unterstützt haben, und noch unterstützen. Die Schuld, daß diesen Anstalten so wenig zufließt, sollen die obersten Regierungsbehörden tragen, hauptsächlich aber die Reichsstände, als Inhaber und Vertheiler der Geldmittel des Landes. Nach dem Budgete vom Jahre 1830 ist nur die ärmliche Summe von 27,000 Rthlrn. für die schönen Künste ausgeworfen worden, und unter den zehn Hauptabschnitten desselben haben die Wissenschaften keinen Platz gefunden. Im Jahre 1829 wurden zur Verbesserung der Gehalte der Lehrer an Schulen und Universitäten des ganzen Landes 60,000 Rthlr. bewilliget, allein bis zu dem 1833sten Jahre war diesen von der genannten Summe noch nichts zugekommen. Auf den Verhandlungen des Reichstages in dieser letzten Zeit, und in den Zeitungen ist die Frage: über die Verbesserung des Unterrichtswesens und der öffentlichen Erziehung, häufig erörtert worden, und sie wird noch stets in unzähligen Flugschriften besprochen, allein die Meinungen sind hier getheilt, und so kann es zu keinem bestimmten Resultate kommen; denn die eine Parthei will das ganze Erziehungswesen von Grund aus umschaffen, die andere dagegen will das Alte behalten, und nur Mißbräuche abgeschafft wissen. Jener Parthei, welche eine Umschaffung bezweckt, schließt sich auch die jetzige Regierung an, und wird von der Opposition kräftig unterstützt; zur andern Parthei gehören aber die Universitäten, die alten Schulmänner und die Geistlichkeit. Bei diesen sich so entge-

gengesetzten Ansichten konnte daher nur wenig geschehen, außer daß eine Probeschule zu Stockholm errichtet, und die Kriegsschule zu Karlsborg nach einem neuen Plane umgebildet worden. Die Akademie der Wissenschaften behauptet zwar noch ihren alten Ruf, jedoch nicht in allen Fächern; als vorzügliche Pflegerin tritt sie in den Naturwissenschaften auf, besonders in der Physik, Chemie und Naturbeschreibung, so auch in der Sternkunde, und die Verhandlungen derselben enthalten beinahe alles Bedeutende, was in der Physik, Chemie und Astronomie geleistet wird, obgleich in der Chemie Berzelius fast nur allein steht. Die übrigen Akademien vertheilen Preise und geben Verhandlungen heraus, die im Ganzen, sagt ein Schriftsteller, wenig gelesen werden. Der sich gebildete Kunstverein veranstaltet jährlich Gemäldeausstellungen, und bestellt bei Künstlern neue Gemälde, welche unter den Mitgliedern verlooset werden. Bemerkenswerth sind noch das 1772 gestiftete Assistenzkomptoir, und die drei Waisen- und Findelhäuser, von denen die zwei ersten 1632 und 1755 auf Kosten der Stadt, das dritte 1753 von den Freimaurern gestiftet worden, und das 1773 errichtete freiwillige Arbeitshaus. — Der Hafen von Stockholm ist groß und sicher, nur ist die Einfahrt wegen der vielen felsigen Inseln oder Scheeren gefährlich; jährlich laufen an 600 Schiffe ein. Ein neuer kleiner Graben in der Nähe von Stockholm, Djurgärds-canalen (Thiergartenkanal) ist im August 1833 vollendet worden, der gleichfalls zur Beförderung des Handels der Residenz dient, und seit dem Jahre 1830 hat man angefangen dieselbe auf der nördlichen Seite mit Zirkumvallationslinien zu versehen. Auf der Schiffswerfte werden sowohl für die Krone, als auch für Ausländer Schiffe gebauet; auch hat Stockholm zwei Kanonengießereien. — Stockholm ist der Hauptort der Industrie und des Handels. Unter den Manufakturen und Fabriken findet man hier meh-

rere Zuckersiedereyen, eine Glashütte und Spiegelfabrik, einige sehr gute Papiermühlen, ächte und unächte Porzellan-, Seiden-, Wollen-, Tuch-, Parchent-, Kattun-, Leinwand-, Segeltuch-, Strumpf-, Tabacks- 2c. Fabriken, Kattundruckereyen, Metallfabriken, besonders in Eisen und Kupfer. Auf Ladugardsland trifft man eine Maulbeerpflanzung an, von ungefähr 30,000 Bäumen, woselbst der Seidenbau sehr eifrig betrieben wird. Der Handel wird hier von mehr denn 160 Großhändlern mit 248 Schiffen getrieben. Besonders befördert ihn die Schifffahrt auf dem großen Mälersee, weil aus allen an diesem See liegenden Städten, Eisen-, Kupfer- und Messingwerken der Transport der Waaren bis nach Stockholm geschehen kann. Stockholm führt auch den wichtigsten eigenen Handel von allen Städten des Königreichs. Von ungefähr 1000 Kauffahrteyschiffen, welche Schweden zählt, kommt wenigstens der vierte Theil auf Stockholm, dagegen auf Gothenburg kaum der sechste. Hiernach läßt sich ungefähr berechnen, wie bedeutend der Handel von Stockholm ist, welches man auch schon aus den oben angeführten Großhändlern mit eigenen Schiffen ersehen kann. — Die Residenz ist auch, wie überall die Residenzen großer und kleiner Staaten, der Sitz der höchsten Landeskollegien; so befindet sich daselbst ein Oberstatthalter, ein Landeshauptmann, dann das Schwedische Hofgericht, eine Admiralität, ein Hallgericht, welches die im Lande verfertigten Waaren prüft, und die Streitigkeiten unter den Manufakturisten schlichtet, ein Generalzollarrende-Societät, ein Lootsenkomptoir, und ein Brandassekuranz-Komptoir; auch vorzüglich gute Anstalten wider Feuersbrünste 2c. Dann ist hier die Versammlung und der Sitz der Reichsstände 2c. An Militair liegen in Stockholm die Königlichen Garden und das Artilleriekorps als stete Besatzung. Bei dem Sabbathsberge ist ein Gesundbrunnen. Auf dem Südermalm befindet sich

eine Holländisch-reformirte Kirche, und auf dem Rathhause eine Russische Kapelle. Unter den Lustgärten und Spazierorten sind der Königliche Garten, der Königliche Thiergarten mit zwei Gesundbrunnen, verschiedene Privatgärten, und die Umgebungen der Lustschlösser Friedrichshof, Karlsberg und Ulriksdal vorzüglich schön. Im Thiergarten ist besonders die Waldemarsinsel sehr schön; sie liegt auf der Ostseite des Nordermalm, und wird von Spaziergängern häufig besucht. Karlsberg, an einem Arm des Mälarsees ist jetzt in eine Land- und Seekadettenschule verwandelt worden. Drottningsholm ist jetzt das vorzüglichste Königliche Lustschloß, woselbst sich der Hof gewöhnlich den Sommer über aufhält, auf der Insel Lofoe im Mälar, wohin man von Stockholm vermittelst dreier schwimmenden Brücken gelangt, ist schön gebauet, es hat merkwürdige Sammlungen, und einen Französischen und schönen Englischen Garten. Das schön liegende Ulriksdal, an einer Meerbucht, mit einem Graben und Thiergarten, ist seit 1822 in eine Invalidenanstalt verwandelt worden; eben so ist es Svartsioe, auf einer Insel des Mälar, ergangen, wo das Königliche Schloß gleichfalls in ein Invalidenhaus verwandelt worden. Haga, an einer Bucht des Meeres, in einer romantischen Gegend, mit einem schönen Park, ist jetzt unbewohnt, und auch Rosersberg, mit einem Garten und Park, wird jetzt wenig besucht. — Man sehe übrigens auch den Art. Schweden, Th. 150, S. 379 u. f., nach, wo man auch über Stockholm Manches finden wird. — Wie stark jährlich der Verbrauch an Schlachtvieh rc. ist, welches nach Stockholm vom Lande aus geliefert wird, wird man aus Folgendem ersehen. Es wurden vom Lande aus geliefert: 23,000 Stück Rindvieh, 20,000 Kälber, 30,000 Lämmer und Schafe, 80,000 Liespfund Speck, 240,000 Liespfund Butter und 40,000 Liespfund Talg.

Stockholmer Bank, s. unter Schweden, Th. 150.

Stockholmer Münze, s. daselbst.

Stockholz, beim Windenmacher, ein vierkantiges Holz, welches dreieckige und viereckige Einschnitte hat, und worein die Getriebe der Winde gelegt, und mit demselben in dem Schraubstocke befestiget werden, um die Stöcke des Getriebes zwischen den Einschnitten auszuarbeiten, und gehörig einzurichten. Die dreieckigen Getriebe liegen bei dieser Bearbeitung, die kalt geschieht, in dem dreieckigen Einschnitte, die vierkantigen aber in einem viereckigen Einschnitte des Stockholzes. Der Raum zwischen zwei Ecken des Getriebes wird mit einem Meißel kalt ausgehauen, und die Ecken werden auch mit eben diesem Instrumente zu runden Stäben gebildet.

Stockhaus, ein Haus oder Gebäude, in welchem sich mehrere Gefängnisse zur Verwahrung der Gefangenen befinden. Von Stock, ein Klotz, ingleichen Gefängniß. Man pflegt gewöhnlich einen Unterschied zwischen Stockhaus und Zuchthaus zu machen. In das Letztere bringt man solche Gefangene, die zur Correktion und Arbeit verurtheilt werden, in das Erstere alle schwere Verbrecher, Straßenräuber, Bandendiebe, Mörder, Mordbrenner ꝛc., daher sind in dem Stockhause auch die Gefängnisse dunkel, und nur durch kleine, mit Stäben verwahrte Fenster kommt so viel Licht und Luft hinein, als man für nöthig hält. In das Stockhaus werden daher boshafte Verbrecher eingesperrt, von denen man wenig oder gar keine Besserung erwartet, und die hier entweder ihre Zeit auf gewisse Jahre absitzen müssen, oder welche zum Tode verurtheilt werden. In das Zuchthaus kommen aber nur die leichtsinnigen Verbrecher, so wie überhaupt alle diejenigen, deren Verbrechen nicht zu oft wiederholt worden, nachdem sie ihre Strafzeit abgesessen und entlassen worden, und die nur in leichten Diebstählen zu eigener Hand, in

Betriegereien und Unfug mancherlei Art ꝛc. bestehen, welche eine Correktion veranlassen, also durch Einsperrung und Arbeit gebessert werden müssen. Stockhäuser findet man nur in wenigen Staaten; denn man hat gewöhnlich, besonders in großen, auch mittelmäßig großen, Staaten nur Festungsgefängnisse, Kasematten, für schwere Verbrechen, und dann Zuchthäuser oder Correktionshäuser für leichtere, aber doch nur für solche Vergehen, welche in mehreren Jahren mit Einsperrung und Arbeit abgebüßt werden, außer den Gefängnissen, worin die Gefangenen oder Eingezogenen nur bis zur Verurtheilung bleiben. In Hessen findet man in Gießen ein Zuchthaus und ein Stockhaus; beide stehen neben einander in einer Ecke der Stadt. Das Erstere ist von Holz, das Letztere von Steinen aufgeführt. Beide sind nicht nur von einer hohen Mauer umgeben, sondern auch durch eine Mauer von vier bis fünf Schritten unterschieden. An dem Stockhause fließt der gemeine Stadtflutgraben hin. Die Gefängnisse in demselben sind dunkel, doch ist selbst in den schlimmsten ein kleines, mit einem eisernen Stabe verwahrtes Fensterchen angebracht. Die Stuben in dem Zuchthause sind alle geräumig und hell, weil das Licht durch zwei große Fenster einfällt. Es sind sechs Zimmer, wovon der Stockhausverwalter eines, nebst einer Kammer, bewohnt. In den übrigen arbeiten und schlafen die Züchtlinge, dem Geschlechte nach, von einander abgesondert. Ihre Lagerstätten bestehen aus zwei Bündeln Stroh, die ein jeder monatlich aus der herrschaftlichen Scheuer erhält. Diejenigen Frauenspersonen, welche auf Zeitlebens, oder auch nur auf unbestimmte Zeit zur Zuchthausarbeit verurtheilt werden, sitzen im zweiten Stockwerke des Zuchthauses zusammen in einer Stube, und in der andern sitzen die Waldfrevler, Herumtreiber, überhaupt diejenigen männlichen Gefangene, welche nur auf einige Zeit zur Strafe hier sind. Solche Mannspersonen

aber, die ad opus publicum, oder zur öffentlichen Arbeit entweder auf Lebenslang oder nur auf Jahre verurtheilt worden, bleiben im Stockhause in der sogenannten Arbeiterstube beisammen; sie müssen Staatsarbeiten verrichten; die zum Zuchthause Verurtheilten müssen aber Flachs und Wolle spinnen, und stricken. Der Unterschied eines Stockhauses von einem Zuchthause besteht also hauptsächlich darin, daß in dem Ersteren die Verbrecher zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt worden, also für schwere Verbrecher, und solche, welche man keiner Besserung mehr fähig glaubt, dagegen die Verbrecher in Letzterem noch der Besserung fähig erachtet, sie also für keine verstockte Bösewichter hält, und auch ihr Urtheil dahin lautet, daß sie zwar zur Arbeit condemnirt werden, aber zu keiner öffentlichen, sondern im Zuchthause. Ein Mehreres über die Stockhäuser wird unter Zuchthaus, in Z., vorkommen.

Stockhausverwalter, derjenige, welcher die Aufsicht über das Stockhaus führt; s. den vorhergehenden Artik.

Stockjobbers, in England, eine Art Geldmäkler, welche mit Aktien der Handelsgesellschaften und mit den öffentlichen Staatspapieren handeln, und durch erlogene und künstlich ausgestreuete Gerüchte vom Steigen und Fallen der Papiere machen, daß sie solche wohlfeil einkaufen und theuer wieder verkaufen können; s. auch Fonds, Th. 14, S. 444, und Staatsschuldpapierhandel, Th. 165, S. 351 u. f.

Stockkiel, s. Stockfeder.

Stockkien, im Forstwesen, Kien, welcher aus Kienstöcken, das heißt, den Wurzelenden gefällter Kienbäume geschlagen worden; s. Kien, Th. 37, S. 439.

Stockknopf, Stockknöpfe, Knöpfe, welche oben auf die Spazierstöcke, die Spanischen Röhre ꝛc. gesetzt werden. Man hat sie aus verschiedenen Materien, z. B. von Gold, Silber, Semid'or, Neusilber, Kupfer, Messing, Stahl, Eisen, Stein (Serpentin, Marmor, Ala-

baster, Lava, Bernstein rc.), Elfenbein, Knochen, Porzellan, Emaille, Horn, Schildpat rc. Die Knöpfe von Metall werden in Formen gegossen, und wenn sie erhabene Figuren haben, verschnitten und polirt; auch hat man welche von getriebener Arbeit. Die andern Stockknöpfe von Stein, Elfenbein rc. werden entweder gedrehet, oder von einem Steinschneider mit Spillen ausgeschnitten. Der fertige Stockknopf wird dann, nebst einem Beschlage, einem Ringe rc., unten an seinem Rande auf den Stock gekittet, indem nämlich das Holz des Stockes, ungefähr ½ Zoll lang, oben, wo der Knopf aufgesetzt wird, rundherum so weit ausgeschnitten ist, daß es einen Zapfen bildet, der in die Höhlung des Knopfes geht, worauf dieser dann befestiget werden kann. Man hat auch hölzerne Knöpfe, welche sehr sauber ausgearbeitet sind, wie die Maserpfeifenköpfe, mit Verzierungen, auch von fremden und feinen inländischen Hölzern, als Schwarzeben-, Cedern-, Buchsbaum-, Grenadillen-, Fernambuk-, Campeche-, Rosen-, Zuckerkisten-, Mahagony-, Violett-, Birnbaum-, Nußbaum rc. Holze. Die Knöpfe aus diesen Hölzern werden vom Drechsler abgedrehet, dann abgeschliffen, polirt, und aufgeleimt. Man hat nun noch statt der Knöpfe andere Griffe von Holz, Metall rc., wie z. B. verschiedene aus Holz geschnittene Figuren, wo dann der Griff gleich einer Krücke gebildet ist, z. B. Löwenköpfe, Schlangen, Fische, Hunde rc. rc.; von Metall Hammer, Beile, Stämmeisen rc. Diese Letzteren sind von Stahl, haben in der Mitte eine runde Oeffnung, und werden vermittelst derselben auf den Zapfen des Stockes befestiget. S. auch den Art. Stock (Spazier-), oben, S. 396, und unter Knopf, Th. 41, S. 615.

Stockkohlen, Grubenkohlen, s. Th. 10, S. 623.

Stocklack, s. unter Lack, Th. 58, S. 354.

Stocklaterne, Stockleuchte, Stangenleuchte, eine Laterne, mit einem unter derselben befindlichen Stocke

oder Stiele, durch welchen sie getragen, und in die Höhe gehalten werden kann; s. unter Laterne, Th. 65, S. 523.

Stockleuchte, s. den vorhergehenden Artikel.

Stockmeister, bei den Armeen, s. Th. 50, S. 544 u. f.

Stockmesser, bei den Winzern, das krumme Messer oder die Hippe, womit der Wein verschnitten wird.

Stockmorchel, Stockmorcheln, s. unter Morchel, Th. 93, 778.

Stocknarr, Stocknarren, diejenigen, welche in den früheren Zeiten ein Geschäft daraus machten, Andere mit ihren Narrheiten, lustigen Streichen, Witzeleyen, zu belustigen, in welchem Verstande die Hofnarren häufig Stocknarren genannt wurden, die man fast an jedem Hofe hielt, sowohl an den großen Höfen, als auch an den kleinen; selbst reiche und begüterte Edelleute hielten sich einen solchen Lustigmacher, welcher bei Tische die Gesellschaft aufmuntern oder erheitern mußte. S. die Art. Hofnarr, Th. 24, S. 208, Narr, Th. 101, S. 265 u. f., und unter Spaßmacher, Th. 156, S. 489 u. f. Nach Frisch soll der Name Stocknarr von der hölzernen, auf einem Stocke befindlichen Narrenfigur oder dem Narrenbilde, Fr. Marotte, herkommen, welchen sie ehemals zum Zeichen ihres Berufs oder ihres Amts in den Händen geführt, und womit man sie noch hin und wieder auf Gemälden und Kupferstichen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts abgebildet findet, obgleich sie schon an der Schellenkappe oder dem Schellenbehange kenntlich waren. Nach Adelung kann Stock auch eine bloße Intension bezeichnen und so viel wie Erz— bedeuten. S. auch oben, Stock, S. 381. Ehemals sagte man auch Stockerey treiben, für Possen machen, woraus Adelung schließen will, daß Stock ehemals auch einen Narren oder stockdummen Menschen bedeutet habe, so wie sich das Lateinische Stultus zu dem Geschlechte des Wortes Stelze

rechnen läßt, in so fern es mit seinen Verwandten ehemals auch einen Stock, Stamm, Stumpfen, bedeutet hat.

Stockpanster, in der Hydraulik, ein Pansterzeug, wo das Pansterrad auf einem festen Lager unbeweglich liegen bleibt, zum Unterschiede von einem Ziehpanster. Wenn ein Stockpanster angelegt werden soll, so muß das überflüssige Wasser durch einen Nebengraben so weit unter den Mühlrädern wieder in den Mühlgraben eingeführt werden, daß es keine Stauung verursacht. S. auch den Art. Panster, Th. 106, S. 355 u. f. Nach Adelung soll die Benennung Stockpanster entweder von Stock, ein Klotz, Balken, das feste Lager eines solchen Rades zu bezeichnen, oder auch von stocken, unbeweglich seyn, herrühren.

Stockpappel, eine Benennung der Stockrose, s. diese, weiter unten.

Stockpfeife, eine wenig mehr gebräuchliche Benennung einer **Flûte douce**, oder **Flûte à bec**, Schnabelpfeife, Schnabelflöte, welche wegen des spitzigen Mundstücks diesen letzteren Namen erhalten hat. Der erstere, Stockpfeife, rührt von der Gestalt derselben her, welche Aehnlichkeit mit einem Stocke hat.

Stockplatte, Unterplatte, in Oesterreich eine Fähre.

Stockpresse, beim Buchbinder, eine eiserne Presse, die aus zwei eisernen Platten, die auf beiden Enden ein eiserner Stab durchbohrt, besteht. In der obersten Platte steckt eine eiserne Schraubenspindel in ihrer Mutter, die durch einen gleichfalls eisernen Schlüssel umgedrehet wird. Diese Presse wird nur dann gebraucht, wenn auf dem Deckel eines schweinsledernen Bandes Figuren ausgeprägt werden. Die messingene Form, worauf die erforderlichen Figuren gestochen sind, wird erwärmt, das Buch wird auf die Form gelegt, so daß ein Deckel die gebildete Form berührt, und so legt man das Buch in die Presse, um die Figuren abzupressen. Da denn die Fi-

guren der Form sich auf das Leder abdrucken oder prägen.

Stockprobe, im Münzwesen, die Stücken Geldes, welche der Münzwardein von jeder Ausmünzung nimmt, in einen Stock legt und verwahrt, um im Nothfalle untersuchen zu können, ob das Geld sein richtiges Korn hat; auch die Probe selbst, womit die Untersuchung angestellt wird; s. unter Münze und Münzwissenschaft, Th. 97.

Stockraum, im Forstwesen, ein abgeholzter Platz, wo die Stöcke noch stehen.

Stockrinne, eine hölzerne, aus einem Stocke oder Stamme gehauene Dachrinne.

Stockrolle, beim Gold- und Silberdrahtzieher, auf dem Abführungstische dieses Künstlers eine große gewöhnliche Rolle, die so groß, als der Hut des Tisches ist, und sich auf einem senkrechten Zapfen bewegt. Durch diese Rolle wird das Ganze des Drahtzuges auf diesem Abführungstische in Bewegung gesetzt, und der schon immer dünner gewordene Draht wickelt sich vom Hute um ihren Umkreis. Dieserhalb steckt in zwei eisernen Bügeln auf der Rolle ein rechtwinkliger hölzerner Hebel, jedoch so, daß man ihn aufziehen kann. Wenn der Draht noch stark ist, so zieht man den Hebel aus dem Bügel, und die Kraft wird vermehrt. Nach und nach verkürzt man aber den untern Arm des Hebels, wenn der Draht dünner wird, um die Geschwindigkeit zu vermehren.

Stockrose, Rosenpappel, gefüllte Pappel, Althea rosea, s. unter Pappel, Th. 107, S. 374.

Stockrübe, Stockrüben, lange Rüben, s. unter Rübe, Th. 128, S. 161.

Stocks, werden die Englischen Aktien genannt; s. oben, unter Stock, S. 378.

Stockschabe, beim Böttcher, ein rundes, und in der Gestalt eines Cylinders zusammengebogenes Messer,

von zwei Zoll im Durchschnitte, und drei bis vier in der Höhe und einige Striche in der Dicke; eine Seite der Klinge ist sehr stark geschliffen, und auf der obern Fläche sehr scharf. Dieses Werkzeug ist mit einem eisernen Griffe oder Stiele versehen, woran man noch, wenn man will, einen guten hölzernen Griff, um ihn zu verlängern, setzen kann. Mit dieser Stockschabe macht man inwendig die Figur der Stücke gleich, wenn sie an einander gesetzt worden sind.

Stockscheere, bei verschiedenen Handwerkern und Künstlern, eine Scheere, welche mit dem einen Arme in einem Stocke oder Klotze, oder einem starken Stocke oder Stabe unbeweglich steckt, Bleche 2c. damit zu zerschneiden. Dergleichen Stockscheeren haben die Schlösser, Gürtler, Kartenmacher 2c. 2c. So ist die Stockscheere auf dem Kupferhammer eine große Scheere, womit die Kupferbleche oder die Kesselschalen beschnitten werden; s. unter Kupfer, Th. 56, S. 168, und S. 184. Die Schneiden dieser Scheere sind nur kurz, aber gut verstählt, und das Ganze ist $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß lang, nämlich mit dem Arme, womit beim Beschneiden angefaßt wird. Die Scheere ist auf dem Klotze des Hammeramboßes angebracht.

Stockscheider, in den Gebirgen die Stockwerke, die zwar kein Streichen und Fallen haben, aber dennoch mit Saalbändern eingefaßt sind.

Stockscheite, im Forstwesen, Scheite, welche von den in der Erde stehen gebliebenen Stöcken nach dem Holzfällen geschlagen werden.

Stockschilling, von Schilling, in sofern solches eine Anzahl Schläge bedeutet. 1. Schläge mit dem Stocke, als eine Strafe hin und wieder im gemeinen Leben Stockschläge. Einen Stockschilling bekommen. — 2. In einem andern Verstande ist der Stockschilling eine Züchtigung mit Ruthen oder einer Peitsche in dem Stocke oder Gefängnisse.

Stockschlag, Stockschläge, Schläge mit einem Stocke, zur Strafe oder Züchtigung; daher Stockschläge bekommen, mit einer Tracht Stockschläge vorlieb nehmen. Er wird mit Stockschlägen regalirt. Ehemals regierte der Stock in den Zucht-, Arbeits- und Stockhäusern; es wurden von den Zuchtmeistern derbe Stockschläge ausgetheilt; allein in neuester Zeit werden sie nur noch hin und wieder mit Stockschlägen regalirt, sonst regiert jetzt die Karbatsche, der Ochsenziemer, und die Ruthe bei den sich besonders als halsstarrig Zeigenden, wo keine andere Besserungsmittel angewendet werden können, indem sie schon alle versucht worden sind, nämlich das Versetzen in verschiedene Klassen, Strafklassen, das zur Beschämung dienende Klotztragen oder Festschnallen auf den sogenannten Tollstuhl, das Hungerleiden, das Verweisen in einen besonders einsamen Behälter oder Strafkarcer. Die Stockschläge wurden, und werden auch noch hin und wieder, mit dem kleinen Röhrchen gegeben, und die Zahl der Schläge bei kleinen Vergehen von dem Zuchthausverwalter diktirt, und von dem Zuchtdiener ertheilt. Hier dürfen aber nicht mehr wie höchstens sechs Schläge ertheilt werden, denn bei bedeutenden Vergehen wird die Strafe von der Regierung diktirt, an die erst das Vergehen berichtet werden muß, oder wenn ein Direktorium über das Haus gesetzt worden, so wird demselben bei seiner Session das Vergehen vorgetragen, und dasselbe bestimmt die Strafe. Der Zuchtmeister darf in einigen Zuchthäusern nicht mehr wie zwei bis vier Hiebe ohne weitere Anzeige geben lassen, wenn ein Gefangener über diese Anzahl Strafe verdient haben sollte, so muß es in der erwähnten Sitzung vorgetragen werden. S. auch unter Zuchthaus in Z. Uebrigens waren Stockschläge im verwichenen Jahrhunderte auch beim Militair, bei den Handwerkern, in den Schulen rc. eine übliche Strafe, und in den Letzteren regiert er auch noch in den untern Klassen.

Stockschilderschlange, s. den folgenden Artikel.

Stockschlange, Stockschilderschlange, Boa Scytale, welche unter Schlange, Th. 145, übergangen worden. Le Scytale C. de la Cépède II. p, 386. Le Mangeur des Chèvres Bonnaterre 7, n. 7, pl. 6, f. 7 Boiguacu. Piso et Marcgrav. hist. Brasil. p. 41 — 42. Diese Schlange hat einhundert und funfzig Bauchschilder, und siebzig, nach Boddärt, sechsundzwanzig Schwanzschilder. Der Körper ist gleich dick, bläulichaschgrau. Ueber den ganzen Rücken sind runde schwarze Flecken verbreitet, an den Seiten des Körpers schwarze augenartige Ringe, welche in der Mitte weiß sind. Ihre Länge beträgt 18 — 24 Fuß. Das Vaterland ist Südamerika, Brasilien, wo sie sich vorzüglich von Ziegen und Schafen, die sie zusammendrückt, nähren soll. Das Fleisch wird gegessen. Von der Abgottsschlange, Boa Constrictor Linn. (s. Th. 145, S. 215 u. f.) unterscheidet sie sich vorzüglich durch die großen vieleckigen Kopfschilder. In Brasilien nennt man sie Boicuacu oder Jiboya, und die Portugiesen geben ihr den Namen Cobre de Veado.

Stockschnupfen, ein Schnupfen, in welchem die Flüssigkeiten sich verstopft haben, nicht fließen wollen, zum Unterschiede von einem fließenden Schnupfen; s. unter Schnupfen, Th. 147, S. 541.

Stockschraube, die Schraube an einem Schraubestocke, womit derselbe geöffnet und zugeschraubt wird.

Stockschwamm, Stockschwämme, Stockbilze oder Stockpilze, s. unter Schwamm, Th. 150, S. 100. Die Stockschwämme bilden ein ganzes Geschlecht.

Stocksteif, Bei- und Nebenwort, im gemeinen Leben sehr steif, so steif, wie ein Stock. Wie Du so stocksteif da stehest. Er ist auf dem Wege durch das lange Fahren stocksteif geworden. Auch von alten Reitern, Cavalleristen, sagt man, daß sie stocksteif geworden, von dem immerwährenden Reiten, Sitzen auf dem Pferde.

Stockstill, Bei- und Nebenwort, auch nur im gemeinen Leben, im höchsten Grade still. Er schwieg stockstille. In stockstiller Nacht. Im Niedersächsischen sagt man dafür boomstill, baumstill. In beiden ist die erste Hälfte ein Zeichen der Intension.

Stockstuhl, portatifer oder tragbarer Stockstuhl, von dem Mechanikus Herrn Winckler in Berlin, in den ersten Lüstres dieses Jahrhunderts erfunden, der aber nicht den erwünschten Beifall erhalten hat, obgleich die Idee, so wie die Ausführung gut ist. Die Idee entstand nämlich daher, daß die Unbequemlichkeit in Schauspielhäusern, auf Promenaden oder Spaziergängen, wo keine Plätze zum Sitzen sind, bei Volksfesten und so vielen öffentlichen Lustbarkeiten und Beschauungsscenen, durch anhaltendes Stehen leicht zu ermüden längst gefühlt worden ist; allein man wußte kein passendes Mittel diesem Uebel ohne besondere Störung abzuhelfen. Der genannte Herr Winkler hat nun diesem Wunsche durch die Erfindung eines tragbaren Stockstuhls zu begegnen gesucht. Es ist ein gewöhnlicher, etwas starker Spazierstock, wie man sie vor einiger Zeit trug. In der Mitte dieses Stockes, ungefähr von der gewöhnlichen Sitzhöhe eines nicht zu hohen Stuhls ($1\frac{1}{2}$ Fuß) ist eine Vorrichtung angebracht worden, vermittelst welcher man ein kleines gepolstertes Sitzstück so anlegen kann, wie Fig. 9028 zeigt; A ist dieses Sitzstück besonders. Dieses Gesäß ist ungefähr 8 Zoll lang, und in der größten Breite nach außen hin 5 Zoll, weil es oval ist, und nach dem Stocke etwas spitz zugeht, an welchem es mit einer Feder befestiget wird. Dieses Sitzstück ist mit Pferdshaaren gepolstert, und ungefähr 1 Zoll, auch etwas darüber, hoch; man kann es bequem bei sich führen, gleich einem Tabacksbeutel mit Seehundshaut überzogen; allein gerade dieses Beherbergenmüssen des Sitzstücks hat vielleicht das nicht Emporkommen des Stockes verursacht; denn dieses Ge-

säßstück füllt die Tasche eines Oberrocks ganz, und ob die Tasche eines Fracks dazu ausreicht, läßt sich bei der öfteren Veränderung dieser Röcke nach der Mode schwer bestimmen. Da man nun beim Spazierengehen gern so leicht als möglich ist, das heißt, frei von allem Gepäcke, indem solches im Gehen behindert, oder doch etwas Ungewöhnliches fühlen läßt, und deshalb auch die Cigarren ein sehr beliebtes Ersatzmittel für Pfeife und Tabaksbeutel geworden sind, so fühlte man auch bald die Unbequemlichkeit im Tragen des Stockstuhls; auch läßt die wechselnde Mode der Röcke, wie schon bemerkt worden, nicht immer bequeme Taschen zum Transportiren dergleichen Geräthschaften zu, und sie unter dem Arme, in Papier eingewickelt, zu tragen, hat auch sein Unbequemes, und ist eben so lästig, wie der Taschentransport, mithin läßt sich hieraus das schnelle Wiederverschwinden des Stockstuhls erklären. Allein abgesehen von dieser Unbequemlichkeit seinen Sitz mit sich zu führen, oder bei sich tragen zu müssen, so ist diese Erfindung doch sehr nützlich im Theater, wo man oft genöthiget ist im Parterre zu stehen, wenn man sich nicht zeitig genug bei einem Kassenstücke eingefunden hat. Hier sollte man billig glauben, daß diese kleine Unbequemlichkeit, die das Tragen des Gesäßstückes verursacht, durch den Sitz, welchen man dadurch erhält, vortheilhaft ausgeglichen würde; aber auch dieses, wofür es doch so eigentlich berechnet war, fand keine günstige Anerkennung, ohne jedoch einen triftigen Grund anders aufzufinden, als den der Unbequemlichkeit des Beisichführens des Sitzapparates. Wie schon oben bemerkt worden, ist der Stock des Stockstuhls ein gewöhnlicher, etwas dicker oder starker Spazierstock. Das Gesäß- oder Sitzstück wird nämlich vermittelst der Vorrichtung am Stocke und der Feder des Stücks so befestiget, daß man sich bequem darauf setzen kann, indem man es zwischen die Schenkel nimmt, und so gleichsam darauf,

wie auf einem zum Reiten eingerichteten Komptoirdrehestuhle, sitzt, und den vor sich habenden Stock mit beiden Händen dabei erfaßt. Man hat so einen ganz bequemen Sitz, den man auf so lange, als man es für gut findet, benutzen kann, indem man eine Weile stehen, und ihn dann wieder benutzen kann, und dieses selbst im Gedränge, da er fast gar keinen Raum einnimmt, nur so viel, als man zum Sitzen gebraucht. Ein solcher tragbarer Stuhl kostete zur Zeit der Erfindung oder nicht lange darauf beim Erfinder selbst 4 Rthlr. Cour. An öffentlichen Empfehlungen dieses Stuhls hat es nicht gefehlt, mithin liegt auch der Wiederuntergang dieser Erfindung nicht an seinem Nichtbekanntseyn, sondern lediglich an der Unbequemlichkeit der eigenen Transportirung desselben, wenn gleich seine Einrichtung so vortheilhaft als möglich geschehen.

Stocktanz, s. unter Tanz, in T.

Stockuhr, die Benennung einer Stutzuhr von Einigen, ohne hinlänglichen Grund dieser Benennung; sie könnte nur davon entlehnt worden seyn, daß man dergleichen Stutzuhren auf Konsolen, welche an der Wand angebracht worden, stellt, sie also gleichsam eine Erhöhung, einen Stock bilden.

Stockung, in den Gebäuden, besonders in den neu aufgeführten. Obgleich in der Encyklopädie an verschiedenen Stellen schon der Stockungen erwähnt worden, welche die schlecht ausgetrockneten Wände in den Zimmern neuer Gebäude, ja selbst der alten, wenn sie der Wetterseite zu sehr ausgesetzt sind, verursachen, so ist er doch nicht in dem Grade erschöpft worden, um nicht noch manches Gute darüber zu vernehmen oder zu hören. Die üblen Wirkungen, nicht allein der getünchten neuen Wände, ehe sie völlig ausgetrocknet sind, sondern auch die Feuchtigkeiten und Stockungen einiger alten Mauern und Wände, sind vielfach bekannt. Man scheut sich daher ein ganz neues Haus zu beziehen, ehe

es noch recht ausgetrocknet ist, wozu man auch völlig Grund hat, da die Erfahrung lehrt, daß die frische Tünche eine ungesunde Feuchtigkeit verbreitet, die öfters Krankheiten, ja sogar Lebensgefahr bei denen verursacht, die sich ihren Wirkungen unbedachtsam bloß stellen. Man sieht es auch schon den Tünchern an, die sich nämlich beständig mit dem Tünchen oder dem Anstreichen und Weißen der Mauern und Zimmerwände abgeben, daß sie größtentheils blaß und elend aussehen, und selten ein hohes Alter erreichen; eben so nachtheilig ist eine solche neue Wohnung nun auch den Bewohnern, und dieses besonders im Winter, wo dergleichen Zimmer geheitzt, und nicht oft geöffnet werden können, wie im Sommer, in der schönen Jahreszeit. Diese Ausdünstung muß daher auf die Bewohner fallen, und ihrer Gesundheit schädlich werden. Aber nicht bloß dieses verursachen die neuen Mauern und stockigen Wände, sondern ihre Feuchtigkeit verdirbt auch alles Hausgeräth, welches ihnen nahe steht oder liegt, z. B. Tapeten, Bücher und Schriften, Kleider und Wäsche rc. rc. Eine neue Tapete kann diesem Stock nicht widerstehen, und fällt binnen einem Jahre schon in Stücken herab. Bücherrepositorien, welche an dergleichen Wände angelehnt worden, hinterlassen in den Büchern Spuren von großen Zerstörungen, wenn man nämlich die Bücher nicht gehörig durchsieht; denn die Blätter darin verstocken dermaßen, daß sie auseinander fallen, wenn man sie anfaßt, große gelbbräunliche Flecke verbreiten sich durch das ganze Papier, und sind die Zeichen seiner Vernichtung, indem sie das Papier wie Zunder auseinander fallend machen, Eben so geht es den Kleidern und der Wäsche, auch anderem Hausgeräthe, was unmittelbar mit den Wänden in Berührung kommt, nicht fern von denselben aufgestellt ist. Der Schade ist daher oft sehr ansehnlich, besonders wenn es Sachen oder Gegenstände von Werth betrifft. — Das Uebel rührt hauptsächlich daher, daß

die Wände mit Putz und Anwurf bekleidet worden sind, ehe sie noch vollkommen trocken waren, und man findet es in der Regel bei allen übereilten Bauten, wo nur geeilt wird, um mit dem Gebäude unter Dach zu kommen, nicht etwa des Regens oder der üblen Witterung wegen, die sich im Spätherbste schon einstellt, sondern bloß, um es recht schnell bewohnbar zu machen, um Miethen, Einkünfte daraus zu ziehen. Je schneller daher der Bau befördert wird, oder werden kann, je lieber sieht es der Bauherr, daher giebt man auch die Bauten in Accord, um das Gebäude schnell, wie ein Pilz aus dem Grunde, emporschießen zu sehen. Diese Beeilung, ja Uebereilung des Baues läßt nicht zu, daß die Mauern und Wände gehörig austrocken können, da Alles eben so schnell beworfen und getüncht wird; denn kaum sind die Zimmer fertig, so werden sie auch schon bezogen; ja die Wohnungen werden schon im Voraus vermiethet, ehe sie einmal fertig sind, das ganze Gebäude noch im Baue begriffen ist; es muß daher um so mehr geeilt werden, daß Alles bis zu dem Quartale, wo sie vermiethet worden, fertig ist. Wie ist hier an ein Austrocknen zu denken? In den früheren Zeiten bauete man weit langsamer, da die Privatbauten selten veraccordirt waren, sondern auf des Bauherrn Rechnung geführt wurden. Man fing daher im Frühjahre zeitig an zu bauen, und brachte damit bis in den Spätherbst zu, wenn nämlich das Wetter noch zum Bauen günstig war, und suchte nur höchstens das Dach zu erreichen, um dadurch die Nässe von dem Gebäude abzuwehren, das Gebäude selbst blieb aber den ganzen Winter über stehen, und konnte gemächlich austrocknen; im folgenden Frühjahre fing man dann an die Mauern und Wände zu überwerfen und zu tünchen, und die übrigen Arbeiten bis zum Sommer zu verrichten, so daß die Wohnungen im Sommer bezogen werden konnten. Hier war nur Stock möglich, wenn die Häuser an feuchten Orten erbauet

worden, so, daß das Wasser von unten herauf in die Wände, und so deren Ausdünstungen in die Zimmer dringen konnten; sonst war kein Stock so leicht möglich, selbst wenn die Gebäude der Wetterseite zugekehrt lagen; denn weil die Mauer trocken war, so konnte die Nässe nie so tief eindringen, und wurde jedesmal durch das wieder einfallende schöne Wetter ausgetrocknet; nicht so ist es der Fall, wenn die Mauern im Innern gar nicht trocken sind, und dann die Nässe noch von außen hinzukommt, die innere Feuchtigkeit also gar nicht zum Trocknen kommt. Auch die Attiken, Gesimse an den Häusern, geben oft Gelegenheit zur Ansammlung der Feuchtigkeiten, eben so die Dachrinnen, wenn nämlich zwischen zwei Häusern die Mauer so liegt, daß die Dachrinne entweder leck ist, oder zuweilen, bei einem starken Regengusse, überläuft, und das Regenwasser sich längs den Mauern herabzieht, auch zwischen der Mauer und dem Anwurfe sich herabsenkt, besonders wenn der Anwurf von einer dichten Natur und sehr klarkörnig ist, also deshalb nicht ausdampfen kann. Dieserhalb taugen auch die Gossensteine in den Küchen nicht viel, wodurch das unreine Wasser nach dem Hofe herabgelassen wird, da diese auch oft Veranlassung geben, daß das Wasser in die Mauer zieht, besonders bei Verstopfungen der Gossenröhre ꝛc. Oftmals sind auch die Ziegeln und der Stein, den man zum Baue gebraucht, so schwammig und locker, daß sich der Regen von außen durchzieht und inwendig eine feuchte Ausdünstung an den Wänden verursacht. Der feuchte Grund, worauf ein Gebäude gesetzt wird, und nicht hinlängliche Vorsicht bei Reinigung des Platzes, bei Anfertigung der Fundamente, Mangel an hinlänglichem Abzuge der Feuchtigkeit und Nässe, die an den Wänden stehen bleiben, und sich in dieselben einziehen müssen, alle diese und mehrere andere Umstände geben Gelegenheit zu feuchten und stockigen Wänden. Man hat schon in den früheren Zeiten allerley Mittel ver-

sucht, diesem großen Uebel, welches so viel Schaden anrichtet, abzuhelfen; ja man ist sogar auf den Gedanken gerathen, daß dieses Uebel fast unheilbar sey, und man hat daher angefangen von dünnem Lattenwerke neue Wände in einem Abstande von der feuchten Wand aufzuführen, wodurch man aber den Raum der Zimmer sehr schmälerte und verunstaltete, und das Uebel nicht heilte, sondern nur überkleisterte, ja machte, daß es noch schlimmer wurde, indem die vorgezogenen Wände, das Trocknen der nassen Wände beim Oeffnen der Fenster und Thüren im Sommer hinderte. Man hat angefangen Holzasche, auch Steinkohlenasche mit dem Mörtel zu vermischen, um ihm dadurch mehr Bindekraft zu geben, wodurch er der Nässe am besten zu widerstehen fähig seyn soll; auch dadurch das Reißen und Aufbrechen des Mörtels verhindert werde. Man hat sich alle Mühe gegeben hierin zu einem Resultate zu kommen, und sorgfältig alle Erfahrungen über diese Materie gesammelt; allein es ergaben sich keine befriedigende Resultate. Man fand, daß der Mörtel mit ausgelaugter ganz feiner Holzasche, mit gepulverten Kohlen von Steinkohlen, mit Holzkohlenpulver, und mit grober Holzasche verbunden, zwar schneller bindet, als ein solcher, der mit bloßem Sande gemischt worden, allein er erhält nie die Festigkeit und Härte, welche Mörtel mit bloßem Sande zu erhalten pflegt. Inwendig also, wo man nicht sehr auf den Anwurf oder Putz sieht, wo der Mörtel jederzeit trocken bleibt, da kann man zur Noth diese Materialien gebrauchen. — Anderweitige Versuche wegen Abhelfung dieses Uebels haben ein Mittel an die Hand gegeben, wodurch man die Ursache des Uebels zwar nicht völlig vernichten, jedoch die Wirkungen desselben abhalten kann. Das Verfahren besteht darin, daß man Nußöl kochen läßt, und damit die neuen Mauern überstreicht, welches Ueberstreichen nach dreien Zwischentagen wiederholt wird, so daß die Mauer überhaupt zwei- oder

dreimal diesen Anstrich erhält, nachdem die erste Lage trocken geworden ist. Dieser Anstrich des siedenden Oels dringt in die Zwischenräume der Tünche und verstopft sie völlig, so daß die schädliche Feuchtigkeit nicht durchdringen kann, sondern in den Wänden zurückbleiben muß. Daß das Nußöl nur allein diese Eigenschaft besitzen soll, ist zu bezweifeln, daher kann man auch Leinöl, Mohnöl, ja selbst Rüböl nehmen, und sie auf ähnliche Art erwärmen und damit die Wände in den Zimmern überstreichen; nur riechen Lein- und Rüböl etwas stark, doch verdampft dieser Geruch sehr bald, wenn der Anstrich in der schönen Jahreszeit, im Sommer, geschieht, wo Thüren und Fenster geöffnet werden können. Man kann nun die Wände mit Oelfarbe malen lassen, wodurch der Oelüberzug noch mehr Dauer erhält. Man darf aber nicht glauben, daß man die Wände gleich mit Oelfarbe malen könne, ohne sie vorher mit einem der genannten Oele zu überstreichen; denn die Feuchtigkeit wird zwar von den Mauern oder Wänden dadurch abgehalten, da aber die Farbe auf der bloßen Wand oder Mauer liegt, so setzt sich die Feuchtigkeit zwischen sie und die Mauer, löset bald die Farbenlage ab, und macht, daß sie Risse nnd Sprünge erhält, welches endlich verursacht, daß sie Schuppenweise abfällt, und die Feuchtigkeit wieder einen freien Durchgang bekommt. Daher ist das Tränken der Wände mit Oel vor der Färbung und Bemalung derselben höchst nöthig, wenn man glücklich auf die Folge operirt haben will. Man hat die Wände oder Mauern der Häuser von außen mit Oelfarbe überstrichen; allein dieses hilft gegen die Feuchtigkeit in den Zimmern sehr wenig, ja befördert diese vielmehr; denn da sie jetzt nicht nach außen herausschlagen kann, so muß sie in die Zimmer ziehen, welches aber dadurch verhindert wird, wenn man den Anstrich von innen macht, wie schon oben angeführt worden. Die äußern Mauern des Hauses müssen dann gar keinen Oelanstrich oder

Oelfarbenanstrich erhalten, damit das Wasser dahin ausdünsten kann, da ihm der Eingang in die Zimmer verwährt ist; denn man will ja nur die Zimmer vor der Feuchtigkeit bewahren, daß sich in denselben kein Stock festsetze, nicht aber die äußeren Mauern nach der Straße heraus oder die im Freien liegen. Diese sollen gerade frei von allem Anstriche, außer dem gewöhnlichen Ueberwurfe und der Färbung, welche den Häusern gegeben zu werden pflegt, seyn, aber keinen Oelanstrich, keine Oeltränke erhalten. Wo die Wände der Zimmer mit Tapeten überzogen werden, müssen jene ebenfalls vorher geölt werden, ehe der erste Papierüberzug geschieht, worauf dann die Tapeten kommen, welche durch diese Vorsicht vor dem Verderben geschützt werden. Was man daher jetzt bei den Häusern gethan hat, ist gerade dem Verfahren entgegengesetzt, was man hätte thun sollen, um den Stock zu entfernen. Die Wände also nicht von außen mit Oel und Oelfarbe streichen, sondern von innen, damit die Feuchtigkeit nicht in die Zimmer dringe, sondern nach außen hin, wo sie die Luft abtrocknet und wegnimmt. Dasselbe Verfahren sollte auch mit dem Theeren an dem untern Theile der Häuser geschehen, von innen sollte man die Kellerwände rc. mit Theer überstreichen, so auch das Parterre, um die Feuchtigkeit abzuhalten.

Stockverblasung, in der Probierkunst, die Scheidung derjenigen Schlacken beim Goldscheiden, die noch einige kleine Goldtheilchen bei sich führen, und die in eine Zerstreuung der Schlacken von Spießglas durch den Blasebalg besteht. Es geschieht nämlich auf folgende Weise: die Schlacken von Spießglas, die mit Silber beschwert sind, setzt man zwischen den Ziegelsteinen, zwischen welchen das Gold vorher ist geläutert worden, in eine dazu bequeme Schüssel, die man dahin gestellt, und vorher hat glühend werden lassen. Un nun zu verhüten, daß keine Kohlen in die Schüssel fallen, so ist es zweck-

mäßig, daß man einen hohlen Aufsatz von eben solcher Erde, als sie selbst ist, die wie eine Halbkugel geformt und heiß gemacht worden, darüber deckt. In dem Vordertheile dieses hohlen Deckels läßt man eine viereckige Oeffnung von ungefähr 2 Zollen, damit der, welcher arbeitet, bequem hineinsehen, und den Wind des Blasebalges gegen die Mitte der Schüssel richten kann. Wenn dieses Alles sorgfältig geschehen ist, so thut man die Schlacken von Spießglas in kleine Stückchen mit einer Zange oder einem Löffel von Eisen in die Schüssel, weil sie ohnehin gern schmelzen, so ist kein sonderliches großes Feuer nöthig. Es ist genug, wenn die Schüssel und der hohle Deckel nur halb und halb glühen. Gewahrt man, daß die Schlacken in der Schüssel gänzlich zusammengeschmolzen sind, so thut man ungefähr den zehnten Theil gekörntes oder klein zerstücktes Bley darunter, welches, weil es bald schmilzt, den schwefligen Dampf, der aus den Schlacken aufsteigt, vermehrt. Damit aber dieser bald schwinden möge, so bläset man mit einem kleinen Blasebalge mitten in die Schüssel. Dieses Verfahren setzt die Schlacken in eine leichte Flüssigkeit, und die Silbertheile, die darunter zerstreuet sind, werden dadurch geschickt, das Bley zu durchdringen; indessen setzt man die Arbeit bei einem geringen Feuer fort, bis man sieht, daß sich die Masse von Metall in ihrer Flüssigkeit verdickt, gerade so, als wenn sie hart werden wollte, welches auch wirklich geschieht, je nachdem der Schwefel ausraucht. Man muß deshalb das Feuer stärker machen, damit der Dampf wieder zunehme, und die Materie mehr erschüttert werde. Wenn endlich der schwefelige Dampf verschwindet, so entstehen Schlacken von verbranntem Schwefel und Bley, die man Silberblumen nennt. Man erkennt sie daran, daß sich die Oberfläche des Silbers, die noch mit etwas Bley ververmischt, und ganz flüssig ist, mit verschiedenen Farben überzieht, die hintereinander abwechseln und mit großer

Geschwindigkeit erscheinen und verschwinden; ein untrüglicher Beweis, daß unter dem Metalle in der Schüssel kein Spießglas mehr ist. Und da dieses der ganze Zweck der Arbeit war, so muß man jetzt das Feuer wegschaffen, und wenn die Schüssel ausgekühlt ist, das Silber davon ablösen.

Stockverwalter, s. Stockhausverwalter, oben, S. 418.

Stockwache, in der Kriegskunst, im Felde, die Wache, welche die Arrestanten bewacht, und gemeiniglich hinter dem Regimente postirt steht; auch die Gefangenen, welche gemacht worden, ehe sie weiter transportirt werden. Die Benennung dieser Wache kommt her von Stock, Gefängniß.

Stockwachs, eine uneigentliche Benennung sowohl des Wachsstocks, als auch der Wachsfackeln, weil sie gleichsam Stöcke bilden.

Stockwerk, Fr. Etage, in der Baukunst, die über einander liegenden Stöcke oder Abtheilungen eines Gebäudes, das heißt, jeder Verschluß, welcher in einem Gebäude verschiedene auf einem Boden an einander liegende Zimmer mit ihren Abtheilungen zusammenfaßt, bildet einen Stock oder ein Stockwerk, mehrere dieser Verschlüsse übereinander aufgerichtet, bilden nun die Stockwerke oder Abtheilungen eines Gebäudes, so, daß die übereinander liegenden Abtheilungen jedesmal einen gleichen Raum umfassen, der nur in Hinsicht der Höhe der Zimmer eines jeden Stockwerks abweicht, indem die obersten Stockwerke niedriger sind, und die untersten am höchsten; auch gewinnen die obersten Stockwerke durch das Einziehen der Mauern von innen mehrere Zoll an Raum, so, daß die Zimmer, z. B. im dritten Stockwerke, über 6 Zoll an Raum gewinnen. Die Kirchen bestehen immer nur aus einem Stockwerke, wenn sie gleich im Innern ein oder zwei übereinander stehende Emporkirchen oder Chöre für die Kirchengänger rc. ent-

halten; die Opern-, Schauspiel-, Reit-, Jagdzeug- ꝛc. Häuser haben gleichfalls nur ein Stockwerk, sie sind aber mit Bühnen oder Logen für die Zuschauer versehen; Lustschlösser und Landhäuser erhalten oft nur ein Stockwerk; dann auch die Brau-, Brenn-, Back-, Schlacht-, Bade-, Wasch-, Bauern- ꝛc. Häuser; die Holz-, Wagen- und andere Schuppen, die Scheuern; die Stallungen, sowohl für das große Vieh: die Pferde, Maulthiere, Ochsen, Kühe und Kälber, als auch für das kleine Vieh: die Schafe, Schweine und Steinesel. Ueber die Stallungen für das große Vieh, besonders auf Vorwerken, wird noch ein niederes Halbgeschoß oder sogenanntes Knie angebracht, das aber nur fünf bis sechs Fuß hoch ist, und zur Aufhebung des Futters dient; die Schlösser, Palläste, Zeughauser, Bibliotheken, Akademien, Universitäten, Liceen, Gymnasien und andere Schulgebäude, die Ministerial- und Collegiengebäude, die Rathhäuser, Börsen, Magazine ꝛc., haben zwei, drei auch vier Stockwerke; sämmtliche Privatgebäude, wozu auch die Fabriken- und Manufakturen gehören, haben ein, zwei, drei, vier, ja auch wohl fünf Stockwerke, dergleichen hohe Gebäude findet man in Wien, Paris ꝛc.; in Berlin haben die Häuser zwei, drei und auch vier Stockwerke; diese Letzteren sind in der neuesten Zeit größtentheils erbauet worden; die älteren haben meistens nur zwei, auch drei Stockwerke; man findet sie auch noch hin und wieder von einem Stockwerke, jedoch selten. Wie schon bemerkt worden, werden die aufgesetzten Stockwerke von inwendig etwas eingezogen, welches jedoch bei den Baumeistern nicht gleich ist, indem Einige drei, Andere vier Zoll auf ein jedes Stockwerk rechnen, das heißt, von dem zweiten Stockwerke an, bei hohen Gebäuden, z. B. von vier bis fünf Stock, weniger. Die Einziehung geschieht nicht nur deshalb inwendig, weil, wenn ein Haus von außen Stufenweise eingezogen würde, es ein schlechtes Ansehen erhielte, son-

dern weil es auch bequem zur Unterstützung der Balken dient und das Gleichgewicht erhält. Nach der Anzahl der Stockwerke, die ein Haus erhalten soll, wird auch das Fundament eingerichtet. Bei einem Stockwerke sollen die Mauern 2 Fuß dick seyn; bei niedrigen Gebäuden, die nur ein Stockwerk haben, und acht bis zehn Fuß hoch sind, sollen $1\frac{1}{2}$ Fuß hinlänglich seyn. Indessen kommt hier Alles darauf an, wie das Gebäude aufgeführt wird, und mit welchen Steinen man bauet, denn steinerne Gebäude unterscheiden sich darin wieder, ob sie z. B. ganz, oder nur größtentheils, oder nur zum Theil von Steinen aufgeführt worden, das Uebrige aber von Holz eingeschaltet wird. Ein ganz steinernes Gebäude gewährt die größte Sicherheit bei Feuersgefahr, weil nur die Balken und Alles, was darin hölzern ist, ein Raub der Flammen werden kann, und die gewölbten Treppen die Rettung erleichtern; allein dafür kostet es auch mehr, und erfordert, wegen der Stärke der Scheidemauern, einen größeren Platz. Sind nun die vorzüglichsten Scheidemauern und die Treppen von Stein, so gewährt solches fast eben die Sicherheit, und man gewinnt durch den ersparten Raum oft etwas an der Bequemlichkeit, wenn nur stets die Mauer, welche die vordersten Zimmer von den hintersten scheidet, stark genug ist, um die Schornsteine &c. darin zu verbergen. Zuweilen giebt man auch nur dem Hauptgebäude steinerne Scheidewände, und den Hinter- und Seitengebäuden hölzerne, um sowohl an Raum, als auch an Kosten zu ersparen; und dann auch, wenn die Seitengebäude nur zu Stallungen, Wagenremisen &c. benutzt werden, und nicht zu Wohngebäuden dienen, also deren Verlust bei einem ausbrechenden Feuer &c. auch nicht so geachtet wird. Aus Mangel an Raum und am Gelde baut man häufig nur die äußeren oder Umfassungsmauern von Stein, und theilt das Innere durch hölzerne Wände ab, weil solches weniger kostet und doch mehr Dauer, als ein

hölzernes Haus gewährt; auch erlauben die steinernen Fensterwände und Gesimse dem Verderben weniger unterworfene Verzierungen anzubringen; allein in Ansehung des Feuers gewährt es nur eine geringe oder kurze Sicherheit; man hat aber den Vortheil, daß es immer eine trocknere und gesündere Wohnung, als ein ganz steinernes Gebäude giebt. Man findet auch oft Häuser, welche nur eine Vorderwand von Stein haben, welche Außenseite zur Verzierung der Straßen dient, also zu blenden, oder wie man zu sagen pflegt, den Leuten Staub oder Sand in die Augen zu streuen. Dergleichen Mauern gewähren aber keine besondere Sicherheit, noch Dauer, weil das Haus dem Angriffe des Feuers von drei Seiten bloß gestellt ist, und weil dergleichen Mauern gleichsam isolirt in die Höhe geführt sind, ohne daß sie durch eine entgegenstehende Kraft zusammengehalten werden, wodurch ungleicher Druck, und also leicht Baufälligkeit entsteht. Man bauet auch wohl die unterste Etage von Stein, und die andern von Holz, welches zwar wenig Sicherheit vor Feuer giebt; da aber die Schwellen und hölzernen Wände sehr hoch zu stehen kommen, so wird die Feuchtigkeit davon abgehalten, und die dadurch verursachten größeren Kosten des steinernen Untergebäudes verinteressiren sich durch die längere Dauer des Gebäudes reichlich, weil der Stock verhindert wird. Auch verblendet man die obersten Stockwerke mit Stein nach der Straße heraus, welches oft bei aufgesetzten Gebäuden geschieht, um dadurch den Druck zu erleichtern, den sonst eine größere Steinmasse geben würde. — Nach der Güte und Beschaffenheit der Steine, nach der Höhe und der Anzahl der Stockwerke, richtet sich auch die Stärke der Mauern; solche kann bei einem Gebäude von geringer Tiefe, wie die Seiten- und Hintergebäude gewöhnlich sind, geringer seyn, weil das Dach weniger Fläche und auch folglich weniger Last hat. In Ansehung der Steine brauchen die Mauern von Quader-

stücken und von Backsteinen weniger Dicke, als die von Bruchsteinen, und diese nach Beschaffenheit ihrer Güte, Größe und Lagerhaftigkeit wiederum bald mehr, bald weniger, welches sich nach keiner allgemeinen Regel bestimmen läßt, sondern am Besten nach der an jedem Orte gemachten Erfahrung, und nach den vorhandenen Gebäuden, so wie die nöthige Tiefe der Grundmauern beurtheilt werden muß. Damit man hier jedoch einen Leitfaden habe, so dient dazu folgende entworfene Tabelle, welche sich auf die an verschiedenen Orten gemachten Erfahrungen gründet, und aus den daraus gezogenen Mittelzahlen besteht. Da eine Mauer, welche eine andere tragen soll, wenigstens immer drei Zoll stärker seyn muß, so vermehrt sich natürlich die Stärke der Mauern in den untersten Stockwerken, und man muß also, um die nöthige Stärke zu finden, immer von dem obersten Stockwerke zu zählen anfangen.

Nöthige Stärke der Hauptmauern, welche in jedem Stockwerke drei Zoll eingezogen sind.

	Von Quadersteinen.		Von Backsteinen.		Von guten Bruchsteinen.		Von schlechten Bruchsteinen.	
	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.
Oberstes oder erstes Stockwerk.	11 bis 13 F.	1½ Fuß.	11 bis 13 F.	1¾ Fuß.	11 bis 13 F.	2 Fuß.	11 bis 13 F.	2½ Fuß.
	14 — 16 —	1¾ —	14 — 16 —	2 —	14 — 16 —	2¼ —	14 — 16 —	2¾ —
	17 — 20 —	2 —	17 — 20 —	2¼ —	17 — 20 —	2½ —	17 — 20 —	3 —
Zweites Stockwerk von oben herab.	11 bis 13 F.	1¾ Fuß.	11 bis 13 F.	2 Fuß.	11 bis 13 F.	2¼ Fuß.	11 bis 13 F.	2¾ Fuß.
	14 — 16 —	2 —	14 — 16 —	2¼ —	14 — 16 —	2½ —	14 — 16 —	3 —
	17 — 20 —	2¼ —	17 — 20 —	2½ —	17 — 20 —	2¾ —	17 — 20 —	3¼ —
Drittes Stockwerk von oben herab.	11 bis 13 F.	2 Fuß.	11 bis 13 F.	2¼ Fuß.	11 bis 13 F.	2½ Fuß.	11 bis 13 F.	3 Fuß.
	14 — 16 —	2¼ —	14 — 16 —	2½ —	14 — 16 —	2¾ —	14 — 16 —	3¼ —
	17 — 20 —	2½ —	17 — 20 —	2¾ —	17 — 20 —	3 —	17 — 20 —	3½ —
Viertes Stockwerk oder unterstes vom Grunde aus gezählt.	11 bis 13 F.	2¼ Fuß.	11 bis 13 F.	2½ Fuß.	11 bis 13 F.	2¾ Fuß.	11 bis 13 F.	3¼ Fuß.
	14 — 16 —	2½ —	14 — 16 —	2¾ —	14 — 16 —	3 —	14 — 16 —	3½ —
	17 — 20 —	2¾ —	17 — 20 —	3 —	17 — 20 —	3¼ —	17 — 20 —	3¾ —

Nöthige Stärke der Scheidemauern, wenn keine Schornsteine darin versteckt werden sollen.

	Von Quadersteinen.		Von Backsteinen.		Von guten Bruchsteinen.		Von schlechten Bruchsteinen.	
	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.
Oberstes oder erstes Stockwerk.	11 bis 15 F. 16 — 20 —	1 Fuß. $1\frac{1}{4}$ —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$1\frac{1}{4}$ Fuß. $1\frac{1}{2}$ —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$1\frac{1}{2}$ Fuß. $1\frac{3}{4}$ —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$1\frac{3}{4}$ Fuß. 2 —
Zweites Stockwerk von oben herab.	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$1\frac{1}{4}$ Fuß. $1\frac{1}{2}$ —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$1\frac{1}{2}$ Fuß. $1\frac{3}{4}$ —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$1\frac{3}{4}$ Fuß. 2 —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	2 Fuß. $2\frac{1}{2}$ —
Drittes Stockwerk von oben herab.	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$1\frac{1}{2}$ Fuß. $1\frac{3}{4}$ —	11 bis 15 F. 16 — 29 —	$1\frac{3}{4}$ Fuß. 2 —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	2 Fuß. $2\frac{1}{2}$ —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$2\frac{1}{4}$ Fuß. $2\frac{1}{2}$ —
Viertes Stockwerk od. unterstes vom Grunde aus gezählt.	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$1\frac{3}{4}$ Fuß. 2 —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	2 Fuß. $2\frac{1}{4}$ —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$2\frac{1}{4}$ Fuß. $2\frac{1}{2}$ —	11 bis 15 F. 16 — 20 —	$2\frac{1}{2}$ Fuß. $2\frac{3}{4}$ —

Wenn die Balken nicht in die Mauer, sondern auf Mauerlatten gelegt werden sollen, so müssen die Vorder- u. Hin-

termauern in den untern Geschossen stets 6 Zoll stärker seyn, als in den obern, welches man auch bei dem ganz untersten Geschosse beobachtet, wenn solches gleich äußerlich schon 3 Zoll vorspringt, so viel Mauerrecht hat.

Nöthige Stärke der Hauptmauern an der Vorder- und Hinterseite der Gebäude, welche in jeder Etage sechs Zoll eingezogen sind.

	Von Quadersteinen.		Von Backsteinen.		Von guten Bruchsteinen.		Von schlechten Bruchsteinen.	
	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.	Höhe der Stockwerke.	Dicke der Mauern.
Oberstes oder erstes Stockwerk.	11 bis 13 F.	1½ Fuß.	11 bis 13 F.	1¾ Fuß.	11 bis 13 F.	2 Fuß.	11 bis 13 F.	2½ Fuß.
	14 — 16 —	1¾ —	14 — 16 —	2 —	14 — 16 —	2¼ —	14 — 16 —	2¾ —
	17 — 20 —	2 —	17 — 20 —	2¼ —	17 — 20 —	2½ —	17 — 20 —	3 —
Zweites Stockwerk von oben herab.	11 bis 13 F.	2 Fuß.	11 bis 13 F.	2¼ Fuß.	11 bis 13 F.	2½ Fuß.	11 bis 13 F.	3 Fuß.
	14 — 16 —	2½ —	14 — 16 —	2½ —	14 — 16 —	2¾ —	14 — 16 —	3¼ —
	17 — 20 —	2¾ —	17 — 20 —	2¾ —	17 — 20 —	3 —	17 — 20 —	3½ —
Drittes Stockwerk von oben herab.	11 bis 13 F.	2½ Fuß.	11 bis 13 F.	2¾ Fuß.	11 bis 13 F.	3 Fuß.	11 bis 13 F.	3½ Fuß.
	14 — 16 —	2¾ —	14 — 16 —	3 —	14 — 16 —	3½ —	14 — 16 —	3¾ —
	17 — 20 —	3 —	17 — 20 —	3¼ —	17 — 20 —	3¾ —	17 — 20 —	4 —
Viertes Stockwerk von oben herab.	11 bis 13 F.	3 Fuß.	11 bis 13 F.	3¼ Fuß.	11 bis 13 F.	3½ Fuß.	11 bis 13 F.	4 Fuß.
	14 — 16 —	3¼ —	14 — 16 —	3½ —	14 — 16 —	3¾ —	14 — 16 —	4¼ —
	17 — 20 —	3½ —	17 — 20 —	3¾ —	17 — 20 —	4 —	17 — 20 —	4½ —

Hierüber läßt sich jedoch nichts Bestimmtes festsetzen, da bei jedem gemachten Plane eines Gebäudes immer erst bestimmt werden muß, von welcher Gattung von Steinen das Gebäude aufgeführt werden soll, und hierin der Gebrauch in verschiedenen Gegenden oder Ländern Deutschlands auch verschieden ist, so hat es weit mehr Schwierigkeiten allgemein passende Entwürfe zu steinernen Gebäuden zu liefern, als zu hölzernen, wo die präsumtive Stärke der Mauern oder Wände fast immer gleich bleibt. Denn die Berechnung des Platzes zu einem Gebäude gründet sich auch auf eine gewisse vorausgesetzte Stärke der Mauern, nach welcher die Breite der Fensterschäfte und Eckschäfte bestimmt, und die Scheidewände vertheilt, auch die äußern Abtheilungen, Verzierungen rc. geordnet sind. Trifft man diese nicht mit der Art überein, welche man bei der Ausführung im Großen anwenden muß, so verändert sich darnach auch alles Uebrige, und man muß bei Anwendung der vorliegenden Plane die Eintheilungen meistens so machen, daß das, was an der Stärke der Mauern zu oder abgeht, immer so vertheilt wird, daß jeder Eckschaft halb so viel verliert oder gewinnt, als ein Fensterschaft. Sind z. B. die äußern Mauern in der zweiten Etage $2\frac{3}{4}$ Fuß, und die Scheidemauern 2 Fuß angenommen worden; man hätte aber eine Art Steine gewählt, wovon die Mauern von resp. $2\frac{1}{2}$ Fuß und $1\frac{3}{4}$ Fuß auch dick genug wären. In diesem Falle müßte man, um Alles in dem gehörigen Verhältnisse zu erhalten, auch eine andere Berechnung machen. Es ist daher besser, wenn die Scheidemauern in dem Entwurfe immer etwas stärker angesetzt werden, als solche in den mehrsten Fällen erforderlich sind, weil es weniger Schwierigkeiten bei einer Abänderung hat, wenn man durch die Schwäche der Mauern an Raum gewinnt, als wenn dicke Mauern mehr Raum erfordern, besonders nach dem Hofe zu, wo gewöhnlich der Raum weit kärglicher ausgetheilt ist, als nach der Straße her-

aus, und wo oft der Abzug von 3 Zoll eine ganz veränderte Anlage zu machen nöthiget. — Ueber die beste Form der Mauern wird auch Verschiedenes angeführt. Wie bekannt ist die Pyramide der Körper diejenige Form, welche am festesten steht, und daher stehen auch alle Körper, welche dieser Gestalt näher kommen, fester, als diejenigen, welche sich mehr von der pyramidalischen entfernen. Aus diesem Grunde steht jede Mauer eines Gebäudes auch fester und kann mehr tragen, welche von unten bis in die Höhe, oder von dem untersten bis zum obersten Stockwerke, nicht Etagenweise im rechten Winkel abgesetzt ist, sondern nach einem stumpfen Winkel nach und nach abfällt. Diese Form verursacht aber, daß sich die Mauern oder Wände äußerlich und innerlich zurücklegen. Da nun solche Mauern sich schon durch eine optische Täuschung zurückzulegen scheinen, und dann sich auch aller Staub leicht auflegt, so erhält ein solches Gebäude bei der größten innern Festigkeit, äußerlich einen Schein von Baufälligkeit, welcher einen unangenehmen Eindruck macht, den zu vermeiden, man also die Mauern in jedem Stockwerke lieber etwas absetzt, und also Stufenweise auf einmal zurückzieht. Zieht man eine Mauer nach einem stumpfen Winkel nach und nach ein, so nennt man solches abdachen oder taludiren. Dieses Abdachen oder Taludiren rathen Einige bei dem Erdgeschoß der Wohngebäude an, weil solches einen festen Fuß anzeigt, welches zur Charakteristik des Erdgeschosses gehört, und das auch bei freistehenden Gebäuden richtig eintrifft, wo man das Ganze von mehreren Seiten aus übersehen kann; allein bei den von andern Häusern eingeschlossenen Gebäuden, welche in einer Straße liegen, thut solches eine unangenehme Wirkung, weil sie nur von vorn, nicht aber auch von der Seite sichtbar ist, und es ist daher besser das Kellergeschoß oder Rez de Chaussee nur senkrecht drei Zoll vor dem obersten Gebäude vorspringen zu lassen; ist nämlich das Ge-

bäude drei Stockwerke hoch, so springt das Rez de Chaussee drei Zoll vor, und dem untersten Theile, in welchem die Kellerfenster befindlich sind, kann man ebenfalls eine Taludirung von drei Zoll geben. Hat die Fronte aber nur zwei Stockwerke, so kann man die Plinthe mit den Kellerfenstern nur senkrecht drei Zoll vortreten lassen. Man kann hier nun noch die Frage aufwerfen, ob man die Mauer in den verschiedenen Etagen auf beiden Seiten einziehen soll, oder ob solches auf einer Seite geschehen kann. Im ersten Falle kommt ihre Form wieder der Pyramide näher, und wird also fester, aber die äußere Schönheit des Gebäudes leidet darunter. Da nun die Erfahrung zeigt, daß auch Mauern, welche auf einer Seite lothrecht aufgeführt und an der andern abgesetzt sind, eine bewährte Dauer haben, und durch das Einziehen allen Theilen noch mehr Festigkeit gegeben wird, so kann man dieses auch bei Gebäuden von zwei Stockwerken thun, und die Mauer von außen lothrecht in die Höhe ziehen. Hat das Gebäude aber drei Stockwerke, so zieht man die unterste Mauer von außen ein, wo diese Einziehung noch zur Schönheit beiträgt, weil sie den untersten Theil gleichsam als einen starken Untersatz abschneidet, und zwischen den beiden obersten Stockwerken setzt man solche inwendig ab, so erhält man äußerlich eine glatte Fläche, und da die Mauer oben und unten von beiden Seiten abnimmt, so kommt doch der stärkste Druck in die Mitte, und die Form nähert sich einigermaßen der Pyramide. Ein genaues Verhältniß der Mauerstücke der verschiedenen Stockwerke auszumitteln, ist um so wünschenswerther, weil hiervon die Solidität eines Gebäudes abhängt; denn durch das Stufenweise Einziehen eines jeden Stockwerkes verändert sich die Last des untern oder Hauptstockwerkes, worauf die übrigen lasten. Hat ein Gebäude seine eigene Giebelmauern, so müssen solche nur auf einer Seite abgesetzt werden, weil außerdem eine Kluft

zwischen des Nachbars Wand entstehen würde, welche nur zum Aufenthalte des Ungeziefers dienen könnte; ist die Mauer aber gemeinschaftlich, so gehört jedem Nachbar ein gleicher Antheil von Steinmasse und leeren Raum, wodurch sich von selbst versteht, daß die Giebelmauer von beiden Seiten in jedem Stockwerke abgesetzt werden, und eine pyramidalische Form bekommen muß. Wieder andere Gründe bestimmen die Verfahrungsart bei den Scheidemauern; denn setzte man solche von beiden Seiten ab, und die ganze Differenz betrüge 3 Zoll, so erhielte das obere Zimmer auf jeder Seite $1\frac{1}{2}$ Zoll mehr Raum, oder der Winkelschaft neben dem Fenster würde um so viel breiter; ist nun die Giebelwand nur nach einer Seite abgesetzt, so wird das Zimmer oder der Winkelschaft auf dieser Seite 3 Zoll breiter, woraus eine Ungleichheit entsteht; es kommt nun darauf an, ob man diese will Statt finden lassen. In den mehrsten Fällen wird sie nicht bemerkt; indessen soll es gerathen seyn, wie einige Baumeister wollen, die Scheidemauern nur auf einer Seite abzusetzen, weil man oft Vortheil dabei findet, wenn man einigen Zimmern durch das Einziehen der Mauern, mehr Raum geben kann, welche solchen nothwendig brauchen, da derselbe bej andern wieder Ueberfluß wäre. Auch wird bei Bruchsteinmauern stets angerathen, die Mauern nur auf einer Seite abzusetzen, weil diese Mauern äußerlich immer fester gearbeitet wären, als innerlich, wo nur Füllsteine befindlich sind, weshalb die obersten Mauern bei dieser Methode fester gegründet wären, obgleich Einige bei Aufstellung dieses Grundsatz Zweifel hegen; denn wenn eine Mauer innerhalb nicht eben so dicht ist, als äußerlich, wie es stets seyn sollte, so steht nur die obere Mauer auf einer Seite sehr sicher, auf der andern aber um so unsicherer. Der Druck wird also bei ungleicher Unterstützung möglich seyn, und sich Alles nach einer Seite senken. Trägt aber die Mitte der Mauer eben so gut,

als ihre äußeren Seiten, so fällt der Grund weg, warum man solche immer nach einer Seite absetzen soll.

Im Innern werden die Etagen bei steinernen Gebäuden entweder durch steinerne Decken, die man Gewölbe nennt, oder durch Balken, wie bei hölzernen Gebäuden, abgetheilt oder getrennt, welche Abtheilungen dann Decken und Fußböden der Zimmer bilden; z. B. die Decke des untersten Stockwerkes dient zugleich zum Fußboden des zweiten Stockwerks, indem darauf gedielt wird. Was nun die steinernen Decken oder Gewölbe betrifft, so sehe man darüber den Art. Gewölbe, Th. 18, S. 331 u. f. nach, und was die hölzernen betrifft, so handelt davon der Art. Decke, Th. 9, S. 29 u. f. Hier dient noch Folgendes als Zusatz. Wenn die Decken der Zimmer nur aus Balken bestehen sollen, so kann man dieses auf eine zwiefache Art bewirken, indem man entweder die Mauer bei jedem Stockwerke abgleicht, solche gehörig setzen läßt, und dann die Balken einen Fuß lang auflegt und mit einmauert, oder man setzt die Mauer in jedem Geschoß einen halben Fuß ab, legt inwendig Mauerlatten auf diesen Absatz, und kämmt oder plattet auf diese den Balken auf. Jede Art hat ihre Vorzüge und Nachtheile, welche die Bauherren bei der Wahl bestimmen müssen. Werden die Balken mit eingemauert, so braucht man nicht so dicke Mauern, und in jedem Geschoß von oben herunter nur 3 Zoll an der Stärke zuzugeben; allein man hat alle mögliche Vorsicht anzuwenden, damit die Balkenköpfe nicht verfaulen können; denn erstlich ruht die Mauer zum Theil auf dem Holze, welches ihr nachtheilig ist, wenn das Holz morsch wird, und zweitens muß man gewärtig seyn, daß ein ganzer Fußboden einbricht, wenn die Balkenköpfe abfaulen. Um dieses zu verhindern, braucht man gewöhnlich die Vorsicht, daß man die Balkenköpfe erstlich etwas schwarz brennt, etwa $\frac{1}{4}$ Zoll tief, zweitens, daß man solche noch mit Pech

oder Theer überzieht, auch wohl gar mit verzinntem Bleche, und drittens, daß man allen Kalk zu entfernen sucht, und dafür um die Balkenköpfe herum nur mit Lehm mauert, dagegen ist man bei der letzten Art sicherer, daß die Balkenköpfe nicht abfaulen, weil sie nicht an der Mauer, sondern auf Holz, und also nicht so feucht liegen; zweitens kann man solche bei Reparaturen leichter wegnehmen und andere an die Stelle bringen; und drittens bleiben sie eher wagerecht liegen, weil sie auf der eichenen Mauerlatte befestiget sind, die den Druck derselben durch die ganze Mauer vertheilt, so, daß kein einziger Balken nachgeben kann, aber dafür erfordern sie auch stärkere Mauern, damit die Mauerlatten ein sicheres Lager bekommen können. Auf dem obersten Geschosse werden die Balken, welche das Dach tragen müssen, jederzeit auf zwei Mauerlatten befestiget, wovon die eine äußerlich, und die andere innerlich auf der Mauer liegt, wodurch die Mauer am besten zusammengehalten, und beide einander gegenüberstehende Mauern gleichsam wie durch Anker verbunden werden. Das Schoß oder Geschoß, im Oberdeutschen der Gadem, in einigen Gegenden auch das Gemach, sind gleichbedeutend mit Stockwerk und Etage.

In der Kriegsbaukunst nennt man Stockwerk denjenigen Platz, der bei einem Plane oder ichnographischen Risse einer Festung den Raum andeutet, auf welchem die Häuser stehen oder zu stehen kommen, und wodurch die Gassen der Stadt gebildet werden. Letztere werden in den Rissen gemeiniglich roth angedeutet, wie auch bei allen Festungsrissen das Mauerwerk mit rothen Linien angedeutet werden soll. — Ferner kommt Stockwerk, Etage, auch bei den Minen, Kasematten und Flanken vor, und zeigt das mehrfache Uebereinanderlegen derselben an; s. diese Artikel. — Im Bergwerke bezeichnet ein Stockwerk eine mächtige Menge Erz, die sich, ohne das Hangende und Liegende

wahrzunehmen, weit über 7 Lachter ausbreitet, in die Teufe setzt, und keine Anzeigen hat, daß es als ein Gang fortsetze, sondern wie ein sehr großer Keil beisammen sitzt, oder aus der Vereinigung vieler Gänge und Flötze an einem Orte entsteht. Bisweilen ist ein solches Stockwerk mit einer Bergart umgeben, welche dasselbe einschließt, und von dem übrigen Gebirge absondert, daher auch der Stockscheider genannt. Einige nennen auch ein Stockwerk, wo alle vier Arten der streichenden Gänge zusammen kommen, und einen mächtigen Fall Erz machen. Man findet aber nicht bloß Stockwerke von Zwittern, sondern auch von Eisen-, Kupfer-, auch Silbergängen. Stockwerk dient hier zum Unterschiede von einem Gange, Flötze, Geschütte, Geschiebe und Neste oder Niere. Das Nest oder die Niere ist von einem Stockwerke nur in der Größe verschieden. Ein Stockwerk muß daher, wie angeführt worden, wenn es diesen Namen führen soll, wenigstens 7 Lachter mächtig seyn, und kein Streichen in die Länge haben, welches Letztere dasselbe zu einem Gange machen würde. — Figürlich bei den Perrückenmachern ist das Stockwerk das bestimmte Maaß der Länge zu den Haaren, welches auf dem Maaßstabe von 1 bis 20 geht.

Stockwerkbatterie, Etagenbatterie, Stufenbatterie, Batterien, welche entstehen, wenn man eine Batterie an einem Abhange anlegen will, welcher so beschaffen ist, daß man die Stücke nicht neben, sondern über einander stellen muß. Hierbei müssen von den einzelnen übereinander stehenden Geschützen gesicherte Gänge geführt werden, um eine hinreichende sichere Gemeinschaft zu erhalten; zugleich muß man die untern Geschütze so aufstellen, daß die von den obern Brustwehren abgeschossene Erde ihnen nicht gefährlich wird. Hierbei können auch oft die unterbaueten Batterien vorkommen.

Stockwinde, eine besondere Art eines Haspels mit einer Schraube ohne Ende versehen, wodurch man überall

sehr große Kraft ausrichten kann. Eine solche Winde dient sowohl ein Stück aus seiner Laffete zu heben, als auch dasselbe, nebst dieser, in die Höhe zu bringen. Auch können mit einer solchen Maschine leicht Pfähle aus der Erde gezogen werden; s. auch den Art. Winde, unter W.

Stockzahn, Stockzähne, bei Einigen ein Name aller Backenzähne, welche die von den Hundszähnen zerschnittenen Speisen zermalmen, vielleicht wegen ihrer mehreren Größe, Dicke und Breite; ein Stock, Klotz, Masse. Im engeren und eigentlichen Verstande wird nur der letzte Backenzahn auf jeder Seite der Stockzahn genannt, weil er unter allen Zähnen am langsamsten und spätesten, und bei manchen wohl gar nicht zum Vorschein kommt, von stocken, inne halten, nicht bewegt werden. Weil diese Zähne gemeiniglich erst in den Jahren des Verstandes aus ihrer Höhle heraustreten, so werden sie auch Weisheitszähne genannt.

Stockzange, beim Grobschmid, die kleinste Art von Feuer- oder Wärmzangen, welche das Eisen halten, wenn es ausgewärmt oder auch auf dem Ambosse ausgeschmiedet wird. Die Kneipen sind bei einigen vorn breit, bei andern spitzig, auch wohl gebogen. Sie liegen beständig auf dem Amboßstocke, um bei allen geringen Vorfällen bei der Hand zu seyn. S. auch Zange, unter Z.

Stockzauberey, Stockzauberstücke, Kunststücke mit dem Stocke, wie sie die Taschenspieler produziren oder zeigen. Hier nur einige dieser Kunststücke, die man in Gesellschaften zur Belustigung produziren kann. 1) Eyer auf einem Stocke tanzen zu machen. Man nehme einen ziemlich dicken und etwa drei Ellen langen Stock, von dem drei Theile ausgehölt sind, der vierte aber nicht, welcher den Handgriff bildet. Zur Seite und am Ende der gehöhlten Theile des Stockes muß von oben bis an den Handgriff ein Loch gemacht

seyn, daß man ein Hölzchen in der Länge eines Eyes darein stecken kann, welches das Ganze bildet. Hierauf nimmt man diesen Stock, legt den Handgriff an die rechte Lende und mit der rechten Hand hält man den Stock nahe am Anfange, wo er ausgehöhlt ist. Man lege nun ein Ey in die Rinne oder das Ausgehöhlte des Stocks, drehe sich herum, und schiebe, während dieser Zeit, das Hölzchen in die Höhe, lasse es wieder niedersinken, jedoch so, daß jederzeit die Rinne oder das Ausgehöhlte oben bleibt, so wird das Ey von einem Ende zum andern rollen, und nicht herausfallen. Auf diese Weise kann man zwei oder drei Eyer gleichsam tanzen machen.

Einen ganzen Ring auf einen Stock zu bringen, der an beiden Seiten gehalten wird. Man nehme oder bringe ein Stöcken hervor, welches man in seinen Kleidern verborgen hatte, worauf schon wirklich ein Ring steckt. Dieses Stöckchen greife man mit einer Hand so geschickt in der Mitte an, daß man mit der Hand den Ring auf dem Stocke bedeckt. Man muß nun noch einen, dem oben erwähnten ganz ähnlichen Ring haben, das heißt, von gleicher Größe, Gestalt und Farbe, nur mit dem Unterschiede, daß der auf dem Stocke befindliche mit der Hand verdeckte ganz, ungespalten, der andere aber absichtlich gespalten worden ist. Man reiche nun den Stab oder Stock Einem der Zuschauer so hin, daß er ihn zu beiden Enden desselben anfaßt, nehme dann den gespaltenen Ring, bedecke mit dem Finger die Spalte, und zeige den Zuschauern denselben, als wenn er ganz wäre, klemme ihn dann an eine der Lippen mit der Bemerkung: so wie dieser Ring an dem Munde hange, so soll er auch an dem Stocke hangen; dann wird der Ring schnell herabgezogen und in die Hand verborgen, mit welcher man das Stöckchen mit dem ganzen Ringe in der Mitte gefaßt hat. Man ziehe nun schnell die Hand von dem Stabe oder Stocke fort,

mit dem Bemerken: daß sich nun der Ring von den Lippen an dem Stocke zeigen werde, und lasse den wirklichen Ring sehen, während der andere in die Tasche unter Scherzen 2c. gebracht wird. Das Ganze muß überhaupt mit Schnelligkeit unter Spannung der Aufmerksamkeit der Zuschauer immer auf den in Händen habenden gespaltenen Ring gemacht werden.

Das magnetische Stöckchen. Man lasse sich ein kleines Stöckchen von Ebenholz oder auch von anderem Holze drehen, das ungefähr die Länge von 9 bis 10 Zoll hat, und 4 bis 5 Linien dick ist. Dieses Stöckchen lasse man, seiner ganzen Länge nach, zwei bis drei Linien tief im Durchschnitte aushöhlen, wie Fig. 9029 zeigt. Man nehme nun ein kleines rundes Stäbchen C von gutem Stahle, und mache es auf einem guten Steine stark magnetisch, lege oder stecke hierauf dieses Stäbchen in die Oeffnung dieses hölzernen Stabes, und verschließe solche an beiden Enden mit zwei kleinen Zäpfchen von Elfenbein A und B, welche daran geschraubt werden, und sich auch in Ansehung ihrer Gestalt von einander unterscheiden müssen, damit man aus dem äußeren Ansehen leicht erkennen möge, auf welcher Seite sich die Pole dieses darin verschlossenen Stäbchens befinden. Wenn man nun den Nordpol dieses Stöckchens dem Südpole einer Magnetnadel, die frei und unbeweglich auf ihrer Spitze steht, oder eines andern leichten Körpers, der auf dem Wasser oder auf einer andern Flüssigkeit schwimmt, und worin vorher ein magnetisch gemachtes Stück Stahl hineingelegt worden, entgegen hält, so wird sich dieser Körper sogleich dem Stöckchen nähern, und solches mit derjenigen Seite, auf welcher der Südpol des verborgenen Stückchen Stahls ist. Wenn man dagegen einem von den Polen dieser Nadel oder stählernen Stücks den Pol gleiches Namens an diesem Stäbchen entgegen hält, so wird sich sowohl die Nadel, als das Stück oder der Körper, in welchem sie

verborgen ist, entfernen. Hier muß aber erinnert werden, daß die Nadel, wenn sie sich zuerst entfernt hat, dann dem magnetischen Stäbchen den andern Pol zuzuwenden sucht, welches auch der auf dem Wasser schwimmende Körper zu thun pflegt, daher muß man dieses wohl beobachten, daß man, sobald die Nadel sich entfernt hat, das Stäbchen zurückzieht, oder es immer gegen den Pol gleiches Namens zu halten fortfahre. Dieses magnetische Stöckchen dient nun zu mehreren Belustigungen, die man selbst erdenken kann. Um ihm mehr Kraft zu geben, muß man ihm an beiden Enden eine Fassung von Eisen geben lassen.

Einen starken Stock auf Kelch- oder andere Gläser entzwei zu schlagen, ohne die Gläser zu verletzen. Man nehme zwei Lehnstühle von gleicher Höhe, und setze darauf zwei gleiche Kelchgläser, lege quer darüber einen starken und dicken Stock, jedoch von gutem ausgetrockneten Holze, so, daß dessen beide äußersten Enden auf dem Rande der Gläser ruhen oder diese berühren. Man thut dann mit einem andern Stocke von ziemlicher Stärke einen starken Schlag recht auf die Mitte des querübergelegten Stockes, so wird derselbe glücklich entzwei springen, und die Gläser unversehrt bleiben. Man kann die Gläser auch mit Wasser füllen, damit sie fester stehen. Je länger eigentlich der Stock ist, den man auf die Gläser legt, um so leichter wird er auch springen, wenn man darauf schlägt. Auch kann man von zwei Personen Menschenhaare halten lassen, einen Stock darauf legen, und solchen, wie oben angeführt worden, mit einem andern Stocke entzwei schlagen lassen, ohne die Haare zu verletzen. Auch folgendes Experiment läßt sich ausführen. Man hänge einen Stock von trocknem und weichem Holze, 3 bis 4 Fuß lang, mittelst eines Fadens an einen Nagel, und stelle hinter denselben eine Arzneyflasche; schlage dann von hinten an den Stock, so wird derselbe ent-

zwei und das Glas wegschlagen; stellt man es dagegen vor den Stock, so wird es unbeweglich stehen bleiben.

Einen Stock an einem gewöhnlichen Topfe entzwei zu schlagen. Man nimmt einen gemeinen irdenen Topf, der aber gut gebrannt seyn muß, und worein ungefähr $\frac{1}{2}$ Quart Wasser geht. Man ergreift ihn unten am Rande mit der linken Hand, faßt den Stock mit der Rechten, und thut mit der Mitte des Stockes einen starken Schlag auf den Rand des Bodens, welcher in die Höhe gegen den Schläger steht, daß man ihn nur an einer Schärfe treffe, so wird er, wenn auch nicht auf einen, doch auf etliche Schläge zerspringen. Hier ist der Topf die Stütze, der Stock aber der Riegel, weil nun solcher mitten auf die Stütze geschlagen wird, und die Gewalt der Faust dem Gewichte gleich ist, so empfindet der Topf weniger von dem auf ihn geführten Streich, als der Stock, welcher in der Mitte, als dem schwächsten Orte, brechen muß.

Stock und Degen mittelst des Stockbandes so in einander zu schlingen, daß man sie, ohne den Vortheil zu wissen, nicht wieder auseinander bringen kann. Man stecke den Stock durch das Degengefäß zwischen dem Griffe und Bügel, und das Stockband stecke man unten durch den Degen, ziehe dann den Stock mit sammt dem Bande völlig durch, so wird das Stockband an dem Bügel des Degens so angeknüpft hängen, daß es Niemand, der es nicht selbst anzuknüpfen versteht, wieder herunter bringen kann.

Zwei Messer, die querherab in einem Stocke stecken, dann mit dem Stocke auf dem Nagel des Daumens oder auf dem Rande eines Glases so ruhen zu lassen, daß er nicht herabfalle. Man stecke in ein Stäbchen oder Stöckchen, ungefähr eines Fingers lang und eines halben Fingers dick, an dessen Ende oben zwei Messer zu beiden Seiten, wie Fig. 9029 zeigt, mit ihren Spitzen, so, daß sie beide

mit dem Stocke einen scharfen Winkel machen, und stelle dann den Stock auf den Nagel des Daumens, so kann man mit demselben hin und hergehen, derselbe wird so fest darauf stehen, als wen er darauf geleimt oder genagelt wäre, ohne abzufallen. Wenn sie sich nicht im Gleichgewichte halten wollen, so sind entweder die Messer unten zu weit auseinander, die man dann rücken könnte, oder das Stöckchen wäre zu lang. oder zu kurz, welches auch leicht abzuändern ist. Die Ursache, warum die drei Stücke sich auf dem Nagel schwebend erhalten, liegt darin, weil der Mittelpunkt der Schwere derselben nicht außer denselben fällt. Wollte man z. B. annehmen, die beiden Messer wären vorn an der Spitze zusammengelöthet zu einem spitzigen Winkel, und für einen einzigen Körper zu halten, so wird dessen Mittelpunkt der Schwere zwischen die beiden Messer hineinfallen. Kommt nun das Stöckchen dazwischen, so ist auf demselben der Mittelpunkt der Schwere anzutreffen, ist nun das Stöckchen eben so lang, daß zu dessen Ende der Mittelpunkt fällt, so schweben die Messer und das Stöckchen dem Horizonte parallel, ist aber das Stöckchen etwas weniger kürzer, so gehen die Spitzen der Messer vorn über sich, und die Hefte unter sich; ist das Stöckchen aber länger, so könnten sich die Messer nicht erhalten, weil der Mittelpunkt der Schwere weiter gegen die Spitze rückt, und sie müssen mit dem Stocke von dem Finger fallen. Einen Wassereymer an einen Stab zu hängen, der nur mit einem Ende auf dem Tische ruht. Man nimmt hierzu einen Wassereymer mit zwei Handhaben, durch welchen man den Stab **C B**, Fig. **9030** steckt, spreizt diesen mit einem andern Stabe **C K** an, daß er fest bleibe, so macht **B C K** einen spitzigen Winkel; wird dann in den Eymer Wasser gegossen, und der Stab **B** mit seinem Ende auf den Tisch gelegt, so bleibt der Eymer hangen, ohne mit dem Stabe herabzufallen; nur muß der Stab **C B** nicht gar zu lang oder

zu kurz seyn, damit der Eymer nicht aus dem Mittelpunkte der Schwere komme. — Oder man befestiget einen Stock **A B**, Fig. 9031, dergestalt an einen Eymer, daß er mit dem einen Ende in **A** an dem Bügel **F D** fest ansteht. Man stecke zwischen den Stock und den Bügel die Klinge eines Messers **H I**. und lege das Heft des Messers auf einen Tisch, so wird der Eymer fest und unbeweglich an demselben hängen bleiben.

Stockziemer, ein Name der Meeramsel.

Stockzierath, Stockzierathen, Verzierungen der Spazierstöcke, welche in Knöpfen, Ringen, Zwingen, Stockbändern ꝛc. bestehen. Von den Stockknöpfen ist schon oben, S. 418, die Rede gewesen. Stockringe nennt man diejenigen Einfassungen der Stockknöpfe an der Stelle, wo sie aufgeleimt oder aufgekittet werden, und dann um die Löcher, wo der Stockband durchgezogen wird. Diese Ringe oder Einfassungen sind nun von Gold, Silber, Stahl, Neusilber, Messing, Perlenmutter ꝛc. Die zuerst Erwähnten haben ungefähr die Breite von einigen Linien, die Letzteren von einer Linie, welches sich jedoch nicht so genau bestimmen läßt. Was die Stockbänder betrifft, so handelt davon der Art. Stockband, oben, S. 400.

Stockzirkel, Stangenzirkel, Reißzirkel; s. unter Zirkel, in Z.

Stockzwinge, die unten am Stocke befindliche Bekleidung desselben von Messing. Sie hat eine ungleiche Länge, weil solches von der Größe und Stärke des Stockes abhängt, und dann auch von dem Gebrauche desselben. Die gewöhnlichen Spazierstöcke haben nur eine kurze, ungefähr 1 bis 2 Zoll lange Zwinge von Messing, die unten ein Knöpfchen von demselben Metalle hat. Der Stock wird unten so weit zugespitzt, damit die Zwinge vollkommen darauf paßt; zwei Löcher in derselben dienen dazu, sie mit kleinen Stiften oder Zwecken an den Stock zu befestigen; dieses geschieht auch noch mit einem Kitte

aus Kolophonium oder Harz ꝛc. bestehend, welches zerlassen, die Spitze des Stocks, worauf die Zwinge zu sitzen kommt, hineingetaucht, und dann solche in die Zwinge fest eingelassen wird. Wander- oder Reisestöcke haben eine längere Zwinge, von 2 bis 2½ Zoll, und unten statt des messingenen Knöpfchens eine eiserne Stachel. Die größten Zwingen haben die Stöcke der Regiments- u. Bataillonstrommelschläger, welche über 6 Zoll, ja bis 8 Zoll lang und sehr blank polirt sind, weil sie den Stock aufgerichtet tragen, und mit demselben die Zeichen zum Trommelrühren, Verändern der Stücke, Aufhören des Trommelns ꝛc. geben, die Trommler also besser ihr Augenmerk darauf richten können, weil ihnen das Blanke oder die blitzende Politur in die Augen fällt. Auch die Portier- oder Hauswartsstöcke, so wie überhaupt alle diejenigen Stöcke, welche weniger des Zwecks, mehr der Parade oder des Glanzes wegen getragen werden, haben längere Zwingen, als die gewöhnlichen Stöcke; auch hat man Zwingen von Gold, Silber, Neusilber, plattirte ꝛc., welches jedoch von demjenigen abhängt, der eine solche Zwinge zu seinem Stocke verlangt, in den Handel kommen Stöcke mit dergleichen Zwingen selten, eben so wenig übermäßig lange Zwingen, die nur auf Bestellung angefertiget werden.

Stof, in einigen Niederdeutschen Gegenden, ein Becher, mit einem bestimmten Maaße flüssiger Dinge.

Stoff, ein gewirkter Zeug, welcher vielfarbige Blumen durch das Broschiren erhalten hat, daher wollener Stoff, seidener Stoff, reicher Stoff, Gold- und Silberstoff, in welchen Gold- und Silberfäden broschirt worden. Besonders aber führen diesen Namen seidene broschirte Zeuge, welche fast in allen Europäischen und Asiatischen Provinzen verfertiget werden, wo nur Seide vorhanden ist. Besonders verfertigen die Chinesen viele dieser Stoffe, und von vorzüglicher Güte und größter Quantität in der Provinz Quantung.

Die in den Europäischen Ländern verfertigten Stoffe werden mit vielem Geschmacke nach einer guten Zeichnung, einem guten Dessin, gewebt, indem man solche entweder in einem einfarbigen, oder auch vielfarbigen Grunde mit Blumen und andern Dessins nach der Natur verfertiget, und darin die ganze Kunst der Weberey anbringt, indem man Stoffe findet, worin zugleich glatte, fassionirte, gezogene und brochirte Stellen und Figuren angebracht sind; s. unter Seide und Seidenweberey, Sammt und Sammtweberey ꝛc. in der Encyklopädie. In Hinsicht des Handels gab es eine Zeit, wo diese Waaren sehr gesucht wurden, da sie jetzt größtentheils von den Baumwollen- und Wollenwaaren verdrängt worden sind, wenigstens nicht mehr in dieser Menge und von so ausgesuchter Schönheit und Festigkeit, wie die schweren Damaste und Gros de Tours, Gros de Naples ꝛc., die ehemals getragen wurden, vorkommen. In den Seidenmanufakturen Frankreichs, zu Tours, Lyon und Paris, gab es ganz seidene broschirte Zeuge auf Taffent-, Gros de Tours oder Gros de Naples-Grund, mit Streifen, Gittern, Blumen und Ranken von gezwirnter und ungezwirnter Seide, einfarbig oder mehrfarbig, ganz von Seide, oder auch mit Gold und Silber durchwebt. Die erste Art mit Taffentgrund wurde leichter oder Sommerstoff, die andere aber schwerer Stoff genannt. Beide Sorten sind $\frac{3}{4}$, $\frac{7}{8}$, bis $\frac{15}{16}$ Leipziger Ellen breit, und entweder in halben Stücken von 40, oder in ganzen Stücken von 70, 80 und mehreren Ellen. Eben so wurden sie auch in Berlin verfertiget. Die jetzt im Handel vorkommenden Arten sind weit leichter gearbeitet, aber auch bedeutend billiger im Preise. — 2. Eine jede Materie, aus welcher etwas wird oder werden soll, und in weiterer Bedeutung, Ursache, Anlaß, Gelegenheit, Alles in der edlern und höhern Schreibart. Stoff zum Lachen haben, Stoff zum Weinen haben, Jemanden

Stoff zum Weinen geben. Der Stoff zu einer Geschichte, einer Komödie. Da dieses Wort hier eigentlich eine unbestimmte Menge oder Masse bedeutet, so ist die Mehrheit nicht gebräuchlich, obgleich dieselbe von Einigen versucht worden. Gedichte, die in Ansehung ihrer Stoffe die nächste Aehnlichkeit haben. — Der Stoff eines Gemäldes, ist nicht nur der Inhalt der Materie, wovon solches handelt, sondern auch der Zeug der Gewänder in den Figuren. Der Brennstoff, sowohl der Kohlenstoff, der in den brennbaren Materien liegt, als auch jeder andere Stoff, welcher zündet. — Nach Adelung, in der zweiten Bedeutung, im Französischen gleichfalls Etoffe, im Englischen Stuff, im Spanischen Estofa, im Holländischen Stoff. Im Hochdeutschen ist dieses Wort in den neuern Zeiten recht eingeführt, und von Manchen, als aus dem Französischen entlehnt, verworfen worden. Indessen scheint es doch ein gutes altes deutsches Wort zu seyn, indem das Niederdeutsche Stoff sowohl von einem Zeuge, als von einer jeden Materie allgemein gangbar, und also wohl schwerlich, nach Adelung, aus dem Französischen entlehnt worden ist. Man soll es daher als einen gleichzeitigen Verwandten von dem mittleren Lateinischen Estoffa und dem Französischen Etoffe ansehen, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich mit Stück gleichbedeutend gewesen, und zu Staub, Stufe, im Bergmännischen Verstande Staffieren gehört. Dieses geht auch daraus hervor, weil es als eine verschiedene Materie gebräuchlich ist.

Stoffen, Bei- und Nebenwort, aus Stoff in der ersten Bedeutung verfertiget. Ein stoffenes Kleid.

Stöhnen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches das Hülfswort haben erfordert, anhaltend seufzen, mit Seufzen, Athem holen, sowohl zum Zeichen großer Mattigkeit, als auch eines heftigen Schmerzes, welches von dem Aechzen wenig verschieden ist. Seufzen und Stöhnen.

Bei der Arbeit stöhnen, vor Mattigkeit und großer Anstrengung. Der Kranke liegt im Bette und stöhnt. Vor großen Schmerzen ächzen und stöhnen. — Im Deichbaue sind die Stöhnen kleine Streben von Holz, oder auch wohl von Eisen, welche hinter jeder Thür der Schleusen und Sielen seitwärts befestiget werden, damit diese Thüren gleich bei dem Eintritte der Fluth sich um so sicherer von selbst verschließen können. Man nennt sie auch Wächter, Knast oder Anschlag. Damit sich nun die Thüren auch nicht krumm ziehen oder verwerfen, so befestiget man auch wohl zwei derselben hinter jede Thür, eine dieser Stöhnen oben unter der Decke, die andere aber unten auf dem Boden. Hierdurch werden nun die Thüren überhaupt behindert ganz aufzuschlagen; denn die Stöhnen verringern die Oeffnung oder Größe des Siels gemeiniglich um den fünften, vierten, ja zuweilen um den dritten Theil, je nachdem die Thüren vor dem Strome liegen, das Verhältniß der Höhe derselben zur Breite geringer ist, und der Meister, welcher solche verfertiget, sein Handwerk mehr oder weniger verstanden hat. Der Abzug des in dem eingedeichten Lande befindlichen Wassers, welches ohnehin bei dem oftmaligen Wachs- und hohen Fluthwasser den nöthigen Fall nur zu sparsam findet, wird also dieserhalb zur jedesmaligen Zeit der Ebbe sehr geschmälert, und das Land muß jeden Tag diese sichere und geschwindere Verschließung theuer genug bezahlen. Es ist daher ungleich besser, wenn 1) die Stöhnen so eingerichtet sind, daß sie in die Höhe oder an die Seite gedrehet werden können, alsdann kann, wenn darauf geachtet wird, sowohl die etwa zur Wässerung dienlich werdende Einlassung des Flutwassers, als besonders auch der Ablauf des Binnenwassers auf dem Lande zur Ebbezeit in der ganzen Weite des Siels geschehen. — 2) Wenn sich das Vorsiel gleich vor den Thüren ansehnlich erweitert, so wird der

nach der verjüngten Oeffnung des Siels sich eindringende Fluthstrom geschwinder und stärker hinter die Thüre fassen; wenn 3) die Thüren mit ihrem untern Zapfen statt bloß in eisernen Hängen, in metallenen Pfannen oder Büchsen laufen; und wenn 4) ein besonderer Schleusenwärter dabei bestellt wird, der zuverlässig ist, und das oft gefährliche, jedesmal aber schädliche Zwischentreiben des Treibzeuges zwischen den Thüren, und Anlegen der Schiffe vor denselben sorgfältig verhindert. Wo dieses Letztere geschieht, da können die der Abwässerung so nachtheiligen Stöhnen gänzlich abgeschafft werden. Bei großen Fang- und Zapfenschleusen sind ohnehin besondere Schleusenmeister bestellt, die ohne alle Stöhnen die Thüren, so oft es nur möglich wird, auf- und zuwinden müssen.

Stolkscher Käse, eine Gattung fetter Holländischer Käse, die in den Krimpener Waard in Südholland gemacht, und meistens von Gouda zum Handel gebracht werden.

Stolle, die, wird in verschiedenen Fällen von einer kurzen dicken Masse, und in weiterer Bedeutung für Masse überhaupt, ein Theil, Stück, gebraucht. Nach dem Frisch wird es in einigen Gegenden auch für eine Wachskerze gebraucht, die Wachsstolle. In Butterstolle ist es in einigen Gegenqen für Butterbämme oder Butterbrod üblich, das ist, ein mit Butter bestrichenes Brod. In einem andern Verstande ist in Sachsen die Butterstolle eine Art Gebackenes aus Butterteig, welches die Gestalt eines langen und schmalen Brodes hat, und wenn dasselbe an Weihnachten gebacken wird, die Christstolle heißt. Wird der Teig zu einer solchen Stolle aus drei Theilen, wie ein Zopf, geflochten, so bekommt sie den Namen eines Butterzopfes. Die Nierenstolle ist bei den Köchen der ausgelassene Nierentalg der Rinder, vermuthlich auch wegen der Gestalt, in welche es geschmolzen wird.

In manchen Gegenden wird auch das folgende Stollen als ein weibliches Wort, die Stolle, gebraucht.

Stollen, der, ein Wort, welches, nach Adelung, in einer doppelten Hauptbedeutung üblich ist. 1. Mit dem Begriffe des Stehens, der Festigkeit, Kürze und Dicke der Hervorragung ꝛc. (1) Eine Stütze, besonders eine kurze, dicke aufrechtstehende Stütze, welche man auch Stütze, Stuhl, Fuß, Pfoste, Docke ꝛc. nennt, führt den Namen eines Stollen. Die Bettstollen, die kurzen aufrechtstehenden Säulen an einem Bettgestelle, die Bettpfosten. In einigen Gegenden werden auch die Füße an den Bänken und Stühlen Stollen genannt, Bankstollen, Stuhstollen. Stollen nennt man auch die kurzen dicken Säulen an den Geländern, welche sonst auch Docken heißen. Die Stollen, kurze starke Füße an einem Hafen, s. Stollhafen. Auf Stollen stehen, Stollen an etwas machen. Die Stollen an den Hufeisen der Pferde, die kurzen, starken senkrechten Theile hinten an den Eisen, welche die Stelle der Absätze vertreten, und so in andern Fällen mehr. (2) Ein Absatz, eine Hervorragung, gemeiniglich auch nur in einigen Fällen, wo es in manchen Gegenden gleichfalls die Stolle lautet. So wird der Absatz an einem Messer, bei der Angel die Stolle genannt. Figürlich ist bei den Meistersängern der Stollen ein Absatz in einem Gesetze, welcher aus einigen Versen besteht. Ein Bar oder Lied besteht bei ihnen aus verschiedenen Gesetzen, und ein jedes Gesetz aus zwei Stollen. — 2. Mit dem verwandten Begriff der Tiefe, der Aushöhlung, des hohlen Raumes, ist der Stollen im Bergbaue ein horizontaler Kanal, welcher in das Gebirge getrieben wird, sowohl die Wasser abzuleiten, als Wetter oder frische Luft einzubringen, und dann auch um das Innere der Gebirge zu erforschen; daher der Wasserstollen, Tagestollen, Wetterstollen, Suchstollen; dann auch Erb-

stollen, Hauptstollen ꝛc., den Stollen treiben, ihn graben und verfertigen; ihn aufnehmen, zu treiben übernehmen; ihn fassen, auszimmern; ihn lösen; Schächte oder Lichtlöcher auf denselben niedersenken; ihn zuführen, weiter und höher machen ꝛc. — Die Stollen sind demnach durch Kunst gemachte Gänge, welche nach einer beinahe ebensöhligen Richtung vom Tage aus in den Berg hineingehen. Die äußere Oeffnung eines Stollens am Tage, wird sein Mundloch, der Boden seine Sohle, der obere Theil seine Firste, die Seitenwände seine Ulmen, und das Ende, wo er nämlich im ganzen Gesteine aufhört, der Stollensort genannt. Man treibt die Stollen vorzüglich in folgender Absicht: 1) Will man damit erschürfte, oder sonst in einem Gebirge bekannten Gänge auf- und untersuchen; 2) oder man will einem vom Tage aus mit Schachten niederbearbeitenden Grubenbau einen Antrieb frischer Wetter verschaffen; 3) oder man will eine Grube von den zusetzenden unterirdischen Wässern befreien; 4) oder man will damit eine leichtere und wohlfeilere Förderniß verschaffen. Im ersten Falle heißt es ein Schurf- oder Suchstollen, im zweiten ein Wetterstollen, im dritten ein Erbstollen, und im vierten ein Fördernißstollen. Hierbei muß aber bemerkt werden, daß ein Stollen nicht alle diese Absichten zugleich erfüllen kann, sondern daß man auch öfters einen Stollen mit Vorsatz aus mehreren Absichten zugleich treibt. Die Schürfstollen werden gewähnlicher Weise dem Streichen nach, eines am Tage in einem Grunde aufgeschürften Ganges oder Kluft aufgeschlagen, um solchen in däs aufsteigende Gebirge zu untersuchen. Zu solchen Stollen wird öfters die Mitteltiefe des Gebirges gewählt, weil dieselben, der Erfahrung nach, meistens die edelsten sind. Weil nun dergleichen Schürfstollen nicht immer in gerader Linie getrieben werden, so wirken hier die bösen Wetter gewöhnlich schneller, und deswegen müssen solche Stollen

weder niedrig, noch enge geführt werden. Stollen, welche in ein wetternöthiges Grubengebäude zur Einbringung frischer Wetter betrieben werden sollen, müssen an einem Orte des Gebirges angelegt werden, wo man mit der kürzesten Strecke dem Wetter mangelnden Werke zu Hülfe kommen kann. Erbstollen dienen vorzüglich dazu, die Gruben von dem unterirdischen Wasser zu befreien, welches Wasser je tiefer, je häufiger sind, sie sind um so nutzbarer, je größere Tiefe dieselben einbringen. Gewöhnlich ist aber der Fall, daß wenn sie eine beträchtliche Tiefe einbringen sollen, solche in einer beträchtlichen Entfernung von der Grube her getrieben werden müssen, und deshalb viel Geld und Zeitaufwand erfordern. Der Zeitaufwand wird zuweilen dadurch gemindert, daß man, wo es sich füglich thun läßt, Lichtlöcher schlägt, die man bis an die nach den Regeln der Markscheidekunst angegebene Sohlenlinie des Erbstollens abläuft, und man von da aus nachher in der Stundenlinie des Erbstollens Gegenbaue anlegt, mit welchen zu seiner Zeit zusammengelöchert werden kann. Solche Hauptstollen müssen, wenn nicht die wichtigsten Umstände das Gegentheil erfordern, von ihrem Mundloche an, durch das Quergestein bis zur Erschrotung des zum Ziele genommenen Erzganges, so viel möglich in einer geraden Linie, als dem kürzesten Wege getrieben werden. Bei Anlegung der Mundlöcher, sowohl der Erbstollen, als aller Stollen überhaupt, welche man an dem Fuße eines Gebirges anlegt, ist noch auf zwei Umstände Rücksicht zu nehmen: 1) daß das in der Nachbarschaft befindliche Wasser nicht in den Stollen treten könne, und man 2) genugsamen Haltensturz habe. Bei allen Stollen, insbesondere aber bei Erbstollen, hat man die Absicht, daß die in der Grube von allen Orten zusammengeleitete Wasser durch solche ablaufen sollen, und deshalb muß der Sohle des Stollens vom Mundloche an, ein solches Steigen gegeben werden, daß die-

ser Endzweck erreicht wird. Bei Erbstollen, die von ihrem Mundloche an immer durch festes Quergestein gehen, läßt man das Wasser auf dessen natürlicher Sohle auslaufen, zu welchem Ende man auch öfters einen Schram oder Wasserlauf aussprengt, der nach Umständen das Drittel oder die Hälfte der Breite des Stollens einnimmt, und nur in dem Falle eines kluftigen Gesteins müssen sie in der Nähe bei den Gängen in Rinnen oder nach Beschaffenheit der Menge des Wassers in Gestüder gefaßt werden, damit sie durch dergleichen Gestein nicht wieder der Tiefe zusitzen. So nützlich es nun ist, bei streichenden und tief niedersitzenden Gängen einen Erbstollen in der möglichsten Teufe unter die Grubengebäude zu bringen, so würde solches dagegen bei Flötzwerken, welche sich in einer nicht tiefen Lage des Gebirges meistens schwebend fortziehen, öfters einen sehr unnützen Aufwand verursachen. Wenn das Gebirge, in welchem Strecken oder Stollen getrieben werden, keine feste Verbindung seiner Lagen unter sich hat, so drücken die Lagen gegen den offnen Raum, und da dieser Druck immer durch die hintern Lagen vermehrt wird, so könnte endlich der ganze offene Raum gänzlich zusammen gedrückt werden, wenn nicht in diesem Falle eine sichere Grubenzimmerung die Arbeiter vor der Gefahr schützte. Wenn die Grubenzimmerung gehörig angelegt werden soll, so müssen dabei folgende Regeln immer zum Augenmerke genommen werden: 1) Ist der Druck des Gesteins in den Gruben nicht allein senkrecht, sondern da die Lagen desselben oft in flachen Richtungen auf einander liegen, so schieben solche auch in einer schiefen Fläche herunter; es muß daher nicht allein dem senkrechten, sondern wo es nöthig ist, auch dem schiefen Drucke in einer gehörigen Richtung widerstanden werden. — 2) Ein jeder Widerstand, der einem Drucke im rechten Winkel geleistet wird, ist allezeit der stärkste, folglich muß auch der Widerstand, der durch die Grubenzimmerung

erlangt werden soll, dem Drucke so viel als möglich im rechten Winkel entgegengestellt werden. — 3) Ist der Druck, der zusammen von einer Masse auf einen Punkt drückt, stärker, als wenn der Druck der Masse auf mehrere Punkte ausgedehnt werden kann; man muß daher durch die Zimmerung den Druck des Gesteins auf mehrere Punkte auszudehnen suchen. — 4) Die größere Menge des von allen Seiten losbrechenden Gesteins vermehrt den Druck. Da aber eine schnelle Zimmerung das Losbrechen hindert, so ist diese also jederzeit anzurathen. — 5) Das Holz selbst muß in seiner natürlichen Rundung gelassen, nicht behauen oder bezogen, aber geschält, nach Verhältniß des Drucks stark, und folglich gesund seyn. Nadelholz, das vom Borkenkäfer beschädiget worden, ist von geringer Dauer. Nach diesen Grundsätzen, und nach der Festigkeit des Gesteins, ist nun auch die Stollen- und Streckenzimmerung sehr verschieden, und geschieht entweder mit ganzen, oder halben Thürstöcken, oder mit der Kappe allein. Die ganzen Thürstöcke bestehen aus Stämpeln und der Kappe, die Stämpel kommen an die Seitenwände, und darauf liegt oben die Kappe; hinter die Stämpel oder in die Ulmen und über die Kappen werden die Ladhölzer oder Schwarten getrieben, und der noch dahinter befindliche Raum mit taubem Berge ausgefüllt. Ist die Stollensohle fest, so wird für jeden Stämpel ein rundes, etliche Zoll tiefes Bühnenloch eingehauen, worein der Stämpel gesetzt werden kann, damit er auf keine Seite ausweiche. Ist aber die Stollensohle nicht fest, so ist es nöthig, daß Grundsohlen unterzogen werden. Die Stämpel werden entweder in einer saigern, oder schrägen Richtung eingesetzt; im ersten Falle hat also der Stollen oben und unten eine gleiche Weite, im letzten Falle dagegen ist er oben etwas enger, als unten. Ungeachtet übrigens ein saiger gesetzter Stämpel der auf ihm liegenden Last im rechten Winkel, und folglich stärker widersteht, als ein

schräger, so scheint der Letzte doch aus andern Ursachen den Vorzug vor dem Erstern zu verdienen. Man hat verschiedene Arten, die Kappen auf die Stämpel einzuschneiden, worüber unter Umständen bald eine, bald die andere die beste ist. Bei der Zimmerung im Ganzen ist überhaupt noch anzumerken, daß nach Beschaffenheit des Drucks auch die Dicke der Thürstöcke gewählt werden muß. Die Zimmerung mit ganzen Thürstöcken ist nicht überall erforderlich, besonders wo in einem Ulme nur losziehende Wände aufzuhalten sind, oder wo Stollen und Strecken dem Gange nach betrieben werden, wobei entweder festes Liegend oder Hangend ist. Hier würde es öfters eine nutzlose Verschwendung des Holzes seyn, wenn man mit ganzen Thürstöcken zimmern wollte. Nach dem verschiedenen Zwecke, wozu ein Stollen dient, muß auch die Stollensohle eingerichtet werden; und deshalb muß zuweilen auf die Stollensohle eine Gestängefahrt gelegt werden, welche, wenn sie wegen des Ablaufs des Grubenwassers erhöhet werden muß, ein Träg- oder Trettwerk genannt wird. Die Gestängfahrt besteht aus Brettern oder sogenannten Gestängen, wozu, wenn der Stollen nur zum Befahren dient, gemeine Tannenbretter genommen werden. Wird er aber zur Forderniß gebraucht, so werden einige Gestänge hierzu genommen, welche nach Beschaffenheit der Grubenhunde, ob solche mit, oder ohne Leitnagel sind, einen Unterschied haben, und wegen mehrerer Dauer und Glätte, wodurch der Hundlauf erleichtert wird, aus buchenem Holze geschnitten werden. Bei dem Hundelaufe ohne Leitnagel werden die Gestänge in der Breite anderer gewöhnlicher Bretter, und $\frac{5}{4}$ Zoll dick geschnitten. Bei dem Hundelaufe mit dem Leitnagel sind sie 3 Zoll dick und 6 Zoll breit, dagegen werden jederzeit zwei neben einander gelegt, doch so, daß ein Mittelraum von 2 Zollen bleibt, worin der unten am Hunde befestigte Leitnagel läuft, und der daher die Spur genannt wird. Wenn die Stol-

lensohle trocken ist, und entweder gar nicht zum Wasserablaufe gebraucht wird, oder doch nur geringe Wasser in kleinen Rinnen auf derselben fortgeleitet werden, so ist keine Erhöhung der Gestängfahrt nöthig, sondern die Gestänge können auf der Stollensohle selbst angebracht werden. Hat der Stollen Kreuzgrundsohlen, so werden die Gestänge bloß darauf genagelt, wo aber keine solche Grundsohlen sind, da werden Bolzen quer über die Stollensohle in dazu gemachte Schräme gelegt, und die Gestänge darauf genagelt. Eines und das Andere geschieht auch meistens in den Grubenstrecken, als in den Läufen, Auslenken, Hangend- und Liegendschlägen, wo nur selten eine Erhöhung der Gestängefahrt nöthig ist. Auf Erbstollen dagegen, wo die aus der ganzen Grube zusammengeleiteten Wasser ausgeführt werden, ist eine erhöhete Gestängfahrt oder ein Trägwerk erforderlich. Wenn der Erbstollen ohne Zimmerung im ganzen Gesteine steht, so werden in beiden Ulmen Bühnenlöcher ausgehauen, und fünf- bis sechszöllige Bolzen hineingetrieben, und die Gestänge darauf genagelt. Die Bolzen sind von der Stollensohle, nach der Menge des ausfließenden Wassers, mehr oder weniger erhöht; jedoch ist eine Erhöhung von 2 Fuß meistens genug, und nur auf Erbstollen, wo eine große Menge Wassers ausfließt, wird eine dreifüßige Höhe genommen. Die Bolzen werden gemeiniglich 4 Fuß weit auseinander geschlagen; indessen dient es zu mehrerer Dauer und Haltbarkeit der Gestänge, wenn sie näher aneinander geschlagen werden. Steht dagegen der Erbstollen in Gezimmer, so werden die Bolzen entweder in die gegen einander überstehenden Stämpel der Thürstöcke, in dazu ausgestämmte Bühnenlöcher gelegt, oder da in diesem Falle die Stämpel durch das Einschneiden der Bühnenlöcher sehr geschwächt werden, so ist es besser, wenn zwischen den Thürstöcken von der Sohle gegen den Ulm in einer schiefen Fläche Spreizen in Bühnenlöcher eingetrieben, und

die Bolzen darein befestiget werden. Um die Stollen aus einem Bergwerke genauer von einander zu unterscheiden, so benennt man sie bald mit dem Namen der hohen Standespersonen des Landes, bald mit dem Namen anderer Personen, oder nach dem Namen der bauenden Gewerke; auch werden sie durch ihre Tiefe unterschieden und 50, 80 oder 100 Lachterstollen genannt. Die Weite eines Stollens beträgt $\frac{1}{2}$, die Höhe aber $\frac{6}{8}$, $\frac{7}{8}$, 1, $1\frac{1}{8}$, $1\frac{1}{4}$ und $1\frac{1}{2}$ Lachter, und sie sind, je nachdem das Feld groß ist, worin sich die Bergwerke erstrecken, einige hundert, ja einige tausend Lachter lang. — Beim Tischler sind die Stollen starke Stücken Holz, die zu den Füßen der Tische und andern tragbaren Theilen gebraucht werden, und aus dem Gröbsten aus den Stämmen ausgeschnitten sind. — Beim Weißgerber sind die Stollen halbe eiserne Scheiben, die an ihrem Umkreise stumpf, scharf, und mit einem eisernen Stiele an einem hölzernen befestiget sind. Der Gerber streift die Felle nach der Breite über die stumpfe Schneide der halben Scheide weg, schafft hierdurch die Falten weg und dehnt die Felle aus. — Auch der Handschuhmacher bedient sich dieses Werkzeugs zu dem nach der Farbe hart und klappricht gewordenen Leder, wodurch er dasselbe wieder weich und geschmeidig macht. — In Hinsicht der Sprache, so lautet es in der ersten Hauptbedeutung eine Stütze im Schwedischen stol, im Böhmischen Sstula. Im Niederdeutschen ist Stal, der Grund eines Deiches oder Dammes, ingleichen der Fuß eines Tisches, Stellen, Gestell, Stuhl, Stelze, Stolz rc. sind genau damit verwandt. Ohne Zischlaut sind in Hamburg Dullen die Pflöcke in dem Borde des Fahrzeuges, zwischen welchen die Ruder liegen. In der zweiten Hauptbedeutung gehören zu dessen Geschlechte, doch ohne Zischlaut, unsere Dille oder Dülle, das Oberdeutsche Dohle, ein Abzug, Kanal, und das Meißnische Dölle oder Tölle, eine tiefe Stelle im

Acker, worin sich das Wasser sammelt. So sehr die Begriffe der Tiefe und Hervorragung einander entgegengesetzt zu seyn scheinen, so nahe sind sie doch in dem Ursprunge der Wörter verwandt, und man wird nicht leicht ein Wort in der Sprache finden, sagt Adelung, in welchem sich nicht beide vereinigten.

Stollen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur noch in einigen Fällen üblich ist. 1. Stollen die Weißgerber die gar gemachten Felle, wenn sie solche auf dem Stollpfahle oder Stolleisen ausstrecken, in die Breite dehnen, und dadurch ihre Geschmeidigkeit vermehren, welche Arbeit auch ausbrechen und bei den Franzosen ouvrir heißt. Nach Adelungs Vermuthung von dem Stollpfahle, welcher wegen seiner kurzen dicken Gestalt anfangs der Stollen geheißen haben soll. S. dieses Wort. Im Niedersächsischen ist stollen, stützen, und Notker braucht es für gründen: Du stollotost die erda, du gründetest die Erde. — 2. Mit Stollen, kurzen dicken Stützen, oder Absätzen versehen. Ein Hufeisen stollen, die Stollen daran schmieden.

Stollen (Angel-), s. oben, S. 463.

—, beim Bäcker, die Butterstolle oder der Butterstollen, s. daselbst, S. 462.

— (Bank-), s. das., S. 463.

— (Bett-), s. daselbst.

—, im Bergbaue, s. das., S. 463 u. f.

— (Butter-), s. das., S. 462.

— (Christ-), s. daselbst.

— (Eisen- oder Lieder-), beim Kürschner, s. Th. 57, S. 32, Fig. 3424.

— (Erb-), s. das., S. 463, und S. 465.

—, beim Fahnenschmid, überhaupt Schmid, an den Hufeisen der Pferde, s. das., S. 463.

— (Förderniß-), s. das., S. 464.

— (Gabel-), s. Th. 15.

—, an den Geländern, s. oben, S. 463.

Stollen (Hafen-), s. oben, S. 463.
— (Haupt-), der vornehmste Stollen, oder ein Stollen, welcher vielen Zechen zu Hülfe kommt; s. oben, S. 464.
— (Hufeisen-), s. das., S. 463.
— (Hülfs-), ein Stollen, welcher einem andern Stollen das Wasser zuführt, und demselben gleichsam zu Hülfe kommt, im Gegensatze des Hauptstollens.
—, bei den Köchen, s. das., S. 462.
—, bei den Meistersängern, s. das., S. 463.
— (Mittel-), s. unten.
— (Messer-), s. oben, S. 463.
— (Nieren-), s. das., S. 462.
—, beim Schmid, s. Stollen, beim Fahnenschmid
— (Schürf-), s. das., S. 464.
—, in der Sprachkunst, s. das., S. 470.
— (Stuhl-), s. das., S. 463.
— (Such-), s. daselbst.
— (Tag-), s. daselbst.
— (Tief-), s. unten.
—, beim Tischler, s. oben, S. 470.
— (Wachs-), s. das., S. 462.
— (Wasser-), s. das., S. 463.
—, beim Weißgerber, s. das., S. 470.
— (Wetter-), s. das., S. 463, 464.

Stollenangabe, im Bergbaue, die Art, wie ein Stollen anzulegen und zu errichten ist. Wenn man einen Stollen angeben will, so muß man erwägen, ob man nur eine Tagerösche und einen bloßen Suchstollen, oder einen Tage-, Mittel- oder Tiefstollen zur Wetter- und Wasserlosung treiben muß, ist jenes, so verfährt man wie bei dem Erschürfen durch Tagerösche und Suchstollen; ist dagegen der zweite Fall vorhanden, so bemerkt man Folgendes: wie weit der Flötz, der Gang oder das Stockwerk schon angebauet ist, oder wie tief die Erze wohl niedersetzen mögen, und nach Beschaffenheit dieser Umstände, und der zu gewaltigenden und fortzuschaffenden Wasser erwählt man einen

Tag-, Mittel- oder Tiefstollen, aber so, daß man damit die erforderliche und größtmöglichste, nach der Wasserwage zu bestimmende Teufe erreicht. Man muß indessen bemerken, daß man den Stollen weder im Stückeln, noch viel weniger im sanften Gebirge zu tief ansetze, weil im ersten Falle die Lichtlöcher und Schächte gar zu kostbar und beschwerlich, im andern dagegen die Stollen zu lang werden. Das Mundloch eines solchen Stollens, welches man an einen Thal ansetzt, muß frei seyn. S. auch oben, unter Stollen.

Stollenarbeit, im Bergbaue, diejenige Arbeit, welche in und an einem Stollen geschieht. S. oben, unter Stollen.

Stollenarbeiter, Stöllner, der Bergmann, welcher zum Forttriebe und zur Erhaltung des Stollens, auch anderer dahin gehöriger Nothwendigkeiten, die nöthige Handarbeit, sowohl auf dem Gesteine, als auch bei der Zimmerung, verrichtet.

Stollenausmauerung, im Bergwerke, wenn ein Stollen, da, wo das Holz knapp ist, anstatt der Verzimmerung mit einer Mauer versehen wird, damit er nicht einstürze. Man führt nämlich an beiden Seiten des Stollens eine Mauer auf, und wenn die Sohle desselben nicht fest ist, so legt man einen Rost oder eine Grundsohle, u. auf diese Bohlen, worauf man die Mauer aufführt. Oben in der Firste schließt man die Mauer mit einem $1\frac{1}{2}$ Fuß dicken Gewölbe. Zuweilen stehen die Seitenwände des Stollens ohne Mauer, und dann sprengt man, wenn die Firste brüchig ist, nur von einer Seite bis zur andern in der Firste ein Gewölbe.

Stollenauszimmerung, s. oben, unter Stollen.

Stollenbefahrung, im Bergbaue, die förmliche Befahrung eines Stollens von dem Bergamte, um zu sehen, ob er sich noch in dem gehörigen bauwürdigen Stande befindet.

Stollenbeule, Stollenbeutel, s. Stollenschwamm.

Stollenbeutel, s. daselbst.

Stollenenterbung, im Bergwerke, mit einem die Erbteufe, das ist, $3\frac{1}{2}$ Lachter in sänftigen, und 7 Lachter in stücklichen Gebirgen unter einem höheren Stollen in das Gebirge eindringen oder einkämmen, wodurch dem obern Stollen, die Stollengerechtigkeit entzogen, und auf den tieferen gebracht, und der obere in Ansehung derselben gleichsam für todt geachtet wird, und der tiefere Stollen erbet.

Stollenfirste, im Bergbaue, die Firste eines Stollens, das heißt, die Decke oder das Gestein, welches über dem Stollen befindlich ist, im Gegensatze der Stollensohle.

Stollengerechtigkeit, Stollenrecht, im Bergwerke, die Gerechtigkeit oder das Recht, welches ein Stollen und dessen Eigenthümer auf gewisse Befugnisse hat, wohin z. B. der Stollenhieb oder die Stollensteuer gehört. Das Recht den Stollenhieb zu nehmen, heißt das Neunte, oder auch das halbe Neunte von den auf den gelöseten Zechen gewonnenen Erzen, und den vierten Pfenning zu den nach einem vorliegenden Gebände zu treibenden Oertern, auch wohl, nach Beschaffenheit der Umstände, eine besondere Stollensteuer, und in gewissen Fällen ein Wassereinfallgeld zu fordern.

Stollengerinne, im Bergbaue, ein Gerinne in einem Stollen, um das Wasser aus demselben abzuführen.

Stollengeschworner, daselbst, ein geschworner Bergbeamter, welcher einen Stollen in seiner Aufsicht hat.

Stollengestänge, daselbst, Stangen, welche bei Stollen, mit dem Hunde gefördert, auf das Tragwerk nebeneinander dergestalt befestiget werden, daß der Leitnagel des Hundes dazwischen durchgehen, und der Hund nicht von der Bahne weichen kann.

Stollenhaken, im Hüttenbaue, ein eiserner Haken an einem langen Stiele, dessen man sich bei den Abstechen des Stichs, wenn die Gänse gemacht werden, be

dient. Wahrscheinlich ein Abkömmling von Stollen, dicke kurze Masse.

Stollenhalde, daselbst, die Halde vor einem Stollen, wo die Erze auf denselbe hingestürzt werden.

Stollenhieb, im Bergbaue, das Recht, welches ein Stöllner hat, wenn er mit seinem Stollen auf Erz trifft, dasselbe in einer gewissen Weite wegzuhauen, und zu seinem Nutzen zu verwenden. Den Stollenhieb haben, da es denn auch wohl das dadurch gewonnene Erz bezeichnet. S. auch Stollengerechtigkeit.

Stollenhülfe, im Bergbaue, der Beitrag, welchen der Stöllner der Gewerkschaft, die ein Stollenort zur Beschleunigung ihrer Absicht selbst treibt, geben muß. Er besteht meistens in der Handarbeit, welche der Stöllner durch seine Arbeiter auf dem Orte verrichten läßt.

Stollenkarren, im Bergwerke, ein schmaler Schubkarren oder Laufkarren, dessen man sich in den Stollen bedient, Berge und Erze, welche der Stollen gewinnt, durch selche auszuführen oder zu fördern.

Stollenklinge, Stollenklingen, eine Art Ruhler Messerklingen.

Stollenkaue, im Bergwerke, eine schlechte von Brettern oder Schwarten zusammengeschlagene Hütte, mit einer Thür und einem hölzernen Dache, ohne Fenster, die mit ihrer Länge, nach dem Stande des Stollens, in gleicher Richtung über einem Stollenschachte steht.

Stollenlaus, im Bergbaue, ein Stückchen Holz, welches an den Orten, wo die Zimmerung in einem Schachte nicht völlig aneinander schließt und eine Lücke macht, eingesetzt wird, damit es durchgängig feststeht, und sich nicht rühren kann.

Stollenlösen, im Bergbaue, mit Schächten oder Lichtlöchern auf den Stollen niedergehen, um bessere Beförderung zu haben, und Wetter hinein zu bringen.

Stollenmundloch, im Bergbaue, das Mundloch oder die Oeffnung, der Eingang eines Stollens, wo er sei-

nen Anfang am Tage und am Gebirge hat, wodurch man in den Stollen, und wieder herausfahren kann. Das Angeben dieses Mundlochs, in der Markscheidekunst, wenn zwei Punkte, wovon einer gegeben ist, in einer bestimmten sohligen Linie liegen, und man giebt nach der Saigertiefe, die ein Stollen einbringen soll, an dem Tage einen Punkt an, wornach man diesen Stollen an ein Gebirge treiben soll, so erhält es diese Benennung; s. auch oben, unter Stollen.

Stollenneuntel, der neunte Theil, oder das Neuntel der gewonnenen Erze, welche dem Eigenthümer eines Stollens von den benachbarten Zechen für den Nutzen gegeben wird, welchen sie von dem Stollen haben.

Stollennagel, Stollnagel, eine Art Nägel, womit die Sättel beschlagen werden, weil ihr Kopf einem Stollen oder einer kurzen dicken Spitze gleicht.

Stollenrecht, s. Stollgerechtigkeit.

Stollenrösche, im Bergwerke, der vor dem Mundloche des Stollens liegende Graben, der nach oben auf ist.

Stollenschacht, derjenige Schacht im Bergwerke, welchen der Stöllner zur Wetterlosung oder Förderniß gemacht hat, der auf den Stollen geht.

Stollenschwamm, Stollenbeutel, Stollenbeule, beim Roßhändler und Roßarzte, eine Geschwulst am Fuße des Pferdes, welche kein natürlicher Fehler, sondern mehr in einem Zufalle besteht, dessen Ursachen schon unter Pferd, Th. 110, S. 205 u. f., angeführt worden, woselbst auch Einiges von dessen Heilung gesagt worden. Nach Rohlwes Kennzeichen des Stolschwammes bemerkt man oben am Hintertheile des Vorderbeins gerade auf dem Ellenbogen zuerst eine Geschwulst, wodurch das Pferd etwas steif geht, die sich aber durch öfteres Baden mit

kaltem Wasser zertheilen läßt. Ist diese Geschwulst zertheilt, so bleibt gerade auf dem Ellenbogen eine runde, mit einem gelben Wasser angefüllte Erhabenheit nach; zuweilen bleibt es aber auch bei dieser nicht, sondern es wird ein hervorstehender Beutel, in welchem ebenfalls Wasser befindlich ist. Wenn man nun Letzteres durch den Druck der Finger darin bemerkt, so nimmt man die Erhabenheit oder den Beutel zwischen die Vorderfinger und den Daumen der linken Hand, preßt das Wasser gegen die Haut, daß diese dadurch angespannt wird, und sticht mit einem an der Spitze sehr scharfen Messer hinein, drückt das darin befindliche Wasser heraus, und wenn es trocken ist, so reibt man die ganze Stelle der gewesenen Wassergeschwulst mit einer Salbe ein, die auch gegen den Knieschwamm dient; nämlich: Spanische Fliegen und Gummi Euphorbium, von jedem ein Loth, Operment ein halbes Loth; macht dieses zu einem feinen Pulver, und mischt dazu zwei Loth Terpentinöl und vier Loth Schweinfett, und macht daraus eine Salbe. Diese Salbe läßt man nun nach dem Einreiben unberührt so lange darauf sitzen, bis sie abfällt, so wird auf diese Weise der Stollschwamm geheilt seyn; sollte aber ja noch eine kleine Verhärtung nachbleiben, so kann man die Salbe noch einmal darauf einreiben. Ist aber der Stollschwamm schon alt, und daher verhärtet, so muß man folgende Salbe darauf einreiben: Spanische Fliegen, ätzendes Sublimat und Operment, von jedem ein Quentchen; ein halbes Quentchen Euphorbien-Gummi; Alles zu feinem Pulver gemacht, und mit 3 Loth Schweinfett zu einer Salbe gemischt. Wenn die Salbe abgeheilt, und das Haar zum Theil wieder gewachsen ist, so muß sie von Neuem wieder eingerieben, und damit so lange fortgefahren werden, bis der Stollschwamm gänzlich vergangen ist. Es findet sich zuweilen auf dieser Stelle ein harter runder Knoten, welcher gewöhnlich so groß, wie eine Wallnuß, auch noch etwas größer oder

kleiner ist. Diesen muß man aufschneiden, und den darin befindlichen verhärteten Eiter, welcher wie Fischrogen aussieht, herausdrücken. Die Wunde heilt dann von selbst wieder zu. Oefters ist dieser Knoten auch schwammartig; man muß ihn dann herauslösen. — Da der Stollschwamm gewöhnlich von dem Liegen auf dem inwendigen Stollen des Hufeisens entsteht, so muß das davon geheilte Pferd mit Eisen ohne Stollen beschlagen werden, weil er sonst leicht dadurch wieder kommen könnte; denn bei den Pferden, welche nicht beschlagen werden, entsteht dieser Schaden sehr selten. — Oft ist dieser Stollschwamm sehr groß, schon veraltet, und daher so verhärtet, daß er sich durch scharfe Salben nicht wegbringen läßt; dann muß man einen Kreuzschnitt darüber machen, die vier Lappen der Haut davon ablösen, und den Schwamm, so viel, als möglich, herausschneiden. Die Lappen der Haut legt man über die Wunde zusammen, und schneidet so viel davon ab, daß die Ränder derselben aneinander passen. Der Querschnitt und der obere Schnitt wird mit einigen Heftstichen aneinander gebracht, der untere aber offen gelassen. Die Wunde selbst wird fleißig mit frischem Wasser gebadet, um die eintretende Entzündung und Geschwulst zu mäßigen. Sollten aber, dieser Vorkehrung ungeachtet, die Hefte nach einigen Tagen durch die Eiterung ausreißen, und eine schwammige Substanz sich in der Wunde erheben, so muß man weißen Vitriol und gebrannten Alaun, von jedem gleich viel, in Pulver zusammengemischt, alle Tage einmal darauf streuen, bis sich das schwammige Wesen verloren hat; man kann dann die grüne Heilsalbe anwenden, die man auch zum Satteldrucke gebraucht; nämlich: fein gepülverten Grünspan, Gummi Mastix, Weihrauch, Altheesalbe, Pappelsalbe, Lorbeeröl und Terpentinöl, von jedem 2 Loth, Alles zusammengemischt; diese Salbe wird nun bis zur gänzlichen Heilung der Wunde angewendet. Eine andere scharfe

Salbe, durch welche der Stollschwamm, wenn derselbe nicht zu alt und verhärtet ist, geheilt werden kann, ist Folgende. Man nehme langen Pfeffer in Pulver, und Euphorbium, von jedem 2 Loth, Spiköl, Terpentinöl, von jedem 2 Loth 1 Quentchen, mische es zur Salbe. Diese Salbe wird drei Tage hintereinander auf den Stollschwamm eingerieben, und wenn er hiernach noch nicht ganz vergangen seyn sollte, so kann das Einreiben noch einmal wiederholt werden.

Stollensohle, im Bergbaue, die Sohle, das ist, die untere Fläche eines Stollens zum Unterschiede von der Stollenfirste.

Stollensteuer, im Bergbaue, eine Steuer, welche dem Eigenthümer eines Stollens von den angrenzenden Gewerken für die Vortheile gegeben wird, welche ihnen durch die Stollen zufließt. Auch ein Vorschuß, welcher dem armen Stöllner von vorliegenden Gewerken zu schwunghaftem Betriebe des Stollens über den vierten Pfenning gegeben, und hernach vom Stollenhiebe und Neuntel wieder abgezogen wird. S. Stollenhieb und Stollenneuntel.

Stollenstrecke, der Raum, welchen ein Stollen in der Länge einnimmt; dann auch ein sich in die Länge erstreckender Stollen.

Stollenteufe, der Abstand von der Dammerde bis auf die Sohle des Stollens herunter gerechnet, welcher zehn Lachter in einer Spanne betragen muß, wenn der Stollen seiner Stollengerechtigkeit fähig seyn soll.

Stollenträger, von Stolle, eine Art Gebackenes, ein langer enger Korb, worein die aus Teig geformte Stolle zum Aufgehen gelegt wird.

Stollentrieb, oder Forttrieb, die gewöhnliche Arbeit, die auf den Stollen gethan wird. Das Stollentreiben wird genannt, eine Höhlung von $\frac{5}{4}$ Höhe und einer halben Lachter Weite vom Tage hinein in das Ge-

birge arbeiten, um das Gebirge aufzuschließen und vorliegende Gebäude zu lösen.

Stollenverstufung, eine Stufe auf Stollen einhauen, wo die Stollengerechtigkeit des einen Stöllners aufhört, und von welchem Punkte derjenige, welcher den Stollen oder einen Flügel weiter ins Gebirge treibt, solche zu genießen haben soll. Es geschieht solches entweder in dem Falle, daß der Stöllner ein Stück Stollen freiwillig abgiebt, oder wenn der Stöllner gerufen wird, und nicht kommen will, der Stollen vom Bergamte verstuft, und dann von der Stufe an weiter ins Feld zu treiben dem neuen Unternehmer überlassen wird.

Stollenverzimmerung, s. Stollenauszimmerung.

Stollenwagen, Stollenwägen, im Bergbaue, Karren auf zwei Rädern, worauf das zu einem Stollen nöthige Zimmerholz angefahren wird.

Stollenwasser, jedoch nur von mehreren Quantitäten, das aus einem Stollen abfließende und durch denselben abgeführte Wasser.

Stollenweise, ein- oder ausfahren, nicht durch den Schacht, sondern durch den Stollen sich in die Zeche und wieder herausbegeben.

Stollenzuführung, so viel, als an der gehörigen Weite oder Höhe der Stollen abgeht, oder anstehen gelassen worden, von dem Gesteine herausschlagen, daß er seine richtige Höhe und Weite bekomme.

Stollhafen, ein Hafen oder Topf, welcher mit Stollen oder kurzen Füßen versehen ist.

Stollnagel, s. Stollennagel.

Stöllner, die Arbeiter in einem Stollen, und auch derjenige, welcher einen Stollen auf seine Kosten führt; s. Stollenarbeiter.

Stollort, Strecke, beim Markscheider, wenn zwei Punkte in der Grube, und zwar in der Fläche angege-

den werden, worin ein Stollen, eine Strecke, oder ein Ort getrieben werden soll; auch das Ort oder Ende eines Stollens, im Gegensatze des Stollenmundlochs.

Stollpfahl, beim Weißgerber, ein kurzer Pfahl, worauf das Stolleisen befestiget wird, wenn die gar gemachten Felle darauf gestellt werden sollen.

Stollpfuhl, beim Weißgerber, ein rundes breites, mit einer stumpfen Schneide versehenes Eisenblech, welches auf einem Säulchen gerade aufgerichtet steht, und worauf das getrocknete Leder hin und hergezogen wird, um es hernach am Schlichtrahmen schlichten zu können.

Stolpern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort seyn erfordert, im Gehen anstoßen, und dadurch aus dem Gleichgewichte gebracht werden, im gemeinen Leben, wofür in der edleren Schreibart straucheln üblich ist. Im Gehen stolpern. Es stolpert auch wohl ein gutes Pferd. Ueber einen Stein stolpern. Mit Keuchen stolpert der Pferde müder Trab. Ingleichen figürlich, doch auch nur im gemeinen Leben, einen Fehler begehen. So auch das Stolpern. In der niedrigen Sprechart sagt man für stolpern auch einen Stolprian machen, wo dieses Hauptwort auch figürlich einen Fehler bedeutet.

Stolz, Bei- und Nebenwort, ein Wort, welches ursprünglich den Begriff der Höhe, der Größe oder Hervorragung über Andere hat, aber nur in einigen figürlichen Bedeutungen üblich ist. 1. Andere Dinge seiner Art an äußerem Ansehen übertreffen, und im weiteren Verstande, in seiner Art vortrefflich, prächtig, schön, eine auch im gemeinen Leben vieler Gegenden übliche Bedeutung. Er war der stolzeste und schönste Mann, den man von Leib und Gesund finden konnte (Königshov. beim Frisch), wo es von dem persönlichen guten Ansehen, mit Inbegriff vorzüglicher Leibesgröße gebraucht wird. Bei den Jägern ist der Hirsch

stolz, wenn er völlig verendet hat, weil er dann das höchste und beste Ansehen giebt. Ein stolzes Haus, ein stolzes Mädchen, stolze Kleider, noch in vielen Gegenden, für prächtige. Im Niedersächsischen sagt man auch: Einen stolzen Thaler Geld bei etwas verdienen, für einen schönen. Ihre leitet es in dieser Bedeutung, von dem alten Gothischen Stilt, ein Fest her, daß es eigentlich festlich oder feierlich bedeuten müßte. Allein es scheint dem Begriffe der Hervorragung, des Uebertreffens an verhältnißmäßiger Größe der Vorzug zu gebühren. Im Wallachischen ist Stolida, Zierde, Putz. — 2. Kühn, dreist, entweder in so fern die Kühnheit in Erhebung über Andere besteht, oder auch in so fern sie aus dem Bewußtsein eigener Größe und Vorzüge entspringt. Im Hochdeutschen ist diese Benennung ungangbar, nur in einigen Gegenden sagt man sich verstolzen, sich erkühnen. — 3. In weiterer Bedeutung ist stolz seiner Vorzüge bewußt, und dieses Bewußtsein durch seinen Anstand verrathend, wo es sowohl im guten, als nachtheiligen Verstande gebraucht wird. (1) Im guten oder wenigstens gleichgültigen Verstande, sich wahrer Vorzüge bewußt, und diesem Bewußtseyn gemäß handelnd. Stolz auf etwas seyn, sich desselben als eines Vorzugs bewußt seyn. Ich bin stolz auf ihn. Glückliche Zeiten, da Tugend und Unschuld meine Gespielinnen waren, da ich noch auf mein Herz stolz seyn konnte! (2) Im nachtheiligen Verstande ist man stolz, entweder, wenn die Vorzüge, deren man sich bewußt zu seyn scheint, nicht wirklich vorhanden sind, oder wenn man durch seine Handlungen ein höheres Gefühl seiner Vorzüge verräth, als sie verdienen; ingleichen in dieser Denkungsart gegründet; ein Gegensatz des Bescheiden. Stolz seyn, werden, machen. Ein stolzer Mann. Eine stolze Antwort. Stolze Geberden, stolze Mienen, stolze Augen. Stolz von Geberden (Gell.)

Reichthum und Schönheit machen stolz. Auf diese Versicherung kann ich eben nicht stolz werden. Lucie, mein männliches Herz zerbricht deine stolzen Fesseln. Noch werde der Krieger stolzester sagen (Klopstock). Zuweilen in engerer Bedeutung auch für übermüthig. Die stolze Fluth verschwemmet ganz und gar (Opitz), in welcher Bedeutung es in der Deutschen Bibel mehrmals vorkommt. Es ist sehr wahrscheinlich, sagt Adelung, daß der Begriff der entweder wahren oder angenommenen vorzüglichen Größe der Stammbegriff ist, daher dieses Wort als ein Verwandter von Stelze und steil angesehen werden muß. Ein Stolzer sucht oft auch seine körperliche Höhe größer zu machen, als sie ist. Wenn in Preussen die Butter, wenn sie im Winter steif und ungeschmeidig ist, stolz heißt, so scheint es keine Figur der vorigen Bedeutungen, sondern dann ein Verwandter von Stollen zu seyn, in so fern es auch den Begriff der Festigkeit hat. — Stolz, sagt man in der Malerey sowohl von der Hand, oder vielmehr von dem Pinsel, welcher mit der Hand geführt wird, als auch von dem Kolorite oder der Farbengebung. In ersterer Beziehung sagt man ein Gemälde sey mit einem stolzen Pinsel gemalt, wenn die Farben tokirt aufgetragen und die Tinten nicht vertrieben sind. Ueberhaupt wenn der Pinsel in einem Gemälde kühn geführt worden, man nichts Geleckte und Geziertes gewahrt, sondern Alles, wie mit einem Gefühle des Bewußtseyns, was man zu leisten im Stande ist. Daher sagt man auch eine stolze Zeichnung, welche kühn und zuversichtlich entworfen worden, wenn man nichts Aengstliches erblickt, sondern Alles im Gefühle seiner Leistungen entworfen; daher hat auch die Kopie einer Zeichnung und eines Gemäldes niemals das Stolze des Originals, und hierdurch unterscheidet auch der Kenner leicht eine Kopie von dem Originale, wenn er beide untersucht, und nur ein An-

dreas del Sarto hatte so die Kraft des Pinsels in seiner Gewalt, daß er einen Raphael kopiren und selbst den Julius Romanus damit täuschen konnte, welcher dem Raphael bei dem Gemälde geholfen, daß er eine fremde, für seine eigene Arbeit erkannte. Indessen sind dieses nur einzelne Fälle, die also nur selten vorkommen, und daher den Kenner von Gemälden nicht irre leiten können; und würde er auf eine Kopie stoßen, die so treu dem Originale nachgebildet worden, daß beide nicht von einander zu unterscheiden wären, so hätte die Kopie (wenn gleich nicht denselben hohen Werth des Originals, weil es nur eine Nachbildung ist, u. Erfindung, Zusammenstellung, Farbengebung ꝛc. dem Originale angehört) auch einen bedeutenden Werth, indem sie das Original vollkommen ersetzte. In Kopien erblickt man daher immer etwas Aengstliches, wenn man genau darauf merkt, welches natürlich in dem Originale nicht liegen kann; denn der Kopist muß Alles erst künstlich nachbilden, die Farbenmischungen aufsuchen, um sie so wiederzugeben, welches immer mit einiger Aengstlichkeit geschieht. Auch die Zeichnung eines kopirten Gemäldes zeigt immer hie und da, wenn man sie genau untersucht, die Aengstlichkeit der Nachahmung, nie die Freiheit, die der erste kühne Entwurf des Schöpfers eines Gemäldes durch seine kräftigen im Gefühle seiner Machtvollkommenheit auf die Leinwand gleichsam hingeworfenen Züge seiner Phantasie verräth. Bei Jenem ist Alles nur Nachahmung, nur ein ängstliches Halten an das Original, bei dem Selbstschaffer ist es der reine Ausfluß und Erguß seines in der Idee entworfenen Bildes, wenn selbst mit Fehlern, so erkennt man doch die Begeisterung des ersten Moments, die Zuversichtlichkeit in dem: Was willst du leisten? also der Stolz in der sich selbst gestellten Aufgabe und in der Ausführung derselben. Der Stolz in der Führung des Pinsels liegt daher in der Keckheit und Kühnheit der Ausführung eines

Gemäldes. In Hinsicht des Kolorits nennt man die Ausführung eines Gemäldes stolz, wenn der Maler, ohne die Wirkung des Gemäldes auf den Beschauer zu stören, brillante Farben anwendet, um dem Gemälde dadurch Leben und Kraft zu geben, also mehrere glänzende Farben in Roth, Grün, Blau, Gelb ꝛc., so auch in den Halbtinten, und in den Lichtern. Alles verräth den Farbenschmuck, ohne daß dieser störend einwirkt.

Stolz, der, das Hauptwort des vorigen Beiworts. 1. Das Gefühl seiner Vorzüge und die thätige Erweisung dieses Gefühls durch äußere Handlungen. (1) Im guten, aber doch gleichgültigen Verstande, das Gefühl wahrer Vorzüge und dessen Erweisung. Erhöhet eine Nation wahre Vorzüge, welche sie besitzt, durch das Bewußtseyn ihres wahren Werths, so ist dieses edler Stolz. Deine Seele ist werth einen edlern und gerechtern Stolz zu haben. Es höret meinen Stolz, Belt, Donau, Wolga, Rhone, und weichen hinter mich (Raml.). (2) Im nachtheiligen Verstande, das Gefühl eingebildeter, ingleichen das übertriebene Gefühl wahrer Vorzüge und dessen thätige Erweisung. Vielen Stolz haben. Er kennt sich vor Stolz nicht. Der Stolz ist nicht etwa nur ein Antheil unverständiger Seelen und kleiner Geister; er schleicht sich in die besten und edelsten Gemüther ein (Gell.). Der Stolz auf seine Ahnen, der Ahnenstolz; der Stolz auf sein Vermögen, im gemeinen Leben der Beutelstolz; der Stolz auf schöne Kleider, der Kleiderstolz ꝛc. Der Bauernstolz, wenn sich der Stolz auf eine ungesittete bäuerische Art äußert. Der Bettelstolz, wenn ehemals im Wohlstande gewesene, und dabei aufgeblasene Leute, auch wenn sie heruntergekommen sind, ihr stolzes Wesen nicht ablegen können, sondern in ihrer Dürftigkeit sich noch immer hochtra-

bend äußern, verächtlich von Niedern sprechen 2c. — 2. Ein Vorzug, in dessen Besitz man sich über Andere erhaben fühlt; in der edlern und höhern Schreibart. Ein Mann muß der Stolz seiner Frau, und ihre Ehre die seinige seyn (Weiße). Ich deines Herzens Stolz (eben ders.). Die Menschen lieb ich stets, der Menschheit Stolz und Ehre (eben ders.). Bei dem Strycker Stolzheit, und in einigen Oberdeutschen Gegenden noch jetzt Stolzheit. Von der letzten Sylbe in Hagestolz, s. Hagestolz.

Die Charakteristik des Stolzes ist nicht so leicht zu entwerfen, als man gewöhnlich glaubt; da man hier oftmals fehlen kann, auch das Aeußere leicht täuscht; man oft Jemanden für Stolz halten kann, der es gar nicht ist. Nur in seinem äußeren Wesen liegt etwas Kaltes, gleichsam Abweisendes, welches auf eine gewisse Geringschätzung Anderer hindeutet, aber es keinesweges ist, wenn man mit diesem scheinbar stolzen Charakter näher bekannt wird, vertrauter umgeht. Der Nimbus oder Nebel, welcher hier gleichsam das Innere beschattet, verliert sich, und die Wärme, das wahre Gefühl für Mittheilung und Freundschaft, und die Schätzung des Nebenmenschen tritt lebhaft hervor, so, daß man selbst über die herbe Täuschung, welche die Außenseite spielte, erstaunt ist, sich kaum selbst trauet, ob man richtig diese Außenseite gewürdiget, ob man mit dem kritischen Auge ohne Glas, ohne optische Täuschung, so falsch gelugt. Es war bloß eine richtige Selbstschätzung, ein richtiger Takt in Beurtheilung der Menschen, der uns täuschte, und einen Stolz ahnen ließ, wo eben diese Eigenschaften über kleinliche Naturen, wie über den wahren Werth des Menschen siegte. Der Stolze kennt keinen Werth, weiß kein Verhältniß des Lebens abzuschätzen, und dadurch repräsentirt sich sein Ich, als der Spiegel aller Eigenschaften, von denen er oft die wenigsten besitzt, und daher geizt er auch, daß ihm Weihrauch im Ueber-

maaße gestreuet wird, und da er in sich, das heißt, in seiner Person, Alles vereiniget glaubt, was Schätzung in den Augen der Menschen giebt, so entwickelt sich hieraus auch bei ihm der Ehrgeiz, nie kann ihm daher zu viel hofiert werden. Der Stolze hat nie wahre Freunde, und kann sie auch nicht haben, weil er sie gleichsam sich unterwürfig zu machen sucht. Auch hat der Stolze zu viel Beleidigendes, als daß man ihm gewogen seyn könnte, und besonders der Geldstolze, der Stolze auf seine erworbene Reichthümer, womit er Alles zu kirren glaubt, und wodurch er nur der gemachte Mann bleibt. Seine Gesinnungen gehen daher immer auf Selbsterhebung, auf Gewinnung von einem größeren Bodenraume in allen Gesellschaften; denn er bringt ja das Gefühl des Reichthums mit, und dadurch auch die Geringschätzung und Verachtung Anderer, weil es ihm Wenige oder Keiner, da, wo er zu glänzen sucht, nachthun können, und er überall geschäftige Hände für sich findet; freilich, nicht um seiner Person willen, sondern wegen seines Reichthums, seiner am rechten Orte gemachten Geldspenden; denn hierin zeigt fast ein jeder Reiche, wenn er nämlich Bildung besitzt, eine besondere Ueberlegung und Würdigung des Augenblicks, wo ihm eine solche Spende Terrain verschafft. Nimmt man die Grundzüge von Lavaters Physiognomik zur Hand, so findet man seine Miene herrschsüchtig und gebieterisch, seine Freundlichkeit erzwungen, und seine Höflichkeitsbezeugungen abgemessen, gleichsam feierlich, und dadurch beschwerlich. In dem Pedantischen seines Gesichts, welches sich nach seinem Reichthume und dessen Geltung geformt hat, liegt die Prägung seines Charakters. Er läßt sich gern dienen, ohne wieder zu dienen; seine Dankbarkeit sind leere Komplimente mit gefühllosem Herzen. Dieser Stolz, Geldstolz, wäre längst vernichtet, wenn es nicht so viele kriechende, ja ekelhafte Schmeichler gäbe, die bloß durch ihre Unterwürfigkeit Vortheile zu

erschleichen hoffen, die ihnen selten werden, wenn ihnen auch manchmal eine Kleinigkeit, zur rechten Zeit hingeworfen, zufließt, wofür sie aber so viele Dienste leisten, sich so unterwürfig zeigen, daß diese jene Spenden zwanzigmal aufwiegen, also Jener dabei gewinnt, und nur immer den Vortheil auf seiner Seite hat; sein Reichthum nimmt durch die vielen Dienste und Gefälligkeiten aller Art, die man ihm erweiset, zu, statt er sonst Leuten etwas zu verdienen geben müßte, wenn ihm nicht diese Schmeichler dienten, für ihn arbeiteten, das heißt, ihre Mußestunden anwendeten, um ihn zu unterhalten; u. man könnte es, genau genommen, dem Geldstolzen nicht einmal verdenken, wenn er mit herrschsüchtiger und gebietrischer Miene auf seine Umgebung herabblickt, da sie ihn zu diesem Gefühle erhebt. Wer konnte es dem ehemaligen Türkischen Gesandten am Berliner Hofe, Achmed Effendi, verdenken, wenn er in einer Loge des Königlichen Theaters sitzend, gemüthlich sein Pfeifchen schmauchte, da ihn Niemand auf das Unschickliche dieses Benehmens in einer so glänzenden Gesellschaft, worin sich auch die Großen des Landes befinden, aufmerksam machte, und als es zuletzt doch geschehen mußte, da er auch ins Parterre hinabspuckte, daß die Polizey sich zu ihm in die Loge verfügen und ihm bemerklich machen mußte, daß man mit dem Rauchen allenfalls Nachsicht haben wolle, weil er, als ein vornehmer Ausländer, mit den Gebäuchen und Sitten der Abendländer nicht bekannt sey; allein das Spucken müsse man ihm untersagen: mit einem Gleichmuthe entgegnete, indem er auf das Parterre hinabwies, dies sey ja doch nur Pöbel, und so gut wie ein Spucknapf. Dieser Irrthum lag aber bloß darin, daß man ihn nicht gleich beim Beginnen des Rauchens mit dieser Unschicklichkeit an einem solchen Orte bekannt gemacht, und ihn auf die Personen hingewiesen hatte, in welcher Gesellschaft er sich befinde, und daß hier zu Lande nicht ein

solcher Gebrauch herrsche, als vielleicht im Oriente, wo man die Köpfe der Niedrigen als Spucknäpfe anzusehen habe. Der gute Achmed war in dem Wahne, daß das, was unten im Parterre sich befinde, nur zum Pöbel gehöre, und nur die Vornehmen erhöhet und in Logen säßen. So ähnlich geht es mit den Geldstolzen, die bloß durch den vielen Weihrauch, den man ihnen streuet, zu dem Glauben gelangen, daß auch sie nur erhaben wären und auf die Niedrigen mit Geringschätzung herabblicken könnten, indem sie ihnen zu dienen da wären, da sie sich ja selbst so bereitwillig dazu anböten. In einer Gesellschaft, wo ein solcher Stolzer Terrain gewonnen hat, ist es schwer für jedes Mitglied aufzutauchen, da er nur das Wort führt, und zu führen gewohnt ist; denn das ziemlich laute Flüstern in der Gesellschaft, so, daß er es hören kann, er sey der Millionär, und alle Blicke sich auf ihn richten, macht ihn zum Disputierer und Widersprecher, zum immerwährenden Kritler und Haberecht; bei allen Dingen weiß er etwas auszusetzen, und nicht leicht ist etwas nach seinem Kopfe, und dieses geschieht nur, weil sich ihm Niemand widersetzt, Niemand seinen Ansichten widerspricht, jeder bescheiden ihm Recht läßt, weil er ein Millionär ist. — Hier ist nur von dem Geldstolzen im Allgemeinen die Rede, nicht von denen, die bei ihrem Reichthume die größten Menschenwürdiger und die liebenswürdigsten Gesellschafter bleiben, die also den wahren Werth ihres Reichthums erkennen, und sich nicht verkennen. — Der Stolze verlangt von seinen Freunden mit wem sie umgehen sollen, und er bricht mit ihnen, wenn sie sich nicht nach seinen Einfällen richten. Er selbst ist geheimnißvoll, eigensinnig, eifersüchtig und argwöhnisch, und jeder Schein ist ihm ein Grund zu schnellem Verdachte. Verstellung und angenommener Schein ist das lange Kapital, daß er beständig studirt und ausübt. Im Glücke vergißt er seinen Freund, und ist dieser unglücklich, so schämt er sich seiner; er ist nur

so lange treu, als sein Ehrgeiz gesättiget wird; daher hat er auch keinen wahren Freund; man fürchtet ihn wegen seines Geldes, da er immer bereitwillige Diener dafür findet, aber man liebt ihn nicht. Der Stolze geht nie mit Leuten um, welche kein Aufsehen in der Welt machen, diese achtet er den niedrigen Klassen des Volkes gleich. Dergleichen Leute ohne öffentliches Ansehen, wenn sie gleich Verdienste haben, sieht er in Gesellschaften höchstens über die Achsel an, da sie seinen Nimbus nicht vergrößern können. Ein Schriftsteller hat wohl nicht Unrecht, wenn er sagt:

Der Stolze hat einen natürlichen Hang zur Unbarmherzigkeit und Undienstfertigkeit; er kann den Leidenden, den Unterdrückten, den Dürftigen, den Bittenden sehen, ohne Mitleiden zu empfinden, und ist dieses scheinbar der Fall, so ist es nur Schein, um dadurch einen Glanz auf sich zu werfen, daß er geben kann, das heißt, öffentlich, daß es gesehen wird. Sein Auge kennt keine Thränen, und es muß gewiß viel vorhergegangen seyn, wenn ihn Rührung ergreifen soll; er giebt und leihet mit Schwierigkeit und Großthun, und er dient und hilft mit Härte und Bitterkeit. Die Wohlthaten des Stolzen sind daher dem, der sie annehmen muß, oft mehr eine Grausamkeit, als eine Wohlthat, mehr eine Demüthigung und Beschämung, als eine Erleichterung und Aufrichtung. Das geringere Glück des Andern sieht der Stolze mit Geringschätzung, das, was dem seinigen gleich ist, mit Eifersucht, und das Höhere mit Neid und Mißgunst an. Anderer Fehler beurtheilt er ungünstig, und verdammt sie; persönliche Vorzüge und Tugenden, Verdienste und Talente, besonders wo er sich übertroffen fühlt, tadelt, verkleinert, und schwärzt er mit gebieterischen Richtersprüchen und im entscheidenden Tone an. Sein Verdienst ist Arbeitsamkeit und Fleiß; allein er arbeitet mit Unruhe, und nur um Lob und Ruhm; diesen opfert er Ruhe, Bequemlichkeit, Schlaf, Gesellschaft und Vergnügen auf. Keine Mühe, keine Unternehmung ist ihm zu schwer, wenn sie ihm Ehre und Ansehen bringt, ja er setzt oft seine Ehre darin, die größten

Schwierigkeiten zu überwinden; bringt ihm aber die Arbeit keinen Ruhm, so ist sein Fleiß und seine Arbeitsamkeit bald dahin, und er ist lieber müßig. Auch Ordnung und Regelmäßigkeit fehlen dem Stolzen nicht, seine Ehrsucht bedingt dieses; denn Unordnung jeder Art würde seiner Achtung schaden; die Einbildung von seiner Wichtigkeit, und besonders die Meinung von der Größe seines Geistes wird ihn zwar öfters vermögen, diejenigen Dinge zu vernachlässigen und darüber hinweg zu sehen, wovon er glaubt, daß sie für ihn zu klein und seiner großen Wichtigkeit nicht angemessen sind. Er folgt im Allgemeinen der Regel, in allen Dingen, wobei seine Ehre nur einigermaaßen interessirt ist, eher zu viel, als zu wenig accurat, mehr formell und schematisch, als ordentlich zu seyn. Im Ganzen ist er bedachtsam und überlegen; öffentlich, und wo es ins Auge fällt, ist er prachtvoll, glänzend und verschwenderisch; denn die Leute sollen seinen Reichthum sehen, sollen sehen, daß er sich aus dem Gelde nichts macht; dagegen ist er im Hause und insgeheim so karg, als ein Mann von mittelmäßigen Einkünften seyn muß; eine Ausgabe, die ihm kein Ansehen giebt, muß vermieden werden. Wo es die Augen des Publikums auf sich zieht, da wirft er den Armen wohl eine Gabe, und zuweilen eine ansehnliche, zu, in der Stille knickert er aber und bricht ab. Verlust und Schaden sind nur allein im Stande bei ihm Schmerz zu erregen, ob er sich gleich äußerlich stellt, als wenn er ihn großmüthig ertrüge. Ausgabe und Einnahme wird sorgfältig berechnet, und Schulden nur selten gemacht. Da der Stolze auch durch seine Kleider Aufsehn zu erregen wünscht, so ist der Kleiderluxus, besonders beim Reichen, an der Tagesordnung, und der ärmere kleidet sich wenigstens mit Geschmack, wenn er auch seine Kleider nicht so oft wechseln, und ihnen jedesmal nach der Mode einen neuen Zuschnitt geben lassen kann; dasselbe findet auch im Hause in seinen Zimmern Statt. In der Oekonomie ist er nur mäßig in seinem Hause, auch selten ein starker Trinker, weil dieses sich nicht mit dem Stolze verträgt; denn die berauschenden Getränke öffnen leicht das Herz, machen mehr, als es oft seyn soll, gesellig, welches sich mit der Haltung und dem Ansehen eines Stolzen nicht verträgt; daher findet

man die Enthaltsamkeit, eine schöne Tugend, beim Stolzen. Seine Gastereyen sind aber splendide, damit davon gesprochen werden kann; allein er hütet sich wohl, es wie der Verschwender zu machen, und Couverts für Jedermann zu halten, das heißt, für würdige Personen seines Ranges, sondern er wählt seine Tischgesellschaft, damit sein Stolz nicht gekränkt werde. Die in seinem Hause von ihm abhangen, fragt er nicht: ob sie zufrieden sind? sondern sie müssen es sich gefallen lassen, wie er sie bewirthet; denn nur immer ist der Stolze auf sich bedacht, damit sein Ansehen, seine Person nicht leide, diesen opfert er Freunde und Alles auf; denn er sucht nichts ängstlicher zu bewahren, als sein Ansehen, beziehe es sich nun auf seinen Reichthum, oder auf seinen Rang ꝛc. Auch in der Religion wird sich der Stolze vernehmen lassen, jedoch mit Gleichgültigkeit und Kaltsinn, sowohl in der Theorie, als Praktik, in der Kirche und zu Hause, bei seinen Andachtsübungen, und im Leben, in seinen Büchern, und in seinen Reden, bei seinem Glauben, und bei seinem Unglauben. Pyrrhonismus und Despotismus ist die Natur des Stolzen in allen Sachen, und so auch in der Religion. Sein eingebildeter großer Verstand will Alles durchschauen, seine Zuversichtlichkeit soll Alles entscheiden; er muß zu allem seinen beißenden Spott fügen, über Alles seinen weisen Tadel und seine richterlichen Machtsprüche ergießen. Nicht leicht wird daher ein Punkt in der Religion, oder eine Stelle von Wichtigkeit vorkommen, ja nicht einmal eine Predigt von ihm gehört werden, wogegen er nicht entweder seinen Tadel auf eine stolze Art zu äußern sucht, oder wo er nicht das Ding besser, als Andere zu verstehen glauben sollte. Nach diesen Grundlagen ist der Stolze in der Religion entweder ein blinder unbändiger Eiferer, oder ein Heuchler aus Politik, oder ein Freigeist. Wenn er eifert, so ist er ein Eiferer aus Hochmuth, der nicht sowohl die Religion, als seine eigene Meinung und Vorurtheile, seine einmal gethanen Aussprüche, kurz seine eigene Wichtigkeit behauptet; er würde kaltsinnig still sitzen, und die Sache der Religion mit aller Gleichgültigkeit ansehen, wenn er nicht seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht Opfer bringen wollte. — Eben so tadelsüchtig, so Machtsprüche ertheilend ist er auch bei den

Gegenständen der Kunst: Theater, Malerey und Musik, kurz bei Allem, was im Bereiche der Kunst liegt, darein gehört; denn da er sich zugleich zum Mäcen der Künstler ausgiebt, und Künstler an seinem Tische sieht, so glaubt er sich um so mehr berechtiget, sich ein Urtheil über sie zu erlauben, und ihnen Winke über diesen oder jenen Fehler, diese oder jene zu machende Verbesserung rc. zu geben, da er keinen Widerspruch erwartet, dafür bürgt ihm die Auszeichnung an seinem Tische zu speisen rc. (Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen).

Stolz (Ahnen=), s. oben, S. 477.
— (Bauern=), s. daselbst, und Th. 70, S. 547.
— (Bettel=), s. oben, S. 477.
— (Beutel=), Geldstolz, s. daselbst.
—, geistlicher, s. Th. 16, S. 703.
— (Geld=), s. Stolz (Beutel=).
—, der Gelehrten, s. Th, 17, S. 81.
— (Hage=), s. Th. 21, S. 150 u. f.
— (Kleider=), s. oben, S. 477, und unter Kleid, Th. 40.
— (Künstler=), s. unter Künstler, Th. 55.

Stolzieren, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert, aber nur im gemeinen Leben am häufigsten ist; seinen Stolz durch ein Gepränge im Aeußern verrathen. Mit etwas stolzieren, damit prangen. Auf etwas stolzieren, darauf stolz seyn, ist nicht so gewöhnlich. Es ist nach Adelung von stolz gebildet, und gehört um dieser Zusammensetzung willen in die Sprache des gemeinen Lebens.

Stomacace, Mundfäule, ein Zufall des Scharbocks, wobei das Zahnfleisch ganz wegfault; s. unter Scharbock.

Stomachica, Magenmittel, Magenarzneyen, s. Th. 82, S. 224 u. f.

Stoofzkeil, Stoofzkeile, im Schiffsbaue, Keile,

welche zwischen die Streckblöcke und den Kiel getrieben werden, wenn das Schiff vom Stapel läuft.

Stoopen, ein Maaß flüssiger Dinge, welches in Pariser Kubikzollen zu Amsterdam 120; zu Antwerpen 159; zu Danzig: Bier 116, Wein 86½, Milch 84; zu Königsberg 72; zu Narva 65; zu Pernal 65; zu Reval 60; zu Riga 61; zu Rotterdam 129, und in Schweden 66.

Stooters, eine Holländische Silbermünze zu drittehalb Stüver.

Stop, eine Getreidemaaß, enthält in Pariser Kubikzollen in Schweden zu vier Quarters oder 16 Ort 66. Der Antwerpische Stop hält 6 Pfund.

Stöpen, Stöpenlöcher, Holl. Stoepen. Man hat in Holland Ry- und Gangstoepen. Erstere, um quer durch hohe Deiche mit Wagen und Pferden kommen zu können; durch Letztere aber nur zu Fuße, oder höchstens nur mit Schiebkarren, welche im Bremischen Lücken heißen.

Stöpfel, s. Stöpsel.

Stopfbüchse, Stangenbüchse, bei den Dampfmaschinen, das kreisrunde Loch in der Mitte der Cylinderdecke, wodurch die an dem Kolben befindliche starke eiserne runde Stange dampfdicht hindurchgeht. Damit nun aus diesem Loche keine Dämpfe neben der Stange herausfahren können, so ist das Loch gleich einer Büchse inwendig mit Flachs, Hanf, überhaupt Werg ausgefüttert; so schließt die Stange inwendig besser und in mehreren Punkten an. Mit Leder darf man die Stopfbüchse nicht ausfüttern, wie man solches bei den Wasserpumpen thut, weil die sehr heißen Dämpfe das Leder auflösen, das heißt, in einen Leim verwandeln würden, Flachs und Hanffasern werden nicht von ihnen angegriffen.

Stopfen, ein regelmäßiges Zeitwort, einen weichen Körper fest in eine Oeffnung drücken, um diese damit auszufüllen. 1. Eigentlich, mit der vierten Endung des

weichen Körpers. Werg in ein Loch, in eine Ritze stopfen, wie man es gewöhnlich bei Gefäßen aller Art macht, wenn solche Ritzen oder Sprünge erhalten, wie z. B. bei Schiffen, Bottichen, Zubern, Wannen, Eymern ꝛc.ꝛc., daß man in diese Ritzen, Spalten und Oeffnungen Werg stopft, und dann solche mit Pech oder Theer überzieht, das heißt, das Pech oder Theer wird geschmolzen, und dann über die ausgestopften Spalten und Ritzen gegossen. Federn in ein Kissen stopfen, Stroh in den Strohsack, Pferde- und Kälberhaare, auch Seegras in den Sopha, in die Sophakissen, Tabak in die Pfeife, Aepfel in die Gans, um sie damit zu braten; den Stöpsel fest in die Bouteille stopfen; Werg, Wolle, oder Kälberhaare in den Puppenbalg; Wolle in Säcke stopfen, um sie dann auf den Wollmärkten zu verkaufen; Lappen oder Hadern in Mäuselöcher stopfen, damit die Mäuse nicht in die Gemächer kommen können, weil die Hadern in den Zähnen festsitzen; gehacktes Fleisch in Därme stopfen; Wurst, Bratwurst stopfen. Stopfen sie mir eine Wurst. Bei dem Tuchmacher werden die Tücher gestopft, wenn sie kleine Löcher enthalten. Nachdem nämlich das Tuch fertig geschoren und rein genoppt ist, so werden die etwa darin befindlichen Löcher von eigenen dazu gelernten Stopferinnen mit Seide zugestopft, damit solche nicht zu sehen sind. Nach dem Reglement müssen alle die Stellen, wo Stopflöcher sind, an der Salleiste mit einem Bindfaden gezeichnet werden, damit sich der Schneider bei dem Zuschneiden darnach richten kann. — Kanten stopfen, Zeugkleider stopfen, Weißzeug stopfen ꝛc. Gestopft voll. Ingleichen mit der vierten Endung der Oeffnung oder des Körpers, worin sich dieselbe befindet, auf solche Art an- oder ausfüllen. Eine Pfeife Tabak stopfen. In andern Fällen ist dafür zustopfen oder ver-

stopfen üblicher. — 3. Figürlich. (1) Jemanden den Mund, das Maul stopfen, ihn zum Schweigen bringen, im gemeinen Leben, es geschehe auf welche Weise es wolle, durch Gründe, durch ein Verbot, durch Drohungen, durch Geschenke, oder auf andere Art. Ich will mir meinen Mund nicht stopfen lassen, Ps. 40, 10. Aller Bosheit wird das Maul gestopfet werden, Ps. 107, 42. Sie plauderte beständig, nichts konnte ihren Mund stopfen. Sie stopfte ihm das Mäulchen oder den Mund mit Küssen, brachte ihn auf diese Weise zum Schweigen, damit er nicht schelten sollte. — (2) Gänse, Kapaune, Truthühner stopfen oder nudeln, sie mit Nudeln oder Welgern von Mehl ꝛc. fett machen, indem man ihnen dieselben mit Gewalt in den Schnabel oder in das Maul stopft; im Oberdeutschen schoppen, in anderen gemeinen Sprecharten frexen — (3) Ein Loch in einem Zeuge, Gewirke oder Gestricke stopfen oder zustopfen; das Loch mit kreuzweise über und durcheinander geschlungenen Fäden ausfüllen. Einen Strumpf stopfen, die Löcher auf der genannten Art ausfüllen. Im Oberdeutschen wibeln, zuwibeln. Den Kropf stopfen, z. B. bei den Tauben, wenn man sie bratet, und ihnen ein Gefüllsel von Mehl, Milch, Rosinen, Zucker ꝛc. in den Kropf steckt, und es mit braten läßt; wofür man auch füllen gebraucht. — (4) Etwas, das im Laufe begriffen ist, aufhalten, hemmen; eine im weitesten Verstande im Hochdeutschen ungewöhnliche Bedeutung. Dieser Ruhm soll mir nicht gestopft werden, 2 Cor. 11, 10. In der Parforcejagd werden die Hunde gestopft, wenn man sie in ihrem Laufe mit Gewalt auf- und zurückhält. Dieses geschieht mit der Peitsche oder dem Zurufe, indem die Jäger vorjagen, mit der Peitsche klatschen, und ihnen zurufen, damit sie zurückbleiben. Im Niedersächsischen ist es in dieser Bedeutung noch am

gangbarsten, wo man eine Winde, ein Tau stopft, wenn man sie im Ablaufen aufhält. — Im Wasserbaue sagt man vom Abbruche, daß er sich stopfe, wenn derselbe von selbst aufhört. Den Strom stopfen, fangen oder schütten, heißt, wenn eine Eindämmung so weit geschlossen ist, daß kein Strom mehr durchfallen kann. — Bei den Bleyarbeitern stopft sich das Bley, wenn es auf dem Sande stehen bleibt, und dasjenige macht, was sie Kastanien oder erhabene Beulen nennen. — Im Hochdeutschen braucht man es nur in einigen Fällen. Eine Speise stopft, wenn sie die Oeffnung des Leibes hindert. Einen Durchfall stopfen, hemmen. Der Tabak stopft mich, hemmt den Fluß der Feuchtigkeit durch die Nase. S. Verstopfen. — In Hinsicht der Sprache vereinigen sich, nach Adelung, in diesem Worte die Begriffe der Spitze, des Drückens, der Dichte und der Unbeweglichkeit, so daß es als ein Verwandter von Zapfen, Stab, stapfen, Döbel, tupfen, dem Ital. Toppa, ein Schloß, ingleichen ein Lappen zum Stopfen, und andern mehr angesehen werden muß. Der Form nach soll es ein Intensivum von einem veralteten stoben, stopfen, welches zu unserm staunen gehört hat, seyn. Uebrigens ist für stopfen im Oberdeutschen schopfen, und im Hochdeutschen auch pfropfen üblich. Im weitesten Verstande wurde es ehemals auch für packen gebraucht, wie noch aus Stopfer erhellt.

Stopfeisen, beim Sattler und Riemer, eine eiserne Stange von 4½ Fuß Länge, welche an dem einen Ende einen Knopf hat; das andere ist platt und etwas ausgeschnitten. Es dient das Stroh in den Stock des Kummets zu stoßen. Das Stopfeisen bei den Kummetmachern, s. Th. 55, S. 45.

Stopfer, von dem Zeitworte stopfen. 1. Eine männliche Person, welche stopft. So führen z. B. in Halle auf dem Salzwerke diejenigen Arbeiter, welche das Salz

auf die Wagen laden, den Namen Stopfer, wahrscheinlich von stopfen, in so fern man es auch ehemals für packen gebrauchte. So führt hin und wieder bei den Schlächtern und in den Fleischwaarenhandlungen derjenige Gehülfe, welcher die Wurst stopft, oder das gehackte Wurstfleisch in die Därme stopft, den Namen Stopfer. Auch Leute, die sich damit beschäftigen, Tücher, Weißzeug, Kanten, Strümpfe 2c. zu stopfen, werden Stopfer genannt, in so fern sie dieses Geschäft oder diese Beschäftigung hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, als ein Gewerbe treiben. So auch diejenigen, welche sich hauptsächlich mit dem Federviehmästen beschäftigen, Kapaune ziehen und nudeln oder stopfen, so auch Gänse, Truthühner 2c. S. das Mästen dieses Federviehs durch Stopfen, unter Gans, Kapaun und Truthuhn in der Encyklopädie. — 2. Ein Werkzeug zum Stopfen, wie z. B. der Pfeifenstopfer, in den Pfeifenfabriken, das Werkzeug, womit man die massiv geformten Köpfe der thönernen Pfeifen aushöhlt. Es ist ein eiserner Kegel an einem hölzernen Griffe. Der Kegel selbst ist so groß, als die Aushöhlung derjenigen Art Pfeifen, die man jedesmal formt. Der Kaster bestreicht den Stopfer mit Leinöl, und preßt ihn mit Nachdruck in den massiven Kopf hinein. — Ein Werkzeug, um den ausgebrannten Tabak in der Tabakspfeife damit nachzustopfen. — In der Seefahrt sind die Stopfer oder Stoppers kurze Enden Taue, um zerrissene Taue damit zu ergänzen. In andern Fällen, wo es ein Werkzeug zum Zustopfen bedeutet, ist dafür Stöpsel üblicher. — Bei den Jägern heißen die Lochgucker, Stopfer, s. unter Jagd, Th. 28.

Stopffarbe, bei den Malern, eine Farbe, welche dazu dient, die schadhaften Stellen in einem Gemälde auszubessern; sie besteht aus Umbra, Leinölfirniß und Terpentinöl. Der Umbra wird mit dem Firnisse gerieben, und

dann wird so viel Terpentinöl, als man zum Verdünnen der Farbe nöthig glaubt, hinzu gethan. Der Umbra muß vorher mit Wasser geschlemmt worden seyn. Mit dieser Farbe werden nun die dunklen schadhaften Stellen eines Gemäldes ausgebessert.

Stopffisch, s. Schiffshalter, Th. 144, S. 306.

Stopfgarn, eine Art Plattgarn, s. Th. 113, S. 405.

Stopfgras, wird das Seegras genannt, weil man damit die Sopha, Sophakissen, Matratzen 2c. ausstopft.

Stopfhaar, dasjenige Haar der Thiere, welches zum Ausstopfen der Sophas, Sorgenstühle 2c. dient. Es sind gewöhnlich Pferde- und Kälberhaare.

Stopfhadern, im Bergbaue, Hadern, Lappen oder Lumpen, womit die Wechsel oder Zusammenfügungen der Röhren am Kunstgezeuge, wenn sie nicht allenthalben schließen, und das Wasser durchlassen, verstopft werden.

Stopfholz, im Bergbaue, ein rundes Holz, daran ein Stück Leim einer Faust groß geklebt, und damit das Auge, wenn das Werk aus dem Vorherd abgelaufen, wieder zugemacht oder verstopft wird.

Stopflappen, alte Lappen oder Lumpen, um damit Löcher in Gefäßen 2c. zu verstopfen, damit nichts eindringen kann.

Stopfmeißel, ein eisernes Werkzeug, womit die Stopfhadern in den Wechsel der Röhren des Pumpenwerks oder Kunstgezeuges, wo sie nicht recht schließen, eingestopft werden.

Stopfnadel, eine große lange Nähnadel mit einem langen Oehre, womit man verschiedene Löcher in Kleidern, in Strümpfen 2c. mit einem Faden zustopft. S. unter Nadel, Th. 100, S. 445, 452.

Stopfnaht, Stoppnaht, Steppnaht, s. unter Nähen und Naht, Th. 100, und Th. 101, S. 661.

Stopfnudel, s. unter Nudel, Th. 102.

Stopfstübbe, von Lehm, gewöhnlicher Herdstübbe, auch wohl aus zerstoßenen Schlacken zusammengemengt, und

so weit mit Wasser angefeuchtet, daß es sich ballen läßt. Sie wird zum Zumachen des Stichs in denselben hineingestoßen.

Stopfstücke, im Schiffsbaue, Stücken Holz, die man mit Pech und Werg beschmiert fertig hält, die Löcher, welche die Kanonenkugeln machen, oder die sonst im Schiffe schon sind, so auch diejenigen, durch welche Ankertaue durchgehen, zuzuschlagen.

Stopfwachs, in der Bienenzucht, s. unter Biene, Th. 4, und unter Wachs, in W.

Stopfwerk, Gestopftes, Alles, was mit irgend einem Gegenstande ausgestopft worden, wie z. B. die Ausstopfung der Thiere, sowohl der Vierfüßer, als Vögel, kurz, wie schon bemerkt worden, Alles, was durch Haare, Wolle, Werg, Heu, Stroh, Moos ꝛc. ausgestopft oder gestopft, ausgefüllt ꝛc. worden.

Stopinen, Stoppinen, Zündstricke, in der Feuerwerkskunst, eine Art zubereiteter Lunten, welche zur Entzündung der Feuerwerke dienen. Man lasse mehrere Loth Salpeter, z. B. 7 Loth, in einem Tiegel mit einer hinlänglichen Menge Branntwein übergossen, das heißt, so viel als zum Auflösen desselben hinlänglich ist, mit einem Viertel lose gesponnener Baumwolle, in Flechten gedrehet, damit sie sich im Sieden nicht verwirre, bis zum Anfange der Trockenheit kochen, nehme dann das Baumwollengeflecht aus dem Tiegel, bestreue es mit zerstoßenem Schwefel, und lasse es trocknen. Man kann statt der Baumwollenfäden sich auch der ausgezupften Leinwand bedienen, und solche in einen mit Branntwein und feinem Pulver gemachten Brey legen, damit sie von demselben gut durchzogen und getränkt werde. Man läßt dann die Fäden in der Sonne oder auf einem warmen Ofen trocknen. — Man macht auch eine Art Zündstricke zu Feuerwerkssachen, welche sich erst nach einiger Zeit entzünden sollen, auf folgende Weise. Man drehe aus Flachs oder Hanf, der zum

zweiten Male in der Hechel geblieben und von allen Schaben rein gemacht worden, Stricke eines halben Daumens im Diameter dick. Dann nehme man Asche von Eichen-, Eschen-, Rüstern- oder Ahornholz drei Theile, von ungelöschtem Kalke einen Theil, und mache daraus eine Lauge; hierzu thue man nun einen Theil Salpeter und zwei Theile Saft von frischem Kuh- und Pferdemiste, welcher Mist durch ein wollenes Tuch gepreßt oder gedrückt worden. Diese Materie gieße man, gut vermischt, über die in einem Kessel liegenden Lunten. Man mache nun Feuer unter dem Kessel, erst gelinde, nachher immer stärker, und lasse sie in diesem Kessel zwei oder drei Tage beständig kochen, wobei die vorerwähnte Materie immer zugegossen wird. Dann nehme man die Lunten aus dem Kessel, drücke die Feuchtigkeit gut aus, und trockne die herausgehende Nässe mit einer Leinwand gut ab. Zuletzt hänge man sie auf lange Stangen, damit sie von der Sonne ganz ausgetrocknet werden können. Man hat bei den Feuerwerkern drei Arten von Stopinen, gelbe, weiße und schwarze. Die gelben oder weißen werden auf folgende Weise gemacht. Man nimmt einen kupfernen Kessel, thut 6 Loth zerstoßenen Salpeter in denselben, gießt $\frac{1}{4}$ Maaß Weinessig darauf, und läßt es mit einander sieden. Dann nimmt man 6 Loth Baumwolle, drehet daraus sechs Faden einige Ellen lang und so dick, als ein Federkiel, zusammen, und legt solche in die Lauge, daß sie darüber zusammengehe. Man läßt sie dann gut einsieden, und rührt sie öfters mit einem hölzernen Spatel um, damit die Kraft des Salpeters gut hineindringe. Man nimmt sie dann vom Feuer, drückt sie aus, und läßt sie an der Sonne trocknen. Bei den schwarzen Stopinen ist zu bemerken, daß sie ganz auf die Art der vorhergehenden gemacht werden, nur besteht der Unterschied darin, daß sie, sobald sie ausgedrückt worden sind, durch gestoßenes Pulver gezogen und abgetrocknet werden.

Sie brennen etwas geschwinder, können aber in gleicher Art bei Anzündung großer Racketen zum Einräumen der Granaten, auch Bölerkugeln gebraucht werden. Man kann sie auch auf folgende Weise verfertigen. Man läßt aus Werg oder Baumwolle zwei oder drei Fäden starke Stricke machen, die nicht zu sehr gedrehet sind; thut diese in einen neu glasirten Topf, nebst vier Theilen Weinessig, zwei Theilen Urin, einem Theile Branntwein, und einem Theile geläuterten Salpeter, kocht sie bei einem starken Feuer, bis alle dabei befindliche Feuchtigkeit eingekocht ist. Hierauf streue man auf einen Tisch das beste Mehlpulver, nehme die Stopinen heraus, wälze sie auf dem Tische in diesem Pulver, und lasse sie an der Sonne trocknen. Diese Stopinen verbrennen sehr schnell; wenn man daher haben will, daß sie etwas länger brennen sollen, so muß man sie schwächer zurichten. Es wird daher zu diesem Zwecke genug seyn, wenn die Stopinen nur in Essig und geläutertem Salpeter aufgesotten, hernach mit Mehlpulver bestreut, und getrocknet werden. Man hat auch noch eine Art Stopinen, die nicht in Stricke gedrehet worden, sondern ungedrehet und offen in der vorhergenannten Materie gekocht, oder in starkem Branntwein etliche Stunden eingeweicht, mit Mehlpulver bestreuet, und getrocknet wird. Man thut auch wohl zu dem Branntweine etwas Arabisches Gummi oder Gummi Tragant oder Tragacanth, wenn man nämlich Stopinen verlangt, die nicht leicht auszuwirren sind, sondern fest beisammen bleiben. Will man aber eine Art von Stopinen haben, die sehr langsam brennen, so muß man sie auf folgende Art zubereiten. Man nimmt zwei Theile Mastix, einen Theil Kolophonium, einen Theil Wachs, zwei Theile Salpeter und ein Viertheil Kohlen. Alle genannten Species, außer dem Wachse, werden zerstoßen oder gemahlen; dann wird Alles gut durcheinander gemischt, und in einem Tiegel mit dem Wachse über Feuer geschmolzen.

Man zieht nun einen dicken Faden von Flachs oder Hanf durch die zerlassene Materie, und drückt den Faden in dem Gefäße zu Boden. Dieses wiederholt man so oft, bis er so dick wird, wie ein gemeiner Wachsstock. Wenn sie nun gebraucht werden sollen, so werden sie zuerst angezündet, darnach die Flamme ausgeblasen, und die glimmende Kohle behalten.

Stoppel, Stoppeln, in der Landwirthschaft, die übrig gebliebenen, aus der Erde hervorragenden Enden der Halme, welche nach dem abgehauenen oder abgeschnittenen Getreide in der Erde stehen bleiben. Man gebraucht diese Stoppeln verschiedentlich in der Landwirthschaft. 1) Dienen die Stoppeln da, wo das Holz knapp ist, zur Feuerung, indem man sie rein abschneidet und einträgt oder einführt; dann 2) zu Dünger, indem man sie auf dem Acker anzündet und verbrennt; man läßt dann diese Asche liegen bis es regnet, und pflügt sie unter. — Besonders gut soll dieser Dünger auf zähen, fettigen und lehmigen Boden seyn. Auch düngen sie gut, wenn man sie vor dem Winter nur obenhin umreißt, nachher aber im Frühling um so stärker und tiefer unterpflügt; sie faulen dann im Winter und düngen hierdurch im Frühling um so besser. In mehreren Gegenden Westphalens, in Hannover &c., macht man es so mit den Stoppeln. So z. B. in der Grafschaft Tecklenburg in Westphalen; denn sobald hier das Getreide vom Felde ist, werden die Stoppeln mit einem Spaten, ungefähr 1 bis 2 Zoll tief in der Erde abgeschürft, daraus große Haufen gemacht, welche vier bis sechs Wochen auf einander liegen bleiben. Nachher fährt man zu jedem dieser Stoppelhaufen Mist, vermischt sie damit gut, und bringt das Gemisch wieder in Haufen; nachdem diese wieder einige Wochen gelegen haben, so werden solche auf dem Acker gleich ausgestreuet, und so bald als möglich untergepflügt. S. auch unter Dünger, Th. 9, S. 691. Man hat Stoppeln von allem Getreide, als Rocken-,

Gersten-, Hafer- und Weitzenstoppeln, Erbsenstoppeln, Kornstoppeln, Getreidestoppeln. Das Vieh in und auf die Stoppeln treiben. Die Winterstoppel, Sommerstoppel, die Stoppeln von dem Winter- und von dem Sommergetreide. — 3) Dienen die Stoppeln auch zum Viehfutter, indem das Vieh nach der Erndte in die Stoppeln getrieben wird, besonders die Ochsen, Kühe, Schafe ꝛc. Daher sagt man auch: das Vieh in die Stoppeln treiben. Zuweilen wird es auch von andern ähnlichen, in Menge bei einander befindlichen stumpfen Spitzen gebraucht, indem auch die jungen noch in der Haut befindlichen Kiele des Federviehs bei Einigen die Stoppeln genannt werden. — Man will das Wort Stoppel von dem Lateinischen Stipula herleiten. Die stumpfe Spitze ist, nach Adelung, wahrscheinlich der Stammbegriff dieses Worts, und daher soll es, nach ihm, als ein Verwandter von Stubbe, der Stock eines Baumes, auch von Stuffe, in der Bedeutung eines Stückes, von stumpf ꝛc. anzusehen seyn.

Stoppelacker, Stoppelfeld, ein mit Stoppeln besetzter Acker, oder ein mit Stoppeln besetztes Feld, welches abgemähet, oder von dem das Getreide, die Halme der Aehren, abgehauen worden, und die Stoppeln davon übrig geblieben sind, die nun das Feld oder den Acker bedecken; daher ein Rocken-, Weitzen-, Gersten- oder Hafer-Stoppelfeld ꝛc.

Stoppelbusch, im Deichbaue, derjenige Busch, so zu der Stoppellage eines Stockwerkes gebraucht werden soll, und weil das dicke oder Stoppelende nach der Stromseite gelegt wird, so führt er auch diesen Namen.

Stoppelbutter, Winterbutter, in der Landwirthschaft, diejenige Butter, welche aus der Milch von den Kühen gemacht wird, die nach der Erndte in die Stoppeln zur Weide getrieben werden. Sie unterscheidet sich wegen der magern Kost der Kühe sehr von der

Frühlings- oder Maybutter und der Sommerbutter, sowohl in Hinsicht der Farbe, als auch des Geschmackes. S. auch den Art. Butter, Th. 7, S. 463.

Stoppeldach, eine Art Strohdächer, die aber nicht in Deutschland gebräuchlich sind. Sie werden aus den von den Aeckern abgeschnittenen übrig gebliebenen Strohstoppeln, die nach der Erndte stehen bleiben, verfertiget. Zu diesem Behufe wird nun der Weitzen nicht sehr kurz, sondern hoch abgeschnitten, und dann die stärkeren Stoppelenden mit einer Stoppelsichel gekürzt, und nachher in Schauben gebunden. Sie werden so, wie bei uns die gewöhnlichen Strohdächer gebunden, und haben keinen Vorzug vor den jetzigen noch hin und wieder auf dem Lande in Deutschland üblichen Strohdächern, im Gegentheile sollen die Deutschen besser seyn, da sie von längerem Strohe sind, und daher auch besser decken. S. Strohdach.

Stoppelende, wird das untere oder stärkere Ende des Busches genannt, dagegen die oberen oder dünnen Reiser des Busches die Schwippenden genannt werden.

Stoppeler, s. Stoppler.

Stoppelfeld, s. Stoppelacker.

Stoppelfieber, s. Marschkrankheit, unter Marsch, Th. 85, S. 54 u. f.

Stoppelgans, in der Oekonomie, Gänse, welche nach der Erndte in die Stoppeln getrieben werden, um daselbst zu weiden. S. unter Gans, Th. 16.

Stoppelgras, in der Oekonomie, dasjenige Gras, welches, nach abgehauenem Getreide, in den Stoppeln wächst.

Stoppelkorn, Korn oder Rocken, welcher in solche Sommerfelder gesäet wird, die das vorige Jahr nicht Weitzen, sondern nur Korn getragen haben; der Stoppelrocken.

Stoppellage, im Deichbaue, diejenigen Buschlagen, welche auf die Schwipplage und Stoppel oder dicken Enden des Busches, wasserwärts oder nach der Stromseite gelegt werden.

Stoppeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, die in den Stoppeln liegen gebliebenen Aehren zusammenlesen, daher Aehren stoppeln. Jemanden nachstoppeln. Auch im weiteren Verstande von der einzelnen Aufsammlung anderer zurückgebliebener Früchte. So stoppeln die armen Leute auf den Kartoffelfeldern bei großen Städten die übrig gebliebenen, in der Erde noch steckenden Kartoffeln, welche die Besitzer der Felder nicht alle haben herausbringen können, und welche Erndte sie den Armen überlassen, die durch dieses Stoppeln gleichsam den Acker umarbeiten, indem sie mit dem Spaten und dergleichen Instrumente bewaffnet, mit Säcken und Kiepen nach den Kartoffelfeldern ziehen, und hier diese Felder umstechen oder umwühlen, um die in der Erde zurückgebliebenen Kartoffeln herauszubringen. Dieses geschieht auch wohl mit andern Unterfrüchten, wenn ihnen dieses von den Besitzern der Felder erlaubt wird, was jedoch bei andern Früchten, wie Rüben aller Art, weißen Rüben, Mohrrüben, Kohlrüben rc., nur selten geschieht, weil hier eine Nachlese von den Eigenthümern oder Pächtern der Felder selbst gehalten wird. Dergleichen Kartoffellesen sind oft sehr bedeutend, so, daß sie manchem Armen und fleißigem Stoppler wohl ½ Scheffel und darüber eintragen, welches Alles darauf ankommt, wie die Leute der Feldbesitzer die Kartoffelerndte ihrer Lohnherren vollbringen, oder vollführen. — Man gebraucht auch Stoppeln von dem Nachsammeln der sitzen gebliebenen Weintrauben in den Weinbergen. Dann figürlich und im verächtlichen Verstande heißt stoppeln, mühsam aber ohne Wahl zusammenlesen, oder suchen, compiliren. Ein Buch aus hundert andern Büchern zusammenstoppeln.

— 2. In einem anderen Verstande ist in der Landwirthschaft stoppeln, das noch mit Stoppeln bedeckte Feld zum ersten Male pflügen, welches Pflügen auch stürzen genannt wird, weil dadurch die Stoppeln umgestürzt werden.

Stoppelrocken, s. Stoppelkorn.

Stoppelrübe, in der Landwirthschaft, Rüben, welche nach der Erndte in das mit Stoppeln bedeckte Feld, nach geschehener Zubereitung, gesäet werden. Da man nur die langen Rüben auf diese Art zu bauen pflegt, so führen in einigen Gegenden auch nur diese den Namen der Feld- oder Stoppelrüben, um sie von den Steckrüben zu unterscheiden. In einigen Gegenden heißen sie Halmrüben.

Stoppelsense, Fr. Chaumette, eine kleine Sense, deren Klinge 15 bis 18 Zoll lang ist, und einen Stiel hat, der so daran befestiget ist, daß die Klinge platt auf der Erde liegt, wenn der Stiel senkrecht gehalten wird. Mit dieser Sense werden in Frankreich die Stoppeln zu den Dächern abgehauen.

Stoppelsichel, Fr. un Fanchon, ein Werkzeug aus einer alten Sensenklinge gemacht, welche etwa 1 Fuß lang ist, und einen Stiel von Holz hat, der 12 bis 14 Zoll lang ist. Die Stoppeln von dem Felde werden damit abgeschnitten.

Stoppelvogel, werden diejenigen Vögel genannt, welche sich gleich nach der Erndte auf den Feldern in den Stoppeln einfinden, und eine Nachlese der Körner machen, wie z. B. die Sperlinge, Emmerlinge, Krähen rc. rc.

Stoppelvogt, in der Landwirthschaft, bei großen Gütern, wo ein starker Feldbau ist, ein Aufseher über die Fröhner, die das Getreide auf dem Felde abbringen; er muß die Schnitter und Mäher bestellen, und Acht geben, daß ein jeder seine Arbeit recht verrichte. Dafür hat er etwas Gewisses an Geld oder Getreide zu ge-

nießen. An manchen Orten ist der Stoppelvogt auch zugleich Vormäher.

Stoppelweide, das Stoppelfeld nach der Getreideerndte, worauf das Vieh geweidet wird: Rindvieh, Schafe, Gänse 2c.

Stoppen, in der Schifffahrt, den Ablauf der Fluth, am Anker liegend, erwarten. — In der Landwirthschaft, s. Stopfen.

Stöppen, s. Steppen, Th. 173, S. 125.

Stöpper, im Salzwerke, ein Arbeiter, dessen Verrichtung es ist, den mit Salz beladenen Wagen an den Seiten mit Stroh, oben aber mit einem zugespeilten Tuche, Matten oder Decken zu verwahren, haselne Ruthen darüber zu spannen, und mit dem Laufseile zusammen zu binden. — Stöpper, Stepper, derjenige, welcher steppt; bei mehreren Handwerkern, z. B. beim Sattler, Riemer, Schneider, Schuhmacher 2c., diese Handwerker selbst, indem sie mit der Nadel die Stöpp- oder Steppnaht verrichten. Die Steppnaht beim Riemer und Sattler, s. Th. 173, S. 139; beim Schneider, s. unter Steppen, Th. 173, S. 126; beim Schuhmacher, s. unter Schuh, Th. 148.

Stoppers, in der Schifffahrt, Stricke von mittelmäßiger Dicke, die an dem einen Ende Knoten haben, wodurch man sie an andere befestigen kann. Sie dienen Taue, die etwa durch einen Kanonenschuß, oder auf sonst eine Art zerrissen worden, wieder auszubessern, oder zu ergänzen.

Stoppfarbe, s. Stopffarbe.

Stoppgarn, s. Stopfgarn.

Stoppine, s. Stopine.

Stöppnath, s. Steppnath, Th. 173, S. 139, und unter Steppen, daselbst, S. 125. Beim Schneider ist es eine Nath, womit man gleichsam das Oberzeug mit dem Unterfutter durchsteppt, welches mit Hin-

terstichen geschieht, indem man den Faden von Stelle zu Stelle mit diesen Hinterstichen durchzieht, und dadurch beide Zeuge auf das Genaueste mit einander vereiniget. Auch die Frauenzimmer, welche Stepprröcke, das ist, ausgenähete Röcke, verfertigen, bedienen sich gleichfalls dieser Nath, um die Zwischenlage von Wollen-, Baumwollen- oder Seidenwatten zwischen dem Oberzeuge und dem Unterfutter damit zu befestigen.

Stoppstiche, Steppstiche, s. Th. 173, S. 139.

Stoppuhr, ein aus dem Englischen entlehnter Name der Sekundenuhr.

Stöpsel, ein Körper, eine Oeffnung damit zuzustopfen, wo es dann von solchen Körpern hauptsächlich gebraucht wird, womit man die Oeffnung der Flaschen und ähnlicher Gefäße zu verstopfen pflegt, der Pfropfen; daher ein Korkstöpsel, ein Stöpsel von Papier, von Leinwand, oder Lappen, von Holz, von Glas, ein Glasstöpsel. Alle diese Stöpsel dienen zum Zustopfen oder Verstopfen der Bouteillen, Flaschen, Krüge und anderer ähnlichen Gefäße, welche einen Hals und eine Oeffnung haben, um verstopft werden zu können, das heißt, die Oeffnung durch einen dieser Stöpsel. Wegen der kurzen dicken Gestalt solcher Stöpsel, pflegt man auch wohl einen kurzen dicken Menschen im Scherze einen Stöpsel zu nennen. In einigen Gegenden führt diesen Namen auch der Pfropfen in einem Feuergewehre, so wie in andern der Stämpel oder Stößel in den Handspritzen. — Bei den Bleyarbeitern ist der Stöpsel, Rohrstöpsel, ein hölzerner Stöpsel, der mehr oder weniger dick ist, welchen sie auf die Mündung der Röhre passen, die sie lüften oder ausleeren wollen, und durch dessen Vermittelung sie solche hermetisch verschließen. Er sieht ungefähr einem Kufenschlüssel ähnlich. — Bei den Orgelpfeifen, die Brettchen, welche eigentlich eine hölzerne Orgelpfeife zum Gedack machen, und sie stimmen helfen, so wie die

offenen Pfeifen von Vielen durch Schieber gestimmt werden. Es ist ein Brettchen von willkührlicher Dicke; mitten darauf befestiget man ein Gedack mit Leim und Keilen. Man passet dieses Brett in der Pfeife so lose ein, daß das weiße Leder, womit man dieses Brettchen unterlegt, Platz findet. In dem Augenblicke, daß man dieses Leder anleimt, steckt man auch den Stöpsel in die Pfeife, worin der Leim trocknen muß. Das Rauhe des Leders ist auswendig, und die glatte Seite geleimt. Das Inwendige der Pfeifen wird etliche Zoll hoch mit Seife gerieben, damit der Stöpsel besser auf- oder absteigen kann. Viele leimen außerhalb ein starkes Pergament um den Oberrand der Pfeife, damit der Stöpsel sie daselbst nicht zersprengen möge. Besser ist es, den Stöpsel, um die Pfeife, welche aus einem Holze nach dem Faden gemacht ist, nicht zu zersprengen, aus einem großen Querholz zu machen, wenn man solches haben kann. — Der Stöpsel an der Windbüchse, beim Büchsenmacher, der dünne Zapfen an der Spitze der Pumpenstange einer Windbüchse, worauf ein messingener Cylinder sitzt. Dieser Cylinder wird auf der Drehbank ausgebohrt, und wenn die äußerste Fläche desselben abgedrehet wird, so wird um dieselbe in der Mitte eine starke Hohlkehle ausgehöhlt. Den Stöpsel umgeben auf der Seitenfläche einige kleine Ringe oder Röhren von Juchten, die sich aber nicht decken, sondern übereinander auf dem Messing liegen. Um diese Ringe wird abermals ein Stück Juchten geschlagen, welches die Ringe sämmtlich deckt. Alle Ringe von Juchten werden naß auf den Stöpsel mit Gewalt hinaufgepreßt. Eine Scheibe von Messing, die auf dem Zapfen der Pumpenstange aufgesteckt ist, und mit einer Schraube befestiget wird, hindert das Leder, daß es sich nicht abstreifen kann. Man kann hieraus ersehen, daß das Leder sich genau an die Seele des Pumpenrohrs

anschließen muß, wenn der zusammengepreßten Luft kein Ausgang übrig bleiben soll. — In Hinsicht der Sprache: Stopf, Stöpsel, Stüpfel, welche auch von einem jeden Pfropfen oder Spunde gebraucht werden; im Engl. Stopple, im Poln. Stypsel. Im Italienischen Stoppone, Stoppaglio. Stöpsel ist aus dem Niederdeutschen Stoppen für stopfen und dem Suffixo—sel zusammengesetzt. Unmittelbar von stopfen, und zugleich edler, nach Adelung, ist das Oberdeutsche Stöpfel, ob es gleich im Hochdeutschen nicht so gangbar ist.

Stöpsel, bei den Bleyarbeitern, s. oben, S. 509.

—, am Feuergewehr, s. daselbst.

— (Glas=), s. daselbst.

— (Holz=), s. das.

— (Kanonen=), die Benennung eines kleinen dicken Menschen im Scherze, wenn er bei seiner Dicke wohlproportionirt ist.

— (Kork=), s. oben, S. 509.

— (Lade=), Ladepfropfen, ein Stöpsel von Leder oder Pferdehaaren, welcher beim Exercieren ohne Pulver stets im Gewehre seyn muß. Die Stöpsel von Pferdehaaren sind besser, als diejenigen von Leder; denn sie schwächen den Stoß nicht nur sehr, sondern stecken auch fester im Laufe des Gewehrs, und können doch leicht durch den Krätzer entfernt werden. Bei der Revision der Gewehre wird der Ladestöpsel daraus entfernt, damit beim Hochnehmen und Schütteln des Gewehres der Ladestock gehört wird.

— (Leinwand=), s. oben, S. 509. Man gebraucht die gedreheten Leinwandstöpsel, oder Bäuschgen von Lappen zum Verstopfen der Milchflaschen. Feines Weißleinen zu einem Stöpsel gedreht, zur Verstopfung mancher Wunden, die eine gewisse Tiefe haben. Man bestreicht sie mit Salbe, und steckt sie in die Wunde, worauf man diese

verbindet. Man bedient sich hierzu auch der Scharpie, welche zusammengedrehet und in die Wunde hineingesteckt wird.

— (Papier=), zum Schießen, als Pfropfen, beim Feuergewehr, um die Ladung zu befestigen. Man thut erst Pulver in die Büchse, oder ladet die Büchse mit Pulver, setzt die Kugel auf, und darauf den Papierstöpsel, zur stärkeren Befestigung des Ganzen. Man dreht den Stöpsel aus weichem Papiere, käuet ihn auch wohl noch, setzt ihn auf die Mündung des Laufs, und preßt ihn mit dem Ladestocke auf die Kugel nieder, wodurch der Schuß fester und gleichmäßiger wird. Man bedient sich auch zur Befestigung der Kugel eines Talglappens, indem man solchen oben auf die Mündung legt, die Kugel darauf, und solche, vermittelst eines kleinen Hammers, hineinschlägt, mit dem Stiele desselben nachstopft, und dann mit dem Ladestocke sie völlig hinunterpreßt. Ein solcher Stöpsel dient auch zur Verstopfung der Gläser und Flaschen, in Ermangelung eines Korkstöpsels.

— (Regen=), Regenpfropfen, in der Kriegskunst, bei den Infanterie=Regimentern, ein Stöpsel, welcher genau in das Gewehr passen muß, das heißt, so fest im Laufe stecken muß, daß er nicht leicht verloren gehen kann. Der Kopf dieses Stöpsels oder Pfropfens wird am besten aus einer Mischung von zwei Theilen Zinn und einem Theil Bley in einer messingenen Form gegossen; dann auf einem runden mit Tuch überzogenen Holze befestiget, das genau in den Lauf paßt. Er hat die Bezeichnung des Regiments und der Kompagnie; auch die Nummer des Gewehrs ist auf dem farbigen Tuche bemerkt. Dieser Stöpsel oder Pfropfen ist, außer in großen Paraden, beim Exercieren, bei dem die Chargirung geübt werden soll, oder bei Schießübungen, immer auf dem Gewehre, in jenen Fällen aber in dem kleinen Behältnisse an der Patrontasche.

Die Regenstöpsel werden aus dem Kompagnien-Unkosten-Fonds angeschafft.

Stöpsel (Rohr=), s. oben, S. 509.

— (Scherzwort=), s. daselbst.

—, in der Sprachkunst, s. das., S. 511.

— (Spritzen=), s. das., S. 509.

— (Stroh=), ein von Stroh gedreheter Stöpsel, dessen man sich zur Verstopfung der Milchflaschen, der Spundlöcher der Fässer, kurz überall da bedient, wo kein Kork- oder Holzstöpsel bei der Hand ist.

—, an der Windbüchse, s. oben, S. 510.

Stör, Acipenser, Fr. l'Estargeon, eine Fischgattung, welche zu den Branchiostegen oder Fischen mit freien Kiemen, mit knorpelartigem Skelette, ohne Rippen und Gräthen, gehört. Nach einer neuern Eintheilung der Fische gehört diese Gattung in die erste Abtheilung der Knorpelfische, Pisces chondropterygii, und hier zur dritten Familie (Freikiemer, Eleutherobranchii) der ersten Ordnung: Quermäuler, Plagiostomi. Der Leib dieser Fischgattung ist länglich, fast rund, an den Seiten mit knochenartigen, in Längsreihen stehenden Schildern bedeckt. Das zahnlose Maul liegt, der Quere nach, unter dem Rüssel, wie bei den Hayfischen, welchen sie in der allgemeinen Gestalt des Körpers, und in der Zahl und Lage der Flossen, gleichen. Vor dem Maule stehen vier Bartfäden. Auf den Kiemen haben sie einen Knochendeckel, ohne Kiemenhaut. Der Kopf ist gepanzert. Die Störe nützen durch ihr Fleisch, durch ihren Rogen, woraus der Kaviar bereitet wird, und durch den Fischleim oder die Hausenblase, welche aus der großen Schwimmblase verfertiget wird. Sie kommen in Menge zu den Flüssen herauf, vorzüglich zu denen, welche sich in das Kaspische und schwarze Meer ergießen, und ihr Fang macht die vorzüglichste Beschäftigung der dortigen Einwohner, als der Kosaken vom Don, Jaik

und der Wolga aus. Hier ist nun bloß der gemeine Stör zu beschreiben, da der Hausen, Acipenser huso, die Sewrjuga, Acipenser stellatus, und der Sterlet, Acipenser ruthenus, welche drei Gattungen zum Störgeschlechte gehören, schon unter Hausen, Th. 22, S. 433 u. f., abgehandelt worden sind.

Der gemeine Stör, Acipenser sturio, Fr. l'Esturgeon ordinaire, Engl. Sturgeon, welcher sich in dem schwarzen Meere, der Nordsee, nicht so häufig in der Ostsee rc. findet, und in die Flüsse herabgeht, um zu laichen, daher man ihn auch in den meisten Europäischen Flüssen findet, und besonders in denen Rußlands, wo er in großer Menge angetroffen wird, hat fünf Reihen Schilder am Körper, die ihm eine fünfeckige Gestalt geben. Seine Länge beträgt 6 bis 16 Fuß. Er hat einen sehr stumpfen Rüssel, welcher der Breite des Mauls beinahe gleich ist, mit gespaltenen Lippen. Die Afterflosse hat vier und zwanzig Strahlen. Er hat eine bläuliche Farbe und einen etwas weißen Bauch. Wenn dieser Fisch noch jung ist, und etwa eine Länge von 2 bis 3 Fuß hat, so steigt er in die kleinen Flüsse herab, wird dann Lachsstör genannt, und für eine Delikatesse gehalten, sobald er aber größer wird, das heißt, schon die Größe von 6 bis 8 Fuß erreicht hat, so heißt er Stör, und hält sich dann in den großen Flüssen auf, und je mehr er wächst, je mehr soll er den großen Seen, dem Meere zuströmen; aber in die großen Seen und Flüsse zurückkehren, um daselbst, wie oben angeführt worden, zu laichen. Sobald dieser Fisch erst herangewachsen ist, so wird sein Fleisch hart und trocken, und ist dann wohlfeil; sein Rogen aber, den er in ungeheurer Menge bei sich führt, wird herausgenommen, eingesalzen und liefert den Kaviar. Im März, April und Mai ziehen alle Störarten am häufigsten aus dem Meere herauf. Zuerst kommen die Hausen, ihnen folgen die Störe und Sterlets, und mit dem Ausgange des Aprils kommen

die Sewrjugen, welche die häufigsten sind, so wie die Hausen die seltensten, in die Wolga, den Jaik rc., und solches in großen Scharen, besonders kommen die Sewrjugen in ungeheurer Menge in den Jaik, daß man, vornämlich bei Gurjef, das Gewimmel im Wasser deutlich sehen kann. Alle Kosaken versichern, daß ehemals, durch das mächtige Andringen der Fische an das bei Jaizkoi Gorodok durch den Fluß gezogene Wehr, Durchbrüche verursacht worden seyen, und man sich genöthiget gesehen habe, Kanonen auf das Ufer zu pflanzen, um den Fisch mit blinden Schüssen zu verjagen. Man giebt an, und es ist auch höchst wahrscheinlich, daß diese Angabe richtig ist, daß alle Störarten in den Fluß kommen, um ihren Laich zu werfen, und daß die Störe sich im April, ungefähr wenn die Weiden ausschlagen, auf steinigem Boden reiben, und sich dergestalt ihres Rogens entledigen, die Sewrjugen aber von der Mitte des Mays bis in den Juny hinein damit beschäftiget sind. Man sieht und fängt aber niemals, weder im Jaik, noch in der Wolga, die junge Brut von diesen großen Störarten, da man doch die Sterleten sehr zart und klein in Menge bekommen kann, wenn mit engen Netzen gefischt wird. Die Kosaken sind aber allgemein damit einverstanden, daß der Stör und Hausen nur im Flusse überwintern, die Sewrjugen aber noch im Sommer ihren Rückweg nach dem Meere nehmen. Sie haben daher unter sich ein Gesetz, daß bei dem Sewrjugenfange, welcher im Mai geschieht, alle Hausen und Störe, die ins Netz gerathen, wieder ins Wasser geworfen werden müssen, weil diese Fische im Winter, wenn solche erfroren verführt werden können, einen weit größeren Gewinn abwerfen. Auf dieses Gesetz wird so strenge gehalten, daß derjenige, welcher ihm zuwiderhandelt, nicht nur seines ganzen Fischvorraths beraubt wird, sondern auch noch eine tüchtige Tracht Schläge als Züchtigung erhält. — Man fängt den Stör sowohl

mit Haken, als auch mit Netzen und Angeln. Die Hakenfischerey um hauptsächlich Störe, auch Hausen, zu fangen, geschieht gemeiniglich im Januar. Die Störe, so auch die Hausen, legen sich im Spätherbste Reihenweise in die tiefen Stellen des Jaiks und der Wolga, wo sie dann den Winter hindurch, zwar nicht ohne Empfindung und Bewegung, aber doch in einer gewissen Ruhe zubringen. Besonders weil der Jaik, wegen seines weichen Grundes, durch Verschiffung des Schlammes und Sandes sehr oft, ja fast jährlich bei den Frühlings-Ueberschwemmungen seine Tiefe verändert, so sind die Stellen, wo die meisten Fische im Winter liegen werden, umgewiß. Daher geben viele Kosaken zum Theil im Herbste, wenn sich das Eis erst setzen will, auf die Bewegung dieser Fische Acht, weil man vorgiebt, daß sie an den Stellen, wo sie sich legen wollen, um diese Zeit an der Oberfläche spielen, und oftmals springen sollen. Andere gehen, sobald sich das Eis gesetzt hat, aus, legen sich auf glatte Stellen, die von Schnee entblößt sind, mit einem über den Kopf gehängten Tuche nieder, und sollen auf diese Weise die Fische auf dem Grunde liegen sehen können. Solche Stellen merken sie sich nun, und suchen bei der Fischerey davon Vortheil zu ziehen. Ueberhaupt soll der Fisch, wenn das Wasser im Herbste hoch ist, sich an flache und seichte Stellen legen, im entgegengesetzten Falle aber, immer tiefere wählen, und überhaupt pflegt an den tiefsten Orten die Menge der Fische stets am größten zu seyn. Wenn nun die Hakenfischerey, um die Störe zu fangen, ihren Anfang nehmen soll, das heißt, zu Anfange des Januars, so wird eine allgemeine Versammlung des Volks gehalten, in welcher man herumfrägt: ob die größte Anzahl der etwa in Geschäften verreiset gewesenen Kosaken zurückgekommen sey; dann sich nach den beobachteten Gegenden erkundiget, wo sich viele Fische aufhalten sollen, und zuletzt den Tag be-

stimmt, an welchem diese Fischerey ihren Anfang nehmen soll. Zur Erhaltung der Ordnung wird ein Ataman erwählt, dem man einige Aelteste und einen Jeßaul zuordnet. Die gemeinen Kosaken begeben sich aber in Kameradschaften von fünf bis sechs Mann, auch mehrere, zusammen. Mit dieser Fischerey darf sich aber Niemand anders abgeben, als wer einen Erlaubnißschein auf sein Ansuchen, um an dieser Fischerey Antheil zu nehmen, erhält, welcher Schein mit dem Kanzleysiegel versehen ist, und deren ein Jeder, außer den Vorgesetzten und Aeltesten nur einen bekommt. Die Geistlichen und Andere, die sich mit dem Fischfange entweder nicht beschäftigen wollen, oder nicht im Stande sind, es zu thun, verkaufen ihre Zettel an solche, die noch nicht volljährig sind, und noch nicht das Recht zu fischen haben. Ein jeder Kosak sucht gegen die bestimmte Zeit Alles, was ihm beim Fischfange nöthig ist, in den gehörig fertigen Stand zu setzen, wobei gute Fischhaken und tannene Stangen von verschiedener Länge, um die Haken daran zu befestigen, die Hauptsache ausmachen. Ein solcher Fischhaken hat nichts Besonderes, als daß er wohl verstählt seyn, und sehr scharf gehalten werden muß; sie sind in einen halben Zirkel gebogen, so daß die Spitze mit demjenigen breiten Theile, welcher an die Stange, vermittelst eines darumgelegten Leders und einer starken Schnur befestiget wird, beinahe parallel steht. Muß man wegen der Tiefe des Flusses mehrere Stangen aneinander binden, so wird zu unterst ein Stück, vier oder fünf Pfund schwer, angehängt, damit die schwerer gewordene Stange um so weniger vom Strome bewegt werden könne. Außer diesen langen Haken muß ein jeder Kosak noch einige kürzere, mit einer nur anderthalb Faden langen, starken Stange, womit die gefangenen Fische auf das Eis herausgezogen werden, ein Instrument zum Aufhacken des Eises, und eine Schaufel, dasselbe wegzuschaffen, bei der Hand ha-

ben. Am Tage, da der Fischfang den Anfang nehmen soll, versammeln sich alle mit Zettlen versehene Kosaken mit bespannten Schlitten und völliger Geräthschaft noch vor Aufgang der Sonne an einem gewöhnlichen Orte nahe vor der Stadt, und stellen sich nach der Ordnung, wie sie ankommen, in Reihen. Daselbst werden sie nun von dem zu dieser Fischerey bestellten Ataman gemustert, und dahin gesehen, daß ein jeder Kosak mit Gewehr versehen sey, um im Falle eines Kirgisischen Ueberfalls die erforderliche Gegenwehr leisten zu können. Das versammelte Volk wird sodann durch die gegenwärtigen beiden Woiskowoy Jessauli zur Ordnung vermahnt, und bei anbrechendem Tage aus der Stadt mit zwei Kanonen das Signal gegeben, worauf ein Jeder so geschwind, als die Pferde in vollem Sprunge rennen können, nach der zum Fischen festgesetzten Gegend eilt, um sich des vortheilhaftesten Platzes zu bemeistern, den er sich schon vorher ausersehen hat; jedoch darf Niemand eher das Eis aufzuhauen anfangen, als bis alle an Ort und Stelle sind, und durch den Fischer-Ataman das Zeichen gegeben worden. — Man muß nun zuvor wissen, daß der Fluß in zwei Hälften abgetheilt worden, deren eine für den Frühlings- und Herbstfang, die andere aber für die Hakenfischerey allein bestimmt ist. Letztere pflegt gleich unterhalb der Stadt angefanden, und bis zum Vorposten Antonofskoi fortgesetzt zu werden; von da an aber bis zur See bleibt der Fluß für die Netzfischerey unberührt. Ganz zu Anfange wird nur einen Tag gefischt, um die ärmeren Kosaken in den Stand zu setzen, Futter, und was sie sonst nöthig haben, mit dem Gewinnste zu erkaufen; und weil bei der Stadt der Fluß gar zu seicht ist, so nimmt diese erste Fischerey neun Werste davon ihren Anfang, und fünf bis sechs Tage darauf wird die große Fischerey angefangen, welche neun Tage zu dauern pflegt. Zu derselben wird Jedem ein gewöhnliches besonderes Ziel gesetzt. Zuletzt

wird noch eine dritte Fischerey, und zwar hauptsächlich zum häuslichen Genuß nur einen, und wenn viele Fische vorhanden sind, mehrere Tage lang, ungefähr achtund-vierzig Werste von der Stadt angestellt, womit dieser berühmte Jaikische Winterfang sein Ende nimmt. Bei jedem dieser Ziele müssen sich alle Kosaken jeden Tag, wenn gefischt werden soll, vor Anbruch des Tages versammeln, und das Signal des Atamans abwarten, worauf alle, wie am ersten Tage, mit möglichster Eile einander zuvorzukommen suchen. Ein jeder Kosak macht an der Stelle, wo er sich zu fischen vorgenommen hat, eine mäßige runde Oeffnung ins Eis. Jedem ist erlaubt, sich so nahe bei einem Andern ein Loch zu machen, als er will; Niemand aber darf sich zugleich zwei Oeffnungen anmassen, sondern eine jede verlassene Oeffnung kann von einem Andern eingenommen werden. Wo flache Stellen sind, da gebraucht der Kosak die kürzeren Haken, und pflegt deren in jeder Hand einen, und zwar so zu halten, daß die Spitze des Hakens gegen den Strom gerichtet ist, weil der gestörte Fisch von solchen untiefen Stellen immer abwärts zu gehen, und tiefere Oerter zu suchen pflegt. Man läßt die Haken bis auf den Grund nieder, und hebt selbige nicht mehr, als eine Handbreit, da dann die auf den Grund gehenden großen Fische solche niederdrücken, wenn sie darauf gerathen. Sobald der Kosak solches spürt, zieht er den Haken aufs Schnellste an sich, und hebt den gefangenen Fisch, bis er ihn mit dem Handhaken erreichen und auf das Eis ziehen kann. — In den tiefesten Stellen, wo die langen Haken gebraucht werden müssen, kann wegen der Schwere nur eine geführt werden. An solchen Stellen pflegt man auch die Oeffnungen ins Eis nach der Länge zu machen, und den Haken, dessen Spitze hier, weil die Fische ruhig liegen, Strom abwärts gerichtet wird, immer von oben herab zu führen, und wieder nach dem obern Theile zurückzugehen. Weil nun die Haken nach allen Seiten

herumgesteckt werden, um den Fisch zu suchen, so geschieht es oft, daß zwei Haken einen Fisch zugleich fangen, welcher dann unter beide Kosaken getheilt werden muß. Bei dieser wunderlichen Art zu fischen, hat oft ein Mann das Glück, in einem Tage zehn und mehrere große Fische unter dem Eise hervorzuholen; mancher stehet aber wohl den ganzen Tag, und mehrere Tage, ohne einen Fisch zu spüren, und gewinnt zuweilen die ganzen Monate nicht so viel, um die Kosten der Ausrüstung, und die oft desfalls gemachten Schulden vergüten zu können. Wenn ein recht großer Stör bei offenem Fischfange, das heißt, wenn kein Eis ist, gefangen wird, so wird ein starker Strick durchs Schlundloch, oder vielmehr Maul gezogen, und bei den Kiemen wieder heraus, und so wird er hinter dem Schiffe mit bis nach Hause geschleppt, wo er auch so lange am Ufer angebunden bleibt, bis er getödtet und zu Markte gebracht werden kann. Die letzte Fischerey auf Kähnen geschieht im Monat Mai mit Netzen. Sobald die ausgestellten Wachen die Ankunft der Störe im Strome aus dem Meere beobachten, so geben sie das Signal, und sogleich versammeln sich die Kosaken auf die oben angeführte Art. Ein jeder Kosak setzt sich dann in seinen Kahn, der aus den Stämmen von schwarzen und weißen Pappeln gezimmert, und mit Asphalt bestrichen worden, rudert sich selbst fort, und wirft sein Netz quer über den Strom aus. Dieses Netz ist zwanzig bis dreißig Klafter lang, besteht aus zwei Wänden, davon die eine engere Maschen hat, und etwas länger ist, als die andere. Hiermit fängt man nun die Störe, welche den Strom hinanschwimmen. Nach der Endigung dieser Fischerey gehen die Kosaken anderen Gewerben nach, reisen in Handelsangelegenheiten, oder um Brodkorn einzukaufen, an die Wolga und Samara, und besorgen im Spätsommer ihre Heuerndte. Sobald aber diese vorbei ist, nimmt mit den letzten Tagen des Septembers, oder mit dem ersten Oktober die Herbstfi-

scherey ihren Anfang, welche ebenfalls in der untersten Gegend des Jaik mit großen, weitläufig gestrickten Wurfnetzen geschieht, und bei welcher alle Störarten zu fangen erlaubt ist, so wie die geringen Fische. Die Ordnung ist ganz dieselbe, wie bei der vorigen Fischerey. Man versammelt sich alle Morgen, um das Signal abzuwarten, man sucht sich einander den Vortheil abzulaufen, um an den bequemsten Orten das Netz auszuwerfen, und alle Abend wird der Fang bei dem ausgemachten Ziele beschlossen. Zur Zeit der Störfischerey finden sich die Kaufleute aus den entferntesten Gegenden Rußlands am Jaik ein, Störe, Hausen rc., kurz alle Störarten, welche hier gefangen werden, einzukaufen. Man sucht daher so gut, als man kann, mit den Kosaken Handel eins zu werden; denn die Preise dieser Fische sind nicht alle Jahre einerlei, weil solches auf den mehr oder minder ergiebigen Fang ankommt. Zehn gute Störe pflegen gemeiniglich 30, 40 bis 50 Rubel zu gelten; große Störe aber, wenn sie auch keinen Rogen enthalten, werden zuweilen mit sechs bis sieben Rubel Silbergeld verkauft. Die Störe werden uneröffnet, nach ungefährer Schätzung der Kaufleute, von den Kosaken übergeben, und sowohl der Fisch, als auch der Rogen von den Kaufleuten gleich an Ort und Stelle zubereitet, verpackt, und gefroren verführt, und dieses muß besonders im Frühjahre geschehen, da der Fisch in dieser Jahreszeit, ohne zu verderben, nicht weit verführt werden kann. Er wird dieserhalb sogleich aufgehauen, der Rückgrad herausgenommen, vom Blute gereiniget, mit Seesalz stark eingerieben, an der Luft getrocknet, und zum fernern inländischen und ausländischen Handel verpackt. Die Störe, welche hier gefangen werden, sind an sechs Fuß lang, und die größten sollen gemeiniglich Milchner seyn, welche bis 200 Pfund wiegen. Sonst fallen gemeiniglich die Rogner am größesten aus, und enthalten oft an 40 Pfund Caviar, welcher als der beste, schon

aus der ersten Hand auf 2 bis 3 Rubel das Pud (40 Pfd.) getrieben wird. Dagegen wird der Rogen oder Caviar von den Belugen oder Hausen, welche man im Jaik fängt, wegen des vielen zähen Schleims bei diesem Fische, für den schlechtesten gehalten, und kaum das Pud auf 1½ Rubel geschätzt. Die größten Hausen, welche man im Jaik fängt, wiegen 25 Pud oder 1000 Pfund, und liefern ungefähr 5 Pud Rogen oder Caviar. Man hat seit der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts am Jaik sowohl Störe, als Sewrjugen bemerkt, welche äußerlich, weder an Größe, noch an Gestalt von den gewöhnlichen abgehen, aber im Innern einen ganz weißen und nicht so häufigen Caviar enthalten, welcher an Geschmack den gewöhnlich bei weitem übertrifft, und deswegen auch nach Hofe versendet zu werden pflegt. — In der Wolga wird der Störfang mit sogenannten Fischfallen, (Gorodba, auch Saboika), einer Art Kammern, betrieben, welche schon unter Hausen, Th. 22, S. 437 u. f., beschrieben worden; dann hat man noch andere Arten sie zu fangen, die alle an dem eben erwähnten Orte in der Encyklopädie beschrieben worden. In der Wolga kommt der Stör von 5 bis 8 Fuß lang, und von 20 bis 80 Pfd. schwer am Gewichte vor. Man unterscheidet hier sowohl unter den Stören, als Hausen diejenigen, welche einen längeren und spitzigern Rüssel, und einen fetten und glätteren Körper haben, und giebt ihnen den Namen Schihp. Diese werden aber in der Wolga seltener gefangen, und meistentheils für besser und wohlschmeckender gehalten. Man unterscheidet in der Wolga noch eine Störart, welche nicht viel größer, als der Sterlet gefunden wird, und, der Gestalt nach, dem Störe gleicht, aber sehr rauh und stachelig ist; er wird Kostera genannt, und selten gefangen. Nach Pallas, und auch neuerer Naturforscher Meinung, sollen diese Fische, nach einer Vergleichung ihres verschiedenen Alters, nichts anders,

als junge Störe seyn, welche je älter, je glätter und fetter werden. Hier werden diese kleinen Störe, ihrer Seltenheit ungeachtet, gar nicht weiter geachtet. Mit der Fischfalle, oder dem Fallgitter werden die Fische (Störe) den Sommer über, nachdem das Wasser bis zur gewöhnlichen Höhe gefallen ist, in der Wolga gefangen. Bei erfolgendem Eisgange bricht man sie auf, und richtet sie im Winter nicht eher wieder ein, bis im Anfange des Januars, jedoch nicht um Störe zu fangen, sondern den Weißlachs, der beinahe nur allein zu dieser Jahreszeit hier gefangen wird. Beim Aufbruche des Eises im Frühling, werden alle Stücke der Maschine wieder in Sicherheit gebracht. Zur Zeit, wenn wegen des hohen Wassers die Gorodba nicht gebraucht werden kann, werden die in dem Flusse häufig streichenden Störarten mit großen Wurfnetzen und einer Art von Garn gefischt, welches mit einem weitläufigen Netzwerk, mit dünnen Stricken verstärkt ist, welches in diesen Gegenden der vornehmste Fang ist. Die Störarten, welche am meisten im Sommer und Herbste in das Netz und die Utschjugen kommen, pflegt man hier oft zu einigen Hunderten unter einander, in die an der Wolga auf der Niederung hin und wieder befindlichen Seen zu setzen, sobald das Wasser nur von denselben abgelaufen ist. Man führt sie im Flusse selbst bis nahe an diese Seen, indem man sie an Seilen schleppt, welche durch das Maul und die Kiemen gezogen werden; sobald sich der Winter gesetzt hat, fischt man solche aus den Seen unter dem Eise mit einem Garne hervor, und führt sie gefroren aus. Das Fleisch der Störe wird am meisten geschätzt, dann folgt das der Sewrjugen, und zuletzt der Hausen, welches als das schlechteste geachtet wird. Der Rogen oder Caviar des Störs wird hier im Winter ungesalzen ausgeführt. Man reiniget ihn bloß von den Gefäßen und Häuten, indem man ihn sanft durch enge ausgespannte Netze oder Siebe drückt oder preßt.

Die weitere Zubereitung des Caviars, s. unter Caviar, Th. 7, S. 731 u. f. Von den Stören bekommt man an der Wolga an 30 Pfd. Caviar, von den großen Hausen aber zuweilen an 5 Pud, nur zu 33 Pfd. das Pud gerechnet, 165 Pfd., von den Sewrjugen nur 10 bis 12 Pfd. Wenn man nun rechnet, daß von dem Rogen oder Caviar der Störe und Sewrjugen ungefähr 7 Körner, und von dem Hausen an 5 Körner auf ein Gran gehen, so kann man leicht berechnen, wie viele Millionen Eyer ein solcher Fisch haben muß, und noch mehr muß man sich wundern, daß von den größten Arten dieser Fische, welche, um ihren Rogen zu lassen, in die Flüsse heraufkommen, gewöhnlich keine Jungen hier bemerkt und gefangen werden. — Von den Stören wird an der Wolga nichts weggeworfen. Die Eingeweide werden zum Theil frisch verzehrt. Eine starke Sehne, welche alle Störarten im Rücken haben, wird hauptsächlich von den Fischen, die man einsalzt, besonders ausgenommen, getrocknet, und unter dem Namen Wesiga zur Speise theuer verkauft. Die Schwimmblase wird gleich herausgenommen, und daraus die Hausenblase gemacht. Die Störblase wird für die vorzüglichste gehalten, nächst dieser die Hausenblase. Die Blase von den Sewrjugen wird mit denen vom Störe vermischt. Die Blasen der Sterleten sollen den besten Leim geben, s. auch unter Hausen, Th. 22, S. 469 u. f.

Dieses bezog sich bloß auf den Stör und Störfang in Rußland, wo dieser Zweig des Fischfanges und Handels ganz vorzüglich betrieben wird, und wo die Störe und übrigen Störarten auch in großer Menge vorkommen, so, daß darauf vorzüglich Jagd gemacht werden kann, und gemacht wird, da der Handel mit allen Artikeln, welche diese Fische liefern, von Rußland aus sehr bedeutend nach allen Gegenden hin betrieben

wird. Wie aber schon oben bemerkt worden, findet man den Stör auch in der Nord- und Ostsee, so wie allenthalben im Oceane; dann im Mittelländischen, schwarzen und rothen Meere, aus welchen er sowohl in den heißen, als kalten Gegenden in die Ströme und Flüsse geht, daher ist er und seine Arten sowohl ein Bewohner des Nils, als des Wolgastromes. In Deutschland kommt er in der Donau, der Elbe und der Oder vor, ja er verirrt sich oft auf diesen Wanderungen, und kommt auch bis in die kleinern Flüsse; so hat man schon Störe bei Potsdam in der Havel gefangen (Allerneueste Mannigfaltigkeiten I, S. 731), und aus diesen kommt er in die Landseen. Man hat Störe an der Mündung der Elbe gefangen, die achtzehn Fuß lang, und in der Oder, unweit Breslau, einige, welche zweihundert Pfund schwer waren. In dem fischreichen Orb in Sibirien, hat man sie so groß gefangen, daß ein einziger zweihundert Pfund Rogen und hundert und funfzig Pfund Milch gab. Eben so kommen sie auch in den großen Flüssen Italiens vor, wo sie aus dem Mittelländischen Meere einmünden. Hauptsächlich fängt man sie aber an den Küsten des genannten Meeres. Cetti sagt in seiner „Naturgeschichte von Sardinien“, Th. 3, S. 74: „Der Stör ist in Sardinien unbekannt, und daß er die Küsten Sardiniens unberührt läßt, rührt wahrscheinlich daher, weil die kleinen Flüsse des Landes, welche selbst, wo sie ins Meer fallen, unbeträchtlich sind, größtentheils austrocknen, obgleich die Ausflüsse der Ströme Italiens ganze Völker desselben in sich enthalten.“ — Ob dieser Fisch auch in den großen Flüssen Frankreichs vorkommt, ist unbekannt, an den Küsten des Mittelländischen Meeres wird er nicht fehlen. In Italien fing man im Jahre 1750 einen Stör von fünfhundert und funfzig Pfund an Gewichte, mit welchem der Herzog Carpinetto dem damaligen Pabste ein Geschenk machte. Bei den Römern standen diese Fische

schon lange in großem Ansehen, und eben so bei den Griechen. Nach einem Berichte des Atheneus war er bei allen großen Gastmählern das vornehmste Gericht; und nach dem Plinius ließ man ihn bei dergleichen Gelagen mit Kränzen und Blumen schmücken, und durch bekränzte Diener, bei einem harmonischen Jubelschalle und vorangehender Musik auf die prachtvollen Tafeln tragen. Sie müssen auch bei den Römern sehr theuer verkauft worden seyn, sonst würde Ovid ihn nicht in seinem Fragmente den Edlen nennen, und Cicero den Schwelgern dieserhalb einen Vorwurf machen können. Auch in der neuern Zeit hält man den Stör in Italien sehr in Ehren; denn in Rom bezahlte man zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts, z. B. im Jahre 1713, das Pfund mit $4\frac{1}{2}$ Rthlr., und ein ganzer Stör ist vom Kardinal Gualtieri mit 80 Rthlrn. bezahlt worden. Nach diesen Preisen zu urtheilen, muß der Stör in Italien doch nicht so häufig vorkommen, wie einige Schriftsteller anführen, die sich durch mancherlei Erzählungen haben täuschen lassen; denn wäre dieses der Fall, wäre er in großer Menge daselbst vorhanden, so müßte er auch wohlfeiler seyn. Der Caviar bei uns ist das alte Garum der Römer. — In Norwegen kommen Störe und Störarten vor, von denen der Kopf allein eine ganze Tonne Thran giebt. Man hat sogar welche von tausend Pfund schwer angetroffen. — In Deutschland fängt man ihn mit der Angel und mit großen Netzen, welche den oben angeführten ziemlich gleich kommen. Auf dem Meere fängt man ihn mit einer Art Harpunen, welche die Norweger Skottel nennen. Wenn der Fisch in Netzen gefangen wird, und sich darin verwickelt hat, so liegt er gewöhnlich ganz still, weil er überhaupt von Natur etwas träge ist. Wenn ihn daher die Fischer oder Störjäger auf die oben angeführte Art an den Kahn anbinden, und ihn so mit sich fortziehen, so müssen sie sich doch sehr in Acht nehmen, daß sie seinem

Schwanze, worin er sehr viel Kraft besitzt, nicht zu nahe kommen; so soll ein Stör, dem ein unvorsichtiger Knabe, der ihn an das Land ziehen wollte, zu nahe gekommen war, demselben beide Beine mit seinem Schwanze zerbrochen haben. — Im Holsteinischen wird der Stör zum Handel auf folgende Weise zubereitet. Sobald derselbe durch die Fischer gebracht, oder durch den dazu geordneten Störeser mit zwei tüchtigen starken Männern von der Lichten und dem Kollmar, wobei die Zeit der Ebbe und Fluth, um die Störe abzuholen, wohl in Acht zu nehmen ist, gebracht, und vor die Wage getragen worden, welches auf einer Bahre geschieht, so wird der Fisch gewogen, gehörig angeschrieben, und nach dem Wiegen, und ehe er in das Störhaus gebracht wird, demselben der Schwanz, ungefähr drei bis vier Finger breit, an dem Fleische abgehauen, und darauf ins Haus gebracht. Dann kommen die Störweiber und schneiden den Fischen zuerst die Kiemen aus, und dann den Leib von dem Nabel bis an den Kopf auf. Ist der Rogen, als Caviar, gut, so wird solcher mit dem Messer von beiden Seiten des langen Darms, der sich bei dem Nabel endiget, abgelöset, in Mulden gelegt, und in den Keller getragen. Hierauf schälen sie dem Störe die Blase, welche rundherum angewachsen ist, aus und ab, und wenn sie abgewaschen worden, wird sie zur Fäulung in ein Fäßchen mit Wasser gethan; hierauf wird die Wurst, Leber, der Magen, das Herz, und wenn kein Caviar darin ist, die Milch ausgeschnitten und ausgenommen, welches Alles, nebst den Kiemen, dem abgehauenen Schwanze, wenn es recht abgebrühet, rein gemacht und zubereitet worden, ein gutes Essen ist. Dann wird viel Wasser zugetragen, auf die Fische gegossen, und mit dem Besen von den Störweibern so lange gestrupft, bis aller Unrath, Schleim, Blut, in- und auswendig recht sauber und rein abgewaschen ist, so auch die Stelle, worauf er gelegen hat, und wieder zu liegen

kommt. — Die Fische werden vorher ordentlich an einander hingelegt, bis sie geschlachtet werden sollen, welches am dritten Tage gewöhnlich geschieht; denn wenn die Fische von den Fischern nicht stark gehauen, auch kein warmes Wetter ist, lebend eingebracht werden, so müssen sie bis zum dritten Tage liegen, welches gleichfalls geschehen muß, wenn die Fische auch nicht lebend eingebracht werden, nur kein warmes Wetter ist, und sie auch nicht stark gehauen worden sind; ist dagegen der Fisch von den Fischern stark gehauen worden, und dabei warme Witterung, so muß er schon den folgenden Tag nach dem Fange geschlachtet werden. Wenn die Fische aber von der Lichten oder Kollmar kommen, und man spürt an den Kiemen, daß sie schon etwa einen oder zwei Tage gefangen worden, so werden sie gleich geschlachtet. Der Störschlächter zieht den Fisch mit einem Haken auf den dazu gemachten Tisch, schneidet ihn erst die Floßfedern ab, legt solchen auf den Rücken, nimmt das große Messer, welches an dem Hefte einen doppelten Widerhaken hat, und sticht solches inwendig in die Mitte des Rückens, fährt damit durch bis zum Schwanze, wo dann die unterste Hälfte in der Mitte von einander fällt. Der Schlächter kehrt nun das Messer mit der Schneide um, und schneidet nun von der Mitte bis an den Kopf weg, so, daß sich der Fisch ganz von einander theilt, wobei nun folgender Satz im Zertheilen der Störe beobachtet wird, nämlich: daß die Störe von 20 bis 55 Pfund zu halben Achteln, von 60 bis 250 Pfd. zu Achteln, von 260 aber bis zu 400 bis 500 Pfd. zu Viertelstücken zerhauen werden müssen. Sobald also der Stör inwendig in der Mitte, der Länge nach, von einander geschnitten worden, so nimmt der Schlächter sein Maaß, entweder zu dem Viertel, Achtel oder Sechzehntel, nachdem der Fisch groß ist, und mißt damit von dem Schwanze bis zu dem Kopfe hin, wie viele Längen er von dem Fische haben kann, damit wenigstens vier Fin-

gers breit Fleisch an dem Kopfe bleibe. Oftmals bleibt weniger an dem Kopfe, oft auch etwas mehr; dann haut er zuerst den Kopf ab; ist dann der Kopf entweder im Viertel, Achtel oder halben Achtel zu lang, so haut er so viel, als dem Gefäße nach, der Kopf zureicht, von der Schnautze ab, spaltet selbige mit dem Beile ganz von einander, das heißt, durch und durch, wirft die beiden Schnautzenstücke zu Ende des Tisches; dann haut er auch den Kopf mitten durch, und wirft solchen an den gehörigen Ort. Er nimmt dann einen etwas dicken, gekrümmten, und am Ende ein wenig zugespitzten Stock, löset damit zu beiden Seiten die Bauchlappen, das daran hängende bluthäutige Fett, und andere in Fäulniß leicht übergehende Stücke rein ab, schneidet es mit dem Messer aus, steckt einen solchen Stock unter das Rückgratsmark in die Mitte des Fisches, und bohrt solchen in die Höhe, faßt es mit den Händen an, und zieht diesen Riemen, der dreimal so lang ist, als der Fisch selbst, unter und über sich aus beiden halben Theilen des Fisches heraus, und wirft es weg. Auch hieraus könnte eine Art Fischleim gemacht werden, welches aber noch nicht versucht worden ist. Er mißt nun nach Proportion der Größe des Fisches zum richtigen Maaße der Gefäße wieder, macht bei jeder Maaßnahme mit dem Messer in dem Knorpel ein Zeichen, und haut es nach dem Zeichen in die Kerben so über quer entzwei, kehrt jedes Paar Stücke nach der Länge, spaltet es mit dem Beile vollends auseinander, und schiebt es zulängs dem Tische an das Ende; am mehrsten Theile bleibt der Kopf noch am Rumpfe bis zuletzt; wobei denn auch in Acht zu nehmen, daß von dem Viertel- und Achtelstör zuweilen, nachdem von einer Sorte viel oder wenig vorhanden ist, nach den Nabelstücken von Viertelfischen, Achtelstücke, und auch wohl von Achtelfischen, aber sehr selten, Sechzehntheile können gehauen werden, obgleich die Schwanzstücke überall in die Gefäße, solche recht

voll zu machen, gepackt werden können. Es müssen aber die von den Fischern gehauenen Stücke, wenn sie zu stark sind, besonders ausgehauen werden. Wenn nun der Stör auf diese Weise geschlachtet und zerhauen ist, so werden die Stücke in das Wasser des Waschtroges gelegt. Die Störweiber, von welchen eine jede ein dazu gemachtes Brett vor sich quer über den Trog zu liegen hat, und sich mit einem guten Messer und einer steifen Bürste, wovon die Borsten mit Messingdraht eingezogen sind, versehen hat, nehmen nun eine Jede ein Stück Stör vor sich auf das Brett, schneiden davon alles daran noch hangende Häutige sauber ab, und kratzen das Blut und den Schleim mit dem Messer aus; besonders geschieht dieses mit den Kopfstücken, welche inwendig, wo die Kiemen gewesen sind, rein und sauber seyn müssen, was daran unnützig ist, muß abgeschnitten werden; bürsten darauf die Stücke sehr stark, damit aller Schleim abgehe; finden sie, ohne die besonders abgehauenen, von den Fischern eingehauene Stücke dabei, so muß der Hieb rein aus dem Grunde ausgeschnitten werden, damit nichts Schwarzrothes, oder ein Merkmal davon in dem Hiebe der Fischer zurückbleibt; waschen und bürsten es gut aus, und legen die nun rein abgekratzten und abgebürsteten Stücke Stör in eine große Kufe mit reinem Wasser; waschen und bürsten das Fleisch aus dem Wasser noch einmal, legen es in eine andere Kufe mit reinem Wasser, wiederholen das Waschen, und legen die Stücke, jedes allein, als die Kopfstücke, Mittelstücke, Schnautzen- und Schwanzstücke, in besondere Gefäße. Wenn Alles gesäubert worden, geschieht es oft, wenn die Störe überhäuft vorhanden sind, daß einige Weiber waschen, und einige binden, damit das Kochen vor sich gehen kann. Zu dem Binden werden die Russischen Matten gebraucht. Diese werden vorher aufgelöset, der gute und zum Binden geschickte Bast ordentlich zusammengewickelt, daß ein Stück nach dem andern aus-

gezogen und die Verwirrung darin vermieden werden kann. Das nichtstaugende Bast wird zum Kesselwaschen und anderer Reinigung gebraucht. — Die Kopfstücke werden, nachdem sie groß oder klein sind, zweimal überlängs, und zwei-, drei- auch viermal in der Quere mit Verschrenkungen dicht zusammengezogen und gebunden, und wenn ein Stück Bast nicht lang genug ist, ein anderes Stück, und so mehrere, wieder angeknüpft. Bei den Viertelstücken werden, was die Bauchstücke, auch von andern, betrifft, die Bauchlappen zusammengerollt, bis an das dicke Rückenfleisch, dann dreimal überlängs und dreimal in der Quere verschrenkt und gebunden. Kommt der Bast, welches auch bei den Kopfstücken in Acht zu nehmen, auf einen Knorpel, so wird eine Kerbe in den Knorpel geschnitten, damit der Bast nicht abweiche, und desto fester und dichter halte. Die Achtel- und halben Achtelstücke werden aber zweimal der Länge und der Quere nach verschrenkt und gebunden. Die Schnauzen- und Sterzstücke werden hingegen nur kreuzweis verschrenkt und gebunden, und jede Sorte von dem so gebundenen Störe bis zum Kochen besonders zusammen gelegt. Während der Zeit, daß der Stör durch die Weiber gewaschen, gereiniget und gebunden wird, macht der Schlächter Anstalt zum Kochen, wozu die Kessel fleißig mit Ziegelsteinen ausgerieben und blank gescheuert, mit Wasser rein von ihrem Schlamme abgespült, und mit dem, was von den Matten abgeht, und nicht zum Binden gebraucht werden kann, rein und sauber ausgetrocknet werden müssen. Ist es nun am Anfange oder zu Ende des Störfanges, da noch nicht viele Störe gekocht werden, so ist Folgendes hierbei zu beobachten. Zu einem Fische nimmt man $1\frac{1}{2}$ Achtel Spanisches Salz, und $\frac{5}{8}$ Wasser, zu zwei Fischen gleichfalls $1\frac{1}{2}$ Achtel Spanisches Salz und $\frac{7}{8}$ Wasser, zu 4, 5 bis 6 Fischen aber so viel, als wenn ein kleiner Kessel voll gekocht wird. Zu dem kleinen Kessel, worin 20 bis 22

Achtel Fisch zu rechnen, können gekocht werden, an Raum $3\frac{1}{2}$ Achtel Spanisches Salz und 16 Achtel Wasser; zu dem großen Kessel, worauf 24 bis 26 Achtel Fisch zu rechnen, können gekocht werden, an Raum $4\frac{1}{2}$ Achtel Spanisches Salz und 18 Achtel Wasser. Das Salz wird vorher in den Kessel gethan, und dann das Wasser darauf gegossen, und wenn man die Bequemlichkeit hat, das Wasser in die Kessel pumpen zu können, so muß man sich des Maaßstocks dabei bedienen, wie es hier geschieht. In diesen Maaßstock sind bloß Kerbe geschnitten; er wird in dem Kessel aufrecht gestellt, und bis zu welchem Kerbe nun das Wasser gehen soll, wird es eingepumpt. Wenn nun das Salz mit dem Wasser tüchtig untereinander gerührt worden, so wird Feuer unter den Kessel gemacht, wozu man Büchenholz gebraucht. Das Wasser muß sieden, und solches unter öfterem Umrühren und Abschäumen, bis das Salz in dem Kessel aufgelöset worden. Während dieses geschieht, beschäftiget sich der Sieder mit dem Packen, und geht dann zu dem Kessel, um das Weitere zu besorgen. Man stellt nun in der Küche den großen Tisch auf, und legt die in Bündel oder Stücke gebundenen Störe so in der Ordnung darauf, daß die größten Mittel- und Nabelstücke unten auf den Boden des Kessels in gehöriger Ordnung kommen, und sieht darauf, daß nichts losgehe und Schaden nehme. Es werden auch wohl dergleichen zwei bis drei und mehrere Lagen großer Stücke unten, und darauf die Mittelstücke, dann die Schnautzen- und Sterzstücke, mit dem sogenannten kleinen Gruß, und oben auf das Ganze zuletzt die Kopfstücke auch in gehöriger Ordnung, ein- und aneinander gelegt. Dieses Alles wird dem Koche vor dem Kessel durch eine Frau, wie er es verlangt, zugereicht, damit nichts aus der Ordnung komme. Wenn der Kessel voll ist, das heißt, wenn er nämlich voll werden kann, so viele Bündel vorhanden sind, und des Wassers dann zu viel hätte, so wird etwas Wasser her-

ausgeschöpft, damit der Thran nicht überlaufe. Auf den angefüllten Kessel wird ein Kreuzholz gelegt, welches in der Rundung in allen Ecken befestiget wird, und dann noch darauf einige hundertpfündige Gewichte, halbe Centner, Centner ꝛc., damit der Stör niedergedrückt oder gepreßt werde, und alles Fleisch zum Kochen komme. Die Zeit des Kochens, wenn der Stör zu kochen anfängt, wird nach der Erfahrung und dem unter dem Kessel befindlichen Feuer auf anderthalb Stunden bestimmt, es mögen nun zwei, drei Störe, oder der ganze Kessel voll seyn. Sollten Bündel von zu großen Stören mit in dem Kessel seyn, so wird bis zum Kochen noch eine Viertelstunde zugegeben, zu welchem Zwecke jedesmal zu beiden Seiten des Kessels an der Wand zwei Stundengläser hangen, die, nachdem der eine oder der andere Kessel aufgesetzt oder eingesetzt worden, eines nach dem andern umgekehrt worden, damit also hier die ordentliche Zeit im Kochen wahrgenommen werde. Sollte es während des Kochens zu stark sieden, welches dem Thrane schaden würde, indem es nicht nur weniger giebt, sondern auch den Fisch thranig macht, so nimmt man entweder ein Paar Stücken Holz unter dem Kessel hervor, oder wenn das Holz schon zu Kohle gebrannt worden, so gießt man einige Kellen mit Wasser darunter, um dadurch dem zu starken Sieden zu steuern oder wehren; sollte sich dann das Kochen zu sehr vermindern, so legt man wieder ein Paar Stücken Holz ꝛc. unter. Während des Kochens wird der Thran anfangs mit einer Kelle abgeschöpft, späterhin aber mit einem großen kupfernen Schaumlöffel in einen kleinen Handkübel, den man bei sich oder neben sich stehen hat, und diesen leert man in die dazu bestimmten Thrangefäße, die gemeiniglich große Kopffässer sind. Hiermit fährt man nun so lange fort, bis nichts mehr in dem Kessel von Thran zu spüren ist. Die Kopffässer, die dazu gebraucht werden, haben unten ein Zapfenloch mit

einem gut passenden Zapfen. Wenn nun das Faß voll ist, und sich aller Unrath mit dem Salzwasser gesetzt hat, wird der Zapfen ausgezogen, damit die Unreinigkeit mit dem Wasser ablaufe, und sobald sich der Thran zeigt, wird der Zapfen wieder eingeschlagen. Man schöpft nun den reinen Thran oben mit einer Kelle ab und thut ihn in eine Tonne, auf welche ein großer Trichter von Eisenblech gesetzt, und in solchen Löschpapier gelegt worden, oder auch Filz, damit der Thran so klar als möglich in die Tonne komme. Mit diesem Geschäfte fährt man nun so lange fort, als der Störfang und das Kochen der Störe, wie angeführt worden, währt. Den schmutzigen oder unreinen Thran setzt man zum Wagenschmier zurück. Wenn man nun mit dem Thranabschöpfen fertig ist, so wird der Stör, nachdem er 1½ Stunde gekocht hat, herausgenommen, wozu man sich der Mulden bedient, die unten einige Löcher haben, und auf ein dazu gehöriges Gerüst gesetzt werden. Das Herausnehmen des Störs aus dem Kessel geschieht mit einem etwas krummen, vorn zugespitzten Stock, mit welcher Spitze man unter die Bastbindung fährt, jedoch so behutsam, als möglich, damit man diese nicht zerstört, wodurch das Stör-Bündel auseinander fallen würde. Man hebt nun jedes Bündel auf die oben angeführte Weise mit diesem Stocke heraus, und in die nebenstehende Mulde, wo sie dicht neben einander gelegt und mit zwei, drei oder vier Kellen voll heißer Brühe begossen, noch einmal abgespült, dann in die Kühlkammer getragen, und auf die Erde gesetzt werden. Es wird dann wieder eine andere Mulde zugereicht, und eben so gemacht, wie vorher angeführt worden, und so fährt man fort, bis Alles aus dem Kessel genommen worden. Ehe das Herausnehmen der Störbündel geschieht, werden die Störköpfe noch ein Paarmal mit dem heißen Bökel oder Pökel begossen, und von dem daran sitzenden Schaume befreit. Wenn nun die Störe

in der Kühlkammer etwas erstarrt und auf der Erde abgekühlt worden sind, so werden die Bündel Stück vor Stück aus der Mulde gehoben und auf die Kühlbänke gelegt. Diese Bänke sind von Latten, eines Fingers breit allemal von einander, und drei Fuß in der Breite lang. Man stellt sie so, daß die Kopfstücke nach einer Ecke allein stehen, erst die großen, nebenbei die Achtel, und dabei wieder die Sechzehntheilköpfe. Dasselbe ist auch bei den Mittelstücken der Fall, auch hier wird die Ordnung der Viertel, Achtel und Sechzehntheile wohl in Acht genommen, weil es sonst Unordnung im Packen giebt; auch würde die Zeit, wenn hier eine Unordnung entstände, versäumt werden, sobald man erst die Stücke wieder aussuchen müßte, wenn nämlich eine große Menge Bündel vorhanden sind. Die großen und mittelmäßigen Schnautzen werden vorn auf einer Seite der Kühlbank auch ordentlich nebeneinander gelegt, gegenüber auf der Kühlbank kommen die kleinen Schnautzen- und Sterzstücke in derselben Ordnung auf- und neben-einander, und so wird fortgefahren, bis alle Kessel geleert sind. Wenn nun des Tages in jedem Kessel zwei, drei auch wohl viermal gekocht werden muß, welches bei der Menge der ankommenden Störe und in warmer Jahreszeit wohl geschehen kann, so bleibt der erste Pökel allemal im Kessel, und wird, wenn in demselben Kessel das zweite gekocht wird, nur $\frac{1}{8}$ Baysalz zugeworfen, das dritte und vierte Mal desgleichen, jedesmal $\frac{1}{8}$ Salz. Solches muß aufs Neue unter stetem Umrühren kochen, bis alles Salz gänzlich geschmolzen, dann wird der Stör, wie vorher erwähnt worden, wieder eingesetzt, der Thran abgefüllt und gereiniget, wiederum seine gewöhnliche Zeit, nämlich $1\frac{1}{2}$, auch $1\frac{3}{4}$ Stunden, nachdem er groß ist, gekocht, und Alles, wie es sich gehört, dabei in Acht genommen, wieder herausgenommen, und, wie gedacht, auf der Kühlbank geordnet. Auf diese Weise wird nun immer im Kochen verfahren, und darf darin

nichts versäumt werden. Wenn nun des Tages in einem oder in beiden Kesseln einmal gekocht worden, so braucht man dann den Bökel nur selten, weil er zu salzig ist, oder die Menge der gekochten Störe müßte es nothwendig machen. Dann wird mit gekochtem Wasser der Bökel geschwächt und gebraucht, sonst wird, wie schon angeführt worden, nur aus einem einmal im Kessel gekochten Sud Fische der Bökel genommen, womit man auf folgende Weise verfährt. Es werden drei große Spanische Pipen neben einander gestellt, und der Bökel aus dem Kessel in die erste Pipe gefüllt, wenn solche voll ist, und das Aufgefüllte sich gesetzt hat, so wird unten das Zapfloch geöffnet, damit das sich unten Gesetzte der Bökelbrühe ablaufe, und sobald es klar zu rinnen anfängt, wird eine mittelmäßige Kufe untergesetzt, damit der Bökel hineinlaufe; aus dieser Kufe wird es in die andere Pipe gegossen, und wenn es sich wieder gesetzt hat, so wird damit fortgefahren, wie mit der ersten Pipe, und dann in die dritte gegossen, so ist der Bökel gut. In die erste Pipe wird sogleich aus dem Kessel der Bökel durch eine Rinne eingegossen, und damit fortgefahren, so oft die dritte Pipe geleert worden. Man muß auch darauf achten, daß sich niemals während des Störkochens ein Mangel daran ereigne. Sollte indessen, wenn der Stör nicht so bald verschifft werden kann, kein Bökel vorhanden seyn, so muß solcher frisch gemacht werden. Man nimmt dann zu einem kleinen Kessel $\frac{7}{16}$ Salz und $\frac{17}{8}$ Wasser, und zu einem großen Kessel $\frac{9}{16}$ Salz und $\frac{19}{8}$ Wasser, welches unter stetem Rühren gekocht wird, bis das Salz gänzlich geschmolzen ist. Dieses Salzwasser führt dann auch den Namen Bökel. Die Pipen müssen während der Störzeit und des Kochens alle drei Tage gut gereiniget, und mit einem stumpfen dazu eingerichteten Besen ausgefegt, gut ausgespült und getrocknet werden, damit der Bökel immer rein und ohne Geruch bleibe. Mit dem eigentlichen Bökel zum

Auffüllen hat es folgende Bewandniß: In der Kufe, woraus die gepackten Störfäßchen zum ersten Male aufgefüllt werden, wozu über die Kufe ein großes Gerüst gelegt wird, um die Fäßchen nach und nach darauf zu legen, und den zum Auffüllen nöthigen blechernen Trichter. In einer solchen Kufe wird der Bökel gemischt, und sie nur dazu gebraucht. Man nimmt dazu $\frac{6}{8}$ Bökel= und $\frac{5}{8}$ Staderessig. — Das Packen geschieht auf folgende Weise von dem Koche, der solches verrichtet: die Fäßer, als Viertel=, Achtel= und Sechszehntelfässer, müssen die gehörige Größe und Weite haben, wozu in der Küperey die eisernen Bänder, nach Proportion eines jeden Gefäßes, in Bereitschaft stehen, und wenn sie von andern Küfern in Altona oder Glückstadt gemacht worden, so müssen sie dieselben Maaße haben, und in ihrer Länge und Breite dicht und gut gemacht werden. Dann werden Abends zuvor, ehe die Packung geschieht, so viele Fässer aufgeschlagen, als wie man nach den Kesseln wohl ungefähr urtheilen kann, daß von jeder der drei Sorten Fässer zu packen nöthig ist. Vorher ist aber auf beiden Böden eines jeden Fasses, sowohl der Viertel, als Achtel und Sechzehntel, die Nummer mit Kreide zu machen. Sobald nun die Fässer aufgeschlagen worden, werden solche an dem Graben mit Wasser gefüllt, damit sie auslaugen können. Den folgenden Morgen werden die Viertel, Achtel und Sechzehntheile ausgeleert und in die Kühlkammer gebracht; zuerst die halbe Achtel, dann die Viertel, und zuletzt die Achtel, nach ihren Nummern ordentlich aufgestellt. Die obersten ausgenommenen Boden liegen vor dem Küferblocke auf der Kühlbank in eben der Ordnung, als die Fässer aufgestellt worden sind, damit wegen der Boden kein Wirrwarr entstehe. In ein jedes Faß wird, ehe es gefüllt wird, oder die Fische darein verpackt werden, eine Kelle voll zubereiteten Bökels gegossen. In das erste Faß, von welcher Gattung es auch sey, wird jedesmal

ein halbes Kopfstück gesetzt, und so, daß es mit seiner Rundung gegen das Spundloch zu liegen komme, jedoch darf der runde Knochen nicht an das Spundloch kommen, solches muß frei bleiben, um den Bökel hineinfüllen zu können. Ueberhaupt muß beim Packen des Fisches immer dahin gesehen werden, daß weder Fleisch, noch Knochen, daran zu liegen komme. Man hat hier nun noch verschiedene Packbretter von Büchenholz, von denen einige etwas länger und breiter, andere dagegen etwas schmäler und kürzer sind.; zu den halben Achteln oder $\frac{1}{16}$ sind sie ganz schmal und kurz. Oben haben sie einen Handgriff, worein man die Hand stecken kann. Diese Bretter müssen so dünn, als möglich, gemacht werden; denn je dünner sie sind, um so besser sind sie zu gebrauchen. Auf der rechten Hand hat der Packer einen ledernen Handschuh, damit er sich die Hand nicht an den spitzigen Knochen verletze. Er setzt nun, wie schon erwähnt worden, den halben Kopf ins Faß, vor demselben, nach der breiten Seite zu, steckt er, nach Proportion der Größe der Gefäße, das Packbrett ein, nimmt ein Mittelstück, welches sich zur Gattung der Fässer schickt, und schiebt solches an das Packbrett nach dem Grunde; dann setzt er das Packbrett wieder vor das eingeschobene Stück, und schiebt dann wieder ein Mittelstück nach Verhältniß so, daß der äußerste runde Theil des Störs an das Holz komme, hinein; dabei nimmt er das Handkrückenholz, und preßt die eingeschobenen Mittelstücke mit demselben nach dem Boden zu; findet sich etwa auf einer Seite noch ein Platz oder Raum, der nicht angefüllt ist, so schiebt er neben einem dazu dienlichen Packbrette noch ein Stückchen hinein, wozu die Sterz= und kleine Schnautzenstücke zu gebrauchen sind, und wenn sie nicht zureichen, so müssen zwei solche Stücke aufeinander kommen, und dicht eingepreßt werden, und zwar so, wie die Stücke dem Packer vorliegen, und er beurtheilt solche anwenden zu können; er muß dann oft die drei

obersten Bände der Fässer losschlagen, um hierdurch den Stücken mehr in der Packung Eingang zu verschaffen, und ist der Kopf groß, so muß er, um Alles richtig und recht voll zu machen, auch wohl die folgenden drei Bände von dem Fasse in die Höhe schlagen, damit er neben dem großen Kopfe auch Fleisch mit hineinbringe. Dann schiebt er wiederum ein Mittel- oder Nabelstück neben dem Kopfstücke auf das untere Mittelstück, und nebenbei mit Ansetzung der Packbretter, wieder ein oder zwei Stücke, und wenn noch einige Lücken geblieben sind, so muß er solche, besonders zwischen und in den Kopfknochen, mit Sterz- und Schnutstücken voll machen, mit dem Handkrückenholze einpressen, und die Knochen zusammendrücken, zu welchem Ende er oft die Schnautzenstücke zertheilen, zerschneiden, und die Lücken damit vollfüllen muß, damit die Käufer sich nicht beschweren können, als wären die Fässer betriegerisch gepackt worden, und dieses ist sowohl bei den Vierteln, als auch Achteln und halben Achteln zu beobachten. Immer muß bei großen Kopfstücken so viel Fleisch, als nur möglich, in die Fässer eingepackt werden. Nachdem ein jedes Faß vollgepackt worden, macht der Koch oder Packer bei dem Spundloche mit einem Messer hinter und vor demselben, einige Kreuzkrehten, woraus zu ersehen, daß ein halbes Kopfstück in dem Fasse ist. Wenn nun von allen Arten alle halbe Köpfe verpackt worden, und es daran fehlt, so werden die großen Schnuten in jedes Achtel oder halbes Achtel eines verpackt, und so viel Fleisch dazu genommen, als zur Ausfüllung aller Höhlen dient, wie bei dem vorigen; dann wird es dicht zusammengedrückt, und hierbei noch die Lücken gefüllt. Bei dem Spunde, auf den ersten Band des Bauches, macht er mit dem Messer eine Kerbe, aus welcher allein zu erkennen, welche Gattung Fleisch in den Achteln und halben Achteln ist. In den Vierteln aber wird nie, oder nur selten eine Kerbe in dem ersten Bauchbande nöthig seyn, weil

es sich selten zuträgt, daß so viele große Störe in Menge gebracht werden, sondern es wird im Schlachten jedesmal in Acht genommen, daß daraus die Achtelstücke ausgehauen werden können. Das geschickte Packen läßt sich wohl thun, wenn eine Menge Störe vorhanden sind, aber bei einem oder zwei Fischen geht die Packung nicht so leicht, weil man sich nicht so leicht mit den Stücken von allerhand Gattungen behelfen kann. Wenn nun der Stör eingepackt worden, so schlägt der Küfer die Fässer zu. Es muß ein sehr geschickter Meister seyn, um aller Leccage vorzubeugen, weil durch solche Versehen oder Fehler, wenn auch der Fisch noch so gut bereitet, gekocht und gepackt worden, die Waare verderben kann, das heißt, wenn der Bökel oder die Salzsauce abläuft; denn auf diese muß besonders Rücksicht genommen werden, wenn das Fleisch nicht verderben soll. Die gehauenen Stücke werden jedesmal in Fässer allein eingepackt. — Nachdem der Küfer die Fässer mit aller Sorgfalt zugeschlagen, werden solche in der Ordnung hingelegt, wie die Nummer besagt, mit dem Essigbökel oder der Essigsauce durch die Spundlöcher aufgefüllt, und wo die Fässer leck oder schadhaft geworden, durch die Küfer ausgebessert, und alles mit möglichstem Fleiße vor dem Verderben bewahrt. Wenn der Bökel oder die Salzsauce auf den Fischen bleibt, so können sie sich wohl zwei oder mehrere Jahre halten. Ehe die Störe abgeschickt werden, füllt man noch einmal Sauce auf.

Da unter Hausen, Th. 22, S. 435 u. f., keine genaue Charakteristik der Störarten gegeben worden, so wird es nöthig seyn, hier noch Einiges darüber nachzutragen. Der eigentliche Stör, von dem in diesem Artikel die Rede gewesen, oder dem dieser Artikel gewidmet worden, hat, außer den schon oben angeführten Kennzeichen noch folgende, die ihn genauer charakterisiren. Er unterscheidet sich von den übrigen Störarten hauptsächlich durch seine fast fünfeckige Gestalt,

wozu die Schilder, welche seinen Körper bedecken, Veranlassung geben, und durch die rauhe Haut. In der Brustflosse befinden sich dreißig, in der Bauchflosse fünfundzwanzig, in der After- und Schwanzflosse vierundzwanzig, und in der Rückenflosse achtunddreißig Strahlen. Von den Schildern sitzen auf dem Rücken eine, zwei auf den Seiten, und eben so viele Reihen am Rande des Bauches. Die Schilder sind gestrahlt, knochenartig, unten breit, und endigen sich oben in eine nach hinten gekrümmte Spitze. Die Haut zwischen denselben ist gleichfalls mit unendlich vielen kleinen dergleichen Schildern besetzt, welche dieselbe rauh machen. Der Kopf ist lang, abschüßig, oben mit acht rautenformigen Schildern bedeckt, zwischen welchen eine Furche sichtbar ist, und unten bemerkt man um die vier Bartfäden viele falsche Vertiefungen. Das Maul ist zahnlos, röhrenförmig, statt der Lippen mit einem Knorpel eingefaßt, der sich, wie der Rüssel anderer Thiere, einziehet, und durch den spitzigen Oberkiefer kann der Stör den Schlamm und Sand aufwühlen, damit er die darin verborgenen Fische oder Würmer zu seinem Maule bringen kann; auch dienen ihm die Bartfäden seine Beute anzulocken. Die doppelten Nasenlöcher stehen dicht an den Augen, das obere ist rund, das untere länglicht. Die Augen haben einen schwarzen Stern in einem gelben Ringe. Die Kiemenöffnung und die Kiemen selbst sind wie bei den Schuppenfischen beschaffen. Ihre Oeffnung ist groß, und ihr Deckel besteht aus einem nach allen Seiten gestrahlten Blättchen, mit einem häutigen Rande. Die Grundfarbe des Rumpfes ist bläulichgrau, die obere Hälfte mit braunen, und die untere mit schwärzlichen Punkten besprengt. Der Bauch ist gerade, breit und weiß. Der After, unweit des Schwanzes, hat die Bildung desjenigen des Hayfisches. Die Brustflosse ist im Grunde orangenfarbig, am Rande schwarz, die andern sind am Grunde schwärzlich, und im Uebrigen gelb. Im

Innern ist die Gallenblase, welche an der rechten Seite sitzt, lang, die Milz klein, rund, und zwischen der Beugung des Darmkanals befindlich. Die Leber besteht aus zwei langen Lappen, welche mit einigen Einschnitten versehen sind, und wodurch verschiedene kleine Lappen gebildet werden. Der Darmkanal hat vier Beugungen, und seine Länge betrug in einem sechzehn Zoll langen Fisch dreizehn Zoll; er war sowohl bei seinem Anfange, als am Fortgange enge. Der Afterdarm ist weit und mit einer spirallaufenden Haut versehen, welche beim Aufschneiden dieses Darmes im Wege ist; sie hält nicht nur die Nahrung länger zurück, sondern vermehrt auch sehr den Raum zum Einsaugen derselben in die Haarröhrchens. Die Schwimmblase ist kurz, weit, auf beiden Seiten angewachsen, und besteht aus einer starken Haut. Die Nieren, welche am obern Ende der Schwimmblase ihren Anfang nehmen, endigen sich 1½ Zoll vom After entfernt in eine lange Harnblase. — Der Sterlet, **Acipenser ruthenus**, unterscheidet sich von dem Störe und dem Hausen durch die Reihen Schilder, davon eine am Rücken, und auf jeder Seite eine befindlich ist. In der Brustflosse sind zwanzig, in der Bauchflosse drei und zwanzig, in der Afterflosse zwei und zwanzig, in der Schwanzflosse sechsundsiebzig, und in der Rückenflosse einunddreißig Strahlen befindlich. Die Schilder sind weder so hervorragend, noch mit so stark gekrümmten Spitzen, wie beim Stör, versehen. Am Rücken sind vierzehn, und auf jeder Seite neunundfunfzig. Die Anzahl derselben in den Reihen ist eben so veränderlich, wie bei dem Stör. Außer diesen stehen am Bauche zwei Reihen kleiner flacher Schilder. Der Köper ist gestreckt, der Kopf lang, oben und unten flach, und endiget sich mit einer stumpfen knorplichten Schnauze, an welcher unterwärts vier Bartfäden neben einander stehen. Das hinter diesen befindliche Maul hat die Bildung, als wie beim vorhergehenden Fische. Die Augen sind rund, und haben einen

schwarzen Stern, welchen ein silberfarbner Ring einschließt, und die Gehör- und Geruchsöffnungen vor sich. Der Kiemendeckel besteht aus einem einzigen gestrahlten Blättchen. Die Farbe des Kopfes ist grau und gelb gesprengt, des Rückens dunkelgrau, des Bauches weiß, mit rosenfarbnen Flecken, und die Schilder gelb. Von den Flossen sind die an der Brust, dem Rücken und Schwanze grau, und die am Bauche und After roth. Der Rumpf besitzt kleine Stacheln. Man findet diesen Fisch häufig im Kaspischen Meere, in der Wolga und im Jaiksstrome; auch findet man ihn bei Pillau in der Ostsee, jedoch nur selten; dann im schwarzen Meere, in der Nordsee, und in der Donau. Diese Störart ist die kleinste unter den übrigen; denn er wird nicht über vier Fuß lang, gewöhnlich findet man ihn von zwei bis vier Fuß Länge und fünfunddreißig Pfund Schwere. Er hat ein sehr zartes Fleisch, und soll, nach dem Urtheile mehrerer Schriftsteller, der schmackhafteste Fisch unter den vielen seyn, die Rußland aufzuweisen hat, daher wird er selbst in Petersburg theuer verkauft, und einer von zwei Fuß Länge gewöhnlich mit 2 Rubeln bezahlt. Aus seinem Rogen wird ebenfalls Caviar gemacht, der aber nur in sehr kleinen Quantitäten bereitet werden kann, da der Fisch nur kein ist, und daher nicht viel Rogen hat. Er ist weit besser, als der aus dem Störe und Hausen bereitete, und wird daher nur für den Kaiserlichen Hof aufbehalten. S. Th. 22, S. 435, wo zwar dieser Fisch beschrieben worden, aber dessen Charakteristik nicht vollständig ist. — Der Hausen, Acipenser huso, s. Th. 22, S. 433 u. f., unterscheidet sich durch zahlreichere und kleinere Schilder, und durch die neben den Rückenschildern kleinen sternförmigen Schuppen; er gleicht im Uebrigen dem Störe, wie auch schon an dem erwähnten Orte angeführt worden. — Die oben schon angeführte Sewruga oder Sewrjuga, Acipenser stellatus Pall., findet man von den neuern Naturfor-

schern unter den Störarten nicht erwähnt; es scheint daher wohl nur eine Abart des Störs oder Hausen zu seyn, oder eine Verwechslung von einem unausgewachsenen Fische mit einem ausgewachsenen, oder sonst eine Spielart, wie sie häufig in der Natur auch bei andern Thieren vorkommen, die aber darum keine besondere Arten bilden. — Der Stör führt in Europa folgende Namen: In Deutschland heißt dieser Fisch Stör, nur in Oesterreich führt er noch den Namen Schirck und Stierl; in Ungarn Kestchek e und Ketschchegi; in Schweden Stöhr; in Norwegen Störje; in Dännemark Störe, Haastör, Selstör; in Ißland Graa-Schleppa, Rödmage; in Lappland Storjer; in Holland Stier; in England Sturgeon; in Rußland Ossetrina; in Liefland Stohre, Tourkalle; in Polen Ezetzugi und Jeßzioter; in der Türkey Surack oder Syrick; in Frankreich l'Eturgeon; in Montpeiller besonders Greal; in Italien Porcelloto, Starione; und wenn er noch nicht eine Elle lang ist, Porcellete; in Spanien Sulio, und in Portugal Créal. — Den Russischen Namen Sterlet, von der zweiten, oben, S. 542, angeführten Art der Störe, hat man auch in Deutschland und Schweden beibehalten. — Der Hausen führt in Rußland auch den Namen Beluja, Beluga ꝛc. — Die Nahrung des Störs sind Fische, so geht er zum Beispiel in Norwegen dem Häringe, Lachse, der Makrele und andern Fischen nach, wenn diese zu ihrer Laichzeit die Küste suchen. Da nun der Genuß dieser verschiedenen Arten der Fische Einfluß auf sein Fett und Fleisch hat, so haben ihm die Norwegischen Fischer eben so verschiedene Namen gegeben, wie die Schweden dem Lachse beilegen, als Makrele, Herings-Hay, Köhlerstöhr ꝛc. Der Hausen nimmt dieselbe Nahrung zu sich. Der Sterlet lebt von Würmern und Fischbrut, hauptsächlich aber vom Rogen des Störs und Hausen, denen er in dieser Absicht auf dem

Fuße folgt. Diesem Fische stellen selbst viele mächtige Raubfische nach, dessen ungeachtet vermehrt er sich sehr stark. — In Rußland, wo, wie schon oben beschrieben worden, der Hauptfischfang des Störs ist, thut ein jeder Fischer, der von der Regierung zu diesem Fischfange autorisirt oder berechtiget worden, wie z. B. die Kosaken am Jaik, das Gelübde, die ersten Fische des Fanges der Kirche zu verehren, wenn ihm das Glück günstig seyn, und einen reichhaltigen Fang verehren sollte. Ob nun dieses Gelübde so treu gehalten wird, als es gethan worden, findet man nicht angeführt; doch läßt sich dieses wohl denken. Die Gesetze der Fischer beim Fischfange in Rußland haben auch manches Eigene. So z. B. wenn ein Fischer einen so großen Stör mit seinem Haken bei der Hakenfischerey gefaßt hat, daß er ihn nicht allein zwingen und auf das Eis ziehen kann, und er ruft seinen Nachbar zu Hülfe, so daß dieser Antheil an der Arbeit hat, so muß er auch den Fang mit ihm theilen, und so noch einige andere Eigenheiten, die man bei dem Fischfange anderer Nationen nicht antrifft. — Der Handel mit dem einmarinirten Stör, so wie mit dem Caviar und der Hausenblase, welche aus ihm gewonnen werden, geht nach allen Gegenden hin, und macht besonders für Rußland einen bedeutenden Handelszweig aus. Von Astrachan aus werden große Quantitäten marinirter Störe nach den Handelsstädten des Europäischen Rußlands gesandt, als Petersburg, Archangel, Kronstadt, Riga rc., und von da weiter nach der Türkey, nach Deutschland, Frankreich, Italien rc. An Hausenblase und Caviar werden jährlich weit über 20,000 Pud, zu 40 Pfund das Pud gerechnet, ausgeführt. Man kann die Ausfuhr von Fischen, und an Caviar und Hausenblase auf 700,000 Rubel Silbergeld rechnen. Diese Artikel gehen, wie schon angeführt worden, nach allen Gegenden Europas. Viel Caviar geht nach Konstantinopel, Deutsch-

land und Italien. Besonders wird in Berlin, Königsberg in Preußen, Breslau, Wien, Dresden, Hamburg, Leipzig, Frankfurt am Main ꝛc. viel Caviar verbraucht, und der Fischleim oder die Hausenblase geht überall hin. In Astrachan sind in manchen Jahren über hundert Tonnen Caviar gefüllt und verschickt worden. Von dem marinirten Stör, dem Caviar und der Hausenblase, welche man in Preußen und in mehreren Gegenden Deutschlands aus den daselbst gefangenen Stören bereitet, geht der Handel von Danzig, Thorn und Elbing, von Glückstadt, Kiel ꝛc., nach verschiedenen Gegenden Polens, Oesterreichs und Deutschlands, nach Italien, Frankreich ꝛc.; der marinirte Lachs in Viertel-, Achtel- und Sechzehntheil-Tonnen. — In der Haushaltung und Küche. Der Stör hat ein fettes und wohlschmeckendes Fleisch, welches jedoch im Frühjahre nicht den angenehmen Geschmack haben soll, als wenn er eine Zeitlang in den Flüssen gewesen und fett geworden ist; am besten ist daher derjenige, welcher im Sommer gefangen wird. Das Fleisch ist süßlich, und hat mit dem vom Kalbe viel Aehnlichkeit, und man genießt es daher sowohl frisch, als eingesalzen und marinirt, oder auch verschiedentlich zubereitet. Die Norweger schneiden das Fleisch in lange Streifen, und machen Röckel daraus. Frisch wird es aus dem Salzwasser gekocht mit Essig, Pfeffer und Petersilie, oder mit einer Sardellenbrühe genossen. — In Italien wird auch der Rückgrad in Scheiben geschnitten, gesalzen, geräuchert, und für eine sehr wohlschmeckende Speise gehalten, die unter dem Namen Chinalia oder Spinatia bekannt ist; auch wird er daselbst eingesalzen und marinirt, und man achtet die Bauchstücke am meisten. Schwächlichen und kränklichen Personen ist der Stör, als frische Speise, nicht anzurathen, denn er ist stark mit Fett durchwachsen, und so gehört dessen Fleisch zu den schwer verdaulichen Fleischarten. Den Sterlet, der ein sehr zartes Fleisch

hat, genießt man fast auf gleiche Weise. Er wird erst in Salzwasser abgekocht, und dann mit zerlassener Butter, Petersilie und Citronensäure, oder mit einer Sardellenbrühe genossen. Das Fleisch des Sterlets sagt den vorher erwähnten Personen besser zu, denn es ist weiß, süßlich, leicht zu verdauen, und gewährt daher einen gesunden Nahrungssaft. — In den Oesterreichischen Staaten wird der Stör als eine Fastenspeise auf mancherlei Art zugerichtet. Der frische Stör wird auf folgende Weise zubereitet. Man salzt das Fleisch dieses Fisches recht durch, läßt es eine Weile in der Salzsauce liegen; zieht dann die Haut davon ganz ab, pfeffert das Fleisch, und bratet es auf dem Roste. Während des Bratens bestreicht man dasselbe mit Butter, und tröpfelt Essig darauf. Ist das Fleisch gut durchgebraten, so legt man es auf eine Schüssel, und macht dazu eine Sauce oder Brühe (Tunke) von Butter, Pfeffer, Essig, und Piment (Einige thun auch Ingber oder Ingwer dazu) läßt es zusammen sieden, und giebt diese Sauce über den Stör mit Citronenscheiben. — Zurichtung des gedörrten Störs. Man siedet das Fleisch desselben mit halb Wasser und halb Wein, röstet Krume von Hausbackenbrode in Butter braun, gießt ein wenig Sauce oder Brühe, worin dieser Fisch gekocht worden, an die Krume, und würzt sie mit Pfeffer, Nelken und zerstoßenen Wachholderbeeren; man kann auch die Letzteren weg lassen, und statt derselben Englisches Gewürz nehmen. Zuletzt wird noch ein wenig Essig daran gegossen, einige Citronenscheiben dazu gethan, der Stör darein gelegt, mit der Brühe noch ein wenig gekocht, und dann angerichtet. — Frikandeau von Stör. Man schneidet denselben in Stücke, spickt solche mit dünnen Speckschnitten, wendet sie im Mehle um, und läßt sie in einer Specksauce, mit Schmalz bereitet, wohl färben, thut sie hernach in eine Kasserolle, nebst einer guten Jus, feinen Kräutern, einigen Citronenscheiben,

Trüffeln, Champignons, Kalbsbröslein und einem guten Coulis. Wenn Alles gut abgefettet und gar gekocht worden, thut man einen Löffel voll weißen Frankenwein dazu, und richtet sie warm an. — Störzubereitung an Fleischtagen. Man schneidet das Fleisch des Fisches in längliche Stücke und richtet sie mit Rüben an. Man kocht nämlich die weißen Rüben wie gewöhnlich ab. Hier mit Wasser, Salz, Pfeffer, Gewürznelken, Thymian und großen Zwiebeln, und wenn man Brühe hat, so gießt man sie daran, passirt nun die Störstückchen in Butter oder Schmalz, Speckbrühe, braun, läßt sie hierauf austropfen, und wirft sie mit den Rüben und etwas klein gehacktem und in Scheiben geschnittenem Schinken in ein bereitetes Coulis, und richtet es warm an. — Störzubereitung an Fasttagen. Man kocht das Störfleisch mit kurzer Brühe, wie den Hecht, und wenn es gar ist, richtet man es auf einer weißen Serviette an. Man richtet ihn auch in länglichen Stücken, wie die vorhererwähnten, an Fleischtagen an. Derselbe wird nämlich in Streifen eines Fingers breit geschnitten, solche mit Wasser und Salz gekocht, und mit Butter braun passirt. Wenn sie ausgetropft worden, werden sie mit aufgewellten und gewürzten Rüben in ein hierzu bereitetes Coulis geworfen. Oder, wenn die Fischstückchen gar gekocht worden, so passirt man sie zu einem Ragout mit Champignons, Trüffeln und Morcheln, und würzt sie mit Salz, Pfeffer und feinen Kräutern, richtet sie hernach an, und belegt sie mit andern Störstücken, welche vorher marinirt und gebacken worden. — Störe am Spieße gebraten. Man nehme ein großes Stück Stör, spicke dasselbe mit in Streifen geschnittenem Aale und Sardellen, und stecke es an den Spieß. Dann mache man eine Sauce oder Brühe, mit halb Fleischbrühe und halb Weinessig, wozu man etwas Pfeffer schüttet, dazu große Zwiebelscheiben, Salz, und ein großes Stück Butter,

und begieße das Störstück am Spieße während des Bratens mit dieser Marinade; wenn dasselbe gar ist, so richtet man es mit dem noch Uebrigen von der Marinade an, welche aber mit einem guten Coulis von Fischen oder Krebsen, nebst einem Paare Sardellen und ein wenig Kapern vermischt werden muß, dann unter den Stör gethan und das Ganze warm angerichtet. — Stör mit feinen Kräutern. Man schneidet den Stör in Scheiben eines Fingers dick, thut solche mit geschmolzener Butter, Pfeffer, Salz, feinen Kräutern, gehackter Petersilie und kleinen Zwiebeln in eine Kasserolle, läßt sie darin einige Stunden liegen, damit sie den Geschmack annehmen, rührt sie dann in der Kasserolle sauber um, bestreut sie mit zarter Semmelkrume, bratet sie hernach auf dem Roste, und richtet sie auf einer weißen Serviette trocken an, oder thut eine klein gehackte, oder säuerliche Sauce, oder auch eine Remoulade darunter. Man kann sie auch in einem großen Tiegel mit Butter braten. — Pastete von Störfleisch. Man nehme zwei Stücke vom Störe, drei Fingers dick, und spicke sie mit Sardellen. Hierauf verfertige man eine Pastete von feinem Teige in ziemlicher Höhe, belege den Boden derselben mit frischer Butter, Salz, Pfeffer, Macisblumen, Piment und Kräutern, lege die Stücke vom Störe darauf, würze sie oben so, wie unten, bedecke sie mit frischer Butter, schließe die Pastete mit einem Boden, und lasse sie im Ofen backen. Wenn sie gar ist, wird sie geöffnet, gut abgefettet, Krebscoulis daran gethan, und die Pastete zu einem Gerichte warm angerichtet. — In Hinsicht der Sprache leitet Klein das Wort Stör aus dem Griechischen von στειρον her, weil sein spitziges Maul einem Schiffsschnabel gleicht. Frisch leitet ihn von stören ab, weil er im Schlamme wühlt. Nach Adelung soll er seinen Namen von seiner Größe und Stärke am wahrscheinlichsten haben, weil er einer der größten Fische ist, welche in den Flüssen zu kommen pfle-

gen, von dem alten stör, Niedersächsisch stur, groß, stark.

Stör (eingeböckelter), eingesalzener Stör, s. oben, S. 527.

— (eingesalzener), s. daselbst.

— (Fasttags-), s. das., S. 548.

— (Fleischtags-), s. daselbst.

— (frischer) grüner Stör, s. das., S. 546, 547.

— (gebratener), s. das., S. 548.

— (gedörrter), s. das., S. 547.

— (gemeiner), s. das., S. 514.

— (großer), der eigentliche Stör, Acipenser Sturio, s. das., S. 514 u. f.

— (grüner), s. Stör (frischer).

— (kleiner), eine Benennung des Sterlets, Acipenser ruthenus, s. oben, S. 514, 542.

— (Köhler-), s. das., S. 544.

— (Lachs-), s. das., S. 514.

— (marinirter), wenn derselbe mit Wasser und Salz abgekocht, und dann in eine Marinade, aus Essig, Citronenscheiben, Englischem Gewürze, Pfeffer, Lorbeerblättern bestehend gelegt worden. Der Essig wird mit den genannten Species abgekocht und dann warm über den Stör in das Gefäß, worin er in Stücken liegt, gegossen, jedoch mit Ausnahme der Citronenscheiben, welche erst nachher zugethan werden. Man kann auch einige geschnittene Zwiebeln dazu abkochen.

—, in der Sprachkunst, s. oben, S. 549.

Störangel, s. unter Hausen, Th. 22, S. 447 u. f.

Störarten, s. oben, S. 514, 540 u. f.

Störblase, Störblasen, s. oben, S. 524, und unter Hausen, Th. 22, S. 469 u. f.

Störeyer, s. Störrogen.

Störfalle, s. oben, S. 522, und unter Hausen, Th. 22, S. 441 u. f.

Störfang, Störfischerey, Störjagd, s. oben, S. 515 u. f.

Störfisch, s. Stör.
Störfischerey, s. Störfang.
Storfleisch, s. oben, S. 523.
Störgattung, s. oben, S. 513.
Störgericht, Störgerichte, die Zubereitung des Störs in der Kochkunst.
Störhaken, s. oben, S. 517.
Störhandel, s. daselbst, S. 521, 545 u. f.
Störharpune, s. das., S. 526.
Störjagd, s. Störfang.
Störkrabbe, eine Krabbenart, s. unter Krebs, Th. 48.
Störlaich, s. Störrogen.
Störlet, Sterlet, **Acipenser ruthenus**, s. oben, S. 514, 542 u. f.
Störnetz, s. oben, S. 523, und unter Hausen, Th. 22, S. 450 u. f.
Störpastete, s. oben, S. 549.
Störrogen, Störlaich, Störeyer, der Rogen des Störs, der unter dem Namen des Caviars bekannt ist, s. oben, S. 522, 523 u. f.
Störzubereitung, für den Handel, s. oben, S. 521, 523 u. f., und S. 527 u. f.; für die Haushaltung und Küche, s. daselbst, S. 546 u. f.
Storax, Storaxbaum, **Styrax officinalis Linn.**, eine Baumgattung, welche in die erste Ordnung der eilften Klasse (Dodecandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und nicht bloß in Syrien, Palästina, Arabien, Creta und auf andern Inseln des Archipelagus wächst, sondern auch häufig in Italien und in Frankreich, hier vorzüglich in den Wäldern der Provence. Der Storaxbaum hat die Größe des Olivenbaumes, in Ansehung des Stammes, der Rinde und Blätter gleicht er dem Quittenbaume. Die Blätter stehen wechselsweise, sind rundlich gespitzt, anderthalb Zoll lang, und etwas weni-

ger breit, oben glänzend grün, und unten weißlich und wollig. Die Blumen entspringen an den jährigen Zweigen, vier, fünf oder sechs beisammen; sie sind weiß, wohlriechend, den Blüten der Pomeranzenbäume ähnlich, aber einblättrig, unten kurzröhrig, oben in fünf bis sechs Theile sternförmig gespalten; die Einschnitte sind spitzig, zwei Linien breit und einen halben Zoll lang. Der Kelch ist glockenförmig ausgehöhlt, zwei Linien lang. Der Stämpel am hinteren Theile der Blume verwandelt sich in eine weiße fleischige Frucht, von der Größe und Gestalt einer Haselnuß, die anfangs süßlich, hernach aber ein wenig bitter schmeckt. Diese Frucht enthält eine oder zwei harte, glatte, glänzend braunrothe Nüsse, in welchen ein fetter öliger Kern liegt; von Geruch harzig, wie Storax, und von einem scharfen widrigen Geschmacke. In den Wäldern der Provence, um Chartreuse de Morieu, Baugencier, Soliers, zwischen St. Baume und Toulon, wo diese Bäume vorkommen, geben solche wenig oder gar kein Harz, in den wärmeren Ländern dagegen wird vieles aus ihnen gewonnen. Der Storax, den man im Handel und in den Apotheken erhält, wird aus den Storaxbäumen in Syrien, Palästina, Arabien ꝛc. gewonnen, und ist ein Harz, welches man durch Einschnitte, die man in diese Bäume zu gewissen Zeiten macht, erhält: man macht die Einschnitte sowohl in den Stamm selbst, als auch in die Aeste und Zweige, woraus dieses Harz dann hervorquillt, theils gewinnt man es auch durch den Stich eines Insekts in die Rinde des Baumes. Wie es aber auch geschieht, so wird das ausfließende, sich nach und nach verdickende Harz gesammelt, getrocknet, und so unter dem Namen Storax oder Judenweihrauch aus der Türkey über Italien, Frankreich, auch Oesterreich, in den Handel gebracht; auch liefert es jetzt England. Der Handel mit diesem Produkte ging ehemals und geht auch noch zum Theil von Smyrna aus über Venedig, Livorno, Marseille,

Triest und Amsterdam. Unter den Storaxsorten, die aus der Levante kommen, schätzt man diejenige am vorzüglichsten, welche auf den Inseln im Archipelagus gewonnen wird. Der Storax ist ein festes, wenn gleich noch einigermaßen preßbares, etwas fettes Harz, welches einen schwachen, scharfen und zugleich süßlichen Geschmack, und einen angenehmen Geruch hat. Der beste muß aus kleinen reinen Körnern bestehen, von Farbe röthlich, mit etwas weiß untermengt, ölig oder fettig, aber nicht klebrig seyn. Im Handel kommen zwei Sorten oder Arten vor: der Storax in Körnern, Storax in granis, und der Storax in Stücken, Storax calamita, der seinen Lateinischen Namen daher erhalten hat, weil man ihn vormals in runden Stücken, gleich den Rohrpfeifen, zum Handel gebracht hat. Die erste Sorte, der Storax in Körnern oder in Tropfen, ist die reinste und auserlesenste; man erhält sie in kleinen Schachteln; es ist das reinste, zuerst gesammelte Harz, welches aus den Bäumen quillt und von allen Unreinigkeiten befreiet worden. Man hält dieses Harz für vollkommen in seiner Art, wenn sich viele weiße Körner, die ganz rein und lauter sind, darunter befinden, das heißt, die Farbe dieses Storax ist gelblichbraun und mit weiß untermischt, je mehr nun die weißen Körner oder Einmischungen hervorstechen, je schöner ist die Waare, je mehr sie also aus weißen Körnern besteht. Man probirt diese Schachtelwaare, welche in kleinen Bröden von 10 bis 12 Pfund in den Handel kommt, mit einem Messer, welches man hineinsticht, und so untersucht, ob auch das Innere mit dem Aeußeren übereinstimmt, weil oftmals dabei Betrug verübt worden ist, indem der Storax im Innern schlecht war, und man nur die äußere Umhüllung mit gutem versah. Diese Waare kommt aus Karamanien in den gedachten Schachteln nach Smyrna, Konstantinopel und Marseille, auch von der Insel Cypern; die genannten Plätze führen diesen Artikel nach al-

len Gegenden von Europa hin aus. — Die zweite Sorte oder der Storax in großen Bröden (Storax calamita), von 50 bis 60 Türkischen Occas (an 200 Pfund) kommt in leinenen Säcken oder Beuteln in den Handel. Er ist in diesen Säcken zu den erwähnten schweren Bröden zusammengepreßt, rothbraun von Farbe, und muß glänzend auf oder bei dem Bruche seyn, besonders glänzende Punkte haben, und auf glühende Kohlen geworfen, einen angenehmen Geruch geben. Nach Andern muß dieser Storax eine schöne braune Farbe haben und sich recht fettig anfühlen lassen. Man nimmt ein wenig von diesem Storax in die Hand, und knetet ihn darin zu einer Kugel, wobei man Acht geben muß, ob die Theile sich dicht aneinander fügen, so auch, ob der Storax, wenn man ihn anzündet, lange Zeit wie ein Licht fortbrennt; geschieht dieses, so ist die Waare gut. — Ueberhaupt erkennt man den guten Storax an einer gewissen Zähigkeit, die er beim Voneinanderbrechen besitzt, und dann an dem guten und angenehmen Geruche und gewürzhaften Geschmacke. Mit dem gemeinen Storax, Storax calamita s. vulgaris, sollen viele Verfälschungen vorgehen, so daß man selten auf gute Waare soll rechnen können. So z. B. sollen die verkleinerten und zusammengepreßten Ueberbleibsel von der Auskochung des schwarzen Peruvianischen Balsams, als Storax verkauft werden, weil der Geruch des Letztern sehr damit übereinkommt. Dann soll man auch einer Masse aus Sägespänen, Sand und andern Unreinigkeiten mit Storax bloß den Geruch geben, das heißt, es wird eine Storaxauflösung gemacht, und mit dieser erwärmten Auflösung wird die genannte Sägespänmasse mehrere Male überstrichen, so daß sich der Storax in die Masse einzieht. Diese Masse riecht beim Brennen nach Storax, und brennt auch sehr gut, vermöge ihrer feuerfangenden Natur. Bei der chemischen Untersuchung des Storax löset der Weingeist die

harzigen Theile daraus auf. Das Wasser bekommt von dem Storax, wenn er hineingeworfen wird, eine Goldfarbe, und nimmt etwas Geruch und Geschmack davon auf. Macht man ihn warm, und gießt ihn in einen Beutel zwischen zwei recht heißen Platten, so giebt er ein flüssiges braunes, nach Storax stark riechendes Harz; auch erhält man aus dem Storax ein ähnliches wesentliches Salz, als aus dem Benzoe, und auf eben die Weise, nur in ungleich geringer Menge. — Der in vielen Werken angeführte flüssige Storax, **Storax s. Ambra liquida**, sogenannter Liquidamber, gehört nicht hierher, sondern kommt von einem ganz andern Baume, welcher in Amerika, hauptsächlich in Virginien, Carolina und Mexico wächst. S. auch den Artikel **Liquidamber, Th. 79, S. 600** u. f., wohl aber giebt es einen flüssigen oder feuchten Storax, **Storax liquida**, welcher von Smyrna und der Insel Cypern über die oben schon genannten Handelsstädte zum Handel nach allen Gegenden Europas gebracht wird. Man unterscheidet ihn in gemeinen und feinen. Der Letztere ist gelbbraun oder röthlichbraun von Farbe, halbdurchsichsichtig, und von sehr starkem und durckdringendem Geruche. Er hat die Consistenz einer Salbe. Der Erstere sieht wie braune oder graue Hefen aus, ist zwar fett, hat aber einen viel schwächern Geruch, und kann ohne vorhergegangene Läuterung nicht gebraucht werden. Man soll diesen Storax aus dem Holze und den Blättern des Baumes sieden, und dadurch gewinnt er das Ansehen eines dicken, fetten Teiges, bei der Feuchtigkeit oder der Knetbarkeit, die ihm beiwohnt, woher er auch den Namen des flüssigen Storax erhalten hat. Seine specifische Schwere ist 1, 1098. Man gebraucht den Storax in den Parfümeriefabriken, Apotheken, Tabaksfabriken rc. In den Parfümeriefabriken gebraucht man ihn zu den Cosmetischen Pomaden, zur Schönheitsmilch, cosmetischen Dekokten, wohlriechenden Pasten, Pulvern,

Poudres, wohlriechenden Kistchen oder Säckchen, Pot-Pourri, Pastillen, Essenzen zur Parfümirung des Mundes, Räucherpulver ꝛc. ꝛc. — In der Medizin wurde er ehemals gebraucht, in den neuesten Arzneimittellehren findet man ihn nicht. Ob er von so entschiedener Wirkung gewesen seyn mag, als man in mehreren älteren Arzneimittellehren angeführt findet, ist unentschieden, weil er jetzt nicht mehr angewendet wird, oder doch selten. Dieses Letztere möchte für seine Ueberflüssigkeit in der Arzneikunst entscheiden; auch zieht man ihm den Benzoe als wirksamer vor. Man führt ihn in alten Werken als ein schmerzstillendes Mittel an. So soll er mit Nutzen bei der Engbrüstigkeit, im hartnäckigen Husten, in Lungenknoten, zur Zertheilung derselben gebraucht werden. Dann von einem halben Skrupel bis zu einer halben Drachme wider Heiserkeit, Stockschnupfen ꝛc. Aeußerlich soll er durchs Räuchern das Haupt stärken und gegen Schwindel, Catarrh ꝛc. helfen. In der Gegend des Magens applicirt, soll er die Eingeweide stärken und die Verdauung erleichtern. Dann soll er bei Lähmungen und Schmerzen der Glieder, welche von der Kälte entstanden sind, gebraucht werden, und in folgender Dosis und Vermischung. Man nehme Storax ½ Drachme, Peruvianischen Balsam ½ Unze, mache daraus eine Salbe, und wende sie für gelähmte oder rhevmatische Schmerzen der Glieder an. Man nehme feinen Storax und Benzoe, von jedem einen Skrupel, Süßholzsaft ½ Skrupel, Laudanumopiat ½ Gran, und von dem Paracelsischen Elixir Proprietat, so viel, als genug ist. Man vermische Alles zusammen, mache daraus Pillen, und nehme sie beim Schlafengehen wider Kopfweh, Schnupfen, Catarrh und langwierigen Husten. Auch das aus dem Storax gewonnene Oel soll ein vortreffliches Mittel gegen innere Geschwüre, besonders der Brust seyn, wenn man es von acht bis zehn Tropfen pro Dosi nimmt. Dieses wohlriechende Oel wird aus dem Sto-

rax bereitet, indem man das Harz in einer genugsamen Menge gemeinen Wassers weichen läßt, darauf zuerst das Wasser und hernach ein gelbes Oel destillirt. Als ein zertheilendes, nervenstärkendes und auflösendes Brustmittel gebraucht man es auch noch hin und wieder in Pillen oder in Wein und Wasser aufgelöset; und äußerlich als ein erweichendes, vereinigendes, trocknendes und stärkendes Mittel, daher wendet man es zu Pflastern und Salben an. — Schon die Griechen haben zwei Arten des Storax unterschieden, nämlich den gemeinen Storax und den Storax Calamita. Auch Paul Aegineta, Nicol. Myrepsus, und einige andere Griechen erwähnen eines gewissen Stacte-Storax, welchen Viele für ein besonderes, vom Storax gänzlich verschiedenes Harz halten; Andere wollen es für einen flüssigen Storax halten, welchen man gesammelt und aufgehoben hat, ehe er trocken geworden ist, welches Dioscorides erwähnt. Vielleicht haben die Griechen diesen Namen auch dem flüssigen Storax oder dem Miha der Araber gegeben. Die Entscheidung dieser Angelegenheit wäre schwer, wenn sie nicht von geringer Erheblichkeit wäre. Einige Araber, besonders Serapio, verwechseln den flüssigen Storax, den sie Miha nennen, mit dem trocknen Storax, oder dem Storax der Griechen. Nur Avicenna hat sie unterschieden, indem er vom flüssigen Storax unter dem Namen Miha, und vom Storax der Griechen oder vom trocknen, bald unter dem Namen Astorac, bald unter dem Namen Lebni handelt. Man gewahrt hieraus, daß der Storax schon früher den alten Völkern bekannt war, und sie ihn gleichfalls anwendeten. In den Tabaksfabriken wendet man ihn zu den Saucen des Schnupftabaks an.

Storax (flüssiger), s. oben, S. 555.
—, (gemeiner), s. daselbst.
— (Körner-), s. das., S. 553.
— (Stücken-), s. daselbst.

Storaxbaum, s. Storax.

Storblech, eine Benennung des Kreuzblechs.

Storch, Ardea Ciconia, Fr. Cigogne, eine Vögelgattung, welche zu den Wasservögeln (Aves aquaticae) und hier in die zweite Familie (Reihervögel, Herodiae) der fünften Ordnung der Sumpfvögel (Gralatores), gehört. Die Störche unterscheiden sich von den Reihern dadurch, daß ihre mittlere Zehe keinen gezahnten Nagel hat, und daß ihr Auge weiter von der Wurzel des Schnabels entfernt ist, wodurch sie ein ganz anderes Ansehen erhalten; auch ist ihr Schnabel lang und gerade. Sie leben paarweise und zur Zugzeit in großen Scharen an flachen Gewässern und Wiesen, nähren sich von Amphibien, Insekten, kleinen Säugethieren und jungen Vögeln. Wegen der Vertilgung mancher schädlichen Thiere, theils auch wohl wegen ihrer Zutraulichkeit gegen den Menschen, indem sie auf dessen Wohnungen, besondees auf den Schornsteinen oder heraussteheden Rauchfängen bauen, werden sie überall gern gesehen, ja sogar mit einer gewissen Achtung, Verehrung, betrachtet; auch standen sie beiden Aegyptiern in hohem Ansehen, wurden bei ihnen sogar heilig verehrt.

1) Der weiße Storch, der gemeine Storch, der bunte weiße gemeine Storch, Ardea Ciconia alba, orbitis remigibusque nigris, rostro, pedibus cuteque sanguineis. Linn. Syst. nat. ed. Gmel. p. 622, n. 7. Fr. La Cigogne blanche; Engl. White Stork. Der weiße Storch ist nicht so groß als der Kranich, aber größer, als der Reiher; seine Länge von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes beträgt 3½ Fuß, und bis an die Spitze der Zehen 4 Fuß; von der Spitze des Schnabels bis zu den Winkeln desselben sind beinahe 7 Zoll. Der Fuß hat 8 Zoll, und der kahle Theil der Beine 5 Zoll; die Weite seiner Flügel ist über 6 Fuß. Die weiße Farbe

seiner Federn ist nicht rein, obgleich der Leib ein glänzendes Weiß hat. Die Schwungfedern der Flügel sind schwarz, von welchen Kennzeichen die Griechen seinen Namen πελαργός, gebildet haben. Die Füße und der Schnabel sind roth, und sein langer Hals ist gebogen. Dieses sind die Hauptkennzeichen dieses Vogels, betrachtet man ihn aber näher, so bemerkt man auf den Flügeln violette Strahlen und einige braune Schattirungen. Beim Entfalten des Flügels zählt man dreißig Ruderfedern, welche einen doppelten Ausschnitt bilden, da diejenigen, welche zunächst am Körper liegen, beinahe so lang, als die äußern sind, und gleiche Länge mit ihnen haben, wenn der Flügel liegt; in dieser Lage decken die Flügel den Schwanz, und wenn sie sich öffnen und zum Fluge ausdehnen, so haben die größten Schwungfedern eine besondere Lage; denn die acht oder neun ersten trennen sich von einander, scheinen sich von einander zu theilen und frei zu seyn, so, daß zwischen jeder ein leerer Platz ist, welches man bei keinem andern Vogel gewahrt. Die Federn unter dem Halse sind weiß, etwas lang und herabhangend, und hierdurch nähern sich die Störche den Reihern; allein ihr Hals ist kürzer und dicker. Der Ring um die Augen ist kahl, und mit einer runzlichen röthlichschwarzen Haut bedeckt. Die Füße sind beschuppt, und die Schuppen bilden sechswinklige Blätter, die um so breiter werden, je höher sie hinauf gehen. Zwischen dem großen und dem innern Zehen sind Ueberbleibsel von Haut bis zum ersten Gliede, und die, indem sie sich weiter an dem äußern Zehen hin erstrecken, einen Uebergang zu machen scheinen, wodurch die Natur von den Vögeln mit getheilten Füßen zu den Vögeln mit vereinigten und Schwimmfüßen übergeht. Die Nägel sind stumpf, breit, platt, und nähern sich ziemlich der Gestalt der menschlichen Nägel. Das Weibchen hat mit dem Männchen einerlei Farbe, ist aber gewöhnlich etwas kleiner. Auch ist das Weibchen bei der Ankunft

im Frühjahre oft sehr schmutzig, wodurch sich die Meinung von diesen Vögeln verbreitet hat, daß sie den Winter über in dem Moraste versteckt lägen. In der Stellung der Ruhe steht der Storch auf einem Fuße, mit gebogenem Halse, mit dem Kopfe nach hinten und auf der Schulter liegend. In dieser Stellung lauert er gewöhnlich auf die Bewegungen einiger kriechenden Thiere, die seine Nahrung ausmachen. Sein Flug ist stark und anhaltend, so wie derjenige aller Vögel, die sehr ausgedehnte Flügel und einen kurzen Schwanz haben. Er hält im Fliegen den Kopf steif nach vorn, und die Füße nach hinten ausgestreckt, gleichsam als Steuerruder; er hebt sich sehr hoch und macht sehr weite Reisen, selbst in den stürmischesten Jahreszeiten. — Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Fröschen, Eidechsen, kleinen Schlangen und Fischen, die er in den Morästen oder an den Ufern der Seen, Flüsse, und in feuchten Thälern aufsucht; allein hiermit soll er sich nicht begnügen, sondern er soll auch, nach den Beobachtungen zuverläßiger Naturforscher, dann der Förster, Landleute, Gärtner 2c. die Brut von Lerchen, Rebhühnern, Wachteln, Emmerlingen und andern Vögeln verzehren, die niedrig oder größtentheils an der Erde im Getreide, Gebüsche 2c. bauen, wo er gut zukann; auch soll er die Bienen von den Blumen der Wiesen ablesen, daß man ganze Hände voll bei ihm findet; auch Käfer, Heuschrecken und andere Insekten, die er mit seinem Schnabel erhaschen kann. Auch fangen die Störche kleine Wiesel, Feldmäuse, Maulwürfe 2c.; dann Krebse, Krabben und andere Wasserinsekten, selbst Aas, Eyer der Schnepfen, Enten und von anderem Wassergeflügel. So fand Götze in dem Magen eines Storchs Stücken von zerbrochenen Glasscherben, Kirschkerne, Kieselsteine und selbst eine Federmesserklinge, ohne daß die Magenfalten verletzt waren. Man gewahrt hieraus, daß er nichts verschmähet. und manchmal begierig auch Dinge ver-

zehrt, die sein sonst scharfer Magen nicht verdauen kann. So berichtet ein Landwirth aus dem Hannöverschen, daß er einige Jahre in seinem Garten den ganzen Sommer hindurch einen zahmen Storch gehabt habe. In einem Herbste hätten sich in der ganzen Gegend viele Raupen auf dem braunen Kohle eingefunden, die denselben sehr zerstört hätten; allein sein Storch habe den Kohl in seinem Garten so rein davon gehalten, daß sich keine Raupe vor ihm sehen gelassen, denn begierig habe er sie weggeschnappt. Er habe selbst zu dieser Verrichtung den Storch seinem Nachbar geliehen und jener habe auf dieselbe Weise ihn der Mühe des Absuchens überhoben. Wenn er irgend eine Beute sich ausersehen hat, und sie erhaschen will, so steht er dabei, wie schon oben bemerkt worden, auf einem Fuße ganz still, ohne Regung, um so die Thiere sicher zu machen, die er haschen will. So hat man ihn zuweilen mehrere Stunden vor einem Maulwurfshaufen geduldig, ohne sich zu bewegen, stehen sehen, bis es ihm geglückt ist, den Maulwurf aus der Erde mit dem schnell hineingestoßenen Schnabel zu holen. Wie alle Vögel mit einem langen Schnabel, wirft auch er die Nahrungsmittel durch eine gewisse Wendung des Schnabels bis in die Kehle. Die Zunge hilft hierzu wenig, weil sie nur kurz, und in der Oeffnung des Schlundes verborgen ist. Die Alten, welche den Storch als einen heiligen Vogel verehrten, und ihn daher nicht weiter untersuchten, glaubten, er hätte keine Zunge; denn noch zu der Zeit des Mantuan glaubte man dieses auf Glauben der Alten, daß der Storch stumm sey, also keine Zunge habe. Welche Vermuthung auch wohl daher gekommen seyn mag, weil er weiter keinen Laut von sich giebt, als das Klappern mit dem Schnabel. Dieses Klappern läßt er beim Drehen des Kopfes hören, indem dann die untere Kinnlade sich oben befindet, und der Schnabel fast parallel auf dem Rücken liegt, und in dieser Stellung

schlagen die beiden Kinnladen sehr heftig an einander, so wie er aber den Hals wieder zurückbeugt, so vermindert sich das Klappern und hört ganz auf, wenn er seine natürliche Lage wieder bekommen hat. Schon Aristoteles (**Hist. Animal. lib. II., cap. XXII**) macht bei diesen Vögeln mit einem sehr langen Halse und Schnabel noch die Bemerkung, daß sie einen weit flüssigeren Koth als die übrigen Vögel von sich geben; sie schlagen nämlich den Burzel nieder, und spritzen den Unrath zwischen den Beinen von sich weg. — Die Ankunft der Störche in Deutschland geschieht im März, manchmal auch etwas später, wenn nämlich der Winter sehr lange dauert, aber wohl nie am 8ten oder 10ten März, wie Büffon anführt; denn sie sind die Verkündiger des Frühlings; daher ist ihre Rückkehr allemal ein angenehmes Vorbedeutungszeichen der schönen Jahreszeit. Nach Gesner sollen sie vor den Schwalben hergehen, also diesen voranziehen, und im Aprilmonat, auch bisweilen früher, nach der Schweiz kommen; im März, ja schon am Ende des Februars, kommen sie in Elsaß, dem jetzigen Departement des Niederrheins, an. In Thüringen kommen sie gewöhnlich zwischen dem 10ten und 20sten März an, und fliegen in der Mitte des Augusts weg. Im Anspachschen kommen sie, wenn der Winter nicht zu anhaltend ist, nach dem 10ten bis 15ten März an, und ziehen am 20sten bis 24sten August wieder fort. In dem jetzigen Regierungsbezirke Stralsund, von der Preußischen Provinz Pommern, kommen sie in der Mitte des März, auch wohl etwas später, am Ausgange dieses Monats, an, wenigstens hat man dieses mehrere Jahre hintereinander beobachtet, und in der Mitte des Augustes, auch wohl etwas später, ziehen sie wieder fort. Es versammeln sich dann mehrere Familien von ihnen auf den Wiesen, selbst auf den Stoppelfeldern; sie erscheinen dann sehr unruhig und wenig für ihre Nahrung besorgt zu seyn, und wenige Tage darauf

gewahrt man diese Scharen nicht mehr. — Da sie sehr hoch und schnell fliegen, so wird Deutschland von ihnen sehr bald durchstrichen, und ihre Ankunft und Abreise in dem südlichen und nördlichen Theile desselben ist daher nicht sehr verschieden. Oft kommt in einigen Gegenden das Männchen einige Tage früher an, fliegt dann wieder vom Neste fort, und bringt nach einigen Tagen das Weibchen mit zurück, welches dann oft, wie schon bemerkt worden, schmutzig aussieht, vielleicht, nach Otto, nicht so schnell fliegen konnte, oder wohl auch ein junges neues Weibchen, nach dem Verluste des vorigen, ist. Dillon sagt: „in Spanien verlassen die Störche St. Ildefonse ungefähr den 12ten, gewöhnlich vor der Mitte des Augusts, und am Anfange des Februars kommen sie nach Madrid, einige im Eskurial. In Madrid sind nicht über zwei Nester.“ Aldrovand schildert mit Begeisterung die Zeichen der Freude und Liebe, den Eifer und die Liebkosungen des Männchens und Weibchens, wenn sie nach einer langen Reise auf ihrem Neste zusammenkommen; da sie stets nach eben dem Orte wieder zurückkehren, wo sie ihr Nest aufgeschlagen haben; kehren sie nach einem Jahre dahin nicht wieder zurück, so kann man sicher seyn, daß ihnen auf ihrem Zuge etwas begegnet ist, entweder sind sie in Gefangenschaft gerathen, oder der Tod hat sie übereilt. Finden sie ihr Nest zerstört, welches nur durch schlimme Witterung, anhaltenden Regen, Stürme 2c., geschehen kann, weil es sonst durch Menschenhände selten zerstört wird; denn selbst bei einem Umbaue oder sonst eine Verbesserung des Gebäudes, auf welchem sich ein Storchnest befindet, wird solches wieder an dem Orte befestiget oder unberührt gelassen, wenn man den Theil des Gebäudes, wo es sich befindet, nicht zerstört oder umgestaltet, so bauen sie es wieder von Neuem aus Reisern von Bäumen und Sträuchern, aus Sumpfkräutern, welche sie in großer Menge zusammenbringen 2c. Die alten

Nester werden zuweilen durch das beständige Ausbessern und Anhäufen der Reiser so groß, daß sie dem Dache durch ihre Last schaden, und, nach Bechstein, vom Sturme herabgeworfen, ein ziemliches Fuderchen Reisholz geben. Gewöhnlich errichten sie es auf hohen Dächern, auf den Zinnen der Thürme, bisweilen auf hohen Bäumen, an den Ufern eines Wassers, oder auf der Spitze eines Felsens; aber auch auf niedrigen Bauerhäusern in der Provinz Brandenburg, in der Nähe der Residenz Berlin, ja in Berlin selbst findet man einige Nester auf Schornsteinen und andern Erhöhungen der Dächer von Pallästen und andern großen öffentlichen und Privatgebäuden. Ein Beweis, daß er sich vor den Menschen nicht scheuet und gern in deren Nähe sich aufhält. In einigen Dörfern der genannten Provinz, so z. B. in Blumberg, einem Dorfe zwei Meilen von Berlin, findet man wohl über dreißig Storchnester; auf einer Scheune vier dieser Nester an einander gebauet ꝛc. In Frankreich legte man zur Zeit des Belon Räder auf die Dächer, um diesen Vogel zu bewegen, darauf zu bauen. Auch in Deutschland trifft man gewisse Vorkehrungen, um die Störche zu bewegen, auf den Gebäuden zu nisten, sich überhaupt in einigen Gegenden, die sie vielleicht selten besuchen, anzusiedeln. Man befestiget daher Eggen auf den Scheunen, und darauf flache Körbe, aus Weidensträuchern geflochten, welche den Storchnestern gleichen; auch bessert man die vom Winde beschädigten Nester mit diesen Sträuchern aus. Man soll aber selten so glücklich seyn, die Störche durch eine solche Vorkehrung anzulocken, wenn sie nämlich noch nicht da genistet haben. Wahrscheinlich fürchten sie in Schlingen oder Fallstricke zu gerathen, und bauen an solchen Orten, wo man ihnen Nester errichtet hat, nicht, oder sie lieben nur ihre eigene Art des Nestbaues. In den Dörfern der schon oben erwähnten Provinz Pommern, und in Mecklenburg, sollen sich besonders zu Ende

des verwichenen Jahrhunderts ungewöhnlich viele Störche eingefunden, und daselbst viele neue Nester erbaut oder angelegt haben; man vermuthet, daß die Kriegsscenen am Rhein, durch die Französische Revolution herbeigeführt, solches bewirkt haben, wodurch sie aus den Rheingegenden verscheucht worden seyen, um ihre Wohnsitze in den ruhigen Gefilden am Baltischen Meere aufzuschlagen. Auch in Holland legt man viereckige Kasten auf den Gipfeln der Gebäude an, um die Störche zum Bauen daselbst anzulocken. Daß die Störche zu Konstantinopel auf der Erde in den Straßen nisten sollen, wenigstens zu der Zeit, als Lady Montagu in Konstantinopel anwesend war, wie aus dem zweiundzwanzigsten ihrer Briefe hervorgeht, ist wohl nur eine Fabel, oder diese Dame hat sich in der Vogelart geirrt; sonst müßte der Schutz, den der Storch in der Türkey genießt, sagt ein Schriftsteller, ihn so kühn gemacht haben; denn in den Gegenden Deutschlands, die er zu seinem Wohnsitze erwählt hat, sind immer die Spitzen der Gebäude, wo er sein Nest erbauet, die unzugänglichsten, welche über Alles hervorragen, was ihn umgiebt, und nicht in sein Nest hineinsehen lassen. Sobald der Storch sein Nest in Stand gesetzt hat, so legt das Weibchen nicht über vier Eyer, oft auch nicht mehr als zwei, die schmutzig weiß und gelblich, und etwas kleiner, aber länglicher, als Gänseeyer sind. Während der Zeit, daß das Weibchen seine Nahrung sucht, brütet das Männchen. Die Eyer kommen in Zeit von drei Wochen und einigen Tagen aus. Die Jungen werden mit vieler Liebe von den Alten gepflegt, indem sie ihnen die Nahrung zutragen; sie richten sich dann etwas im Neste auf, nämlich die Jungen, und empfangen sie von den Alten, indem sie dabei eine Art von Pfeifen von sich geben, gleichsam das Verlangen nach Nahrung anzuzeigen. Nach dem Aelian soll der Storch seinen Jungen die Nahrung ausspeien, welches man aber nicht so verstehen

soll, als wenn er Nahrungsmittel, die zum Theil schon verdauet sind, wieder von sich giebt, sondern die frische Beute, welche er aus seinem Schlunde auswirft, und sogar aus seinem Magen unverdauet hervorbringen kann, weil dieser so weit ist, daß er ein solches Auswerfen zuläßt. Die Alten entfernen sich niemals beide zugleich von dem Neste, um Nahrung zu holen, sondern während Einer auf Nahrung ausgeht, hält sich der Andere ganz in der Nähe des Nestes auf, indem er, auf einem Beine stehend, immer das Auge auf das Nest hat, um die Bewegungen seiner Jungen zu beobachten, und auch auf Jedes, was sich dabei ereignen könnte, um ihnen Schutz und Vertheidigung zu gewähren. In dem ersten Alter sind sie mit braunen Flaumfedern bedeckt, und da sie noch nicht Kräfte genug haben, um sich auf ihren dünnen und schlanken Beinen zu erhalten, so helfen sie sich im Neste auf ihren Knien fort. Wenn ihre Flügel zu wachsen beginnen, so üben sie sich über dem Neste zu flattern, wobei es sich jedoch oft zuträgt, daß Einer oder der Andere bei dieser Uebung fällt, und sich nicht wieder erheben kann. Wenn sie nach den Flatterübungen sich in die Luft zu erheben anfangen, so führt sie die Mutter an, und übt sie in kleinen kreisförmigen Flügen um das Nest, wohin sie solche wieder zurückführt. Zuletzt fliegen die erstärkten Jungen mit den Alten in den letzten Tagen des Augusts, der schon oben bemerkten Zeit der Abreise oder der Veränderung des Wohnortes, fort.— Nach einer Sage müssen die Störche jährlich ein Ey oder ein Junges zinsen; allein beides hat sich nicht in der Erfahrung bewährt, obgleich zuweilen ein Ey aus dem Neste fällt, auch wohl der schwächste junge Vogel von den übrigen verdrängt, oder aus Schwäche aus dem Neste fällt und umkommt, vielleicht auch von den Alten ausgestoßen wird, da man die Bemerkung gemacht haben will, daß gelähmte Junge von den Alten ausgeworfen oder getödtet werden. Daß die Störche zweimal im

Jahre brüten sollen, das eine Mal in Europa, und das andere in Afrika, und hier vorzüglich in Aegypten, ist sehr zweifelhaft, wenigstens wollen neuere Naturforscher davon nicht viel halten, ohne es jedoch ganz bestimmt zu verneinen, oder durch andere Gegenbeweise zu entkräften. Sie kommen nur zuweilen mit ihrer Brut von dem vorigen Jahre, aber nicht mit jenen zusammen zurück, und trennen sich erst hier von ihnen. Uebrigens kennt man die Ursache ihres Fortzuges aus Europa im August noch nicht, da es weder aus Mangel an Nahrung, noch Kälte geschieht, da oft noch das Wetter bis zum Ausgange des Octobers, selbst im nördlichen Deutschland, schön ist. Hieraus hat man auch mit geschlossen, daß sie noch einmal in Aegypten brüten, da Nahrung und schlechtes Wetter sie nicht verdrängen oder forttreiben. — Wenn die Störche aus einem Lande in das andere ziehen wollen, so pflegen sie sich ungefähr vierzehn Tage vorher aus allen benachbarten Gegenden in einer Ebene zu versammeln, um hier einmal des Tages einen Rath zu halten, gleichsam, die bestimmte Zeit ihrer Abreise, und den Ort, wohin sie sich begeben, festzusetzen, wie dieses auch andere kleinere Vögel zu thun pflegen, wie z. B. die Krähen, die alle Morgen, wenn sie im Winter nach einer großen Stadt von ihrem nächtlichen Aufenthalte, den Bäumen in der Heide, ziehen, sich erst zusammen auf die Häuser in der Nähe des Thores worüber sie einziehen, niederlassen, hier gleichsam mit einander noch einen Rath halten, und sich dann in alle Gegenden der Stadt vertheilen, das heißt, in kleine Trupps von fünf, sieben, zehn, funfzehn bis zwanzig, so daß man sie in allen Straßen der Stadt und auf den Höfen der Häuser, ihre Nahrung zu suchen, findet, und immer nur ein solcher Trupp sich in einem gewissen Distrikte aufhält, und andere dahin kommende Störche verscheucht, damit er denselben für sich behält, zu seinem Nutzen, und des Abends versammeln sie sich wie-

der in Korps von Hunderten und ziehen so gemeinschaftlich nach ihrem Ruhestande zurück. — Schon die Griechen hatten die Zusammenkunft der Störche in einer Asiatischen Ebene angenommen, den Schlangendistrikt genannt, so wie sie sich noch in einigen Gegenden der Levante versammeln, und so auch in mehreren Gegenden Europas, wenn sie fortziehen wollen, wie z. B. bei uns in der Provinz Brandenburg, auch hat dieses Otto in Pommern beobachtet. Wenn sie sich zur Abreise versammelt haben, so hört man sie häufig klappern, und in dem ganzen Haufen entsteht dann eine große Bewegung, alle scheinen sich zu suchen, zu erkennen, und von der allgemeinen Reise Nachricht zu geben, wozu in manchen Gegenden der Nordwind das Signal ist. Sie heben sich, wenn sie fortziehen, alle zugleich, und so hoch in die Luft, daß man sie nach einigen Minuten nicht mehr gewahrt, aus den Augen verliert. Klein wurde zum Anblicke eines solchen Schauspiels gerufen, allein da er um einige Augenblicke zu spät kam, als man ihn die Zeit bestimmt hatte, so waren sie schon in den Lüften verschwunden. Auch geht eine solche Abreise ganz ruhig zu, weil diese Vögel gar kein Geräusch und Geschrei machen, wie die Kraniche und wilden Gänse, welche im Fliegen ein lautes Geschrei erheben. Oft geht auch ein solcher Zug des Nachts vor sich. Auch hat man bei dem Zuge der Störche die Beobachtung in Frankreich gemacht, daß sie, ehe sie über das Mittelländische Meer ziehen, sich erst in großer Anzahl in der Gegend von Aix in der Provence niederlassen. — Wenn gleich die Alten die Wanderungen der Störche angeführt haben, wie z. B. der Prophet Jeremias, der Kap. 8, V. 7 der Bibel sagt: „Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wieder kommen sollen ꝛc.," so wußten sie doch nicht, welche Oerter sie zu ihren Wohnplätzen ausersahen. Erst neuere Reisende haben

uns damit bekannt gemacht. Sie haben im Herbste die Ebenen von Aegypten ganz mit diesen Vögeln bedeckt gesehen. Man darf daran nicht mehr zweifeln, daß die Störche sich, wie schon oben bemerkt worden, Aegypten, so wie überhaupt Afrika, zu Wohnplätzen für den Winter ausersehen habe, sie verlassen wieder Aegypten, nicht aus Mangel an Futter während und nach der Ueberschwemmung des Nils, sondern weil ihnen die starke Hitze daselbst unerträglich ist, und sie hier bei uns eine gemäßigte Wärme genießen, und kehren, um unserm Winter auszuweichen, wieder dahin zurück. Sie sind gerade das Gegentheil der Kraniche; denn diese besuchen uns, so wie die Gänse, im Winter, da die Störche dann abwesend sind. Die Kraniche und Gänse kommen aus dem Norden, wo sie die harten und langen Winter scheuen, und die Störche ziehen aus dem Süden weg und nach gemäßigteren Zonen, um der großen Hitze zu entgehen. Auch bei den Störchen, wie bei den Schwalben, haben verschiedene Schriftsteller behauptet, daß sie sich im Winter gar nicht entfernten, und in Höhlen verborgen zubrächten, oder sich auch in den Seen auf dem Grunde aufhielten. Dies war die gewöhnliche Meinung zur Zeit Alberts des Großen. So giebt uns Klein Nachricht von zwei Störchen, die in den Seen nahe bei Elbing aus dem Wasser gezogen waren*). Gervais von Tillebury (Epist. ad Othon IV.) spricht von andern Störchen, die man in Klumpen in einem See nahe bei Arles gefunden. Merula, bei dem Aldrovand von denen, welche die Fischer aus dem See Come gezogen, und Fulgose von andern, die nahe bei Metz gefischt worden (Memorab. lib. I. cap. VI.). Martin Schookius, welcher ein Werk über den Storch herausgegeben, welches zu Gröningen 1648 erschien, stützt sich auf diese Zeugnisse;

*) De avibus errat. et migrat. ad calcem.

aber die Geschichte der Reisen des Storchs ist jetzt zu aufgedeckt, um noch bezweifelt zu werden, und daher können die angeführten Fälle nur unter die besondern Erscheinung im Reiche der Natur gestellt werden, wenn man sie nämlich als sichere Angaben ansehen kann. Auch im Art. Schwalbe, Th. 150, ist schon Manches über die Vögel gesagt worden, welche den Winter über unter dem Wasser zubringen sollen, und daher muß das, was die Störche betrifft, auf diesen Artikel verwiesen werden. Belon will sie um den Berg Amanus bei Antiochien überwintern, und gegen das Ende des Augusts nach Abydus in Scharen von drei- bis viertausend haben ziehen sehen, welche aus Rußland und der Tatarey gekommen. Sie zögen über den Hellespont, trennten sich da auf der Höhe von Tenedos, und zögen dann Truppweise alle nach Süden. Hier soll aber eine Verwechselung des Storchs mit dem weißen Kranich, Grus leucogeranus, Russisch Sterch, Statt gefunden haben, indem dieser in der Ferne von den Reisenden betrachtet worden, nicht in der Nähe. Der weiße Storch soll in ganz Sibirien nirgends anzutreffen seyn, obgleich er in der Bucharey, nach Pallas, vorhanden seyn, und hier, wie in Europa, auf den Dächern nisten soll; auch kennt man ihn in Kleinreußen unter dem Namen Botschjan. Der Doctor Shaw hat am Fuße des Berges Karmel den Zug der Störche von Aegypten nach Asien gegen die Mitte des Aprils 1722 angesehen. Unser Schiff, sagt dieser Reisende, lag unter dem Berge Karmel vor Anker, ich sah die Schar von Störchen, wovon jede über drei Stunden lang vorbeizog, und sich über eine halbe Meile in der Breite erstreckte. — Er setzt dann ferner noch hinzu: diese Störche kommen aus Aegypten, weil die Kanäle des Nils, und die Moräste, die alle Jahre durch seine Ueberschwemmung entstehen, ausgetrocknet waren, und

begeben sich nach Nordwesten.*) Der Verfasser soll aber hier irren, da die Störche vielmehr die Ueberschwemmung, die das ganze Land bedeckt, fliehen, da von dem Ende des Aprils an, der Fluß keine Ufer mehr hat. Maillet sagt: „daß er die Störche gegen das Ende des Aprils von Ober-Aegypten habe herkommen, und sich in den Gegenden des Delta aufhalten sehen, wo die Ueberschwemmung des Nils sie bald wieder vertrieb. Die Störche wechseln daher nur ihren Aufenthalt, um immer in einer angenehmen Temperatur zu leben, und nichts von dem Winter zu empfinden. Sie kennen daher die Strenge des Winters gar nicht. — Einige Krähen vermischen sich zuweilen mit den Störchen auf ihren Zügen, welches zu der Meinung Veranlassung gegeben hat, die man in dem heiligen Basilius und in dem Isidorus findet: daß die Krähen den Störchen auf ihrer Reise als Wegweiser und Begleiter dienten. Die Alten haben auch viel von dem Streite des Storchs mit den Raben, den Hähern und andern Vögelarten erzählt, wenn ihre Scharen von Lybien und Aegypten zurückkommen, und sie sich bei Licien und am Xanthusflusse treffen. — Man will behaupten, daß der Storch England gar nicht besuche, es sey denn, daß er durch einen Sturm dahin verschlagen werde. Albin bemerkt daher als etwas besonderes an, daß er zwei Störche zu Edgar in Middlesex gesehen, und Willughby hat die Zeichnung eines Storches in seinem Werk geliefert, wozu ihm das Original von der Küste von Norfolk geschickt worden, wo er von ungefähr hingerathen war. Eben so wenig zeigt er sich in Schottland, das Klima muß ihm daher in diesen Ländern nicht günstig seyn, wenigstens muß man dieses aus seinem Nichterscheinen schließen. Auch in mehreren Gegenden Italiens findet man ihn nicht. So z. B. findet man ihn nicht unter

*) Shaw Reisen, 2ter Band, S. 167.

Cettis angeführten Vögeln Sardiniens, in seiner Naturgeschichte von Sardinien, auch nicht in einigen andern Gegenden Italiens, z. B. in der Gegend von Bologna, Florenz rc., überhaupt sind die Störche in ganz Italien selten, wenigstens findet man sie nicht unter den Vögeln, die sich dort aufhalten, angeführt. — Nach den Zeugnissen des Plinius u. Varro, müssen sie ehemals in Italien sehr häufig gewesen seyn, und es ist auch nicht zu bezweifeln, daß sie auf ihrer Reise aus Deutschland nach Afrika, oder auf ihrer Rückkehr nicht über das Gebiet von Italien ziehen, und dasselbe berühren sollten, eben so die Inseln des Mittelländischen Meeres. In Frankreich findet man ihn vorzüglich in Lothringen und Elsaß, wo er auch nistet, besonders auf den Thürmen. Er soll hier in großer Menge anzutreffen seyn, ja man soll wenige Städte und Dörfer finden, wo man nicht Storchnester sieht. Dann findet man ihn auch in den nördlichen Gegenden Europas. So z. B. zeigt er sich in Schweden, und hier besonders in Schonen; dann in Däuemark; in Ungarn findet man ihn in großer Anzahl, auch in Polen und Litthauen; dann trifft man ihn in der Türkey, in Persien, und in andern Theilen Asiens an, nur nicht in den wüsten Gegenden, die sie nicht zu lieben scheinen, eben so wenig in den trocknen, wo er nicht leben kann, da er seine Nahrung doch größtentheils aus den Uferthieren rc. zieht. Nach Kämpfer, in seiner Reise nach Japan, soll der Storch sich das ganze Jahr über in Japan aufhalten, wenn er nämlich auch hier nicht mit dem großen weißen Kranich verwechselt wird; sonst wäre Japan das einzige Land, wo er das ganze Jahr hindurch bliebe. — Das Naturel des Storchs ist ziemlich sanft, er ist weder mißtrauisch, noch wild, und kann auch leicht gezähmt werden, wo er dann in den Gärten bleibt, die er von Insekten und Gewürmen reiniget, wie schon oben angeführt worden. Auch scheint er selbst viel Liebe zur Reinlichkeit zu

besitzen, indem er sich abgelegene Gegenden aussucht, um seinen Unrath da abzulegen. Wer ihn in seiner traurigen Stellung auf einem Fuße, und mit seiner traurigen Miene gewahrt, wird nicht glauben, daß er sich auch des Frohsinns überlassen könnte, und doch ist auch dieses der Fall, besonders wenn er dazu aufgemuntert wird; denn er giebt sich zum Scherze mit Kindern her, indem er mit ihnen springt und spielt. Der Doktor Herrmann in Straßburg hat einen zahmen Storch in einem Garten gesehen, wo Kinder Verstecken spielten, der sich mit zur Partie schlug, und wenn die Reihe an ihn kam, und er gerührt ward, fortlief und das Kind sehr gut unterscheiden konnte, an welches die Reihe war, die übrigen zu verfolgen, um sich dafür zu hüten. Man schreibt diesem Vogel, sagt Büffon, auch mehrere moralische Tugenden zu, deren Bild stets achtungswürdig ist, wie z. B. die Mäßigkeit, die eheliche Treue, die kindliche Liebe rc. So giebt es um die Gegend von Smyrna eine große Anzahl Störche, die ihre Nester daselbst bauen, und brüten. Die Einwohner machen sich nun das Vergnügen, daß sie Hühnereyer in ein Storchnest legen, wenn die Jungen ausgebrütet sind. Wenn nun das Storchmännchen diese fremden Gestalten gewahrt, so macht es einen entsetzlichen Lärmen, und lockt dadurch eine Menge anderer Störche um das Nest herum, welche das Weibchen mit Schnabelstößen tödten, während welcher Handlung das Männchen ein klägliches Geschrei erhebt. Wie bekannt bildet man auch den Kindern ein, daß ihnen die Störche die kleinen Geschwister bringen, und dazu Rosinen und Mandeln in kleinen Düten oder Tüten. Auch giebt man, bei der Abbildung von Störchen, diesen oft ein Wickelkind in den Schnabel.—Der Storch füttert seine Jungen sehr lange, und verläßt sie nicht eher, als bis er sie so stark sieht, daß sie sich vertheidigen und für sich selbst sorgen können, und wenn sie außerhalb des Nestes zu flattern anfangen und einen Ver-

such in die Luft machen, so trägt er sie auf seinen Flügeln, in Gefahren vertheidiget er sie, und man hat gesehen, wenn sie solche nicht retten konnten, sie lieber mit ihnen umkamen, als sie verlassen wollten. So z. B. zeigt die berühmte Geschichte in Holland von dem Storche zu Delft, welche Liebe er zu seinen Jungen hat, indem er bei der Feuersbrunst dieser Stadt, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, seine Jungen fortzubringen, sich mit ihnen verbrennen ließ*). Auch leiden die Störche keine Feinde oder fremde Störche bei ihrem Neste, besonders während der Zeit des Brütens, sondern suchen sie wegzubeißen; indessen halten sich doch in dem Umfange desselben häufig Sperlinge auf, die er vielleicht, als ihm und seinen Jungen nicht schädlich, aus Großmuth duldet. Auch Zeichen von Erkenntlichkeit und Zuneigung hat man nicht selten bei den Störchen bemerkt, sowohl für die Gegend, in welcher sie ihr Nest haben, als auch für die Wirthe, die sie aufgenommen haben. Man versichert, daß man ihn hat klappern hören, wenn er vor den Thoren vorbeizog, gleichsam um seine Rückkehr anzuzeigen, und so habe er auch beim Weggehen ein ähnliches Zeichen des Abschieds gegeben. Die größte Tugend des Storchs ist die zärtliche Hingebung für das Alter. Man hat oft junge und muntere Störche gesehen, die andern Nahrung brachten, welche sich am Rande des Nestes aus Schwäche oder Mattigkeit hielten. Das Gesetz seine Eltern zu ernähren, ward ihnen zu Ehren gemacht, und bei den Griechen nach ihrem Namen benannt. Aristophanes macht aus demselben eine bittere Ironie auf die Menschen. Nach Aelians Versicherung sollen die moralischen Eigenschaften des Storches die erste Ursache der Hochachtung und Verehrung bei den Aegyptiern gewesen seyn, und vielleicht ist das jetzige Vorurtheil des Volkes ein Ueberrest dieser

*) Hadrian Junius, Annal. Batav. ad ann. 1536.

Meinung, welches glaubt, daß er dem Hause, wo er sich niederläßt und sein Nest bauet, Glück bringt. Dieses ist auch die Ursache, daß er überall gern gesehen und nirgends verfolgt, oder von einem Jäger geschossen wird. Seine Verehrung ist allgemein und besonders bei den niedern Klassen des Volkes. Bei den Alten war es ein Verbrechen, den Storch, als Feind der schädlichen Thierarten, zu tödten. In Tessalien war die Todesstrafe auf die Tödtung eines dieser Vögel gesetzt, so sehr wurden sie in diesem Lande, welches sie von Schlangen reinigten, geschätzt. Bei den Römern waren die Störche der Juno gewidmet, und Sempr. Rufus, ein gewesener Stadtrichter Roms, der sich einen Storch zubereiten und auf die Tafel bringen ließ, ward für diesen Tischluxus durch den Spott des Volkes bestraft*). In der Levante hat sich ein Theil dieser Hochachtung für den Storch erhalten. Bei den Auguren bedeutete die Erscheinung eines Storchs Vereinigung und Eintracht; und sein Abzug bei einem Unglücksfalle war die traurigste Vorbedeutung, und Paulus Diacer sagt: daß Attila auf die Einnahme von Aquileja beharrte, da er Störche aus der Stadt habe fliehen sehen, die ihre Jungen mitnahmen. — Auch die Mohamedaner verehren den Storch, den sie Bel-Arje nennen; ja er wird beinahe bei ihnen so heilig gehalten, als der Ibis bei den Aegyptiern, und ein Mensch, der sich unterfangen könnte, ihn zu tödten, oder ihm auch nur Leid zuzufügen, würde der Verachtung eines Jeden bloßgestellt. Otto, der Uebersetzer des Büffon, sagt: „wenn man auch nicht glaubt, daß ein Storch Segen und Fruchtbarkeit bringe, so schafft sein Nest und dessen Besuch

---

*) Dieses alte Epigram bezeugt es:
Ciconiarum Rufus iste conditor
Plancis duobus est hic elegantior.
Suffragiorum puncta septem non tulit
Ciconiarum populus mortem ultus est.

doch eine angenehme Unterhaltung, und wer diese darin findet, wird auch seinen Storch nicht gern schießen lassen, ohne ihn heilig zu halten, oder zu behaupten, man vermuthe eine Gottheit in ihm, wie man von den Tahnitern sagt, daß sie ihren Eisvogel für Eatua hielten." So sagt Alexander von Myndes im Aelian, daß die im Alter gebrechlichen Störche sich nach gewissen Inseln des Weltmeeres begeben, und da zur Belohnung für ihre Zärtlichkeit in Menschen verwandelt würden. — Wie lange der Storch ungezähmt lebt, ist nicht bekannt, und läßt sich schwer ermitteln, allein gezähmt erreicht er ein Alter über zwanzig Jahre. Ger. Nic. Heerkens, ein Holländer aus Gröningen, der ein kleines Lateinisches Gedicht auf den Storch gemacht hat, sagt, daß er einen funfzehn Jahre lang gefüttert, und spricht von einem andern, der einundzwanzig Jahre auf dem Fischmarkte zu Amsterdam lebte, und feierlich von dem Volke beerdiget wurde. Auch Olaus Borrichius berichtet von einem Storche, daß er über zweiundzwanzig Jahre alt und gichtisch geworden sey*). Otto hat zahme Störche in Pommern gesehen, welche strenge Winter aushielten, aber bei starker Kälte doch sehr traurig waren, obgleich man ihnen Strümpfe um die Füße genähet hatte. — Daß der Storch dreist und kühn ist, beweiset er dadurch, daß er sich unter den Menschen aufhält, auf ihren Dächern und Schornsteinen ꝛc. nistet, welches auch mit daher rührt, daß er von jeher nicht aus der Nähe der Menschen verscheucht worden, und man schon den Kindern eine gewisse Ehrfurcht oder doch Scheu vor diesem Vogel beibringt, und noch besonders dadurch, daß man ihnen, wie schon oben angeführt worden, einbildet, der Storch bringe die kleinen Kinder und lege sie in die Wiege, habe daher auch sie selbst gebracht, und ihren Eltern zur Pflege übergeben,

*) Collection academique, partie étrangère. Tom. IV. p. 331.

und daß er Naschwerk (Zuckerwerk, Rosinen und Mandeln ꝛc.) mitbringe; daher stören ihn auch die Kinder nicht, deren Muthwille sonst selten etwas ungeneckt läßt. In Rom befand sich ein Storchnest auf dem Tempel der Eintracht am Kapitol, welches Juvenal (Sat. 1, V. 116) erwähnt, und das man auf den Münzen des Adrianus vorgestellt sieht. Und zu Bärfelde, zwischen Küstrin und Schwedt, ist ein schon altes Storchnest auf der Spitze des nicht sehr hohen Stadtthors, wo der Storch wenig auf das Geräusch beim Durchfahren der Wagen achtet, und so findet man, wie auch schon oben erwähnt worden, Storchnester auf den Schornsteinen der Häuser großer Residenzen, wo doch das Geräusch gewiß sehr bedeutend ist, ohne daß sich die Störche scheuen. Wenn der Storch aber in Städten nistet, so bauet er gern sein Nest, wenn es auf Häusern geschieht, nahe an den Ausgang der Stadt, so daß er immer eine freie Aussicht behält, von seinem Neste gleich in die freie Natur schauen kann, wenigstens hat man immer die Nester so angelegt gefunden, daß die Aussicht frei nach einem Felde, einer Heide, einem Thiergarten ꝛc. war. In engen und verbaueten Stadttheilen findet man daher keine Storchnester, oder es müßte auf Thürmen oder sonstigen hohen Gebäuden seyn, wo die Aussicht durch die übrigen niedrig liegenden Gebäude nicht beschränkt wird. — Das Fleisch des Storchs ist trocken und hart, und eben nicht geeignet, einen kostbaren Leckerbissen auf dem Tische abzugeben, besonders da es wegen seiner Zähigkeit schwer zu verdauen, und dann auch noch mit einem eben nicht angenehmen Geschmacke versehen ist, welchen selbst die Gewürze nicht verbessern können; nur das Fleisch der jungen Störche soll besser, und daher auch leichter zu verdauen seyn, obgleich immer kein Leckerbissen, welcher einen Feinschmecker befriediget. Büffon sagt: „Sein Fleisch ist nicht von der Güte, daß man es suchen sollte, und dieser Vogel, der als un-

ser Freund, und beinahe als unser Hausgenosse geboren wird, ist nicht dazu gemacht, unser Schlachtopfer zu werden."

Man hat den Storch häufig als Sinnbild der schon oben von ihm angeführten Tugenden gebraucht, wenn gleich mehrere der genannten Tugenden, die man ihm beilegt, in der neuern Zeit bezweifelt und als Mährchen der Alten gehalten werden. Wie hoch er in Rom verehrt wurde, geht daraus hervor, daß man eine Gegend der Stadt, Ciconiae Nixae, im neunten Theile oder Viertel nach ihm benannte. Man ist jedoch zweifelhaft, ob es eine Gegend, oder nur ein bekanntes Haus gewesen sey, woran einige ausgehauene oder gemalte Störche brütend, oder auf Eyern sitzend, zu sehen waren. Dergleichen Sinnbilder an Häusern fand man und findet man auch noch in mehreren alten Städten Deutschlands. — In den Hieroglyphen bedeutete er kindliche Liebe und Wohlthätigkeit, Tugenden, die sein Name in einer der ältesten Sprachen ausdrückt (chasida, auf Hebräisch, pia beneficia, nach Borchart: chazirpius beneficus), und wovon man oft das Sinnbild sieht, z. B. auf den beiden schönen Medaillen des L. Antonius, die in dem Fulvius Ursinus geliefert worden, und auf zwei andern des Qu. Metellus, wo er nach dem Berichte des Paterculus den Beinamen des Frommen hat. So findet man ihn auch auf Münzen an der Seite der Frömmigkeit, als Sinnbild derselben. Ein Storch, welcher Schlangen zerreißt, wird als ein Bild eines gottseligen Eiferers, oder eines löblichen Regenten vorgestellt, der die Bösen aus seinem Lande vertreibt, oder einer strengen Obrigkeit, die den Frevlern nicht nachsieht. — Wenn gleich der Storch, als ein verehrter Vogel und Hausfreund, nicht angegriffen werden sollte, so hat man ihn doch nicht verschont oder geschont, da es darauf ankam, in der Heilkunst Nutzen aus ihm zu ziehen, und um so mehr, da man sich in den frü-

heren Zeiten eine besondere Heilkraft von ihm versprach, obgleich man auch hätte bedenken sollen, wenn man hier den Aberglauben mit zu Hülfe nahm, daß er als Heilmittel keine guten Dienste leisten würde, da man seiner als heiligen Vogel nicht geschont, sondern ihn getödtet, es könne daher auch dasjenige, was von ihm als Heilmittel verordnet werde, keine gute Wirkung thun. Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist der Storch in allen seinen Theilen zergliedert oder zerstückelt in die Apotheken gekommen, und hier verschiedentlich als Arzney zubereitet worden. So ist das Fleisch zur Asche gebrannt, und sowohl als Asche, als auch das darausgezogene flüchtige Salz in einer Essenz gebracht, und wider das Gift und die Pest angewendet worden; eben so das aus seinem Blute bereitete Electuarium. Ferner sind angewendet worden, das Fett, die Galle, die Excremente, der Magen, oder vielmehr die inneren Häute desselben, gedörrt und gepulvert. Das Blut, Storchblut, wurde gegen alle Krankheiten angerathen, die eine böse Eigenschaft durch ihre Symptome verriethen; es bildete den Grund von dem Antidoto de sanguine Paracelsi. Der ganze Storch, gerupft, ausgenommen, wie ein Huhn oder eine Gans, die gebraten werden soll, und in Oliven- oder Baumöl gekocht, bis sich das Fleisch von den Knochen löset, dann stark ausgedrückt und durchgeseihet, soll ein vortreffliches Oel zur Stärkung gelähmter Glieder geben. Eben so soll das destillirte Wasser von jungen erstickten, und hernach klein zerhackten Störchen gegen die fallende Sucht vortreffliche Dienste leisten. Es versteht sich aber hier, daß dazu noch andere Species genommen wurden. So z. B. wurde ein Wasser aus klein zerhacktem Storchfleische, mit zerhackten Päoninwurzeln, wildem Baldrian, Raute, Eisenkraut, Betonienkraut, Ysop und Salbey zusammen in einen Kolben mit einer hinlänglichen Menge weißen Wein gethan, so, daß der Letztere zwei Fingers hoch darüber zu

stehen kommt; dann einige Stunden weichen lassen und hernach destillirt. Die Dosis davon ist zwei oder drei Löffel voll zweimal des Tages wider die Lähmung, Sinnlosigkeit und convulsivischen Bewegungen. — Auch das Blut wurde noch mit Mumie, Bezoar, Theriak und andern herzstärkenden Mitteln genommen. Die Dosis war ½ Drachme bis 2 Skrupel. Wenn man das Blut aber allein verschrieb, so bestand die Dosis nur aus einem Skrupel bis zu einer Drachme. Das Blut des Vogels wird ganz frisch in den Kolben gethan, man destillirt es aus dem Wasserbade bis zur Trockne, und hebt es an einem trocknen Orte zum Gebrauche auf. — Die Galle wird als ein gutes Mittel zur Reinigung der Augen und zur Vertreibung der Flecken in der durchsichtigen Hornhaut gehalten, wenn man sich derselben in einem Augenmittel bedient. — Die innere Haut des Magens, gedörrt und gepülvert, soll als ein kräftiges Mittel wider Gift wirksam seyn, und die Excremente, mit Wasser eingenommen, wurden gegen die fallende Sucht verordnet. Das Fett des Storches soll das Zittern in den Gliedern und das Podagra vertreiben. Auch die Excremente des Storchs, mit Enten- und Schweinfett vermischt, geben eine gute Salbe wider das Podagra, woraus sogar ein Geheimniß gemacht wurde. Man bediente sich auch derselben innerlich bei diesem Uebel von 12 Gran bis zu 1 Skrupel. Storcheyer in Wein geschlagen, und einen Tag darin weichen lassen, färben die Haare schwarz. Nach Einigen sollen die Haare erst eine Vorbereitung erhalten, nämlich erst gewaschen, gut ausgekämmt, hierauf mit Olivenöl eingerieben, in welchem man Bärenfett oder das Fett vom wilden Schweine zerlassen, und dann mit der Mixtur aus den Storcheyern bestrichen. In neuester Zeit findet man alle diese Mittel, die der Storch gegeben, in den Arzneymittellehren und Dispensatorien gestrichen. — In Hinsicht der Sprache soll der Name Storch von seiner Größe

oder vielmehr Höhe von dem alten stor, groß, Niedersächsisch stur herkommen; auch wohl von stören, ehemals storen, im Oberdeutschen noch storgen, in so fern es ursprünglich eine Onomatopöie des Geräusches war, wegen des klappernden Geräusches, welches er mit seinem Schnabel macht. In Niederdeutschland ist dieser Vogel unter dem Namen Adebar, im Bremischen Eber oder Ebeher, im Braunschweigischen Heilebart, in andern Gegenden Aatjebar, im Holländischen Oyevaer, bekannt, welche Namen, nach Wachter, einen Zugvogel bedeuten sollen, von einem alten Celtischen Ad, Ed, Vogel; s. auch Eidervogel, und fahren, reisen. Der Name Adebar soll von seiner Sorgsamkeit für die Alten herrühren, indem im Gothischen Attabar, ein Vaterträger heißt. In einigen Gegenden wird er auch Reinike genannt, nach Adelungs Vermuthung vielleicht mit Reiher aus einer Quelle, wegen seines langen Schnabels und seiner hohen Beine. Im Arabischen heißt er Al-koko, und in Aegypten wird eine daselbst einheimische Art Störche Κουκουφα genannt, welcher Name mit dem Lateinischen Ciconia verwandt ist, und entweder auch eine Onomatopöie seines Geklappers ist, oder von köken, speien, im Malabarischen kakkum, herkommt, weil dieser gefräßige Vogel das zum Ueberflusse Eingenommene wieder von sich giebt, daher auch der Reiher im Malabarischen kokku heißt. — Im gemeinen Leben wird der Storch, Klapperstorch, auch in der Mark der Kleppner, Kneppner genannt. Zacharias dichtet: Mit frohem Geklapper hebt sich der Storch vom dornichten Neste. — Mit den Störchen im Prozesse liegen, heißt im gemeinen Leben, dünne Beine oder Waden haben, wie die Störche. Man sagt auch wohl Storchwaden haben, wenn das Bein wie ein Stock in die Höhe geht. Sieh' einmal Christinen an, wie sie storchbeinig tanzen kann, mit Beinen

gleich dem Storche. Er geht hochbeinig wie ein Storch, wenn er gleichsam auf die Zehen geht, sich recht mit den Beinen erhebt, gleichsam langbeinig wird. Daher sagt man auch auf Storchbeinen oder auf Stelzen gehen, wenn man sehr lange dünne Beine ohne Waden hat. Eine Storchhaltung, wenn Jemand, der sehr schlank gewachsen ist, sich mit dem Körper nach vorn hin beugt oder neigt, und so, durch seine lange stackige Gestalt, dem Storche gleicht. Auch eine Art Hohnnecken oder Aufziehen wird mit dem Storche getrieben, indem man die Finger der linken Hand so zusammen legt, daß der mittelste frei bleibt, den man dann krumm macht und oft bewegt, um einen mit dem Schnabel pickenden Storch anzuzeigen. — Die Störche sollen auch Wetterpropheten seyn, wenn sie nämlich den Schnabel unter die Flügel stecken, ihn gleichsam verstecken, so ist Regen zu erwarten. Ein gleiches bemerkt man auch bei den Kranichen.

2) Der schwarze Storch, **Ardea nigra, fusca, pectore abdomineque albo. Linn. Syst. Nat. ed. Gmel. 1, p. 623.**; Fr. la Cigogne noire, Engl. **Black Stork.** Der schwarze Storch ist fast so groß, als der weiße, mit schwächern Gliedmaßen, nur ist der Schnabel verhältnißmäßig größer, sonst im Körperbaue ihm ähnlich. Seine Länge ist drei Fuß und sechs Zoll, und die Breite sechs Fuß und sechs Zoll. Der Schwanz ist zehn Zoll lang, und die zusammengelegten Flügel reichen bis zwei Drittel auf denselben. Der Schnabel ist sechs Zoll lang, stark, an den Seiten gedrückt, scharf zugespitzt, nach der Spitze zu am Unterkiefer etwas in die Höhe gezogen, und von Farbe hochroth; der Augenstern dunkelbraun; der Zügel, ein nackter Kreis um die Augen, und die ganze Haut hochroth; die netzförmigen Beine zehn Zoll hoch, der nackte Theil der Schenkel vier Zoll, die mittlere Zehe $3\frac{1}{2}$ Zoll, und die Hinterzehe 14 Linien lang. Die ganzen Füße dunkel-

roth, die Nägel breit, flach, und hochbraun; sie haben aber diese rothe Farbe am Schnabel und an den Füßen nur im Alter, etwa von dem dritten Jahre an; denn in der Jugend ist ihr Schnabel schmutzig olivengrau, an der Spitze weiß, und die rothen Beine sind entweder olivengrün, oder wenn sie auch roth sind, mit Grün überlaufen. Der Kopf, der Hals, die sehr langen schmalen Schulterfedern, der Rücken, die Deckfedern der Flügel, die Schwungfedern, die mittelmäßigen oder Deckfedern des Schwanzes, und der zugerundete Schwanz sind schwarz oder braunschwärzlich; die Flügel und der Schwanz mit violettem oder grünem Glanze; die übrigen Theile aber blauglänzend; die Kehle und der Hals, der nach der Brust zu mit langen, obgleich mehr abgerundeten Federn versehen ist, als an dem weißen Storche, zuweilen mit gelblichweißen Flecken; die Brust, der Bauch und die langen untern Deckfedern des Schwanzes sind weiß. Vor dem dritten Jahre sind der Kopf und Hals oben und unten rußbraun, rostgelb gewölkt. Das Weibchen ist etwas kleiner, nicht so dunkel, als das Männchen, also mehr schwarzbraun, aber an dem Kopfe und Halse heller, und an dem Vorderhalse grau gewölkt, übrigens mit olivenfarbigem Schimmer. Nach Gmelins Beschreibung sollen die vier mittelsten Schwanzfedern weiß seyn. Auch die kleinen braunen Federn, die sich in einer weißlichen Spitze endigen, womit der Hals und die Kehle bedeckt sind, findet man auch nicht bei allen schwarzen Störchen, sondern nur bei einzelnen Exemplaren. Büffon führt den Kopf oben herum mit einer Mischung von violettem Glanze und goldgrün an. Willughby giebt den Schnabel, so wie die Füße grünlich an. Otto sagt: „in Schwedisch Pommern, wo der Ackerbau die mehrsten Wälder verdrängt hat, sind die schwarzen Störche ziemlich selten, und einige Bauern halten sie für ein Zeichen einer bevorstehenden Feuersbrunst oder eines Unglücks; desto ange-

nehmer war meinem Bruder, der die mehrsten Deutschen Vögel in seiner Sammlung hatte, die Entdeckung eines Nestes von diesem Vogel. Es war in dem Walde zu Eldena bei Greifswalde auf einer nicht sehr hohen alten Eiche. Er schoß mit Mühe das alte schlaue Männchen, bei dem Neste, welches rothe Beine und einen rothen Schnabel, auch eine ziemlich schwarze Farbe hatte. Aus dem Neste nahm er die drei weißen Eyer, und stopfte das Fell des Vogels aus; der Kopf und Hals hatten besonders einen starken Kupferglanz auf dem schwarzen Grunde, statt daß bei einem Weibchen der Kopf und Hals nicht schwarz, sondern gräulich mit weißen Spitzen der Federn, und die Füße und der Schnabel olivengrün waren." Büffon sagt: „die Verschiedenheit dieses Vogels von dem beschriebenen weißen Storche, könnte für nichts gehalten werden, wenn das Naturel dieser Vögel gleich wäre; allein so ist der Naturtrieb zwischen ihnen ganz verschieden, eben so ihre Lebensweise. Der schwarze Storch sucht die wüsten Gegenden, setzt sich im Holze, besucht abgelegene Moräste, und nistet im Dickicht der Wälder, statt der weiße Storch, wie schon oben angeführt worden, unsere Wohnungen zu seinem Aufenthalte wählt, und dem Menschen befreundet ist, indem er durch nichts in Schrecken gesetzt wird, und als ein allenthalben geschätzter und willkommener Gast, bezahlt er durch seine Dienste, die er in den Gärten und auf dem Felde in Vertilgung der schädlichen Thiere und Insekten leistet, den Tribut, den er der Gesellschaft schuldig ist, und so wie er weit umgänglicher ist, so ist er auch fruchtbarer und allgemeiner verbreitet, als der schwarze Storch, der nur in gewissen Ländern, und zwar nur immer in einsamen Gegenden sich aufhält." Der schwarze Storch ist daher ein wilder einsamer Vogel, der unsere Wohnungen flieht, und nur entlegene und einsame Gegenden besucht, welches sich bis auf die Sümpfe erstreckt, die auch nur einsam liegen

müssen, wenn er sie besuchen soll. Sein Nest findet man, wie schon oben bemerkt worden, im dicken Gehölze auf alten Bäumen, besonders auf den höchsten Fichten, daher findet man ihn auch auf den Schweizer Alpen sehr häufig, so auch an den Ufern der Seen, wo er seiner Beute auflauert, über dem Wasser fliegen, und sich geschwind hineintauchen, um einen Fisch zu erhaschen. Er schränkt sich aber nicht bloß auf die Fische zu seinem Unterhalte ein; er sucht sich auch Insekten in grasreichen Gegenden, auf den Wiesen und an den Bergen auf. Man findet in seinen Eingeweiden Ueberbleibsel von Käfern und Heuschrecken. Und wie Plinius sagt, daß man den Ibis in den Alpen gesehen, so hat man den schwarzen Storch für diesen Aegyptischen Vogel gehalten. Man findet ihn in Preußen, Litthauen und Polen, in Schlesien und an mehreren andern Orten Deutschlands. Er geht bis nach Schweden hinauf, indem er überall die morastigen und wüsten Gegenden aufsucht. In den großen Wäldern Deutschlands soll das Nest des schwarzen Storchs nicht sehr selten seyn; selbst in Pommern nistet er, wie schon oben, S. 583, bemerkt worden, indem man sein Nest nahe bei Greifswalde fand. Er bewohnt überhaupt verschiedene Gegenden Europas, und ist selbst in dem größesten Theile von Rußland nicht selten, eben so in Sibirien bis zur Lena, wo er sich an den Morästen und Seen aufhält, und daher besucht er auch Schweden, der Seen und Moräste wegen, die er liebt, weil sie größtentheils einsam liegen, und ihm Nahrung bieten. Im Herbste zieht er in wärmere Länder. Im Frühjahre soll er in großen Scharen über Schweden nach dem äußersten Norden ziehen, zuweilen über Nacht in den Mooren ausruhen, aber nie wird er sein Nest in Schweden bauen, wenigstens wenn es geschieht, so sieht man es für ein großes Wunder an. Im Herbste kehren sie aus dem Norden nach dem Süden zurück, wobei sie sich so hoch in die Lüfte

auf ihren Zügen erheben, daß sie dem Auge als Sperlinge erscheinen. — Der schwarze Storch läßt sich auch zähmen. Klein versichert einen schwarzen Storch verschiedene Jahre lang in einem Garten aufgezogen zu haben. Auch Otto weiß mehrere Beispiele, daß man sie als seltene Vögel in Pommern aufgefüttert und selbst im Winter erhalten hat; ob er aber auch im Herbste die Neigung zum Wegziehen geäußert hat, wie die zahmen weißen Störche, ist ihm unbekannt. Auch weiß man nicht mit Gewißheit, ob er, wie der weiße Storch, wandert, und zu welcher Zeit er eigentlich seinen Zug antritt. Daß er aber da, wo er sich einfindet, ein Standvogel ist, wird von den meisten Naturforschern bezweifelt, sondern er soll eben so, wie der weiße, ein Zugvogel seyn. Otto sah einen im Anfange des Aprils Stunden lang über einem Walde in Mecklenburg langsam herumkreisen, und sich endlich, da ihn Habichte zu erreichen suchten, in solchem Kreisen so hoch erheben, daß ihn ein gutes scharfes Auge kaum mehr erkennen konnte. Allem Vermuthen nach suchte er seinen Wohnort, oder einen Gatten, denn man hörte zuweilen ein Gepfeif, welches von ihm zu kommen schien, wenigstens konnte Otto es nicht anderweitig herleiten. — Die schwarzen Störche sind nicht so zahlreich, und daher auch nicht so verbreitet, als die weißen; auch lassen sie sich nicht mit den Letztern in einerlei Gegend nieder, sondern erscheinen in den Ländern, die jene zu Wohnplätzen nicht wählen. In der Schweiz soll der schwarze Storch sehr häufig anzutreffen seyn, dagegen in Holland sehr selten, wo dagegen die weißen Störche sich wieder sehr häufig einfinden und nisten; in Italien ist er dagegen nicht so selten, als der weiße, und nach dem Berichte Willughbys soll man ihn häufig mit andern Ufervögeln auf den Märkten Roms finden, obgleich sein Fleisch zur Speise eben nicht einladend ist, da es einen starken Geschmack nach Fischen und einen wildartigen Geruch

hat; es soll sehr schwer verdaulich seyn, und nur einen Bissen für verdorbene Gaumen abgeben.

3) Der Marabu, Ciconia Marabu, Fr. Le Marabu. Dieser Vogel wird auch zu den Störchen gezählt. Er kommt in Ostindien vor, hat einen dicken dreikantigen Schnabel, und einen nackten Kopf und Hals; seine schönen weißen Steißfedern werden als Damenputz sehr gesucht und geschätzt; auch ist dieser Vogel in seinem Vaterlande wegen der Vertilgung des Aases und anderer lästiger Thiere sehr nützlich. — Einige andere Gattungen, welche Büffon anführt, wie z. B. den Maguari (Ardea Maguari), den Klein mit dem Namen: Amerikanischer Storch, Ciconia Americana, bezeichnet; Fr. le Maguari, la Cigogne d'Amerique; Engl. Amerikan Stork, welcher in den heißen Himmelsstrichen Amerikas angetroffen wird; — den Couriacaca, oder Amerikanischen Pelikan, Baumpelikan, Nimmersatt, Tantalus Loculator, Curiacaca Brasiliensibus, Fr. le Couricaca, welcher in Gujana, Brasilien und in einigen Gegenden des nördlichen Amerikas zu Hause gehört, und einige Andere. Der Maguari oder Amerikanische Storch, hat die Gestalt des weißen Storchs, und klappert auch, wie dieser, mit seinem Schnabel, der bei ihm gerade und spitzig, an der Wurzel grünlich, an der Spitze bläulicht, und neun Zoll lang ist. Der ganze Leib, der Kopf, der Hals und der Schwanz haben weiße, etwas lange, und unten am Halse herabhangende Federn; die Schwanzfedern und die großen Flügeldeckfedern haben eine schwarze Farbe mit einem grünen Glanze, und wenn er liegt, so sind die zunächst am Körper liegenden Federn den äußeren gleich, welches bei allen Ufervögeln gewöhnlich ist. Der Ring um die Augen des Maguari hat keine Federn, und ist mit einer Haut von lebhaft rother Farbe bedeckt. Die Augen sind klein und glänzend, und die kahlen Theile des Beins und der Füße sind roth; die Nägel, welche eben die Farbe haben, sind breit

und platt. Er scheint in Amerika Standvogel zu seyn. — Der Couriacaca ist nicht so schlank, als der Storch, wenn er gleich dessen Größe hat, wenigstens erreicht er dessen Höhe durch seinen langen Hals und wegen seiner Füße, die nach Verhältniß größer sind; auch unterscheidet er sich durch den Schnabel, welcher an der Spitze gekrümmt, sehr stark, und sehr dick ist; denn nahe am Kopf wird er immer dicker, so daß er sechs bis sieben Zoll im Umkreise hat, und beinahe acht Zoll lang ist. Der Hinterkopf und Obertheil des Halses sind mit kleinen braunen Federn bedeckt; die Schwanz- und Ruderfedern sind schwarz, mit einigen bläulichen und röthlichen Strahlen, alle übrigen Federn sind weiß. Die Kehle, welche, wie die Stirn, von Federn entblößt ist, ist mit einer Haut bedeckt, die aufgeschwellt und ausgedehnt werden kann, weshalb Catesby diesem Vogel den Namen Waldpelikan gegeben hat; allein die Erweiterung dieser Haut soll nicht so bedeutend seyn, daß dieser Vogel den Namen Pelikan verdient; denn sie soll von dem Beutel des Storchs, der ebenfalls die Haut seiner Kehle ausdehnen kann, ganz verschieden seyn.

Storch (Amerikanischer), s. oben, S. 587.

— (schwarzer), s. daselbst, S. 582.

—, in der Sprachkunst, s. das., S. 580.

— (weißer), s. das., S. 558.

Storchasche, in der Medezin, s. oben, unter Storch, S. 579.

Storchblume, eine Benennung der Hainen- oder Waldanemone, Anemone nemorosa; s. Waldanemone; dann auch in einigen Gegenden eine Benennung des wilden Mohns, Papaver Rhoeas, s. unter Mohn, Th. 92, S. 612 u. f.

Storchblut, in der Medizin, s. oben, S. 579.

Storchexcremente, s. Storchkoth.

Storcheyer, s. oben, S. 565, und S. 580.

Storchfett, Storchschmalz, Storchöl, in der Medizin, s. oben, S. 579.

Storchfleisch, s. daselbst, S. 577.

Storchgalle, s. das., S. 580.

Storchkoth, Storchexcremente, in der Medizin, s. das., 580.

Storchlaus, Pediculus Ciconiae, s. unter Laus, Th. 66, S. 249.

Storchmagen, in der Medizin, s. oben, S. 579.

Storchnest, s. daselbst, S. 563.

Storchöl, s. Storchfett.

Storchschmalz, s. daselbst.

Storchschnabel, in der Mechanik, eine aus verschiedenen Hebeln zusammengesetzte Maschine, oder eine Maschine, die sich auf die Regeln des Hebels gründet, welche, in Betrachtung ihrer Kostbarkeit, zwar wenig Vortheil giebt, und bei großer Gewalt ganz unbrauchbar ist; aber dennoch unter Umständen einen guten Nutzen da gewährt, wo wenig oder gar keine Last angehängt wird, und wo man genugsame Kraft und eine schnelle Bewegung nöthig hat. Man bedient sich des Storchschnabels bei schnellen Pumpen und bei sehr tiefen Zügen. Bessonius brachte den Storchschnabel auf folgende Weise an. Er befestigte einen Schwengel an eine Welle. Außer dieser Verbindung hatte der Schwengel auch noch eine andere mit einem Hebel, woran die Stange hing, welche den Schwengel bewegen konnte. Auf die Welle waren zwei Schraubengänge gebracht, wovon der eine Gang rechts, der andere links lief, beide waren mit gehörigen Muttern versehen, deren jede einen Schenkel des Storchschnabels faßte, und fest mit demselben verbunden war. Bewegte sich der Schwengel nach der einen Seite, so gingen beide Muttern der Schraube auseinander, folglich auch die obersten Schenkel des Storchschnabels, wodurch der ganze Storchschnabel geschlossen ward, folglich auch die daran gebrachte Kolbenstange der Pumpe gehoben; ging nun aber der Schwengel zurück, so schlossen sich die beiden

Schraubenmuttern u. öffneten hierdurch den Storchschnabel, welcher nun die Kolbenstange herabtrieb. — Leupold giebt eine andere Einrichtung an; er hängt nämlich den Storchschnabel an einen gebogenen Arm auf, nachdem die beiden Schenkel des Schnabels durch zwei andere vereiniget sind, das andere Ende trägt den Pumpenstock. Diese Einrichtung soll das schnelle Pumpen befördern. Andere behaupten das Gegentheil, indem sie anführen, daß wenn der Arm gehoben wird, damit der Pumpenstock herabgehen soll, so müsse sich nach dieser Einrichtung erst der Storchschnabel schließen, ehe der Arm die Pumpenstange herabdrücken könne; ziehe man den Arm herab, so müsse sich der Schnabel erst öffnen, das heißt, seine ganze Länge erreichen, ehe der Pumpenstock gehoben werde, da doch Alles umgekehrt seyn sollte; es würde also statt Beschleunigung, eine Verzögerung der Bewegung hervorgebracht werden müssen.

In der Zeichenkunst ist der Storchschnabel, Pantograph, ein Instrument, einen Gegenstand zu verjüngen oder zu verkleinern; er wird sowohl in der Kupferstecherkunst, beim Silhouetiren, als auch beim Landkartenzeichnen rc., gebraucht. Fig. 9032 zeigt dieses Instrument perspektivisch. Es besteht, den Haupttheilen nach, aus vier gleich langen, dünnen und schmalen Linealen aus feinem harten Holze oder Messing, welche, wie hier bei a, b, c, d mit einander in Verbindung stehen, sich also zu zwei beweglichen Zirkeln vereinigen, die sich einander geöffnet so entgegen stehen, oder vielmehr liegen, daß sie in der Länge ein Andreaskreuz bilden; siehe die Figur. Sie sind also mit einander in Verbindung, und lassen sich leicht tragen, wodurch immer die genannten zwei Kreuze entstehen, wovon das eine, wie das andere beschaffen ist, das heißt, einerlei Größe und Lage haben. Diese vier Lineale werden nämlich vermittelst wohlgerundeter, metallener Stifte zusammen gehalten. Das Ganze, Stifte und Lineale, sind so

gerundet und durchlocht, daß Stifte und Löcher zu einander passen, ohne daß Erstere festsitzen, weil sonst die Bewegung fehlen würde, welche die Maschine haben muß. Damit sich jedoch keine dieser Stifte löse, so hat er da, wo er vorsteht, einen geschraubten oder andern Ansatz. — Die Lineale haben nun noch folgende nothwendige Zugabe. Das Ende e des einen dieser Lineale hat einen gerundeten, unten gespitzten Stift; das Ende f eines der drei übrigen Lineale eine unten mit einem Bleystifte versehene Hülse, welcher gespitzt ist. Der gerundete Stift der Verbindung bei a hat unten eine Holzschraube, der gerundete Stift bei c ist aber unten so verlängert, daß wenn man das Werkzeug mit seiner Stelle bei a fest anschraubt, die Enden der Lineale bei c sich eben so hoch befinden, als die Enden der Lineale bei a. Zugleich ist dieser Stift auch unten, wo er aufruht, glatt geebnet. Wenn sich nun bei e die vorgelegte nachzubildende Zeichnung befände, und hätte man den Storchschnabel vermittelst der Schraube bei a befestiget, so wird, welche Bewegung man auch mit dem Stifte bei e vornimmt, indem man ihn oben gefaßt hält, dieselbe Bewegung auch der bei f befindliche Bleystift zeigen. Ueberfährt man also mit dem metallenen Stifte bei e die hier angelegte Zeichnung, so wird der Bleystift bei f diese Zeichnung hier nachbilden, und solches auf dem Papiere, welches hier auf- und festliegt. Ein solcher Storchschnabel oder Pantograph dient aber hier nicht nur zu einem Nachbilde, welches mit dem Vorbilde einerlei Größe hat, sondern auch zu einem Nachbilde, welches größer oder kleiner ist, als das Vorbild. Wie er sich hier in der Vorstellung zeigt, liefert er das Nachbild von gleicher Größe mit dem Vorbilde, weil hier die Verbindung der Lineale in ihrer Mitte eintrifft. Wollte man dagegen das Nachbild größer haben, als das Vorbild, so müßte die Vereinigung so geschehen, daß die beiden einander gleichen Theile b e und b i

kleiner sind, als die beiden einander gleichen Theile d f und d g; und wollte man das Nachbild kleiner haben, als das Vorbild, so müßte die Vereinigung z. B. vorgenommen werden, daß die beiden einander gleichen Theile b e und b i länger sind, als die beiden andern gleichen Theile d f und d g. Um nun die vier Lineale des Storchschnabels so zu vereinigen, wenn eine Vergrößerung oder Verkleinerung des Nachbildes bezweckt werden soll, müssen sie mit mehreren gut gerundeten Löchern versehen seyn, und solches in gleicher Entfernung von einander, da hiervon sehr viel abhängt; denn wenn ein solcher Storchschnabel nicht gehörig durchlocht ist, so liefert er auch das bezweckte Nachbild unrichtig. Ein sicheres Zeichen aber, daß er an sich richtig gestellt sey, findet man darin, wenn in dem innern Vierecke jede Seite der gegenüber befindlichen gleich ist. Was übrigens die Größe dieses Pantographs betrifft, so hat jedes der Lineale eine Länge von 15 bis 18 Zoll, ihre Breite oben beträgt etwa 6, und ihre Dicke 2 bis 3 Linien; er kann aber auch kleiner seyn. Diejenigen Storchschnabel, wo Alles in stählernen oder messingenen Schrauben geht, sind den ganz hölzernen darum vorzuziehen, weil Alles besser befestiget werden kann. Ein Storchschnabel muß seine gewisse Schwere haben, damit der Stift, welcher zeichnet, besser aufdrücke; ein Bleygewicht ersetzt diesen Mangel nur unvollkommen. Das richtige Bohren der Stelllöcher ist das Wesentlichste an jedem Storchschnabel. Hierzu muß man keine gewöhnlichen Bohrer gebrauchen, sondern man theilt erst die Löcher, mittelst des Zirkels ab, und dann werden sie mit Instrumenten, dergleichen die Goldschmiede und Uhrmacher zum Bohren großer Löcher gebrauchen, ausgebohrt. Die Probe, ob ein Storchschnabel richtig zeichnet oder falsch angiebt, wird mit einem Zirkel gemacht, den man auf ein Papier hinzeichnet, und durch den Storchschnabel verkleinert. Findet man den kleinen

Kreis vollkommen rund, so ist der Storchschnabel richtig. Billig sollte man diese Probe mit allen Löchern anstellen, sagt ein Schriftsteller, weil eines falsch angeben könnte. Kann man keinen stählernen Storchschnabel haben, so müssen wenigstens seine Stangen oder Lineale von schwerem Holze, als Schwarzeben-, Brasilien-, Grenadillen-, Buchsbaum- ꝛc. Holze gemacht seyn. — Dieses Instrument, welches der Jesuit Christoph Scheiner erfand, der eine eigene Abhandlung darüber geschrieben, und das der Mechanikus Langlois in Frankreich zuerst vervollkommnet, und die rechte Anwendung desselben beschrieben hat, wenn es gleich noch nachher bei der mannigfaltigen Anwendung in der Zeichenkunst mehrere Verbesserungen erhielt, führt auch noch die Namen: Storch, Affe, Proportionalzirkel, Pantographum, Instrumentum Pantographum, Parallelogrammum delineatorium, Parallelogrammum Scheineri, Fr. Singe. Dieses Instrument ist von mehreren frühern Schriftstellern beschrieben worden, wie z. B. von Bion, welcher die völlige Zurichtung und den Gebrauch lehrte; dann von Valentini ꝛc.

Ein Hebezug, mit einem scharfen hervorgehenden langen Balken, Lasten damit aus und in die Schiffe zu heben, führt gleichfalls den Namen Storchschnabel, es ist wahrscheinlich dasselbe, welches unter dem Namen eines Krahnes am bekanntesten ist, der sich auf den Packhöfen an den Ufern der Flüsse befindet, um die Waaren aus den Schiffen auf das Land zu bringen; s. Krahn, Th. 46, S. 545. — In der Wundarzneykunst oder Chirurgie führen die kleinen Zangen, deren man sich zum Herausziehen fremder Körper in Wunden ꝛc. bedient, den Namen Storchschnabel, Grus, Fr. Bec de grue, also eher Kranichschnabel. Der Name rührt daher, weil dieses Instrument einige Aehnlichkeit mit einem Storch- oder Kranich-

schnabel hat. — Bei den Schmieden sind die Storchschnäbel Zangen mit langen spitzigen Kneipen. — Alle die genannten Instrumente haben ihren Namen von dem Schnabel des Storches entlehnt, weil sie eine ähnliche Gestalt in ihrer Bildung erhalten haben, und gewöhnlich einige der langen und schmalen Form wegen, welches auch der Fall mit dem unten folgenden Pflanzen-Geschlechte ist, dessen Samenkapseln eine lange schnabelförmige Gestalt haben.

Storchschnabel, Geranium Linn., ein ehemals weitläuftiges oder zahlreiches Pflanzengeschlecht, welches erst in neuester Zeit von Aiton genauer bestimmt, und wie schon unter Pelargonium, Th. 108, S. 249 u. f., gezeigt, in drei Gattungen getrennt worden ist, nämlich in die Gattung Kranichschnabel, Pelargonium, welche an dem angeführten Orte abgehandelt worden, in die Gattung Reiherschnabel, Erodium, und in die Gattung Storchschnabel, Geranium, welche beide Gattungen hierher unter Storchschnabel verwiesen, da auch Th. 122, Reiherschnabel nicht abgehandelt worden ist. Die Gattung Storchschnabel, Geranium L., gehört in die fünfte Ordnung der sechzehnten Klasse (Monadelphia Decandria) des Linnéischen Pflanzensystems, und hat folgende Gattungskennzeichen. Der Kelch ist fünftheilig, die Blumenkrone besteht aus fünf gleichen, an der Spitze ausgerandeten Blättern, fünf Honigdrüsen und zehn pfriemenförmigen Staubfäden mit aufliegenden Staubbeuteln. Die fünf Samenkapseln haben einen schnabelförmig verlängerten Fruchtboden, eine jede Kapsel enthält einen Samen, der, wenn er reif geworden, mit einem Knalle herausspringt. Die Schnäbel sind einfach und nackt. Der Blumenstiel ist zweiblumig. Die bekanntesten Arten des Storchschnabels, die auch in unsern Gärten und als Zierblumen in Zimmern gezogen werden, sind:

1) Blutrother Storchschnabel, Blutwurzel, Geranium sanguineum, pedunculis unifloris, foliis quinque partitis trifidis orbiculatis. Burm. ger. 3. Geranium sanguineum, maximo flore. Bauh. pin. 318. Geranium septimum. Clus. hist. 2. p. 202. Fr. Bec de Grue sanguin ou à grande fleur; Engl. Bloody Crane's Bill. Die Wurzel dieser Pflanze ist dick, roth, und mit vielen langen und etwas dicken Fasern besetzt; sie treibt alle Jahre von der Seite neue Wurzeln, welche nicht nur auf gleiche Weise mit Fasern besetzt sind, sondern sich auch durch dickere oder stärkere Wurzeln befestigen. Die Stengel sind meist aufrecht, eine Elle hoch, roth, haarig, knotig, und in viele Aeste getheilt. An jedem Knoten stehen zwei fünf- bis siebentheilige kreisrunde Blätter, welche oben grün, unten weiß sind, und einen trocknen zusammenziehenden Geschmack besitzen. Aus den obersten Aesten erheben sich längliche einblumige Blumenstiele. Die Blume eines jeden Stiels ist unter den übrigen Storchschnabelarten die größte, gleicht beinahe der Blume des Cistus, ist fünfblättrig und schön roth; sie erscheinen vom Monat Julius bis in September, und vermehren sich durch Wurzelsprossen. Diese Pflanze bedarf, um im Zimmer gezogen zu werden, nur einer gewöhnlichen Gartenerde und mäßiges Begießens; sie war ehemals officinell. Eine Varietät dieses Storchschnabels hat kleinere Blumen. Man findet sie in Deutschland in Wäldern, auf Waldwiesen, an Bergen, und im Gebüsche.

2) Gestreifter Storchschnabel, Geranium striatum, pedunculis bifloris altero breviore, foliis quinque lobis; lobis medio dilatatis, petalis bilobis venoso-reticulatis. Amoen. acad. 4, p. 282. Burm. ger. 6. Geranium Romanum versicolor s. striatum. Park. parad. 229. Moris. hist. 2, p. 516, s. 5, t. 10, f. 24. Fr. Bec de Grue rayé. Diese niedrige

Pflanze hat dreilappige gezähnte Blätter, welche auf der obern Seite am Rande mit rothen Flecken geziert sind. Die zweiblumigen Blumenstiele tragen weiße, mit rothen netzförmigen Adern durchzogene Blumen, die vom Mai bis zum Julius erscheinen; die Blumenblätter sind zweilappig. Die Stengel-, Blatt- und Blumenstiele sind mit Haaren bekleidet. Das Vaterland dieser Pflanze ist Italien. Sie verlangt lockere Erde, mäßige Feuchtigkeit, und kann im Keller durchwintert werden, wenigstens bedarf sie nur einer gleichen Temperatur im Zimmer, wenn sie als Zimmerpflanze gezogen wird, wie dieses häufig der Fall ist, wegen ihres schönen Ansehens.

3) Stinkender Storchschnabel, Ruppertskraut, Geranium Robertianum, pedunculis bifloris, foliis quinque-trive partitis, lobis pinnatifidis, calycibus hirsutis. Hort. cliff. 344. Fl. suec. 578, 619. Geranium Robertianum primum. Bauh. pin. 319. Gratia Dei, Geranium quibusdam. Tragi. Rupertiana vulgo, Caesalpin. Herba Ruperti et Geranium secundum Dioscorid. Lugd. Fr. Herbe à Robert. Engl. Herb Robert. Die Wurzel dieser Pflanze ist dünn und hat die Farbe des Buchsbaumes. Der Stengel ist 2 Fuß 9 Zoll lang, haarig, knotig, roth, vorzüglich an den Gelenken, und nach der Erde zu ästig, und mit einigen Haaren besetzt. Die Blätter, welche theils aus der Wurzel, theils aus den Knoten des Stengels entspringen, haben drei tiefe Einschnitte, sind behaart, am Rande ein wenig, auch oft gänzlich roth, stehen auf rothen haarigen Stielen, verbreiten, wenn sie gerieben werden, einen Geruch wie die Pastinakwurzeln, und besitzen einen zusammenziehenden Geschmack. Die mit fünf Blättchen versehenen Blumen, die aus einem fünffach getheilten haarigen schwarzrothen Kelch hervorgehen, sind purpurfarbig, mit blässeren purpurfarbenen Streifen geziert. Die ganze Pflanze hat einen starken, aber nicht unangenehmen

Geruch. Das Kraut dieser Pflanze war sonst officinell. Man findet sie in Europa und im glücklichen Arabien an Felsen und an andern Orten. In Deutschland wächst sie häufig an schattigen Orten in Wäldern rc. Sie blühet vom Mai bis zum Augúst, und ist einjährig.

4) Brauner Storchschnabel, brauner Deutscher Storschnabel, **Geranium Phaeum, pedunculis bifloris, foliisque alternis, calycibus subaristatis, caule erecto petalis undulatis. Burm. ger. 11. Geranium montanum fuscum. Baub. pin. 318.** Fr. **Bec de Grue livide**; Engl. **Dark flower'd Crane's Bill.** Der Stengel dieser Pflanze ist aufrecht, die Blätter stehen einander gegenüber, sind handförmig und fünflappig; die Blumenstiele stehen einzeln. Die Blumen sind rostfarben, und der Kelch derselben ist unten begrannt. Die Blumenblätter sind wellenförmig gebogen. Das Vaterland dieser perennirenden Pflanze ist die Schweiz und Steyermark.

5) Feintheiliger Storchschnabel, Taubenfuß, **Geranium Columbinum, pedunculis bifloris, folio longioribus, foliis quinque partito-multifidis; laciniis acutis, arillis glabris, calycibus aristatis Fl. suec. 576, 623. Geranium folio Malvae rotundo C. B. P. 318. Pes columbinus Dod. Pempt. 61. Geranium Columbinum Gerardi Raj. Hist. 1059.** Fr. **Bec de Grue, Pié de Pigeon.** Die aus der weißen ästigen Wurzel entspringenden Stengel sind zahlreich, 9 Zoll und darüber lang, und neigen sich nach der Erde zu. Die Blätter sind in viele Einschnitte getheilt, gemeiniglich in sieben, oder doch wenigstens oben an den Stengeln in fünf tiefe Einschnitte; sie gleichen denen der Hasenpappeln, nur sind sie kleiner, weißer, nicht so glatt, und am Rande gezähnt, und stehen auf langen Stielen. Die Blumen stehen an den Spitzen der Stengel zu zweien beisammen,

sind klein, schön purpurroth, und haben fünf Kronblätter. Das Vaterland dieses Storchschnabels ist Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Er blühet im Julius und August. Diese Pflanze war ehemals officinell, kommt in jedem Boden gut fort, und wird hin und wieder auch in den Gärten und Zimmern gezogen, obgleich sie jetzt größtentheils durch die Pelargonien daraus verdrängt worden ist.

6) Rundblättriger Storchschnabel, Geranium rotundifolium, pedunculis bifloris, foliis subrotundis multifidis, caule procumbente. Hort. cliff. 344. Fl. suec. p. 575. Geranium folio Malvae rotundo. Bauh. pin. 318. Geranium alterum. Fuchs. hist. 205. Fr. Bec de Grue à feuilles rondes. Der aus der Wurzel hervorgehende Stengel dieser einjährigen Pflanze beugt sich zur Erde herab oder ist niederliegend, und mit nierenförmigen siebenlappigen Blättern besetzt. Die zweiblumigen Blumenstiele tragen Blumen, deren Kronblätter fast ungetheilt u. stumpf sind, und eine fleischrothe Farbe haben. Die Kelche sind mit Mucronen versehen. Die Pflanze ist unten klebrig und findet sich im ganzen kultivirten Europa.; sie blüht vom Mai bis in den Herbst.

7) Sumpfstorchschnabel, Geranium palustre, pedunculis bifloris longissimis declinatis, foliis quinquelobis incisis, petalis integris. Amoen. acad. 4. p. 323. Burm. ger. 13. Geranium sanguineum majus. Besl. eyst. vern. I. t 9. f. 2. Fr. Bec de Grue des marais; Engl. Marsh Crane's Bill. Diese Pflanze gleicht der folgenden, dem Waldstorchschnabel. Der aufrechte Stengel ist mit fünflappig eingeschnittenen Blättern besetzt; der zweiblumige Blumenstiel ist lang und die Blütenstielchen vor der Blütezeit gekrümmt, nach derselben aber niedergezogen. Die Blumen- oder Kronenblätter sind ungetheilt, und von blutrother Farbe, das Vaterland ist Deutschland, Eng-

land und Rußland. Die Blütezeit vom Julius bis August.

8) Waldstorchschnabel, Geranium sylvaticum, pedunculis bifloris, foliis subpeltalis quinquelobis inciso serratis, caule erecto, petalis emarginatis. Fl. Lapp. 266. Fl. suec. 572. Geranium batrachioides, folio aconiti. Baub. pin. 3.17, Fr. Bec de Grue des bois. Diese Pflanze, welche man in den Wäldern des nördlichen Europas wildwachsend antrifft, hat einen aufrechten Stengel und fünflappig eingeschnittene gezähnte Blätter, welche unterhalb eine schildförmige Gestalt haben. Die obern oder Kronblätter der Blume des zweiblumigen Blumenstiels sind geländert.

9) Wiesenstorchschnabel, Geranium pratense, pedunculis bifloris, foliis subpeltatis, multipartitis pinnato-laciniatis rugosis acutis, petalis integris. Hort. cliff. 344. Fl. Suec. 573, 618. Geranium batrachioides, Gratia Dei Germanorum. Baub. pin. 318. Fr. Bec de Grue des près; Grace Dieu d'Allemand; Engl. Crow foot Crane's Bill. Auch diese Pflanze bewohnt die Wiesen des nördlichen Europas; in Deutschland kommt sie in Thüringen auf Wiesen 2c. häufig vor. Der Stengel ist aufrecht, kurzhaarig; die Blätter fünf- bis siebentheilig, die Theile sägenartig eingeschnitten. Die Blumen sind schön blau und ungetheilt an dem zweiblümigen Blumenstiele. Sie blüht im Junius bis in August.

10) Weicher Storchschnabel, Geranium molle, pedunculis bifloris, foliisque floralibus alternis, caule ramoso erectiusculo, calycibus muticis, arillis laevibus. Geranium columbinum villosum, petalis bifidis purpureis. Vaill. paris. 79 t. 15. f. 3. Geranium columbinum minus, majori flore et foliis bifidis Magn. monsp. Fr. Bec de Grue mollet; Engl. Common Doves foot Crane's Bill. Dieser einjährige, an den Landstraßen Europas wildwachsende Storchschnabel hat einen ästigen, fast aufrechtste-

henden Stengel, die Blätter sind sieben- bis neunlappig, die Lappen vielspaltig, die Einschnitte sind ziemlich stumpf. Die zweispaltigen Blumen- oder Kronblätter der Blumen des zweiblümigen Blumenstengels sind purpurroth. Der Kelch ist unterhalb grannenlos; die Samenkapseln haben kurze Haare. Er blüht im Junius und Julius.

11) **Anemonenblättriger Storchschnabel**, Geranium Anemonefolium, welcher in **Madeira** wildwachsend angetroffen, und bei uns als eine Zierpflanze in den Treibhäusern und Zimmern gezogen wird, hat Blätter, die denen der Anemone gleichen. Die schönen röthlichen Blüthendolden erscheinen im Junius. Er verlangt eine lockere, fette, mit einem Drittel Flußsand vermischte Erde, und im Winter eine Temperatur von 5 bis 7 Grad. Die Pflanze ist perennirend, und wird durch Samen vermehrt. Da dieser Storchschnabel bei uns eine beliebte Zimmerpflanze geworden ist, so wird eine nähere Beschreibung desselben hier willkommen seyn. Die Wurzelblätter sind fünftheilig, handförmig, die Einschnitte halb gefiedert, gezähnt, auf beiden Seiten glatt und glänzend, und stehen auf 6—10 Zoll oder 1 Fuß langen runden Stielen, welche mit weichen grauen abstehenden Härchen besetzt sind. Zwischen den Blättern erhebt sich der zweitheilige, mit zweiblümigen Blumenstielen gekrönte Stengel, welcher mit spießförmigen-dreilappigen oder halbgefiederten Blättern bekleidet ist. Die Blumenstiele sind roth und glatt, die Kelchblätter länglich, dreinervig, glatt, glänzend, gegrannt; die Kronenblätter roth, unbehaart, ausgebreitet, oben etwas breiter, gerundet, und haben dreikantige purpur- oder schwarzrothe Nägel. Zehn pfriemenförmige Staubfäden mit aufliegenden Staubbeuteln sind oben purpurroth, unten ausgebreitet, aber nicht verwachsen. Die Samenbehälter sind länglich, glatt, mit der glatten Granne sich auf-

wärts-krümmend. Der Samen ist länglich, fast eckig, glatt und braun.

12) Gefleckter Storchschnabel, Geranium maculatum, pedunculis bifloris, caule dichotomo erecto, foliis quinquepartitis incisis, summis sessilibus. Gron. Virg. 101. Fr. Bec de Grue tacheté. Diese perennirende Pflanze, welche in Karolina, Virginien und Sibirien wildwachsend angetroffen wird, hat einen aufrechten gabelförmigen Stengel, fünftheilige eingeschnittene gefleckte Blätter, sämmtlich ungestielt, und der zweiblümige Blumenstiel hat blaßblaue oder purpurrothe Blumen. Auch dieser Storchschnabel wird im Zimmer gezogen; er verlangt eine leichte lockere Erde, nicht viel Wasser, und eine Ueberwinterung von 6 bis 8 Grad Reaumur. Er blühet im Mai und Junius.

13) Silberblättriger Storchschnabel, Geranium argenteum, pedunculis bifloris, foliis subpeltatis septempartitis trifidis tomentoso-sericeis, petalis emarginatis. Burm. ger. 8. Geranium argenteum alpinum. Bauh. pin. 318. Fr. Bec de Grue à feuilles argentées. Engl. The Silvery leav'd Crane's-Bill. Die Blätter dieses auf den hohen Alpen Italiens und Frankreichs wildwachsenden Storchschnabels sind siebentheilig, auf der untern Seite mit silberweißen seidenartigen Härchen bedeckt; die Einschnitte sind linienförmig und dreispaltig, die Blumenstiele zweiblumig, und die Kronblätter ausgerandet. Die Blütezeit ist der Junius und Julius.

14) Böhmischer Storchschnabel, Geranium Bohemicum, pedunculis bifloris, petalis emarginatis, arillis hirtis, cotyledonibus trifidis medio truncatis. Burm. ger. 14. Fr. Bec de Grue de la Bôhème. Engl. The Bohemicum Crane's-Bill. Diese einjährige Pflanze, welche in Böhmen und Schlesien wildwachsend angetroffen wird, hat einen zottigen klebrigen Stengel, entgegengesetzte fünflappige Blätter, deren

Lappen länglich-lanzettförmig und gezähnt sind. Die zweiblumigen Blumenstiele tragen blaue Blumen mit ausgerandeten Kronblättern und borstigen Samenbehältern. Es giebt hiervon auch eine Varietät, mit purpurrothen ins Blaue spielenden Blumen. Nach Dietrich säet man den Samen dieses Storchschnabels an der bestimmten Stelle ins Land. Die hervorkommenden jungen Pflänzchen unterscheiden sich von andern mit ihnen zugleich hervorkommenden Gewächsen durch die dreispaltigen Samenlappen oder Cotyledonen, welche fast bis zur Mitte abgestutzt sind.

15) Hügelstorchschnabel, Geranium collinum. Stephan in litt., welcher in Sibirien auf Hügeln wildwachsend angetroffen wird, aber auch in unsern Gärten in einem etwas trocknen Boden sehr gut fortkommt, hat einen liegenden Stengel, mit fast schildförmigen siebentheiligen Blättern, mit geschlitzten Lappen. Die Blumenstiele sind zweiblumig, und die Kronblätter der Blumen sind violett. Die Blumenstiele und Kelchblätter sind mit klebrigen Härchen besetzt. Man zieht diese perennirende Storchschnabelart aus dem Samen und durch Zertheilung der Wurzeln.

16) Großwurzliger Storchschnabel, Geranium, macrorhizum pedunculis bifloris, calycibus inflatis pistillo, longissimo. Burm. ger. 10. Hort. cliff. 343. Roy. lugdb. 350. Engl. The long rooted Crane's Bill. Dieser perennirende Storchschnabel hat eine lange, dicke, fleischige und kriechende Wurzel, und einen zweitheiligen Stengel. Die Blätter sind fünflappig, gezähnt; die Blumenstiele sind zweiblumig, die Kronenblätter der Blumen roth, ungetheilt, und gerundet; die Kelche kugelförmig aufgeblasen. Das Vaterland ist Italien, wo er im May und Junius blühet; er kommt aber auch bei uns in den Gärten im Freien fast in jedem Boden gut fort, und läßt sich durch Wurzeltheilung vermehren.

17) Knotiger Storchschnabel, Geranium nodosum, pedunculis bifloris, foliis caulinis trilobis integris serratis: summis subsessilibus. Hort. cliff. 343, Burm. ger. 7. Dieser in Oesterreich, England und Frankreich wildwachsende Storchschnabel blühet fast den ganzen Sommer hindurch, und ist eine sehr angenehme perennirende Gartenpflanze. Der Stengel ist aufrecht u. viereckig, die Blätter dreilappig u. sägeartig gezähnt. Die Lappen sind länglich und lang zugespitzt. Die zweiblumigen Blumenstiele tragen ausgerandete Blumen, deren Kronblätter eine fleischrothe Farbe, mit purpurrothen Streifen durchzogen, haben.

18) Zurückgebogener Storchschnabel, Geranium reflexum Linn.; Geranium flore purpureo reflexo Barr. ic. 39. Dieser Storchschnabel hat Italien zum Vaterlande, und treibt einen 1 bis 2 Fuß hohen Stengel, manchmal höher oder niedriger, zwei- oder dreispaltig. Die Blätter stehen wechselsweise, sind fünf- bis siebenlappig, zugespitzt, gezähnt; die zweiblumigen Blumenstiele, welche am Ende und zur Seite des Stengels stehen, tragen Blumen mit rothen, zurückgeschlagenen Kronblättern. Die Kelchblätter sind unbewehrt. Diese perennirende Pflanze kommt auch in unsern Gärten im Freien in jedem Boden gut fort, und blüht vom May bis in Julius.

19) Bunter Storchschnabel, Geranium varium l'Herit. geran. t. 37. Geranium pyrenaicum Tournef. inst. 267. Geranium cinerium. Cavan. diss. 4, t. 89, f. 1. Dieser Storchschnabel wächst auf den Pyrenäen und hat eine dicke fleischige Wurzel. Die an der Wurzel stehenden Blätter sind langgestielt, fünftheilig, und auf beiden Seiten mit grauen Härchen bedeckt; die Einschnitte sind keil- und lanzettförmig. Die zweiblumigen Blumenstiele tragen bunte Blumen, deren Kronblätter ausgerandet sind.

20) Purpurfarbiger Storchschnabel, Gera-

nium purpureum Vill. Delph 3. t. 40. Geranium Robertianum β. Smith brit. 2. p. 732. Engl. The purple Crane's Bill. Der Stengel dieses zweijährigen Storchschnabels ist krautartig, aufwärts gebogen; die Blätter sind drei- und fünfzählig, dreispaltig, und halbgefiedert. Die Blumenstiele zweiblumig, die Kelchblätter gegrannt, runzlich, die Blumenblätter kleiner, purpurroth, ungetheilt: die Samenbehälter runzlich. Diese Art wächst auf den Alpen in Frankreich und am Meeresstrande in England.

Alle perennirenden Storchschnabelarten, welche in Deutschland, Frankreich, Italien rc. wachsen, sind dauerhaft und beständig, und können in unsern Gärten gezogen werden. Die mehrsten von ihnen, wenn sie im Freien stehen, gehen im Herbste ein, das heißt, sterben allemal bis auf den Boden ab, und im folgenden Frühlinge treiben sie wieder von Neuem aus der Wurzel hervor. Die in Deutschland wachsenden sind zwar nichts seltenes, weil man sie in den Gegenden, wo sie sich angesiedelt haben, in Menge antrifft; allein sie tragen doch, wenn sie gut geordnet stehen, sehr viel zur Vermehrung der Mannigfaltigkeit in einem Lustgarten bei, und da sie überdies, wie schon angeführt worden, sehr dauerhaft sind, wenig Mühe machen, fast in jedem Erdreiche sehr gut fortkommen, und beinahe den ganzen Sommer über blühen, so kann man sie sehr gut zur Verschönerung der großen Rabatten in den Gärten gebrauchen. Man kann sie sehr leicht durch Samen und durch Theilung der Wurzeln fortpflanzen. Das Erstere ist aber nicht so vortheilhaft, als das Letztere, weil man viel Mühe mit den kleinen aus Samen gezogenen Pflänzchen hat, sie verpflanzen muß; bei den Wurzelsprossen ist dieses aber nicht der Fall; auch vermehren diese sich sehr stark. Es verlohnt daher kaum die Mühe, sie aus Samen zu ziehen, wenn man nicht einige besondere Abarten aus Samen zu erziehen glaubt. Wenn man Wurzelsprossen

machen will, oder die Vermehrung durch Theilung der Wurzeln geschehen soll, so müssen die Pflanzen, von denen man die jungen Pflanzen nehmen will, wenigstens ein, zwei bis drei Jahre, nachdem sie sich mehr oder weniger ausbreiten, in dem Boden ungestört gestanden haben, damit eine gehörige Bewurzelung geschehen ist. Die Theilung der Wurzeln geschieht dann mit dem Anfange des Herbstes. Man setzt sie wieder in die Rabatten an ihren bestimmten Ort, damit sie sich noch vor einbrechender Kälte bewurzeln können, und sich im Frühling, ehe die Wärme und Trockenheit einfällt, sich hinlänglich bewachsen haben. Beobachtet man diese Vorsicht nicht, so bleiben sie nicht allein schwach, sondern blühen auch gemeiniglich sehr schlecht. Hätte man aber die Theilung nicht nöthig, so wird angerathen, um sie zu beschränken, das heißt, daß sie sich nicht so sehr ausbreiten, wodurch auch den Blüten oder Blumen geschadet wird, ihre Wurzeln jährlich zu beschneiden. Auf diese Weise kann man sie beständig in guter Ordnung erhalten, daß sie weder unscheinbar werden, noch in den Rabatten zu viel Platz einnehmen. — Die in den wärmern Ländern zu Hause gehörenden Storchschnabelarten, die unsern Winter nicht aushalten, müssen im Winter vor strenger Kälte geschützt werden. Auch diese Arten kann man sowohl aus Samen, als aus abgeschnittenen Zweigen ziehen, wodurch sie sich sehr gut vermehren lassen. Sollen sie aus Samen gezogen werden, so wird derselbe in Töpfe mit leichter und frischer Erde gesäet, und solche in ein mäßiges warmes Mistbeet gegraben, wobei man aber nicht versäumen muß, sie bei warmen und trocknem Wetter gehörig zu begießen. Wenn nachher die jungen Pflanzen hervorgekommen und drei bis vier Zoll hoch sind, so setzt man eine jede in einen besondern kleinen, mit leichter und frischer Erde angefüllten Topf, hält sie so lange darin, bis sie von Neuem Wurzel treiben, etwas im Schatten, und

begießt sie, so oft es nöthig ist. Sobald sie aber von Neuem anfangen zu wachsen, muß man sie mit andern Pflanzen bis zu Ende des Octobers an einen offenen Ort völlig in die freie Luft bringen. Allein um diese Zeit, da die Nächte kalt zu werden anfangen, muß man sie ins Gewächshaus, und daselbst so nahe als möglich an die Fenster setzen, damit sie so lange, bis es recht kalt wird, noch immer der freien Luft genießen können; denn alle durch Kunst erzeugte Wärme ist ihnen nachtheilig, da sie bloß vor starker Kälte gesichert seyn wollen. Will man sie aber aus abgeschnittenen Zweigen ziehen, so muß man solche in einem der Sommermonate in ein temperirtes Mistbeet setzen, und so lange, bis sie sich bewurzeln, im Schatten halten, und bisweilen gelinde begießen. Und wenn man sie unter dieser Zeit bisweilen des Nachts dem Thau, und, wenn es die Witterung erlaubt, einem gelinden Regen aussetzt, so werden sie sich in fünf bis sechs Wochen so stark bewurzeln, daß man sie dann, wie die aus dem Samen gezogenen Pflanzen, in kleine, mit eben solcher Erde angefüllte Töpfe setzen, und auf gleiche Weise besorgen kann. — Die Storchschnabelarten wollen im Sommer viel, im Winter aber nur wenig Wasser haben. Wenn man sie nun im Winter im Gewächshause so setzt, daß ihre Stauden nicht von andern großen Pflanzen bedeckt werden, und ihnen ihre verwelkten und abgestorbenen Blätter öfters abnimmt, so halten sie sich sehr gut, wachsen vortrefflich, und bringen jährlich eine Menge schöner Blumen, besonders wenn man sie zu rechter Zeit in die Häuser, und dann wieder hinaus ins Freie bringt. Wer sie nun als Zimmerpflanzen zieht, das heißt, die schönsten Arten, die man hier wählen muß, indem man im Zimmer nicht eine große Menge Storchschnabelarten aufstellen kann, besonders, wenn man sich nicht bloß auf diese einzige Pflanzengattung beschränkt, sondern noch mehrere andere Pflanzengattungen zur Zimmer-

zierde zieht, hat nicht so viel Umstände nöthig, nur müssen sie in einem geräumigen Zimmer stehen, und in einem solchen, worin nicht geschlafen wird, weil sie stark ausdünsten, besonders in heißen Tagen des Sommers, und dadurch einen ètwas strengen, schwachen Nerven schädlichen, Geruch verbreiten, wie überhaupt in Zimmern, worin man schläft, nicht Pflanzen gehalten werden sollten. In einem großen geräumigen Zimmer kann man sie nun in der Nähe des Fensters auf einem Blumentische oder auf einer terrassenförmigen Blumenbank aufstellen, dabei an schönen heitern Tagen die Fenster öffnen, so daß sie auch hinlänglich Luft erhalten. Man begieße sie dann nach Umständen der Trockenheit der Erde öfters in der Woche, und jedesmal nur wenig, wobei sie besser gedeihen, als wenn man zu viel begießt; denn leicht verstopft sich das Wasser in der Erde, setzt sich dann um die Wurzeln fest, diese fangen an zu faulen, und die Pflanze geht aus, wovon man oft den Grund nicht begreifen kann, bis man die Pflanze aus dem Topfe nimmt und die Ursache des Uebels gewahrt; denn da die Erde oben im Topfe abtrocknet, so glaubt man dann immer, die Pflanze bedürfe des Wassers, und gießt immer von Neuem Wasser darauf, und daher muß die Wurzel faulen, da sie gar nicht abtrocknen kann, welches besonders bei einer etwas schweren Erde geschieht; bei leichten Mistbeeterden kann dieses so leicht nicht vorfallen, weil sich diese nicht so fest um die Wurzeln setzt, sich nicht so fest anhängt, als eine bloße Gartenerde, ohne alle Zubereitung; auch andere Erden, die aus Torf rc. gemischt worden, sind leichter, und das Wasser zieht daher besser durch. Das nur wenige Gießen und öfter ist daher besser, als das zu starke Begießen; nur bei zu großer Hitze, und wenn die Pflanzen das Laub hängen lassen oder trauern, ist es nöthig, sie stark zu begießen, man wird dann auch bald gewahren, daß das Wasser unten durchlauft, und schnell, also ein Beweis

der großen Trockenheit der Erde. Dieses muß man nun bei allen Pflanzen beobachten, besonders aber bei den Pelargonien, Reiher- und Storchschnabelarten in den Zimmern. Während des Winters bedürfen sie des Wassers nur sehr wenig, und können oft vier Wochen stehen, ehe man sie einmal wieder ordentlich begießt; denn wenn gleich mehrere Arten ihre Blätter behalten, also im Winter im Zimmer fortvegetiren, so tritt doch bei ihnen ein gewisser Zustand der Ruhe ein, der das Bedürfniß nach Feuchtigkeit seltener macht. Denn man darf sie doch nur in Zimmern halten, die einen mäßigen Wärmegrad haben, wie er den Zimmerpflanzen, die schon vor zu großer Kälte geschützt sind, angemessen ist. Wenn die Storchschnabelarten im Sommer schön blühen sollen, so müssen sie auch viel Licht haben, und nicht hinter andern Pflanzen zu sehe versteckt stehen, welches überhaupt bei keiner Pflanze gut ist, daher ist auch das Aufeinanderhäufen der Töpfe in den Zimmern vor den Fenstern nicht zu empfehlen, weil ihnen dadurch oft Licht und Luft entzogen wird, und zarte Pflanzen ausgehen müssen. Die Töpfe müssen daher so viel als möglich frei stehen, damit sie Licht und Luft erhalten. — Beim Ablegen und Versetzen der jungen Pflanzen, sowohl der aus Samen gezogenen, als auch derjenigen, welche durch das Abschneiden der Zweige oder durch Stecklinge, dann auch durch Wurzelzertheilung fortgepflanzt werden, nimmt man nur kleine Töpfe, weil dieses den Pflanzen zuträglicher ist, da sie besser darin zunehmen, sich bewurzeln, nur erst wenn sie dieses gethan haben, kann man sie in größere setzen; aber erst müssen sie sich kräftigen und stärken, und ihre Wurzeln treiben. Die Erde dazu muß aus einem Gemische von leichter, frischer und sandiger Erde, unter welche etwas verfaultes Laub, Lohe und Kuhmist gemischt worden, bestehen, besonders wenn solches recht verfault und von der Sonne und Luft

hinlänglich geläutert worden. Hierin wachsen sie schön und nehmen sehr zu.

Das Pflanzengeschlecht: Reiherschnabel, Erodium Linn., gehört gleichfalls in die sechzehnte Klasse (Monadelphia) des Linnéischen Pflanzensystems, aber in die zweite Ordnung (Pentandria) derselben. Die Gattungskennzeichen sind: ein fünftheiliger Kelch und fünf gleichförmige Kronenblätter, welche die Blumen bilden; fünf fruchtbare Staubfäden, mit länglichen oder rundlichen, an beiden Enden meist eingekerbten Staubbeuteln; am Grunde eines jeden fruchtbaren Staubfadens befindet sich eine Honigdrüse. Fünf Samen liegen in fünf verwachsenen in einen Schnabel auslaufenden Behältern; so bald sich die Samen der Reife nähern, trennt sich der Schnabel in fünf Stücke, welche mit schraubenförmig gewundenen, inwendig behaarten Grannen versehen sind. Folgende Arten sind am bekanntesten und werden in den Gärten, auch zum Theil in den Zimmern, gezogen.

1) Bisamduftender Reiherschnabel, Erodium moschatum, pedunculis multifloris, floribus pentandris, foliis pinnatis incisis, cotyledonibus pinnatifidis. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 951. Geranium cicutae folio moschatum. Bauh. pin. 319. Geranium procumbens. Cavan. Diss. 4, t. 94, f. 1. Fr. Bec de Grue de Musc; Engl. the Musk Erodium. Dieser am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Brasilien und Peru einheimische einjährige Reiherschnabel, mit eingeschnittenen gefiederten Blättern, vielblumigen Blumenstielen, und röthlichen Blumendolden, die schon, nachdem er das vierte Blatt gemacht hat, hervorkommen, und gefiederte Samenlappen, empfiehlt sich allen Blumenfreunden durch seinen schönen Bisamgeruch. Diese Pflanze, welche außer den oben angeführten Orten auch in Sibirien, der Berberey, in der Schweiz und in verschiedenen Gegenden Deutschlands auf sandigen

Hügeln wächst, verdient auch hier eine nähere Beschreibung. Der Stengel ist krautartig behaart; die Blätter desselben sind gefiedert, und größer und länger als diejenigen des schierlingsblättrigen Reiherschnabels (s. weiter unten); die Blättchen sind herzförmig-länglich, eingeschnitten, gezähnt, die untern zuweilen lappig. Die vielblumigen Blumenstiele sind mit rosenrothen, auch zuweilen mit blaulichen gleichförmigen Blumen gekrönt; die gemeinschaftliche Hülle besteht aus häutigen zurückgerollten Blättchen; die Kelchblätter sind kahnförmig, gestreift, außerhalb haarig, und endigen sich in einer Spitze. Die ganze Pflanze ist übrigens mit feinen weichen Haaren besetzt. Wegen des starken Bisamgeruchs der Blätter, der besonders bei trocknem Wetter am Abende stark duftet, wird sie auch in den Gärten gezogen. Der Same wird im März gesäet, kommt in jeder Erde gut fort, liebt aber Feuchtigkeit, und kann bei 1 bis 5 Grad Wärme durchwintert werden.

2) Bartiger Reiherschnabel, Erodium glaucophyllum, pedunculis multifloris, floribus pentandris, foliis ovatis serratis, incanis lineatis. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 952. Geranium Aegypticum glaucophyllon. Dill. elth. 150, t. 124, f. 150. Geranium glaucum. Burm. ger. 62, f. 62. Geranium crassifolium. Forsk. descr. 123 Geranium caule herbaeco. Cavan. Diss. 4, t. 92, f. 2. Engl. Glaucos Erodium. Der Stengel dieses Reiherschnabels ist rund, etwas ästig und aufwärts gebogen; die Blätter sind länglich pfriemenförmig, gekerbt, etwas fleischig, glatt und graugrün. Die vielblumigen Blumenstiele tragen violette Blumen; die schraubenförmig gewundenen Samenbehälter oder Grannen sind federartig an der Spitze. Man säet den Samen von dieser einjährigen, in Aegypten wildwachsenden Pflanze in ein temperirtes Mistbeet, in milden Klimaten an der bestimmten Stelle ins Land.

3) Candischer Reiherschnabel, Erodium gruinum, pedunculis submultifloris, floribus pentandris, foliis ternatis lobatis. Burm. ger. 32. Geranium Botrys. Cavan. Diss. 4, t. 90, f. 2. Geranium latifolium, acu longissima. Bauh. pin. 319. Engl. the broad leavd annual Erodium. Der Stengel dieser einjährigen Pflanze hat nicht eine gleiche Höhe, weil dieses von der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Standorte abhängt. Er wird gewöhnlich 8 bis 10 Zoll, auch 1 Fuß und darüber hoch, ist krautartig, meist aufrecht, und mit grauen Haaren besetzt. Der Blumenstengel ist aufrecht, rund, behaart, und trägt am Ende vier bis fünf Blumenstiele, welche mit blauen gleichförmigen Blumen gekrönt sind. Die gemeinschaftliche Hülle besteht gewöhnlich aus fünf häutigen zugespitzten Blättchen. Der Kelch ist fünfblättrig, die Blätter gestreift, rachenförmig, und endigen sich in einer Spitze. Die fünf Kronenblätter sind gerundet, ganz, und an der Basis etwas schmäler. Die Samenbehälter sind unten mit gelbbraunen, und die schraubenförmig gewundenen Grannen mit weißen oder grauen Härchen bekleidet. Die untern Blätter sind eyrund-herzförmig, gekerbt, gezähnt, oft dreilappig, der mittlere Lappen ungleich größer, und stehen auf langen behaarten Stielen. Die Stengelblätter sind entgegengesetzt, gestielt, fiederförmig eingeschnitten. Die Einschnitte oder Läppchen lanzettförmig, zugespitzt, und sägeartig gezähnt; der Blattstiel ist an der Basis an jeder Seite mit einem häutigen zugespitzten Afterblatte versehen. Die hier beschriebene Pflanze hat vier bis fünf Blumenstiele; aber es giebt auch eine Varietät, deren Blumenstengel nur zwei Blütenstiele trägt, und deren halbgefiederte Blätter stumpf und gezähnt sind, wozu aber die Verschiedenheit des Bodens und der Standort ungemein viel beiträgt. Man säet den Samen dieser Pflanze, welche in Nordafrika und in Italien wild wächst, und im Junius und Julius blühet, im Frühjahre an

Digitized by Google

der bestimmten Stelle, wo die Pflanzen bis zur Samenreife stehen bleiben können, ins Land. Die jungen Pflänzchen unterscheiden sich von den andern mit ihnen hervorkommenden Gewächsen durch folgende Kennzeichen: die Samenlappen oder Cotyledonen sind rundlich, fast herzförmig, schief, an der Spitze ausgeschweift, am Rande glatt, ungezähnt, auf beiden Seiten fein behaart, oben dunkelgrün, auf der Unterfläche dunkelroth oder violett, und stehen auf halbrunden, an der Basis verbundenen, rinnenförmigen, mit grauen Haaren besetzten Stielen. Die ersten Blätter, welche sich zwischen den Samenlappen erheben, sind herzförmig, fast dreilappig, auf beiden Seiten mit weichen Haaren besetzt, auf der Unterfläche dunkelroth und gestielt, die Stiele sind mit weichen Haaren bekleidet.

4) Griechischer Reiherschnabel, **Erodium Chium, pedunculis multifloris, floribus pentandris, foliis cordatis incisis, superioribus lyratopinnatifidis. Linn. Spec. plant. Tom II, p. 951. Burm. ger. 35.** Der Stengel dieser Pflanze ist krautartig einjährig und behaart, und die Blumenstiele sind vierblumig. Die untern Blätter sind dreilappig, sägeartig eingeschnitten, die obern dreitheilig, die Läppchen eingeschnitten-gezähnt. Die Kelchblätter sind lanzettförmig, zugespitzt, und mit weichen Härchen bekleidet. Das Vaterland ist die Insel Chio, eine der vornehmsten Inseln des Archipelagus. In den Gärten säet man den Samen an der bestimmten Stelle ins Land; auch pflanzen sie sich zuweilen aus dem ausfallenden Samen fort; sie unterscheidet sich in der Jugend durch die herzförmigen, ungetheilten, stumpfen, gleichförmigen Samenlappen oder Cotyledonen.

5) Langschnabliger Reiherschnabel, **Erodium ciconium, pedunculis multifloris, floribus pentandris, foliis pinnatis pinnatifidis obtusis. Linn. Spec. plant. Tom II., p. 952. Burm. ger. 28.**

Geranium caule herbaceo reclinato. Cavan. Diss. 4, t. 95. Engl. Hairy Erodium. Dieser einjährige Reiherschnabel wächst in Italien und in den südlichen Gegenden Frankreichs, hat einen aufwärtsgebogenen Stengel, vielblumige Blumenstiele, längliche stumpfe Blumenblätter, und gefiederte Blätter, deren Läppchen fiederförmig eingeschnitten und gezähnt sind. Die Kultur ist der des vorhergehenden Reiherschnabels gleich.

6) Schierlingsblättriger Reiherschnabel, Erodium cicutarium, pedunculis multifloris, floribus pentandris, foliis pinnatis incisis obtusis. Linn. Spec. plant. Tom II. p. 951. Burm ger. 33. Geranium chaerophyllum. Cavan. Diss. 4, t. 95., welcher von Einigen als eine besondere Art beschrieben wird. Geranium pedunculis multifloris. Gmel Lib. 3. Hoffm. germ. 243. Geranium, cicutae folio minus et supinum. Bauh. pin. 319. Diese ein-, auch zweijährige Pflanze, welche in Deutschland, hier vorzüglich in Thüringen, häufig auf Aeckern, an Wegen, Schutthaufen 2c., wildwachsend angetroffen wird, hat einen krautartigen, meist liegenden Stengel, vielblumige behaarte Blumenstiele, und gefiederte Blätter, deren Blättchen fiederförmig eingeschnitten sind; die Läppchen sind lanzettförmig und zugespitzt. Die rothen oder violetten Blumen erscheinen im März und April, oft auch den ganzen Sommer hindurch bis in October, und machen dadurch diese niedrige Pflanze beliebt. Die Wurzel derjenigen Pflanzen, welche im August und September aus dem ausfallenden Samen hervorsprossen, dauert auch den Winter aus, und treibt schon im März und April Stengel und Blumen, daher sie auch von einigen Beobachtern als eine zweijährige Pflanze bezeichnet wird. Dietrich hat an den im Frühlinge blühenden Pflanzen immer nur zwei- bis dreiblümige, mit einer einblättrigen, vier- bis sechszähnigen Hülle versehenen Blumenstiele beobachtet, dahingegen die im

Sommer blühenden, nicht allein größere ästige Stengel treiben, sondern auch mit vielblumigen Blumenstielen versehen sind. Ueberhaupt bekommen diejenigen Pflanzen, welche auf ungebauten Plätzen vegetiren, und im Wachsen nicht gehindert werden, größere gestreckte und mit mehreren Aesten versehene Stengel, als die auf Aeckern wachsen.

7) Gefleckter Reiherschnabel, **Erodium guttatum Willd. Geranium guttatum Desf. atl. 2. 169.** Diese Pflanze wächst im nördlichen Afrika, hat einen gestreckten Stengel, und herzförmige, oft dreilappige, graugrüne, unten netzartig geordnete Blätter, welche einander gegenüber stehen. Die Blumenstiele sind zwei- bis dreiblumig, die Kronenblätter violett, stumpf, und an der Basis gefleckt. Diese Pflanze erhält eine fette mit Sand gemischte Erde, und eine Ueberwinterung im Glashause.

8) Rauher Reiherschnabel, **Erodium hirtum Willd. Geranium hirtum Vahl. symb. 1. p. 49. Forsk. descr. 123.** Dieser perennirende, in Aegypten wildwachsende Reiherschnabel hat eine holzige Wurzel, und einen einjährigen, etwa zehn bis vierzehn Zoll hohen Stengel, welcher gegliedert, ästig, zweitheilig, aufrecht und behaart ist; er trägt entgegengesetzte, gestielte, dreieckige, oft doppelt halbgefiederte, behaarte Blätter, deren Läppchen lanzettformig sind, und vielblumige Blumenstiele; die Hülle ist häutig, rauschend, die Blumenstielchen stehen aufrecht, und sind mit violettrothen Blumen gekrönt. Sie erfordert bei uns im Winter eine Stelle im Glashause von 1 bis 5 Grad Wärme.

9) Fleischfarbiger Reiherschnabel, **Erodium incarnatum, pedunculis paucifloris Ait. Kew. 2. p. 415. Curt. bot. mag. 261. Erodium incarnatum l'Herit. Geran. t. 5. Cavan. Diss. 4. t. 91, f. 2.** Der Stengel dieser Pflanze ist strauchartig und

dauernd, hat sechs bis acht Zoll lange krautartige Zweige, rauhe, herzförmige, dreilappige oder dreitheilige gezähnte Blätter, und zwei- bis fünfblumige Blumenstiele. Die Blumenkronen sind groß, ansehnlich, die fleischfarbigen Kronenblätter stumpf, an der Basis gelb mit roth gezeichnet. Diese Reiherschnabelart wächst am Vorgebirge der guten Hoffnung, blüht im Julius, und hat mit dem folgenden Reiherschnabel einerlei Kultur, das heißt, er verlangt eine leichte Erde, mäßiges Begießen, und eine Durchwinterung von 5 — 10 Grad Reaum.

10) **Baumartiger Reiherschnabel**, Erodium arborescens Willd. Geranium arborescens Desfont. atl. 2. p. 100. Diese Pflanze hat einen strauchartigen, ästigen, drei bis fünf Fuß hohen aufrechten dauernden Stengel, mit langgestielten, herzförmigen, etwas zugespitzten, einen oder anderthalb Zoll langen gekerbten, mehr oder weniger gelappten Blättern, wovon die untern wechselsweise, die obern aber einander gegenüber stehen, und vielblumigen Blumenstielen. Die fünfblättrigen Kelche sind gestreift und filzig. Das Vaterland ist Nordamerika, wo er an Bergen wächst. In den nördlichen Gegenden Deutschlands muß er in einem Glashause oder einem Zimmer von 1 bis 8 Grad Wärme, je nachdem die Kälte ist, überwintert werden. Er verlangt eine leichte Erde, und nur mäßig Wasser.

11) **Meerstrands-Reiherschnabel**, Erodium maritimum, pedunculis submultifloris, floribus pentandris, foliis cordatis incisis crenatis scabris, caulibus procumbentibus. Linn. Spec. plant. Tom II. p. 951. Cavan. Diss. 4. t. 88. f. 1. Geranium minimum procumbens, folio betonicae. Moris. hist. 2. p. 512. Fr. Bec de Grue maritime; Engl. the See-Erodium. Diese in England und Frankreich am Meeresstrande wildwachsende Pflanze, hat einen niederliegenden Stengel, herzförmige, eingeschnittene, gekerbte rauhe Blätter, und oft dreiblumige

Blumenstiele. Die Blütezeit ist der Mai bis Julius. Die Blumen an dieser Pflanze haben oft verstümmelte Blumen- oder Kronenblättchen, und die Dolden sind oft mit Blättern besetzt.

12) Römischer Reiherschnabel, **Erodium Romanum**, pedunculis multifloris, floribus pentandris, foliis pinnatis incisis, scapis radicalibus. Linn. Spec. plant. Tom II. p. 951. Engl. Roman Erodium. Diese Pflanze ist stengellos, hat gefiederte Blätter, deren eyförmige Blättchen fiederförmig eingeschnitten sind, und vielblumige Blumenstiele, welche unmittelbar aus der Wurzel hervorkommen. Diese jährige, in der Gegend bei Rom wildwachsende Pflanze hat Aehnlichkeit mit dem schierlingsblättrigen Reiherschnabel, unterscheidet sich aber durch den fehlenden Stengel u. die purpurrothen, an der Basis gefleckten Blumen. Diese einjährige Pflanze verlangt eine gute Gartenerde. Man säet den Samen im Frühjahre, an der Stelle, wo die Pflanzen bis zur Samenreife stehen bleiben können, ins Land.

13) Johannisbeerblättriger Reiherschnabel, **Erodium ribifolium**. Jacq. ic. rar. 3, t. 509. Diese einjährige, am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimische Pflanze, hat einen krautartigen behaarten, etwa 1 Fuß hohen Stengel, mit herzförmigen, dreilappigen, stumpfen, gezähnten Blättern, und vier- bis fünfblumigen Blumenstielen, deren Blumen purpurrothe Kronenblätter haben, welche länger sind, als die Kelchblätter. Diese Art wächst auch in unsern Gärten in einer leichten Erde, wenn man den Samen im Frühjahre an der den Pflanzen bestimmten Stelle ins Land säet.

14) Tatarischer Reiherschnabel, **Erodium Tataricum** Willd., eine perennirende Pflanze, deren Wurzel etwa von der Dicke eines Fingers und auswendig gelblichbraun ist. Der Stengel fehlt. Die aus der Wurzel emporschießenden Blätter sind gefiedert, die

Blättchen fiederförmig eingeschnitten, die Einschnitte gleich breit. Der Blattstiel ist unten behaart, und zwischen den Blättchen nackend. Der Blumenstiel erhebt sich aus der Wurzel, und trägt zwei bis drei blaue oder violette Blumen; die Kronenblätter sind fast eyrund, und länger, als die Kelchblätter. Diese Pflanze wächst in der Tatarey, in Sibirien, und an einigen andern Orten im nördlichen Europa.

15) Drüsiger Reiherschnabel, Erodium glandulosum Willd.; Erodium macradenum l'Herit. geran. t. 1. Geranium glandulosum. Cavan. Diss. 5, t. 125, f. 2. Geranium radicatum. Lapey pyren. 1, t. 1. Die Wurzelblätter oder die aus der Wurzel hervorschießenden Blätter sind gefiedert, die Blättchen fiederförmig eingeschnitten, und die Einschnitte lanzettförmig. Der Blumenschaft kommt gleichfalls aus der dicken fleischigen Wurzel, und trägt am Ende blaßviolette doldenförmig stehenden Blumen, deren Kronenblätter zugespitzt sind; zwei Blumenblätter sind etwas breiter und an der Basis geadert. Man findet diesen Reiherschnabel in Spanien hin und wieder an Bergen und auf Feldern. Er kommt auch bei uns gut fort, wenn man dasjenige bei ihm beobachtet, was man bei allen Reiherschnäbeln beobachtet, welche aus einer wärmeren Gegend uns zugekommen sind.

16) Niedriger Reiherschnabel, Erodium Chamaedryoides; Erodium Jubacaule Ait. Kew. 2, p. 416. Geranium chamaedryoides Cavan Diss. 4, t. 76, f. 2. Geranium parvulum Scop. del. insub 1, t. 3. Geranium Reichardi. Curt. bot. mag. 18. Engl. Dwarf Erodium, Fr. Erodium nain. Diese perennirende niedrige, stengellose Pflanze hat kleine herzförmige, fast zirkelrunde, gekerbte, oben dunkelgrüne, unten blasse Blätter, welche aus der Wurzel hervorkommen, und auf 1 bis 2, auch 3 bis 4 Zoll langen gebogenen, feinbehaarten Stielen stehen. Die Blumenstiele

entspringen zwischen den Blättern; ein jeder trägt nur eine weiße Blume, welche einen kleinen fünfblättrigen Kelch, fünf eyrunde, fast keilförmige Blumenblätter, und fünf gelbe mit kleinen rundlichen Staubbeuteln gekrönte Staubfäden hat. Diese Reiherschnabelart wächst auf der Insel Minorka, eine von den Balearschen Inseln, und in Korsika an Bergen, und blüht vom März bis in September. Sowohl wegen des zierlichen Wuchses, als der vielen glänzend grünen Blätter, welche aus der Wurzel hervorsprossen, und der glänzend weißen Blumen wird diese Art sowohl in den Gärten, als auch in den Zimmern Deutschlands gezogen. Man nennt sie auch in einigen Gärten **Geranium Reichardi**. Sie verlangt eine leichte, mit einem Drittel Wassersand gemischte Erde, und den Winter über eine Stelle im Glashause. Die Vermehrung geschieht durch Wurzelsprossen und durch Zertheilung der Wurzel.

17) Streifenfarrenblättriger Reiherschnabel, **Erodium asplenioides Willd. Geranium asplenioides.** Engl. **The Spleenwortleavd Erodium. Desf. atl. 2, t. 168.** Diese Pflanze hat eine perennirende Wurzel, oben von der Dicke eines Fingers, aus welcher ein vielblümiger Blumenschaft hervorkommt. Die Blätter sind filzig, langgestielt, dreizählig, die Blättchen festsitzend; die zwei Seitenblättchen länglich, stumpf, gezähnt, das mittlere dreispaltig oder fiederförmig eingeschnitten, gezähnt, zugestumpft, und an der Basis keilförmig. Die Blumen sind purpurroth-violett, die Kelche unbewehrt. Der Stengel fehlt. Das Vaterland ist Nordamerika; aber auch in Deutschland kommt sie vor.

18) Alpen-Reiherschnabel, **Erodium alpinum l'Herit. Geran. t. 3. Geranium alpinum Burm. ger. 31. Geranium alpinum Cavan. Diss. 4, t. 96, f. 1.** Die Wurzel ist knollig, der Stengel ausgesperrt; er trägt vielblumige Blumenstiele und gefiederte Blätter, deren Blättchen drei-

spaltig gezähnt sind, die purpurrothen Blumenblätter sind eyförmig. Wächst in Italien auf Alpen.

19) **Malvenartiger Reiherschnabel, pappelartiges Schnabelkraut**, Erodium Malacoides, pedunculis multifloris, floribus pentandris, foliis cordatis sublobatis. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 952. Geranium folio Althaeae. Baub. pin. 318. Geranium malacoides. Lob. ic. 662. Engl. The mallow leaved Erodium. Diese Pflanze, welche in den südlichen und westlichen Gegenden Europas, in Italien, Frankreich und Spanien, am Meeresstrande angetroffen wird, aber auch daselbst in England, hat einen einjährigen krautartigen gestreckten, etwa 1 oder $1\frac{1}{2}$ Fuß langen Stengel, welcher mit herzförmigen, oft lappigen, entgegengesetzten Blättern, deren Lappen stumpf, gezähnt und glatt sind, besetzt ist. Die Blumenstiele sind vielblümig, und tragen blaue oder violette Blumen. Auch dieser Reiherschnabel kommt bei uns in den Gärten fort, und kann auch im Zimmer gezogen werden. Die Behandlung ist eben so, wie bei den schon oben angeführten ähnlichen Arten in Hinsicht ihres Vaterlandes.

20) **Malopenartiger Reiherschnabel**, Erodium malopoides Willd. Geranium malopoides Desf. atl. 2. p. 112. Geranium crassifolium Cavan. Diss. 4. t. 90. f. 1. Diese Reiherschnabelart wächst in Algier und Sicilien in Sandgegenden, hat einen gestreckten fadenförmigen Stengel, herzförmige, rundliche, stumpfe, gekerbte, blaßgraue Blätter, vielblümige Blumenstiele, und kleine blaßrosenrothe Blumen.

21) **Dickblättriger Reiherschnabel**, Erodium crassifolium Ait. Kew. Geranium crassifolium Desf. alt. 2. p. 111. Engl. The upright Erodium, or Crane's Bill. Eine Reiherschnabelart, welche in sandigen Gegenden in Nordamerika wildwachsend angetroffen wird, und im April und Mai blühet. Die Blät-

ter des Stengels sind gefiedert, die Blättchen dick, und die Einschnitte gleich breit. Die Blumenstiele stehen doldenartig am Ende eines gemeinschaftlichen Blumenstiels. Die Blumen sind blau und haben stehende Kelchblätter.

Alle Reiherschnabelarten lassen sich sehr leicht aus dem Samen ziehen, welcher im Frühjahr entweder in ein Mistbeet, oder an der bestimmten Stelle im Garten ausgesäet werden kann, auch vermehren sich die meisten Arten, welche in unsern Gärten im Freien fortkommen, durch Samenausfälle. Im Uebrigen geschieht die Behandlung wie schon oben bei den Storchschnäbeln angeführt worden ist. Wenn gleich alle Reiherschnabelarten, wie die Storch- und Kranichschnäbel, aus dem Samen gezogen werden können, so ist es doch hier auch besser, diejenigen Sorten, welche nicht einjährig, also auch nicht aus Samen zu ziehen nöthig sind, durch Wurzelzertheilung und durch Stecklinge zu vermehren, welches man auch auf die schon oben angeführte Art macht, indem man die jungen Stecklinge oder Wurzeltheile nach dem Einpflanzen nicht gleich der Sonne aussetzt, sondern sie so lange in den Schatten stellt, bis sie sich gehörig bewurzelt haben; nur dann erst kann man sie der Sonne aussetzen, jedoch auch nur der Morgensonne, nicht der Sonne des Mittags oder Nachmittags, welche zu stark darauf einwirken und das junge zarte Leben zerstören könnte, da es immer noch nicht Kräfte genug besitzt, um allen Einflüssen zu trotzen; denn dazu gehören schon mehrere Wochen. Es giebt einige Sorten, sowohl Reiher-, als auch Storch- und Kranichschnäbel, welche im Herbste bei dem geringsten Versehen leicht ihre Blätter fallen lassen, daher oft Unerfahrene sie für ganz abgestorben halten; allein daran muß man sich nicht kehren. Man darf sie nur gehörig in Acht nehmen, ihnen wenig Wasser, aber gehörige freie Luft geben, und sie so ganz ungestört stehen lassen, so werden sie den Winter über wieder so frisch und leb-

haft ausschlagen, als vorher; oft aber wird durch das Wasser, wodurch zuweilen Unerfahrene sie aus dem Stande ihrer anscheinenden Leblosigkeit zu retten suchen, ihr Untergang befördert. Auch mehrere Arten der Reiherschnäbel verbreiten des Abends, nach Sonnenuntergang, einen sehr angenehmen Geruch, und werden deshalb von Blumenliebhabern vorzüglich geschätzt. Bei Tage, besonders vor der Sonne Aufgang, bis zu derselben Niedergang, scheint man oft bei ihnen gar keinen Geruch zu bemerken, selbst wenn man denselben sehr nahe ist. Man leitet dieses daher, weil die Sonnenhitze des Tages die Ausdünstungen der Blumen so sehr verdünnt, daß ihr Geruch im Freien nur unmerkbar bleibt, um unsere Geruchsnerven zu reitzen; dieses fällt aber im Zimmer weg, wo sie bei der Sonnenwärme weit stärker ausdünsten, wenn nämlich die Sonne gerade auf die Fenster der Zimmer trifft, worin sich die Blumen befinden, und diese Zimmer auch zugleich zur Wohnung dienen; denn hier wird die Luft (Zimmerluft) nicht so verdünnt, wie im Freien, mithin empfindet man auch den Geruch der Blumenausdünstung hier stärker am Tage, besonders wenn es sehr heiß ist, wie auch schon oben, S. 607, angeführt worden. Dagegen duften sie aber sehr angenehm im Freien an kühlen Abenden, das heißt, wenn die Sonne untergegangen ist, und die Luft sich nach und nach abgekühlt hat, ohne eigentlich kalt zu werden. Auch die Reiherschnabelarten haben, wie die Pelargonien und Storchschnabelarten, oder eigentliche Geranien, sehr schöne Blumen, die sich sowohl wegen ihrer Farbe, als auch wegen ihrer Gestalt empfehlen, und daher auch in den Gärten und Zimmern gezogen zu werden verdienen.

Storchschnabel (Anemonenblättriger), **Geranium Anemonefolium**, s. oben, S. 600.

— (blutrother), **Geranium sanguineum**, s. daselbst, S. 595.

— (Böhmischer), **Geranium Bohemicum**, s. das., S. 601.

Storchschnabel (brauner), rothbrauner Storchschnabel, Geranium fuscum, s. oben, S. 597.
— (bunter, Geranium varium, s. das., S. 603.
— (feintheiliger), Geranium columbinum, s. das., S. 597.
— (gefleckter), Geranium maculatum, s. das., S. 601.
— (gestreifter), Geranium striatum, s. das., S. 595.
— (großwurzliger), Geranium macrorhizum, s. das., S. 602.
— (Hügel-), Geranium collinum, s. das., S. 602.
— (knotiger), Geranium nodosum, s. daselbst, S. 603.
— (purpurfarbiger), Geranium purpureum, s. daselbst.
— (rundblättriger), Geranium rotundifolium, s. das., S. 598.
— (silberblättriger), Geranium argenteum, s. das., S. 601.
— (stinkender), Geranium Robertianum, s. das., S. 596.
— (Sumpf-), Geranium palustre, s. das., S. 598.
— (Wald-), Geranium sylvaticum, s. das., S. 599.
— (weicher), Geranium molle, s. daselbst.
— (Wiesen-), Geranium pratense, s. daselbst.
— (zurückgebogener), Geranium reflexum, s. das., S. 603.
Reiherschnabel (Alpen-), Erodium alpinum, s. oben, S. 618.
— (bartiger), Erodium glaucophyllum, s. das., S. 610.
— (baumartiger), Erodium arborescens, s. das., S. 615.
— (bisamduftender), Erodium moschatum, s. das., S. 609.
— (Candischer), Erodium gruinum, s. das., S. 611.
— (dickblättriger), Erodium crassifolium, s. das., S. 619.

Reiherschnabel (drüsiger), Erodium glandulosum, s. oben, S. 617.
— (fleischfarbiger), Erodium incarnatum, s. das., S. 614.
— (gefleckter), Erodium guttatum, s. daselbst.
— (Griechischer), Erodium Chium, s. das., S. 612.
— (Johannisbeerblättriger), Erodium ribifolium, s. das., S. 616.
— (langschnäbliger), Erodium ciconium, s. das., S. 612.
— (Malopenartiger), Erodium malopoides, s. das., S. 619.
— (Malvenartiger), Erodium malacoides, s. das., S. 619.
— (Meerstrands-), Erodium maritimum, s. das., S. 615.
— (niedriger), Erodium chamaedryoides, s. das., S. 617.
— (rauher), Erodium hirtum, s. das., S. 614.
— (Römischer), Erodium Romanum, s. das., S. 616.
— (Schierlingsblättriger), Erodium cicutarium, s. das., S. 613.
— (Streifenfarnblättriger), Erodium asplenioides, s. das., S. 618.
— (Tatarischer), Erodium Tataricum, s. das., S. 616.

Storchstein, in der Lithologie, in einigen Gegenden ein Name, welchen die Belemniten oder Luchssteine führen, weil sie die Störche zuweilen in ihre Nester tragen sollen.

Stören, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben, wo es 1) eine Onomatopöie ist, eine gewisse, dem Laute dieses Zeitwortes angemessene Art des Geräusches zu bezeichnen. In dieser Bedeutung ist es zwar längst veraltet; allein es fin-

den sich dennoch häufige Spuren davon. Bei dem Ulphilas ist staurran, murren, brummen, welches ein Intensivum davon ist. Frisch führt verschiedene Stellen aus älteren Schriften an, woraus erhellt, daß Storing, Storling, Storin, Lärmen, heftiges Geräusch bedeutet habe. Dahin gehört auch unser Sturm, und ohne Zischlaut turniren, Lärmen machen, das alte Thor, der Donner, und andere mehr. — 2. In weiterer Bedeutung wurde es ehemals gebraucht, verschiedene Handlungen zu bezeichnen, welche mit diesem oder doch einem ähnlichen Laute verbunden sind. Daher das Griechische στορειν zu Boden werfen, welches noch in unserm zerstören und in den Intensivis sternere und stürzen zum Grunde liegt. Ehemals wurde storen auch für treiben gebraucht. Die Winde storen die Wolken zusammen, bei dem Frisch, daß es vor Zeiten auch für gehen, wandern gebraucht worden, erhellt aus dem noch Oberdeutschen Intensivum sterzen, störzen, im Lande herumwandern, daher ein Landstreicher daselbst ein Landstörzer heißt. S. Sterze und Sterzen. Jetzt braucht man es in dieser Form nur noch in der Bedeutung, auf ungebührliche oder unordentliche Art in etwas herumfahren. Alles herumstören, unordentlich herum werfen, um etwas darin zu suchen. Unter den Büchern herum stören. In alten Schriften stören, verächtlich für suchen, und wahrscheinlich daher, weil man auch sagt in alten Lumpen stören. Der Plundermatz stört in den Hadern, wenn er darin herum sucht, sie nach der Feinheit sortirt ꝛc. ꝛc. In den Rinnsteinen oder Rinnsälen stören, wenn man darin mit einem Stocke oder einer Hacke umher fährt, um Eisen, Knochen und andere harte Körper zu suchen; in dem Kothe stören, mit einem Stocke, einer Schippe darin herumwühlen. In ein Wespennest stören. Genug, wer Wespen stört, kriegt Beulen ins Gesicht (Canitz), wo es auf eine un-

gewöhnliche Art thätig gebraucht wird. In der Nase, in den Zähnen stören. Intensiva und Frequentativa davon sind in dieser Bedeutung die in den gemeinen Sprecharten üblichen stirlen, störlen, sturlen, storgen 2c. So auch Aufstören, Ausstören 2c. Hierher gehört auch die bei den Handwerkern übliche Bedeutung, wo stören so viel als in dasselbe pfuschen, ein Pfuscher seyn, nicht in der folgenden Bedeutung, als wenn es eigentlich hieße: die guten Ordnungen des Handwerks, dessen Vorrechte stören, sondern ohne Zweifel von stören, in so fern es ehemals auch herumgehen, wandern, bedeutete, und das Stammwort von dem schon gedachten sterzen ist. Daß diese Ableitung die wahrscheinlichste ist, sagt Adelung, erhellt aus dem beim Pictorius befindlichen Hauptworte Stör, das er durch die Arbeit eines Handwerks außer dem Hause erklärt: auf die Stör gehen, außer dem Hause arbeiten, eigentlich auf die Wanderschaft gehen. Weil die Pfuscher ehemals gemeiniglich im Lande herumwanderten, oder doch außer ihrem Hause arbeiteten, so hat daher auch das Zeitwort stören die Bedeutung des Pfuschens bekommen. Daher der Störer, im Oberdeutschen Störger, ein Pfuscher, in der Schweiz Schübler; die Störerey, in den gemeinen Sprecharten die Pfuscherey. Allein hier scheint Adelung auf jeden Fall zu irren, wenn er glaubte, daß in der angeführten Bedeutung stören so viel als wandern, herumgehen bedeutet habe, wo es mit pfuschen gleichbedeutend sey, oder vielmehr, daß stören hier pfuschen bedeute; denn auf jeden Fall ist stören in dieser Bedeutung von der folgenden thätigen Gestalt abgeleitet worden; denn es heißt hier, oder soll hier so viel heißen, daß der Verdienst des Handwerks geschmälert wird, indem Unbefugte sich in dasselbe eindrängen, also an der Arbeit Abbruch thun, einen Handwerker hindern, daß er nicht viel verdienen kann, da sich die Arbeit durch die Pfuscherey theilt.

II. Als ein thätiges Zeitwort. 1) Die Fortdauer einer Sache auf eine unerlaubte oder doch unangenehme Art unterbrechen; eine Figur der vorigen Bedeutung. Den Frieden, die öffentliche Ruhe stören. Das gute Vernehmen einer Familie stören. Stören sie meine Freude nicht. Kein Hauch stört die Heiterkeit der Luft. Ich sann dem Zweifel nach, der meine Ruhe stört (Gell.). Jemanden stören, ihn auf eine unangenehme Art in einer Handlung unterbrechen. Lassen sie sich nicht stören. Hier störet auch Alles. Das Geräusch störet mich im Nachdenken. Jemanden in der Andacht, in der Arbeit, im Studieren, in der Ruhe, im Schlafe, im Vergnügen, im Musiciren ꝛc. stören. — 2) Vernichten, den Zusammenhang aller Theile eines Dinges gewaltsam unterbrechen, in welcher Bedeutung es veraltet ist, seitdem das zusammengesetzte zerstören dafür üblicher geworden. Notker braucht noch storen für zerstören. Daher auch das Stören, und in der thätigen Bedeutung auch wohl die Störung.

Störer, 1) ein Pfuscher, in der schon oben, S. 625, angeführten Bedeutung. 2) Eine Person, welche die Fortdauer einer Sache auf eine unerlaubte oder doch unangenehme Art stört. Der Friedensstörer, im gemeinen Leben der Störefried. Der Störer der Ruhe und des Glücks seiner Nebenmenschen. Der Störer einer Verbindung ꝛc.

Storger, in einigen Gegenden Oberdeutschlands ein Pfuscher, und im engeren Verstande ein Marktschreier, Quacksalber. Hagedorn dichtet: Man waget den Versuch, und baut im nächsten Ort zwei große Storgerbühnen auf. Apollo hat als Arzt viel herrliches zu Kauf.

Störl, Stümmel, im Forstwesen, wenn ein Baum

in der Mitte entzwei, oder auch nur einige Klötze hoch abgebrochen ist, so heißt der Stock davon ein Störl.

Storniren, in der Handlung, wenn ein Buchhalter die aus Irrthum auf ein unrechtes Konto in dem Schuldbuche getragene Post auf der gegenüberstehenden Seite wieder abschreibt, und dadurch wieder auf das rechte Konto bringt. Eine solche Abschreibung selbst wird das Storno genannt.

Storno, s. Storniren.

Storque, in der Chirurgie, ein Instrument, welches der äußersten Spitze eines Spießes gleicht, und welches Aretäus zum Nasenschröpfen gebraucht hat.

Störr, auf den Tyroler Hüttenwerken, ein Maaß, womit die Asche oder andere Materialien gemessen werden; es hat einen Kubikfuß, und 3½ Tröge gehen in einen Störr.

Störrig, Bei- und Nebenwort. 1) Unbiegsam, doch nur im figürlichen oder moralischen Verstande, für hartnäckig, halsstarrig, in einigen Gegenden starrnackig. Ein störriger Mensch; störrig seyn. 2. Widerspänstig, Fertigkeit besitzend, der rechtmäßigen Gewalt hartnäckig oder anhaltend zu widerstehen und darin gegründet. Von einem demüthigen Retter läßt sich auch das störrige Laster am liebsten retten (Gell.). Aber mit dem Supino: sie waren storig hinaufzuziehen, 4 Mos. 4, 44, ist wider den Deutschen Sprachgebrauch. 3. Fertigkeit besitzend, Andere durch lieblose Worte und Geberden ohne Noth Beschwerden zu verursachen und darin gegründet. Ein störriger Mann. Eine störrige Antwort. Störrig seyn. Störrige Menschen, Röm. 1, 31, 2. Timoth. 3, 3, wo im Griechischen das Wort ἀστοργος, lieblos, steht. Störrig kommt von dem im Hochdeutschen veralteten, aber noch in einigen Gegenden üblichen Sturr, das Stammende eines gefällten Baumes, der Stock, von welchem Worte stockig, stöckisch,

verstockt, in ähnlichen Bedeutungen üblich sind. Für störrig, in der letzten Bedeutung, brauchen die Niedersachsen auch nur stur, welches mit dem Lateinischen austerus überein kommt, wo die erste Sylbe ein bloßer müßiger Vokallaut zu seyn scheint, der im Lateinischen und Griechischen, auch in vielen andern Wörtern nicht selten ist. Man sehe auch Starr, welches gleichfalls sehr nahe damit verwandt ist.

Störrigkeit, das Abstraktum des vorigen Worts in dessen sämmtlichen Bedeutungen. Bittere, friedenlose, unmuthige Störrigkeit, die überall lästig ist, Hermes, in der letzten Bedeutung des vorigen Worts.

Störstange, Fischtrampe, bei den Fischern, eine vorn mit Filz oder Leder versehene Stange, die Fische damit aus ihren Löchern zu stören und in das Netz zu jagen.

Stort, Basson, ein blasendes Instrument oder Klingspiel mit einem schnarrenden Mundstücke, welches zum Basse bei andern Instrumenten, besonders bei Flöten, Schalmeyen und Hautbois, gebraucht wird.

Störte, im Deichbaue, nennen Einige die Wippe.

Storter, eine Silbermünze in Holland, die 2½ Stüver gilt.

Störtewerk, in einigen Marschgegenden so viel, als das Deichpfand oder der Deichantheil eines Deichpflichtigen.

Störtung, im Deichbaue, s. Stürzung.

Storze, bei den Wollstreichern, wenn sich unten an der Schrobel während des Schrobelns zu viel Wolle anhäuft, welche Storze genannt wird, und das Streichen erschwert. Dieses kann der Streicher vermeiden, wenn er beständig einen gleichen Strich führt.

Störzer, in Halle, beim Salzwerke, diejenigen Leute, welche die Eymer mit der Soole in den Kasten oder Trog einstürzen.

Alle übrigen mit Stör zusammengesetzten Wörter,

wie Störangel, Störarten, Störblase, Störfisch, Störfleisch, Störhaken, Störhandel rc. s. oben, S. 550 u. f.

Stoß (mit einem langen o), von dem Zeitworte stoßen. 1. Eigentlich die Handlung des Stoßens, eine schnelle und heftige Bewegung eines Körpers auf einen andern. So heißt in der Physik, die Wirkung eines Körpers mit seiner Bewegung in einem andern Körper, der Stoß. Jemanden einen Stoß mit dem Fuße, mit dem Ellenbogen geben. Der geringste Stoß wird es fallen machen. Der Stoß des Windes, der Windstoß. Stöße bekommen, im gemeinen Leben auch für Schläge. Ehemals wurden Stöße auch für Krieg und Streit gebraucht. Oft ist Stoß so viel als ein Stich mit einem Seitengewehre, Degen. Sich auf den Stoß schlagen. Auf den Hieb und auf den Stoß, wofür man auch Stich sagt. Auf den Hieb und auf den Stich. Ein Rappier auf den Stoß und auf den Hieb. Jemanden einen Stoß beibringen. Einen Stoß ausparíren. Der Stoß ging durch das Herz. Jemand führt einen guten Stoß, wenn er die Klinge gut zu gebrauchen, gut zu handhaben weiß; s. Stoßfechten. An einigen Orten wird auch der Eisgang, das ist, wenn das Eis auf den Flüssen aufgeht, und mit Heftigkeit auf die Gegenstände stößt, der Stoß genannt. Der Stoß geht, der Stoß geht auf, der Eisstoß. — Bei den Jägern ist der Stoß ein kurzer Absatz mit dem Hifthorne. — Figürliche Arten des Ausdrucks sind: Seinem Herzen einen Stoß geben, etwas wider seine Neigung thun, sich Zwang, Gewalt anthun. Das wird seiner Gesundheit, seiner Ehre, seinem guten Namen, seinem Wohlstande einen Stoß geben, einen merklichen Nachtheil bringen. Das hat ihm den letzten Stoß gegeben, ganz ruinirt oder zu

Grunde gerichtet. Wie viel Stöße hat er nicht schon erhalten, ohne auf den Gegenstand zu merken, wie viele Erinnerungen, oder Anzeigen, Fingerzeichen. Alle Stöße helfen bei ihm nichts, alle Mahnungen. — 2) Figürlich, dasjenige, woran man stößt oder woran etwas stößt, wo es doch nur in einigen Fällen als ein Kunstwort üblich ist. (1) In mehr eigentlichem Verstande wird der hintere Theil der Nabe, wo sie an die Achse stößt, der Stoß genannt. In einem andern Verstande sind die Stöße eiserne Nägel am Wagen, mit breiten langen Haken, welche auf jeder Seite des Rungstocks eingeschlagen werden, da, wo der Stoßring des Rades an den Tragering stößt. Die beiden erhöheten Enden der Mittelachse, an welchen die Räder über den Achsschenkel anliegen.—In der Jägerey ist der Stoß oder das Stoßnetz, ein Netz, in dessen Mitte eine lebendige Taube angepflöckt ist, Stoßvögel, wenn sie auf die Taube stoßen, damit zu fangen. Bei den Falkenierern wird es die Rinne oder das Rinngarn genannt.—In einigen Oberdeutschen Gegenden wird Stoß auch von der Grenze gebraucht.—Der Boden eines Pulvergeschützes, als einer Kanone, eines Mörsers, heißt bei der Artillerie gleichfalls der Stoß. Es ist der hintere dicke Theil bei einer Kanone, an welchem die Traube und das Zündloch ist, und bei den Mörsern ist es der Theil hinter der Kammer. Nach Adelung hat dieser Theil der Namen Stoß entweder daher erhalten, weil er den Stoß des Pulvers am nächsten ausgesetzt ist, oder auch in der folgenden vierten Bedeutung des Endes eines Raumes. Nach noch weitern Figuren ist der Stoß zuweilen (2) ein hervorragendes Ding. So wird der Hintere an dem Federvieh oder Geflügel im Oberdeutschen der Stoß genannt, wofür im Hochdeutschen Steiß, und im Niederdeutschen Stüt üblich ist. Der Kälberstoß ist im Oberdeutschen eine Kälberkeule. Der Stoß von

einem Schöps, der Schöpsenstoß, eine Schöpskeule. — (3) Ein senkrechter Haufe mehrerer Dinge. Ein Stoß Holz, ein Stoß oder Haufe senkrecht auf einander geschichteten Holzes. So auch ein Stoß Papier, ein Stoß Bücher, ein Stoß Akten. Ein Stoß oder Stößlein Thaler, ein Haufe aufeinander gesetzter Thaler. Ein Stoß Kisten, mehrere in einander gesetzte Kisten oder Kasten, wie man sie von den Kistenmachern erhält. Gewöhnlich besteht ein solcher Stoß aus ½ Dutzend oder 6 Stück, wo immer eine Kiste kleiner, als die andere ist, um die kleinerere in die größere zu stellen. So hat man Stöße von verschiedener Größe, große, mittlere und kleine, daher ein Stoß großer Kisten, sechs Stück, ein Stoß kleiner Kisten, sechs Stück ꝛc. Ein Stoß Teller, ein Dutzend oder zwölf Stück auf oder in einander gesetzter Teller. In den Steinbrüchen ist ein Stoß Stein, mehrere Lagen Stein übereinander. Ein Stoß Bretter, beim Zimmermann und Tischler, mehrere lange Bretter übereinander gelegt, wie sie aus den Baumstämmen geschnitten worden. Ein Stoß Mauer- oder Backsteine, mehrere Hundert auf einander oder an einander gestellter Steine; so auch ein Stoß Dachsteine. Daher im Oberdeutschen auch stotzig, stotzachtig, für jähe, steil, gebraucht wird. Im ähnlichen Verstande wird es in der Schweiz auch von einer Menge, von einer bestimmten Zahl gebraucht. Ein Stoß Vieh ist im Kanton Glarus so viel Vieh, als der Werth von 30 Gulden beträgt, daher werden daselbst zwei Rinder (nicht zweihundert, wie es im Frisch heißt), auf einen Stoß gerechnet, dagegen sieben Schafe gleichfalls für einen, eine Kuh auch für einen Stoß, ein gestanden Pferd wird aber für vier Stöße gerechnet. Ein Alp kann oft achthundert Stöße Vieh sommern, den Sommer über ernähren (Tschudi). Vielleicht bedeutet, nach Adelung, Stoß hier eigent-

lich den Stoß oder Haufen Gulden von 30 Stück, nach welchem hier der Werth des Viehes bestimmt wird. — (4) Das Ende eines Raumes, gleichfalls nur in einigen Fällen. So wird im Bergbaue das Ende eines Stollens oder einer Grube der Stoß genannt, welchen Namen daselbst auch der Ort bekommt, wo sich die Strossen enden oder anfangen. Die Markscheide einer Grube, da die Zeche ein Ende hat. Eben daselbst heißen auch die beiden kürzeren Seiten eines Schachtes die Stöße. Ein Streifen Zeuges, womit der Saum der Weiberröcke auf der unrechten Seite besetzt und verstärkt wird, heißt gleichfalls der Stoß, entweder auch in dieser Bedeutung des Endes, oder auch, weil er hindert, daß sich der Saum nicht so bald abstoße. In den Monseeischen Glossen ist Stozza, der Grund. — Auch der starke eiserne Ring auf der Pumpenstange einer Windbüchse, der mit einem Stifte daran befestiget ist, und verhindert, daß die Stange bei dem Pumpen nicht bis auf den Boden stoßen und das Ventilgehäuse der Pumpe verletzen kann, heißt der Stoß. — Bei den Kartenmachern enthält der Stoß fünfundzwanzig Leimblätter, zwölf machen ein Pack. — Stöße nennt man auch die vier Seiten eines Brunnens oder Schachtes beim Minenbaue. — Beim Böttcher ist ein Stoß Stäbe, die aufgestellten Stäbe von Eichen- oder Fichtenholz zu den Fässern, welche er auf seinem Hofe oder auch in seiner Werkstatt aufstellt, das heißt, in Quadrat hohl übereinander legt, damit sie noch austrocknen können, obgleich er sie schon von den Stabholzhändlern trocken geliefert erhält. Auch bei den genannten Händlern werden die zu Stäben gehauenen Klötze, welche im Walde in viereckige hohle Haufen zum Trocknen aufgestellt werden, Stöße genannt. Ein Stoß Stäbe, ein Haufen dergleichen Stäbe.

Stoß, in der Artillerie, s. oben, S. 630.

—, im Bergbaue, s. oben, und S. 631.

Stoß, beim Böttcher, s. oben, S. 632.

—, beim Buchbinder, Buchhändler und Bücherhändler, eine zusammengesetzte oder zusammengelegte Reihe eingebundener Bücher. Beim Buchhändler, besonders Sortimentshändler, wird auch eine zusammengelegte Anzahl roher Werke, nach dem Namen der Verfasser oder des Titels der Werke alphabetisch geordnet, ein Stoß genannt. Ein solcher Stoß ist mit Bindfaden in Kreuz überschnürt oder überbunden, und der Buchstab, auf einen Zettel geschrieben, daran gesteckt.

—, beim Bücherhändler, s. den vorhergehenden Artikel.

—, beim Buchhändler, s. daselbst.

—, beim Eise, s. oben, S. 629.

— (Fahr-), s. Stoß (oberer).

—, in der Fechtkunst, s. oben, S. 629, und Stoßfechten.

—, beim Federvieh, s. oben, S. 630.

— (Filz-), beim Papiermacher, ein gewisser Haufen Filze, zwischen welche die geschöpften Papierbogen gelegt werden. Ein solcher Stoß besteht aus mehr und wenigern einzelnen Filzen, nachdem das geformte Papier groß oder klein ist. Man hat Stöße von zweihundert und sechzig Filzen, aber auch nur von hundert Filzen. Ein solcher ganzer Stoß Filz, mit denen dazwischen gelegten Bogen kommt zusammen unter die Presse.

— (ganzer), das ganze Gestein, am Ende oder der Markscheide eines Gebäudes, bis wohin das Erz oder Gestein weggehauen worden, und welches nicht weiter bearbeitet wird; s. auch oben, S. 632.

— (Grenz-), s. daselbst, S. 630.

—, ein Haufen verschiedenartiger Gegenstände, auf- oder nebeneinander gesetzt, s. oben, S. 631, als Papier-, Akten-, Thaler-, Teller- rc. Stoß.

—, beim Jäger, s. das., S. 629.

—, in der Jägerey, s. das., S. 630.

Stoß (Kälber-), s. oben, S. 630.
—, beim Kartenmacher, s. das., S. 632.
—, beim Kistenmacher, s. das., S. 631.
— (kurzer), im Bergwerke, die breite Seite eines Schachtes.
— (langer), im Bergwerke, die lange Seite eines Schachtes.
— (Lanzen-), bei Pferden, s. Th. 64, S. 709.
—, im Minenbaue, s. das., S. 632.
— (oberer) Fahrstoß, im Bergwerke, bei Schachten, die aus Fahr- u. Treibschachten bestehen, der kurze Stoß an dem Fahrschacht, worin man auf- und absteigt.
—, in der Physik, s. oben, S. 629.
—, beim Schmid, die eisernen Nägel am Wagen, s. oben, S. 630.
— (Schöpsen-), s. das., S. 631.
—, in der Sprachkunst, s. das., S. 629 u. f.
—, beim Stabholzhändler, s. das., S. 632.
—, beim Stellmacher, der hintere Theil der Nabe, s. das., S. 630.
—, beim Tischler, s. das., S. 631.
— (Vieh-), in der Schweiz, s. daselbst.
—, an den Weiberröcken, s. das. S. 632.
—, an der Windbüchse, s. daselbst.
—, beim Zimmermann, s. das., S. 631.

Stoßaar, s. Stößer und Stoßvogel.

Stoßadler, Fischadler, Meeradler, Flußadler, Balbuzard, Beinbrecher, Falco Haliaetus. Dieser Vogel wird von einigen Naturforschern nicht unter die Adlerarten gerechnet, so wie hier überhaupt noch ein Unterschied unter oder zwischen dem Fluß- und Meeradler gemacht wird; es sind daher zwei verschiedene Arten, denen man dieselben angeführten Namen beigelegt findet. Von dem hier eigentlich die Rede ist, nämlich als Stoßadler, ist der Balbuzard, Falco Haliaetus, Fr. le Balbusard, welcher auch Entenstößer, Moosweihe genannt wird, und auch die Namen

Flußadler und Fischadler führt, weil er sich an den Ufern der Flüsse, Teiche 2c. aufhält, also nur im süßen Wasser fischt. Da man nun von einigen Naturforschern angeführt findet, daß die Jungen des Balbuzards nicht wieder kleine Balbuzarde, sondern Beinbrecher wären, so hat man ihn auch Beinbrecher genannt. Dieser Stoßadler oder Balbuzard weicht in Hinsicht seines Fluges, Aufenthaltes, seiner Sitten und Lebensart von den übrigen Adlern sehr ab. Er hält sich nicht auf Bergen und Felsen auf, sondern in morastigen Gegenden an fischreichen Seen und Flüssen, und lebt von Fischen und andern auf dem Wasser sich aufhaltenden Thieren, so z. B. stößt er auch auf Enten. Er ist nicht so groß, als der Meeradler. Das Männchen hat eine Länge von 1 Fuß und 10 Zoll, und das Weibchen von 2 Fuß; dieses ist also um 2 Zoll länger. Der Kopf, Hals und Untertheil des Körpers ist weißlich, und ein Streif an jeder Seite des Halses dunkelbraun; von derselben Farbe sind auch die Flügel und die Oberseite, oder der Rücken des Vogels. Die Zehen sind ohne Bindehaut, und die Füße und Beine oder Schenkel unbehoset. Die Flügel sind lang und spitz. Die Füße und kahlen Schenkel sind bald blau, bald gelb. Man findet ihn in den nördlichen Ländern der alten und neuen Welt an fischreichen Gewässern, wie schon oben angeführt worden. Er stößt auf die Fische herab, welche nahe an die Oberfläche des Wassers kommen, und schlägt seine Krallen oft so tief in das Fleisch derselben, daß er oft eine Beute der Fische wird, statt, daß sie seine Beute werden sollen; denn wenn der Fisch, dem er seine Krallen eingeschlagen hat, stärker ist, als er, so zieht er ihn mit sich in das Wasser hinab, und er ersäuft.

Der große Fischadler, See- oder Meeradler, der auch Stoßadler genannt wird, weil er auch auf die Fische herabstößt, dann auch Beinbrecher, **Falco ossifragus s. albicilla**; Fr. **l'Orfraie ou grand Aigle de mer**, ist weit größer, als der vorhergehende;

seine Länge beträgt 3 Fuß, und seine Breite, bei ausgestreckten Flügeln, 8 Fuß; er hat also die Größe des Steinadlers. Die Zehen haben keine Bindehaut, und die Fußwurzeln sind nur an der obern Hälfte befiedert. Er hat kein reines dunkelbraun, sondern der Grund ist mehr hellbraun, mit einem dunkelbraunen Flecke auf jeder Feder; die Schwungfedern sind schwärzlich, und der Schwanz weiß, der Kopf ist hellbräunlich grau. Die Jungen sind am dunkelsten, die Alten weit lichter. Er bewohnt den Norden von Europa, Asien und Amerika. und hält sich an den Meeresküsten, aber auch an Seen und Flüssen auf, wie der vorhergehende; jedoch findet man ihn mehrentheils am Meeresstrande, woher er auch den Namen See- oder Meeradler erhalten hat. Er stößt, wie der Balbuzard, auf die nahe an die Oberfläche des Wassers kommenden Fische herab, und taucht halb ins Wasser, um sie zu erhaschen, und da er sich auch oft an große Fische wagt, die weit stärker sind, als er, so wird er bei dem zu tiefen Einschlagen seiner Krallen, so daß er sie nicht schnell genug losmachen kann, mit in die Tiefe hinabgezogen und ersäuft. Man hat Fische gefangen, welche die Klauen des Seeadlers in ihrem Rücken trugen, woraus hervorging, daß er eine Beute des Wassers geworden ist, indem ihn die Fische mit sich hinabgezogen haben. Im Winter macht er sich auf dem Lande zu thun, und verfolgt kleine Säugethiere, welche er sich zur Nahrung ausersehen. Wenn gleich der Meeradler ein starker und gefährlicher Räuber ist, so soll er doch an Kraft, Muth und Gewandtheit dem Steinadler nachstehen. Auch hier scheint beim Cüvier und einigen neuern Naturforschern eine Verwechselung zwischen zwei Adlern Statt zu haben, nämlich zwischen dem oben angeführten und dem weißschwänzigen Adler, der auch Fischadler, aschgrauer Adler genannt wird, **Falco albicilla**; Fr. **le Pygargue ou Aigle à queue blanche.** Er hat ein braunes mit grau gemisch-

tes Gefieder, nur ist der Kopf blasser, der Schwanz hat ein sehr lichtes Weiß, und der Schnabel und die Füße sind blaßgelb. Er hat dieselbe Größe des Meeradlers, hält sich in den nördlichen Tannenwäldern auf, greift Schweine und Schafe an, und raubt dem Entenstößer oft die Fische wieder, die sich derselbe gefangen hat. Nach der Beschreibung kommen beide Adler in Größe, Farbe ꝛc. so ziemlich überein, und da er auch Fischadler genannt wird, so scheint er auch auf Fische zu stoßen. Sind nun beide Adler wirklich verschiedene Arten, so scheint hier eine Verwechselung in der Beschreibung derselben Statt zu finden, oder eine Verwechselung der Namen ꝛc.

Zu den Stoßadlern zählt man auch noch den Heiduckenadler, welcher sich in Amerika findet. Er hat ein hellgraues Gefieder, wovon jedoch die Spitzen der Flügel und des Schwanzes eine Ausnahme machen, die einen gelben Saum haben. Er hat lebhafte funkelnde Augen, einen schnellen Flug, und ist besonders den kleinen Papageyen sehr gefährlich, auf die er aus der Luft wüthend herabstößt, zur Erde wirft, und in Stücke zerreißt. Er zeichnet sich auch besonders dadurch aus, daß er, nebst zwei andern kleinen Federn, zwei schwarze über zwei Zoll lange Federn auf dem Wirbel des Kopfes hat.

Stoßaxt, bei den Zimmerleuten, eine Axt ohne Helm zum Stoßen, das ist, ein langes paralleles Eisen mit einer Schneide, die Winkel der Zapfen mit einem Stoße gleich zu machen. Man soll diese Axt als einen großen Meißel betrachten. Die Klinge ist 1 Fuß 9 Zoll lang und 2 Zoll breit; ihr hohles Gehäuse springt an einer Seite etwas mehr vor, damit der Handwerker die Axt um so bequemer fassen kann, wenn er damit die Zapfenlöcher rein stößt, glättet oder putzt. Ihre Schneide hat einen Ballen, wie die Ballenmeissel, das heißt, eine Bahn an einer Seite. Ist ein Zapfenloch sehr tief und geht es

durch das Bauholz, so steckt er in das Gehäuse oder Auge ein Stück Holz, und hält hiermit beim Gebrauche die Axt fest, damit er sich nicht die Finger verletze.

Stoßbahn, s. Stoßspiel.

Stoßbalken, Querschwelle, bei der Artillerie, ein vierkantiges Stück Holz, welches bei den Bettungen der Batterie nach der Länge an die Brustwehr gelegt wird, damit die Räder daran stoßen und die Brustwehr nicht ruiniren. Eine Kriegsmaschine bei den Römern, s. Th. 52, S. 705 u. f.

Stoßbank, bei den Böttchern, ein stehender Hobel, in Gestalt einer Bank, die Dauben darauf zu bestoßen, damit sie gehörig aneinander gefügt werden können; die Fügebank.

Stoßbeil, beim Holz- und Metallarbeiter, eine Art Drillbohrer.

Stoßbolzen, bei der Artillerie, diejenigen Bolzen, welche von oben durch die Laffetenwände hinuntergehen, oben einen platten oder auch zugespitzten Kopf, unten aber ein längliches Loch zu einer Splinte oder Schließe haben.

Stoßbrett, Stoßpost, ein Brett oder Post, welches man vor oder hinter einer Hölzung eines Deiches einstößt, damit bei entstehender Vertiefung die Erde nicht unten durch abschießen möge.

Stoßbühne, im Bergwerke, eine kleine Bühne in dem Stoße, das ist, der schmalen Seite des Schachtes, worauf die Bergleute ausruhen.

Stoßdegen, beim Schwerdfeger, ein Degen, dessen Klinge schmal und sehr spitz ist, und daher bloß zum Stoßen im Fechten gebraucht werden kann, zum Unterschiede von einem Hieber, welcher zum Hiebfechten gebraucht wird. Zu den Stoßklingen gehören vornämlich die Schilfklingen; s. unter Stoßfechten.

Stöße, Gestöße, beim Kohlenbrenner, wenn der brennende Meiler platzt, oder wohl gar mit einem Knalle ineinander fällt.

Stoßeisen, im Allgemeinen, ein Eisen oder eine eiserne

Stange, damit zu stoßen, oder etwas zu zerstoßen. Beim Brunnenmacher, ein langes Eisen, vorn mit einer ausgerundeten Schneide, womit bei eingefrornen Pumpen das Eis oben in der Mündung herausgestoßen wird. — Beim Büchsenschäfter, das starke Eisenblech, welches in den Schaft, in ein darein gemeißeltes Loch eingesetzt wird, und worauf das Ende des eisernen Ladestocks, wenn er in seiner Rinne steckt, ruhet. Es verhindert, daß der eiserne Ladestock beim Gebrauche das Loch nicht tiefer durchbohre; überhaupt, daß er nicht den Schaft zersprenge, wenn er mit Gewalt in seine Nuth geworfen wird. — Im Bergbaue führt das Eisen, womit die Ofenbrüche ausgestoßen werden, den Namen des Stoßeisens. Es ist drei Fingers breit, zwei Fingers dick, und drittehalb Spannen lang, und hat einen langen hölzernen Stiel. — Beim Kürschner, ein nach einem flachen Bogen gekrümmtes Eisen, welches in eine Falze des Eiser- oder Linderstollens gesteckt wird, und auf dessen äußern Schneide die Aasseite der Wollpelze abgezogen wird; s. unter Kürschner, Th. 57, S. 30, und Fig. 3415. — Beim Sattler, Riemer und Täschner, ein Haueisen, s. unter Riemer, Sattler und Täschner, Th. 123, S. 386, und Fig. 7090 und 7091. — In der Landwirthschaft, ein scharfes Eisen an einem langen hölzernen Stiele, welches wie ein großes Lateinisches **S** in der Schneide gebogen ist, überhaupt das ganze unten am Stiele befindliche Eisen hat diese Gestalt; es werden damit Gewächse: Feld- und Gartenfrüchte, als Kartoffeln, Rüben aller Art, Kohl &c., in einem Troge fürs Vieh gestampft oder stoßend zerschnitten. — Im Deichbaue, ist das Stoßeisen, ein eisernes Instrument oder Werkzeug, einem sogenannten Bechtel, welchen die Tischler gebrauchen, ähnlich, aber ganz von Eisen, unten mit einer Platte, die 3 Zoll breit, ½ Zoll dick, und mit einer etwa 4 Fuß langen, und Fingers dicken Stange, auf dem obern Ende mit einer Oese oder Krücke verse-

hen ist. Es wird zum Loßeisen bei den Stackwerken und Schleusen gebraucht. — Ein ähnliches Eisen gebraucht man auch Löcher durch das Eis in den Fluß zu stoßen, um so die Dicke des Eises zu untersuchen; auch wohl um nachher größere Wuhnen in das Eis zu hauen, damit die Fische Luft haben; auch zum Aufeisen, wenn der Frost steht, und das Thauwetter sich einstellt. — An der Achse eines Wagens, beim Schmid, führt ein gewisses Eisen, woran die Nabe des Rades stößt, den Namen des Stoßeisens, s. auch oben, unter Stoß, S. 630, und unter Kutsche, Th. 57, S. 183; hier und in der vorigen Bedeutung ist es also ein Eisen, welches an etwas stößt.

Stoßeisen, zum Aufeisen ꝛc., s. oben.
—, im Bergbau, s. daselbst, S. 639.
—, beim Brunnenmacher, s. daselbst.
—, beim Büchsenschäfter, s. das.
—, im Deichbaue, s. das.
—, beim Kürschner, s. das.
—, an einer Kutsche ꝛc., s. oben.
—, in der Landwirthschaft, s. das., S. 639.
—, beim Riemer, s. daselbst.
—, beim Sattler, s. das.
—, beim Schmid, s. oben.
—, beim Täschner, s. das., S. 639.

Stößel, ein Werkzeug zum Stoßen, wo es in vielen Fällen für Stößer üblich ist. Der Stößel in einem Mörser, die Keule, wie man sie sowohl in den messingenen Küchenmörsern gebraucht, als auch in den großen eisernen Mörsern bei den Kaufleuten, Apothekern ꝛc. — In der Feuerwerkskunst ist der Stößel ein Werkzeug von Holz, auch von Eisen, eine Art Stämpel, um das Pulver in den Racketen damit festzustoßen. Bei großen und mittelmäßigen Racketen ist er meistens von Holz, bei kleinen von Eisen. Zu jedem Racketenstocke gehören vier verschiedene

Stößel, als: 1) ein Winkelstößel, 2) ein Füllstößel, 3) ein Satzstößel, welcher hohl ist, und 4) ein kleiner Füllstößel, welcher auch massiv ist. Die Länge des Winkelstößels soll der Höhe der Form gleich seyn, doch muß solcher etwas länger seyn, als die Höhe des hohen Stockes, wegen Aufwindung des Papiers; die Dicke soll aber $\frac{10}{16}$ Theil des Diameters betragen. Bei der Handhabe muß bemerkt werden, daß solche wenigstens einer Spanne lang und rund gedrehet seyn soll. — Satzstößel giebt es zwei Arten, welche zu den Racketenstöcken gebraucht werden, die keinen Dorn haben, und die man bohren muß, oder man gebraucht sie zu denen, die einen Dorn haben. Im ersten Falle sind sie gleich der Höhe des Racketenstockes und haben $\frac{1}{12}$ weniger zur Dicke, als die vorigen; sie müssen unten flach und gleich seyn, damit der Zeug in der Hülse um so besser auf einander geschlagen werden könne; im andern Falle aber ist solche zehnmal, so weit die inwendige Tiefe oder papierne Hülse reicht. Die Länge des kurzen Stößels soll gleich seyn der Höhe, so weit das Spatium von oben herab bis auf die Dornspitze geht. Die Dicke derselben ist gleich der Dicke des vorigen Stößels. Die Handhaben sollen oben breit und zu den großen Racketen mit eisernen Reifen versehen werden, damit solche in dem Schlagen nicht kleiben oder spalten. — Der Pisirstößel, beim Baue von gestampfter Erde, s. unter Lehm, Th. 70, S. 197, und Fig. 4119. — Beim Knaufmacher, ist der Stößel an der Presse desselben dasjenige Stück, das mit seinem Zapfen unter dem Schlosse der Maschine eingesetzt, und durch Schrauben an den vier Seiten des Schlosses festgehalten, und worein der Zapfen der Stanzen eingeschoben wird. Der Stößel, der aus zwei gleichen Hälften nach der Länge zusammengesetzt ist, durchbohrt die beiden Riegel der Presse, und wird von ihnen in einer gleichmäßigen Richtung erhalten. Er trägt gleichfalls ein Schloß, worin

die eingeschobene Stanze an einem Zapfen festgeschraubt wird; daher besteht der Stößel auch aus zwei Theilen, damit sich der Zapfen der Stanze bequem einschieben läßt. — Beim Töpfer, ein Thonhaufen, der vollkommen zugerichtet ist, und von welchem die Platten der Ofenkacheln abgeschnitten, und hernach, wenn sie ein wenig abgetrocknet sind, geformt werden. — Bei den Webemaschinen oder Maschinenstühlen sind die Stößel horizontal liegende Drähte, welche verhindern, daß nicht alle Drähte und ihre Litzen gehoben werden können, sondern nur diejenigen, welche gehoben werden sollen; s. unter Weberey, Webestuhl und Webemaschine unter W. — Zuweilen scheint es auch einen Gegenstand zu bezeichnen, welcher gestoßen wird. So wird der Vorstecker oder Nagel an dem Pflugbalken, vermittelst dessen der Pflug hoch oder tief gestellt wird, der Stößel genannt. So befinden sich an den Kutschengeschirren Stößel mit Schnallen. — Im Mühlenbaue sind die Stößel, Stampfen; s. diese, Th. 169, S. 526.

Stößel, in der Feuerwerkskunst, Racketenstößel, s. oben, S. 640.

—, beim Knaufmacher, s. daselbst, S. 641.

—, an den Kutschengeschirren, s. oben.

—, im Mörser, s. daselbst, S. 640.

—, im Mühlenbaue, s. oben.

—, am Pfluge, s. daselbst.

— (Pisir-), s. das., S. 641.

— (Racketen-), s. Stößel in der Feuerwerkskunst.

—, beim Töpfer, s. oben.

Stoßen, mit einem langen o, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein thätiges Zeitwort oder Aktivum, aus einer geringen Entfernung schnell und heftig nach einem Körper zu be-

wegen, um denselben aus seinem Orte oder seiner Lage zu bringen. — 1) Eigentlich. Jemanden mit dem Fuße, mit dem Ellenbogen in die Seite stoßen. Mit dem Fuße in den Hintern stoßen. Der Ochse stößt mit den Hörnern. Zu Boden stoßen; über den Haufen stoßen; sich an etwas stoßen. Mit dem Fuße an einen Stein stoßen. Sich eine Beule, ein Loch stoßen. Jemanden von etwas wegstoßen, ihn in den Koth, aus dem Hause stoßen. Einem das Messer in den Leib, den Degen in die Brust stoßen. Da es denn auch von verschiedenen Handlungen gebraucht wird, welche mit dem Stoße verbunden sind. Mit dem Degen nach Jemanden stoßen. Jemanden über den Haufen stoßen, mit einem spitzigen Instrumente so stechen, daß er zu Boden fällt. Einen Pfahl in die Erde stoßen, mit einem Stoße in die Erde stecken. Die Tischler stoßen einen Leisten, wenn sie ihn mit dem Hobel verfertigen, also mit dem Hobel abstoßen, wofür man auch abstoßen und bestoßen sagt. Besonders mit Stößen zermalmen. Gewürze in einem Mörser stoßen. Etwas zu Pulver stoßen, klein stoßen, Pfeffer, Englisches Gewürz, Zimmet, Macisblumen, Senf &c. stoßen. — Daher die figürlichen Redensarten: Jemanden von sich stoßen. Jemandes Anerbietungen von sich stoßen, sie aus Verachtung nicht annehmen wollen. Sie stoßen alle Philosophie über den Haufen (Gell.), vernichten sie, heben sie, ihre Erweislichkeit und ihren Nutzen auf. Einen Regenten von dem Throne stoßen, ihn der Herrschaft gewaltthätig berauben. So auch Jemanden von seinem Amte, aus dem Rathe, aus einer Gesellschaft stoßen. Man stieß ihn aus einer Verbrüderung, einer Zunft, einer Innung; hielt ihn nicht werth, länger in derselben zu bleiben. In das Gefängniß stoßen, werfen, Jemanden

vor den Kopf stoßen, sein Mißvergnügen durch eine unerwartete Beleidigung erwecken. – 2. Figürlich. (1) Sich an etwas stoßen, ein Bedenken dabei haben, auch Anstoß. Woran stößt sich denn dein Herz noch? (Gell.) Im andern Verstande ist, sich an etwas stoßen, sich ein wenig daran ärgern. So wird er seyn ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Aergerniß. Daß ihrer viel sich daran stoßen werden, Es. 8, 15. Aber, die Sache stößt sich noch daran, ist so viel, sie wird noch dadurch gehindert, aufgehalten. Es stößt sich noch an eine Kleinigkeit. — (2) Zuweilen verliert sich der Begriff der Heftigkeit, und da ist zusammenstoßen in manchen Fällen so viel, als zwei Stücke mit den Enden einander nähern, ingleichen auf solche Art verbinden, in welcher Bedeutung es bei den Schneidern, Tischlern rc. vorkommt; s. unter Schneider und Tischler. Hier ist zusammenstoßen bei dem Schneider so viel, als zwei Stücke Tuch so durch Nähen vereinigen, daß man die Nath kaum gewahrt, und bei dem Tischler zwei Bretter so in Leim bringen, oder durch Leim vereinigen, daß man die Zusammenfügung kaum bemerkt. Im Oberdeutschen ist Geld zusammenstoßen so viel, als es zusammenschießen oder legen.

II. Als ein Zeitwort der Mittelgattung. 1. In mehr thätigem Verstande, mit dem Hülfsworte haben. An etwas stoßen, es mit einem Stoße berühren. Die Wände stoßen an oder auf das Haus. So stößt der Aar oder Adler auf das Wild herab, der Habicht stößt auf Enten, Tauben, wenn er mit einem Stoße auf sie niederfährt. S. Stößer und Stoßvogel. In das Horn, in die Trompete stoßen, einen kurzen Satz blasen. Bei den Jägern sagt man: der Jäger stößt ein gutes Horn, für bläset. — 2. In mehr leidendem Verstande und mit dem Hülfsworte seyn, gestoßen werden, heftig an einen

andern Körper getrieben werden, so, daß der diesem Zeitworte eigene Laut entsteht. (1) Eigentlich, wo es doch nur selten vorkommt. Das Schiff stieß auf den Grund, ist auf den Grund gestoßen. — (2) Figürlich. (a) Zu Jemanden stoßen, sich ihm nähern, und sich mit ihm vereinigen, von Truppen und Mannschaften. Es sind noch hundert Mann zu dem Regimente, zehn Regimenter zur Armee gestoßen. Hier stößt eine Kolonne an die andere. Zu dem Fußvolke ist auch Reiterei und Artillerie gestoßen. Die Feinde stoßen auf einander, statt treffen. — (b) Auf Jemanden stoßen, ihm unvermuthet begegnen; ingleichen auf etwas stoßen, es von ungefähr finden, antreffen. — (c) Berühren, an etwas grenzen. Das Haus stößt an den Weg, der Garten an den Wald, das Feld an den Fluß. Deutschland stößt gegen Abend an Frankreich, gegen Mittag an die Schweiz und Italien. Beide Felder stoßen aneinander. So auch das Stoßen und der Stoß. Im Bergbaue ist stoßen, wenn der Stollen sich wendet, und die Luft nicht gerade fortziehen kann; man sagt dann: die Wetter stoßen sich. Dann heißt stoßen, die Asche des Testes derb schlagen; dann auch die Asche auf dem Treibherde, oder in der Brennpfanne, Schüssel derb schlagen. — Einen Sumpf stoßen, heißt in der Grube eines Bergwerks einen Damm von Schalhölzern zwiefach anlegen und dazwischen einrammeln, damit kein Wasser durchgehe, welches sonst die tiefsten ersäufen würde, und nicht füglich auf der Grube gebraucht werden könnte. — Im Mühlenbaue ist das Stoßen der Felgen, der Ort aus einem Stirnrade, wo die Felgen zusammenstoßen, und wo ein Kamm zu stehen kommt. Stoßen ahmet den dumpfigen, mit einem Stoße verbundenen Laut genau nach, welcher dumpfige Laut, theils von der Beschaffenheit der einander im Stoße berührenden Körper und ihrer Oberfläche,

theils auch von der geringen Entfernung, aus welcher der Stoß geschieht, herrührt, durch welche Umstände stoßen, von schlagen, und andern ähnlichen Handlungen unterschieden ist. Da es viele Abänderungen des Stoßes in Ansehung des damit verbundenen Lautes giebt, so giebt es in den gemeinen Sprecharten auch eine Menge eigener Wörter diese Abänderungen auszudrücken, wohin z. B. hutzen, butzen, hurten, hirzen, gnucken, puffen, nubben, nutzen, pütschen rc., gehören. Da das o in diesen Wörtern und in allen seinen Ableitungen lang ist, so ist der folgende Zischlaut kein doppeltes s, sondern ein eigentliches ß, welches der Mittellaut zwischen dem s und ss ist. Stossen würde ein vorhergehendes kurzes o voraussetzen.

Stößer, 1) eine Person, welche stößt. So ist in den Apotheken, bei den Materialienhändlern rc. der Stößer, ein Arbeiter, welcher die nöthigen Species in dem Mörser klein stößt; s. oben, unter Stoßen, S. 643. Auch jeder andere Arbeiter, welcher mit einer Stange oder einem Stößer etwas zerstößt oder fest stößt, wird Stößer genannt, wenn er auch noch einen Namen dabei führt, der eigentlich dieses Stoßen bezeichnet. S. auch oben, unter Stoß und Stoßen. — So führen in der Naturgeschichte diejenigen Raubvögel, welche in der Luft auf andere Thiere herabstoßen, und sie als Beute mit nach ihrem Neste rc. nehmen, den Namen der Stößer und Stoßvögel, z. B. die Adler, Falken, Weihen und Habichte. Besonders führt den Namen Stößer der Taubenfalk oder Habicht, die Weihe rc., welche nach dem Hausgeflügel, nach Rebhühnern und kleinern Sing- und andern Vögeln; dann auf junge Hasen, Kaninchen, Marder, Iltisse, Feldmäuse rc. rc., stoßen. S. auch Stoßvogel. In verschiedenen Gegenden heißt auch der Springhengst oder Beschäler der Stößer; auch wird der Stier oder Bulle so genannt. — Ferner

führt ein Werkzeug, welches man zum Stoßen gebraucht, oder womit man stößt, im Bergbaue, ein hölzerner Kolben, womit der Herd eines Schmelzofens fest gestoßen wird, den Namen Stößer. — In den Krapp- und Röthefabriken führt der Stampfer den Namen Stößer. — In dem Deichbaue ist der Stößer ein Werkzeug, womit man bei den Schleusen, Sielen und Wehren die Letten zum Grunde der Dämme oder auch Gerinne feststampft. Es ist eine starke Keule an einem langen Stiele, die unten auf ihrer Grundfläche glatt ist, und womit man die Letten feststampft.

Stoßfalk, s. Stoßvogel.

Stoßfarren, s. unter Farnkraut, Th. 12.

Stoßfassung, das Stoßfassen, im Bergwerke, bei Gewinnung des Erzes, wo solches Fürstenweise gewonnen wird, eine neue Seite einhauen oder forttreiben.

Stoßfechten, das Fechten auf den Stoß, ist dem Fechten auf den Hieb entgegengesetzt, und weit künstlicher, als dieses, hat auch mehr Regeln und Abwechselungen, und dienet daher mehr zur Bildung des Körpers, als das Fechten auf den Hieb; Letzteres hat dagegen unter Umständen, wo man sich zu vertheidigen genöthiget ist, mehr Nutzen, da das Hauen dem Menschen natürlicher zu seyn scheint, als das Stechen, wie man auch schon bei Prügeleien 2c. gewahrt, wo die Hiebe immer von oben herabgeführt werden, also immer von oben herabgehauen wird; an ein Stoßen wird hier gar nicht gedacht, sondern nur den Stock zu heben und einen Hieb auf den Gegner zu führen, auch ist es eher zu erwarten, daß ein Feind, ein Räuber nach Einem schlagen, als stoßen werde. Das Fechten auf den Hieb scheint daher weit älter zu seyn, als das Fechten auf den Stoß, weil jenes natürlicher ist, dieses künstlicher und zierlicher. Wie alt das Stoßfechten ist, oder zu welcher Zeit und bei welchem Volke es zuerst aufgekommen ist, findet man nicht mit Gewißheit angeführt, daß es schon alt

ist, kann man wohl mit Gewißheit behaupten, so wie überhaupt die Fechtkunst, die schon von den Griechen, Etruriern und Römern geübt wurde, obgleich die Gladiatoren bei den Letzteren wohl noch andere Künste im Fechten anwendeten, auch auf andere Art das Schwerd, den Dolch 2c. führten, als es jetzt nach den Regeln der Fechtkunst geschieht. In Deutschland gab es zwei uralte Fechtergesellschaften, welche von Kaisern bestätiget und bevorrechtet waren; nämlich die Gesellschaft von St. Markus von Löwenberg, und die Gesellschaft der Freifechter von der Feder von Greifenfels. Jene hatten den heiligen Markus, und diese den heiligen Veit zum Schutzpatron. Der Ersten Hauptmann war nebst der Lade und den Urkunden in Frankfurt am Main, der Andern aber nebst Lade und Urkunden in Prag. Der Oberhauptmann der beiden Gesellschaften war beständig im Kaiserlichen Hoflager, als ihr Vertreter und Anwald. Die Mitglieder beider Gesellschaften führten durchgehends gleiche Waffen; dabei mußten sie das Ringen und Schwingen verstehen, und hatten gleichen Fechtbrauch und gleiche Fecht- und Ringgesetze, nach welchen Augenstoß, Bein- und Armbruch, Schaftstoß, das heißt, nach dem männlichen Gliede, verboten war. Wer sich nicht nach den Gesetzen und dem Brauche fügte, auch nicht mit reinen Stößen und Schlägen, nach redlicher Fechter Weise, umging, ward nicht für tüchtig und zunftmäßig geachtet, sondern als ein grausamer und tückischer Luchs oder Lux angesehen, und Luxbruder, das heißt, Naturalist, genannt. Ein solcher Klingenführer konnte in keiner Fechtergesellschaft Gesell und Meister werden, durfte keine Fechtschule halten, oder andere Uebungen als Lehrmeister treiben, wenn es gleich bei beiden Gesellschaften gestattet wurde, daß sich Luxbrüder mit ihnen auf Hieb und Stoß schlugen. Wer Meister werden wollte, wurde in öffentlicher und freier

Fechtschule den anwesenden Brüdern vorgestellt, die ihn dann in allen Fechtkünsten mit den gebräuchlichen Waffen erprobten. Wenn er sich dann männlich und nach den Regeln der Kunst gegen seine Gegner gehalten, und ihnen auch aus allen ritterlichen Gewehren, der Kunst gemäß, genug gethan, so wurden sie vom Hauptmanne gefragt: ob sie den gegenwärtigen sich wohlgehaltenen Fechter für einen ehrlichen Meister des Schwerds erkennen wollten? Wurde hierauf mit Ja geantwortet, so wurde der ehrenfeste und mannhafte Bewerber um das Meisterrecht zum Meister geschlagen. Vorher mußte er aber mit einem Eide bekräftigen: allen Gesetzen, die sich bei der Freiheit der Meister des Schwerds befinden, treu und redlich nachzukommen, und denselben nicht widersetzen oder widerstreiten, noch viel weniger einem Andern Anlaß dazu geben. Ein zum Meister geschlagener Fechter konnte laut Kaiserlicher Bevorrechtung den Degen an der Seite und die Feder auf dem Hute tragen, ritterliche Uebungen gleich den Adelichen treiben, auch zu Pferde turniren; dann aller Orten unter Erlaubniß der Obrigkeit des Orts Fechtschulen halten, und darin ihre Geschicklichkeit öffentlich sehen lassen. Die Gesellschaft der Markusbrüder war die älteste, die der Freifechter aber die am meisten verbreitete. Zu den Freifechtern gehörten gemeiniglich: die Drahtzieher, Drechsler, Färber, Feuermauerkehrer, Gürtler, Hutmacher, Klipper oder Klämpner, Messerschmiede, Nadler, Schlosser, Schneider, Schuhmacher, Seiler, Uhrmacher, Windenmacher und Zinngießer. Zu den Makusbrüdern hingegen Bäcker, Feilenhauer, Hammerschmiede, Kürschner, Posamentierer, Rothgießer, Schellenmacher, Sägeschmiede und Tuchmacher. Beide Gesellschaften hielten auf Ehre, Zucht, Sitte, Treu und Glauben; wer dawider frevelte, wider Verbot mörderlich Gewehr brauchte oder damit verletzte, muthwillig Schulden machte und nicht be-

zahlte, überhaupt etwas beging, was ihm und der ganzen Gesellschaft zu Schimpf und Schande gereichte, der wurde für einen untüchtigen Meister erkannt, ihm wurde das Schwerd öffentlich gelegt, und er auf diese Weise aus der Rolle jener löblichen Zunft ausgelöscht und getilgt *). — In Augsburg hatte Bürgermeister und Rath die Ordnung der Fechtschulen dieser Gesellschaft in den Jahren 1568, 1596 und 1611 bestätiget. Ihre Schulen wurden im Tanzhause gehalten, als dieses jedoch im Jahre 1632 abbrannte, gab Konrad Bodenehr, Bürger und Methsieder, im Jahre 1637 Hof und Stadel dazu her. Der erwähnte Bodenehr ließ im Jahre 1651 den Stadel zu einer Schaubühne einrichten; allein im Jahre 1661 verkaufte er Gebäude, Schaubühne und Fechtschule zugleich mit der erlangten Gerechtigkeit an das Armenpflegamt, wobei aber die Fechterübungen fortdauerten. Da aber die Fechtbühne baufällig geworden, so wurde sie im Jahre 1776 bei Erbauung eines neuen Schauspielhauses völlig abgetragen, und somit hörten die Fechtübungen auf. Ueber die Fechtschulen in Nürnberg sagt Will's **): „Zu welcher Zeit die Fechtschulen zu Nürnberg aufgekommen, ist so genau nicht zu sagen; über das sechzehnte Jahrhundert gehen sie wohl nicht hinaus; aber in der ersten Hälfte desselben zwischen 1500 und 1550 sind sie gewiß schon gehalten worden. Im Jahre 1561 sind sie wieder erlaubt und die ersten Endressen Stengel, einem Schuhmacher verwilliget worden, nachdem man zehn Jahre vorher und

---

*) Gottfr. Rud. Pommer's (eigentlich Bugenhagen) Sammlung historischer und geographischer Merkwürdigkeiten, nach des Verfassers Tode herausgegeben von Abrah. Gotthelf Kästner, Altenburg, bei Richter, 1752. Hierin steht auch ein Meisterbrief eines Fechters von St. Marco und Löwenberg ertheilt: Danzig, den 22sten Junius 1682; ferner ein Lehrbrief eines Freifechters: Mainz, den 27sten Januar 1719, und noch einer: Prag, den 15ten Junius 1735.

**) Historisch-diplomatisches Magazin für das Vaterland. Nürnberg, 1780—82. Bd. 2, S. 513.

seit dem Markgräfischen Kriege keine Fechtschule zu Nürnberg gesehen. Sie sind auf dem Egidier Hof, im Heilsbrunner Hof, und in Gasthöfen gehalten worden, bis man endlich 1628 das Fechthaus erbauet, welches noch stehet, und vornehmlich zu diesem, so wie nachgehends zu allen andern Spectakeln gebraucht wurde. Was sich in den Müllner'schen Annalen und sonst findet, ist außer dem bereits angezeigten folgendes: Im Jahre 1576 wurde eine Fechtschule auf St. Egidien Hof gehalten, und im Jahre 1582 hat ein berühmter Meister des langen Schwerds, Melchior von Hahn genannt, seines Handwerks ein Kürschner, zu Nürnberg Fechtschule gehalten, zu welcher unversehens etliche Sächsische Trabanten gekommen, die ihm zwar heftig zugesetzet, ihn aber doch nicht haben verletzen können. Dieses war eine sehr tapfere Fechtschule, dergleichen in vielen Jahren zu Nürnberg nicht gesehen worden. Im Jahre 1585 sind die Fechtschulen wegen Sterbeläufte verboten, und im Jahre 1593 wieder eine auf dem Egidier Hof gehalten worden. Im Jahre 1691 am 20sten Jul. sind die Fechtschulen durch ein Mandat verboten worden, weis aber nicht aus welcher Ursache; denn sie dauerten doch noch, und erinnere ich mich, daß sich in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts noch Klopf- und Federfechter im Fechthause haben sehen lassen." — Neben diesen Fechtergesellschaften aus dem Bürger- und Handwerkerstande, wurde auch die Fechtkunst auf den Hochschulen oder Universitäten betrieben; denn auf allen Deutschen Universitäten waren Fechtböden eingerichtet und bestallte Fechtmeister angestellt, wie es auch noch bis auf die neueste Zeit der Fall ist. Die Deutsche Fechtkunst auf den Stoß haben die beiden Kreusler, Vater und Sohn, in Werkthätigkeit erhalten, und ihre Schüler haben in allen Landen das Uebergewicht der Deutschen Fechtkunst bewiesen, und durch dieselbe so obgesiegt, daß einst in Paris keiner als Fechtmeister be-

stallt wurde, ehe er nicht mit einem dort lebenden Deutschen Fechter, einem Schüler Kreuslers, einige Gänge gemacht, und ihn zu bestehen gewagt. Im ganzen siebzehnten Jahrhunderte hatte Deutschland die ersten Fechtmeister, unter denen Heinrich von und zum Velde einer der hochberühmtesten war. Er war im Jahre 1585 auf der Insel Rügen geboren, und starb im Jahre 1662 zu Leipzig, des Stifts St. Petri Pauli zu Magdeburg Senior. Einer seiner Schüler war Joh. Joachim Heynitzsch aus Nordhausen, der 1713 noch Fechtmeister zu Leipzig war. Ein Zeit-, Kunst- und Ruhmgenosse von ihm war Hans Wulf von Mulßheim in Straßburg, dessen Schüler sich überall hin verbreiteten und rühmlichst auszeichneten; allein sie erreichten alle nicht Kreusler. Dieser kam einst unerkannt nach Dresden, und ging als Fremder auf den Fechtsaal der Edelknaben, wo ihn König August der Starke aufforderte, mit ihm zu fechten; allein gleich nach dem ersten Gange warf der König hoch erfreut den Fechtel fort, und grüßte ihn: „Du bist Kreusler oder der Teufel." Von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an bis zum Befreiungskriege Deutschlands blieb die Fechtkunst fast ein ausschließliches Vorrecht der Offiziere und des Adels, außer den Hochschulen. Bei den zu Offizieren bestimmten jungen Leuten, welche in den öffentlichen Militair-Instituten erzogen wurden, den Militair-Akademien, Ritterakademien und Kadettenhäusern, wurde das Stoßfechten nach Französischer Art gelehrt, mit allen dazu gehörigen Verzierungen in den Stellungen des Körpers und Uebungen des Arms; allein, wie man behauptet, so nothdürftig, besonders im Hiebfechten, daß man sich nicht gern mit Fremden mit dem Degen schlug, sondern lieber mit Pistolen schoß. Nur erst kurz vor dem genannten Kriege, und dann nach demselben wurde der Fechtkunst wieder ein freieres Feld durch Jahn's Turnkunst

eröffnet, und das Eiselensche Institut in Berlin, sowohl für die Turnkunst, als auch für das Stoß- und Hiebfechten, hat seine Zweckmäßigkeit in der Ausbildung zum Fechten und Turnen bis auf die jüngste Zeit bewährt, und tüchtige Fechter auf Hieb und Stoß gebildet. So viel über die Geschichte der Fechtkunst. Jetzt nun zur Beschreibung der Ausübung des Stoßfechtens oder der Lehre dieser Kunst. Um das Fechten auf den Stoß zu lernen, bedient man sich der Stoßrappiere, welche bekanntlich dünn, von gutem elastischen Stahle verfertigte Klingen sind, die oben in ein Gefäß ohne Bügel eingestoßen, und mit einem Stichblatte, unten aber mit einem Knopfe versehen sind, das heißt, die Spitzen sind mit einem Knopfe bedeckt, um einen ledernen Ballen daran zu befestigen. Das Rappier muß, wenn es gut seyn soll, folgende Eigenschaften haben: 1. Muß es von gehöriger Länge seyn, wobei man zur Regel annimmt, daß die Klinge so lang seyn müsse, wie der ausgestreckte Arm von der Achsel bis zur Spitze des Mittelfingers, dessen, der das Rappier gebrauchen will. Die jetzigen Rappiere sind jedoch meistens länger, etwa 2 Fuß 7 Zoll Rheinl. Maaß. Ein Rappier von mittlerer Länge ist besser, als ein zu langes, weil Letzteres zu viel Schwäche hat. 2. In Rücksicht des Gewichts ist zu bemerken, daß für einen schwachen Arm ein Rappier gehört, welches ein, in Vergleichung mit der Klinge, ziemlich schweres Gefäß hat; diese liegen bei weniger Anstrengung fester in der Faust, als andere mit schwerer Klinge und leichtem Gefäße; denn es kommt hierbei auf die Länge des Schwerpunktes des ganzen Rappiers an. Gewöhnlich ist es etwa $2\frac{1}{2}$ Zoll vom Stichblatte entfernt, bei kurzen Klingen 2 Zoll, oder auch noch weniger. Am besten zu halten wäre es, wenn der Schwerpunkt in der Mitte des Gefäßes läge, wo Daumen und Mittelfinger es umfassen. 3. Die Güte des Stahls ist die Hauptsache. Er muß hart, sehr elastisch und nicht spröde

seyn. Weiche Klingen biegen sich, ohne wieder gerade zu werden, und bekommen vom Battiren ꝛc. sogleich Scharten. Spröde Klingen sind sehr gefährlich, weil man im Contrafechten den Andern tödtlich verletzen kann, sobald der Knopf abspringt, welches oft in der Hitze des Gefechts nicht gleich bemerkt wird. Die Probe einer guten Klinge ist, daß sie, gegen die Mauer gestämmt, sich ins S biegen lasse, ohne zu springen, und von selbst wieder völlig gerade werde. Die Solinger Klingen sind wegen ihrer Güte bekannt. Durch einen ungeschickten Prellstoß kann jedoch die beste Klinge gesprengt werden. — Die Klinge wird in der Fechtkunst in zwei gleiche Theile eingetheilt. Die obere Hälfte nach dem Stichblatte zu heißt die Stärke, die untere, nach dem Knopfe zu, die Schwäche; theilt man nun jene Hälfte wieder in zwei gleiche Theile, so hat man, vom Stichblatte an gerechnet, folgende vier Abtheilungen: ganze Stärke, halbe Stärke, halbe Schwäche, ganze Schwäche. Man faßt den Degen oder das Rappier beim Gefäße mit der rechten Hand, braucht jedoch die linke nicht ganz auszuschließen (denn es ist gut, um nicht einseitig stark zu werden, auch mit dem linken Arme fechten zu lernen), und zwar nach der Deutschen Art folgendermaßen. Der Daumen wird längs dem Griffe flach angelegt, der Zeigefinger aber gekrümmt an die Parirstange (das Eisen, welches quer hinter dem Stichblatte liegt), jedoch so, daß er das Stichblatt nicht berühre, die drei übrigen Finger werden um den Griff geschlossen, so, daß bei einem Degen der Bügel des Gefäßes über sie hinget, und zwar lieber näher nach der Parirstange, als nach dem Knopfe zu, und ohne eben stark zu drücken, müssen sie doch den Griff fest umklammern, und den Knopf gut an die Handwurzel anhalten. Die Positur beim Fechten auf den Stoß mit der rechten Hand ist folgende. Die Füße werden ungefähr unter einem rechten Winkel, Absatz gegen Absatz, und der rechte etwa einen Fuß weit vor dem linken hin-

gestellt; dann biegt man beide Knie, jedoch das linke mehr, als das rechte, läßt diejenige Last des Körpers auf dem linken Fuß ruhen, und setzt den rechten nur leise auf den Boden auf. Der Unterleib wird sehr zurückgezogen. Dieser Theil wird bloß durch die gute Positur vor der Verletzung geschützt, und gerade deshalb ist es so wichtig beim ersten Anfange der Lektionen, nichts darin zu vernachläßigen. Die Brust wird dagegen vorgelgt, so, daß der obere Theil derselben ungefähr senkrecht über die Mitte des rechten Schenkels liege, doch lieber etwas weiter vor, als zurück. Dieser Theil wird durch den Arm beschützt, so sehr sie der Lage nach dem Stoße bloß gestellt ist. Der ganze Körper wird etwas seitwärts gegen den Gegner gestellt, wie auch ganz natürlich folgt: denn da man ihn mit dem rechten Arme angreifen und abhalten will, so muß die rechte Seite mehr gegen ihn hingekehrt seyn, als die linke. Dieses Seitwärtsstehen wird jedoch von Manchen sehr übertrieben, so daß sie weder Kraft, noch Sicherheit in Stoß und Parade haben. Der rechte Arm, der gleichsam das bewegliche Bollwerk ist, welches die Stöße des Gegners abhält, wird gerade und horizontal vorwärts gehalten, nicht ganz steif gestreckt, und auch nicht sehr gebogen, damit er zu jeder Bewegung geschickt und vorbereitet sey. Der Ellenbogen muß nicht auswärts, sondern mehr nach innen zu gedrehet werden, so daß man weder auswendig, noch inwendig, am wenigsten aber inwendig, Blöße giebt. Die Faust wird so gestellt, daß die Parirstange senkrecht liegt. Der linke Arm wird so gebogen in die Höhe gehalten, daß die Hand dem Gesichte nahe ist, um es im vorkommenden Falle beschützen zu helfen. Diese Positur wird von den besten Fechtmeistern Deutscher Schulen für die sicherste gehalten. Die Abweichung davon, die man auf einigen Fechtböden findet, kann hier nicht berührt werden. Die Französische Manier findet bei Deutschen Fechtern keinen Beifall, und wahrscheinlich

nicht ohne Grund, da der Franzose das Rappier mit ein Paar Fingern anfaßt, als wenn es eine Schreibfeder wäre; sogar klemmen einige den Griff nur zwischen dem ersten und Mittelfinger ein, so daß der Daumen, der doch ganz eigentlich an der Hand sitzt, um festzuhalten, dabei wenig oder nichts nützt. Zum Spiele soll dieses wohl taugen, aber nicht zum Ernste.

Man unterscheidet im Fechten vier Lagen der Faust: 1. Prime: darunter verstehen die ältern und die meisten neuern Fechtmeister diejenige Lage, in welcher die Hand natürlich liegt, wenn man den Degen aus der Scheide zieht, und nun dem Gegner entgegenhält, ohne die Klinge zu drehen. Die Schärfe eines einschneidigen Degens, die in der Scheide unten war, würde bei dieser Bewegung aufwärts gekehrt werden. Die Parirstange liegt in dieser Lage senkrecht, und der Bügel am Griffe des Degens ist gerade aufwärts gekehrt. Von einem neuern Schriftsteller ist vorgeschlagen worden, die oben beschriebene Positurlage Prime zu nennen, wo auch die Parirstange senkrecht, aber der Bügel des Gefäßes nach unten zugekehrt ist. Der erste Sprachgebrauch ist aber gewöhnlicher; im Stoße kommt überdies die Prime fast gar nicht vor. — 2. Seconde. So nennt man die Lage, wo die Parirstange schräg liegt, und der Bügel schräg nach der rechten Seite aufwärts gekehrt ist. — 3. Terz, wo die Parirstange horizontal, und der Bügel auswärts oder nach der rechten Seite gekehrt ist. — 4. Quarte, wo die Parirstange horizontal und der Bügel einwärts oder nach der linken Seite gekehrt ist. Der Zwischenraum, worin beide Fechter von einander stehen, heißt die Mensur. Man unterscheidet drei Arten. 1. Die weite Mensur, die so bestimmt wird, daß wenn beide in der Positur liegen und die Klingen an einander halten, dann die Schwäche der einen die Schwäche der andern deckt, oder die Spitze des Degens auf die Mitte des feindlichen Degens fällt. — 2. Die mittlere

Mensur, wo die ganze Schwäche der einen Klinge die halbe Stärke der andern deckt, oder wo die Spitze eines Degens von dem Stichblatte des Gegners um ein Viertel seiner Klinge entfernt ist. — 3. Die enge Mensur, wo die ganzen Klingen einander decken, oder die Spitze meines Degens an das Stichblatt des feindlichen reicht. Die mittlere Mensur ist diejenige, in welcher sich beide Fechter zu ihrer eigenen Sicherheit bei Vertheidigung, und zu ihrem Vortheile beim Angriffe stellen müssen. Die weite ist für den vortheilhaft, der sich bloß vertheidigungsweise verhält; denn wer gut parirt, muß in dieser Mensur sich keinen Stoß anbringen lassen. Die enge ist für den Angreifer vortheilhaft; denn wer gut stößt, muß in dieser Mensur jeden Stoß anbringen können. Die Mensur brechen, heißt, aus der mittlern Mensur in die weite übergehen. In die Mensur rücken, heißt, aus der mittlern Mensur in die enge übergehen. Die Stelle am Körper, wo man von dem Stoße des Gegners getroffen werden kann, und die nicht durch die Lage des Leibes selbst oder durch die Vorhaltung des rechten Arms und der Klinge gedeckt ist, heißt die Blöße. Man kann auswendig, inwendig, oben und unten Blöße haben. — Auf zwei Stücke kommt es beim Fechten an, auf Vertheidigung und Angriff. Jene muß das Erste seyn, worauf man sein Augenmerk richtet; denn jeder Vernünftige wird zuvörderst suchen, sich selbst in Sicherheit zu setzen, ehe er sich es einfallen läßt, dem Andern zu Leibe zu gehen.

Die Mittel zur Vertheidigung sind folgende: 1. Die Paraden oder das Pariren. Pariren heißt, den Stoß des Feindes dadurch von sich abwenden, daß man seine Klinge durch die eigene wegbringe, so daß der Stoß mir vorbei geht. Hierbei sind einige allgemeine Bemerkungen nöthig: Erstlich, erhellt von selbst, daß meine Parade nur dann von Nutzen seyn kann, wenn

ich mit der Stärke meiner Klinge die Schwäche der feindlichen packe, woraus folgt, daß die Parade frühzeitig gemacht seyn muß, und ehe die feindliche Klinge mir so nahe kommt, daß ihre Schwäche meiner Hand vorbei gegangen ist. Im umgekehrten Falle, wenn ich die feindliche Stärke mit meiner Schwäche packe, hilft die Parade gar nichts, und der Stoß trifft, oder wie man zu sagen pflegt, sitzt gewiß; der Andere müßte denn ein sehr schlechter und schwacher Fechter seyn. Dieses erläutert das, was so eben bei der Mensur gesagt wurde. — Zweitens muß jede Parade nur so weit gemacht werden, als es nöthig ist, um die feindliche Klinge meinem Leibe vorbei gehen zu machen. Wenn sie nur eine Handbreit vorbeigeht, bin ich so gut gerettet, als wenn sie eine Elle breit vorbeigeht. Weite Paraden haben immer große Blößen zur Folge, und erleichtern dem Gegner an einer andern Stelle zu treffen. Anfänger und Naturalisten fahren gewöhnlich weit mit dem Arme umher, welches man frühzeitig sich abzugewöhnen suchen muß. — Drittens muß man die Augen beständig auf die Hand des Gegners und auf dessen Klinge gerichtet haben. Einige lehren, den Gegner immer in die Augen zu sehen, welches in der That etwas sonderbar scheint, da er uns nicht mit den Augen verwunden kann, und man ihm gewiß auch nicht aus den Augen lesen kann, welche Wendung seine Faust machen wird. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sollen hier die verschiedenen Arten von einfachen Paraden durchgegangen werden. Es giebt deren vier: die obere, untere, inwendige, auswendige. a) Obere Paraden werden gemacht. — α) Mit Seconde, wobei die Faust etwas höher, als die Achsel, die Spitze der Klinge etwas höher, als die Faust liegt. Arm und Klinge machen beinahe eine gerade Linie nach des Gegners Hut. — β) Mit Terze, wobei zu bemerken, daß man wohl thut, die linke Hand dabei vorzusetzen. — γ) Mit Quarte, welche die stärkste

ist, aber die gehörige hohe Haltung der Faust macht Anfängern einige Schwierigkeit. — b) Untere Paraden. — α) Mit Seconde, Arm und Klinge machen eine gerade Linie nach des Gegners Brust. — β) Mit Positurlage, nach Einigen, Prime, nach Andern, halb Terz. — γ) Mit Quart. — c) Inwendige Paraden. — α) Mit Positurlage, doch die Faust höher gehalten, als in der einfachen Positur, und die Spitze gegen das Gesicht des Gegners gerichtet. — β) Mit Terz. Diese ist etwas fester, als die vorige. — γ) Mit Quarte. — d) Auswendige Paraden. — α) Mit Quarte, ohne Druck, bloß mit fester Vorsetzung der Faust. Arm und Klinge machen eine gerade Linie nach des Gegners Brust. — β) Mit Terz, ebenfalls ohne Druck an die feindliche Klinge, bloß die Faust frei und fest in Terz gesetzt. Die linke Hand wird vorgesetzt. — γ) Mit verhängter Seconde, wobei die Spitze nach dem Boden gekehrt ist, wenn der Gegner Quarte Flanconnade auf uns stößt. — 2. Die Cavationen oder das Caviren, decken. So nennt man die Bewegung der Faust, da ich um des Gegners Klinge mit der meinigen herumgehe, damit er nicht meine Schwäche packen, und sich eine Blöße an meinem Körper verschaffen könne; wenn nämlich der Gegner dieses Willens war, und ich um seine Klinge herumgehe, so findet er mich nicht, und meine Klinge ist nach wie vor gegen das Gesicht gekehrt, so daß er also nicht wagen darf, auf mich zu stoßen, weil er sich auflaufen würde. Was hier beschrieben worden, ist die Cavation oder Deckung, wie sie gewöhnlich im Anfange des Kampfes vorkommt; sonst kann man auch selbst, wenn der Gegner wirklich zum Stoße kommt, mit der Deckung pariren oder eine Cavationsparade machen; indem man z. B. einen Stoß, der an der rechten Seite des Arms auf uns geschieht, also einen auswendigen Stoß, der mit einfacher Parade auch auswendig oder rechts parirt würde,

nach der linken Seite oder inwendig parirt, so daß man unten um die feindliche Klinge herumgeht. Die Cavation muß sehr schnell, nicht mit dem ganzen Arme, sondern bloß mit dem Handgelenke und möglichst enge gemacht werden, so daß die Spitze unserer Klinge nur einen ganzen kleinen Kreis um das Stichblatt des Gegners beschreibe. Hat man sie erst so in seiner Gewalt, so ist nichts sicherer, als Cavations- oder Deckungsparaden, wegen der Finten. — 3. Das Greifen oder Wegschlagen der feindlichen Klinge vermittelst der linken Hand kann oft mit Nutzen gebraucht werden, jedoch muß man sich nicht zu viel darauf verlassen; denn die Paraden mit der Klinge bleiben immer die Hauptvertheidigung, und die linke Hand wird nur zur mehreren Sicherheit vorgesetzt. — 4. Die Volte ist eine Wendung des Körpers, indem man den linken Fuß hinter den rechten zurücksetzt, um einen inwendigen Stoß des Gegners vorbei gehen zu lassen. — 5. Die Battute ist ein starker Schlag mit unserer Klinge gegen die feindliche, um sie wegzubringen, und uns Blöße zu verschaffen, oder sie wohl gar dem Gegner aus der Hand zu schlagen. Man battirt vornämlich, wenn der Gegner in der Seconde liegt. Die beste Art zu battiren muß gezeigt werden, da sich der Handgriff dabei nicht gut in der Kürze beschreiben läßt. — 6. Die Ligade, welche in einer schnellen Wendung der Hand, mit einem gewissen Schwunge an der feindlichen Klinge hinauf, um diese wegzuschleudern, besteht, wird gebraucht, wenn der Gegner in der Quarte liegt, da er denn nicht selten seine Klinge fahren lassen muß, wenn anders im rechten Tempo und mit gehörigem Nachdrucke legirt wird. Der Handgriff läßt sich dabei ebenfalls besser sehen, als beschreiben. Am Ende der Ligade liegt unsere Faust in der Seconde. — 7) Das Desarmiren oder Entwaffnen. Die Battuten und Ligaden dienen zwar auch, dem Gegner den Degen aus der Faust zu bringen; das eigentliche Desarmiren

geschieht aber mit Hülfe der linken Hand; denn mit unserer Klinge und deren Stichblatt halten wir die feindliche Klinge gefesselt, mit der linken Hand ergreifen wir aber das Gefäß des Letzteren, und reissen es dem Gegner aus der Hand. — 8) Das Retiriren oder Zurücktreten geschieht, wenn der Gegner zu stark auf uns eindringt, durch Anziehung des rechten und Zurücksetzung des linken Fußes. — II. Beim Angriffe sind folgende Stücke zu beobachten. 1. Das Stringiren oder Binden, welches geschieht, indem ich mit meiner Stärke die Schwäche der feindlichen Klinge packe und zur Seite bringe, um mir an dem Gegner eine Blöße zu verschaffen und stoßen zu können, wobei man sich aber wohl hüten muß, sich auf die feindliche Klinge zu lehnen. Man stringirt in Seconde, Terz oder Quarte, entweder einfach, so wie man an der feindlichen Klinge liegt, oder nach vorhergegangener Deckung auf die andere Seite. Wenn man sich anfangs, wie oft zu geschehen pflegt, in die weite Mensur gestellt hatte, so rückt man mit Stringiren in die mittlere, um den Gegner anzugreifen. Das Stringiren dient zwar vorzüglich, um mir eine Blöße am Gegner zu verschaffen, wenn er mit gestreckter Klinge liegt, indessen ist es selbst dann rathsam, wenn er mir wirklich Blöße giebt; denn vielleicht geschah Letzteres absichtlich, um mich desto übler zu empfangen, wenn ich geradezu in seine Blöße hineinstoßen würde. Der Gegner, um seine Klinge nicht packen zu lassen, vereitelt das Stringiren durch Caviren. — 2. Die Stöße sind das eigentliche Mittel, den Gegner zu verletzen. Man kann sie auf verschiedene Art abtheilen. So unterscheidet man Angriffsstöße und Contrestöße. Jene sind diejenigen, welche unmittelbar nach vorhergegangenem Stringiren gemacht werden, und womit also der Kampf beginnt. Diese sind aber die Erwiederungen auf einen vorhergegangenen Stoß des Gegners. Man unterscheidet ferner Stöße ohne Ausfall

und mit Ausfall. Die ersten werden bloß durch Streckung des zuvor gebogenen Arms mit einiger Bewegung des Körpers gemacht, und erfordern eine enge Mensur, wenn sie den Leib des Gegners treffen sollen. Sie können übrigens nur dienen den Arm desselben zu verletzen. Die Letztern, nämlich die Stöße mit Ausfall, sind die vorzüglichsten, von welchen noch mehr vorkommen wird. — In Rücksicht der Gegend am Körper des Gegners, wohin wir stoßen, sind zu unterscheiden obere, untere, auswendige und inwendige Stöße. In Ansehung der Wendung unserer Faust giebt es drei Hauptarten: Seconde-, Terz- und Quartstöße; und feste Stöße nennt man endlich solche, die an der feindlichen Klinge, freie Stöße aber solche, die ohne die feindliche Klinge mit der unsrigen zu berühren gemacht werden. Das Allgemeine bei Vollführung eines guten Stoßes besteht in Folgendem: die Faust wird zuerst in die Lage gewendet, in welcher man zu stoßen für das vortheilhafteste hält, in Seconde, Terz oder Quarte. Der rechte Arm wird gestreckt, und bei den meisten Stößen etwas gehoben. Die Brust fällt vor, um den Gegner zu erreichen, und um dieses bewerkstelligen zu können, ohne aus dem Gleichgewichte zu kommen, wird der rechte Fuß, etwa 1 Fuß lang, vorgesetzt. Die Vorrückung der Brust muß eher anfangen, als die Fortsetzung des rechten Fußes. Letztere kann durch einen hörbaren Tritt marquirt werden; allein ganz zwecklos und affektirt ist das entsetzliche Stampfen, worin manche ihre Stärke zeigen wollen. Ein geübter und herzhafter Fechter wird sich dadurch so wenig in Furcht setzen lassen, als durch das gewaltige Schreien und Springen, womit besonders einige Franzosen ihre Stöße begleiten. Es sieht nichts lächerlicher aus, als einen solchen wilden Fechter gegen einen kaltblütigen und ruhigen Deutschen agiren zu sehen. Ist der Stoß angebracht, so muß sich die Klinge des Rappiers biegen, welches durch eine gehörige

Haltung des Arms bewirkt wird. Prellstöße sprengen die Klinge und sind gefährlich. Die linke Hand bleibt in ihrer Lage; sie wird nämlich mit gebogenem Arme natürlich und ungezwungen in der Gegend des Gesichts gehalten, um dieses zu beschützen. Dieses ist die Vorschrift eines guten neuern Fechtmeisters. Sonst lehrt man auch die linke Hand beim Ausfall zurück zu werfen, so daß der linke Arm hinterwärts eben so gestreckt ist, wie der rechte vorwärts; allein dieses Manoeuvre scheint zu nichts zu dienen, da man das Gleichgewicht auch ohnehin muß halten können, und hängt dieses mehr von der Lage des Oberleibes und der angemessenen Setzung der Füße ab, als vom linken Arme; dagegen scheint es weit nützlicher, die Hand zur Vertheidigung des Gesichts auch während des Ausfalls bereit zu halten, zumal wenn der Gegner a Tempo stößt. Der linke Fuß bleibt schlechterdings ruhig in seiner Lage, und das linke Knie wird im Ausfall stark gestreckt. So viel vom Ausfalle und dem eigentlichen Stoße. Sobald nun dieser vollführt ist, so muß man, wenn man contra ficht, sogleich auf den Rückzug bedacht seyn. Das Zurückgehen geschieht, indem sich das linke Knie wieder biegt, und der rechte Fuß wieder in die Positur angezogen wird, welches, ohne auf dem Boden zu schleifen, ganz leicht geschehen muß. Es ist gut, wenn man sich angewöhnt hat, im Zurückgehen zugleich zu caviren, um sich vor dem Nachstoße des Feindes in Sicherheit zu setzen. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen soll jetzt noch eine Uebersicht der Hauptstöße gegeben werden, so wie oben bei den Paraden geschehen ist. — a) Seconde, mit gewandter und aufgehobener Faust, ohne Verdrehung des Körpers, die Spitze etwas niedriger als das Stichblatt. — α) Inwendig, die linke Hand dabei vorgesetzt; β) auswendig oder über dem Arme des Gegners. — b) Terz, in gerader Linie, oder auch mit einem kleinen Winkel, auch wohl die Spitze et-

was höher, als die Faust. Meistens inwendig und auf der feindlichen Klinge; frei mit Vorsetzung der linken Hand. — c) Quarte. α) Inwendig fast in gerader Linie, aber mit wohlgehobener Faust, vor allen Dingen die Spitze nicht höher, als das Stichblatt, sondern lieber tiefer, daß sich beim angebrachten Stoß die Klinge oberwärts biegt. β) Auswendig oder Quart über den Arm mit noch etwas mehr gebogener Faust, um besser in die Blöße zu kommen. γ) Quarte coupée wird unter dem Arme inwendig gestoßen, und ist besonders brauchbar für einen Kleinen gegen einen Größeren, nach einer hohen Parade. δ) Quarte reverse oder flanconnade wird unter dem Arme auswendig gestoßen, und trifft den Gegner in seine rechte Seite, in der Gegend der kurzen Rippen. Das Handgelenk muß dabei einen Winkel machen, und die Spitze höher, als das Stichblatt liegen, wenigstens scheint dieses am sichersten, um sich nicht dem Contretempo mit Seconde unter dem Arm auszusetzen. Die Lagen der Faust, die zu jedem dieser Stöße gehören, sind aus dem Obigen schon bekannt. Jeder Stoß muß recht rein seyn, das heißt, mit vollkommener Wendung der Faust, und so gemacht werden, daß die Spitze den bezielten Fleck trifft. Der Anfänger muß recht viel in freien Stößen an die Mauer geübt werden, damit die gute Streckung des Arms und des Körpers im Ausfalle ihm mechanisch wird. Wenn man ihm zu früh parirt, oder gar mit ihm contra ficht, so gewöhnt er sich halbe und unreine Stöße an. Daher kommt es auch, daß es Viele giebt, deren Stöße man im Contrafechten, beinahe gar nicht zu pariren braucht, weil sie ohnehin nicht treffen. — 3. Die Finten bestehen in einer Bewegung der Faust um den Andern zu verführen, auch ihn glauben zu machen, daß man z. B. inwendig stoßen wollte, dagegen man aber, sobald er darauf pariren will, um seine Klinge äußerst kurz und schnell herum geht,

und auswendig stößt. Man kann die Finten auch verdoppeln; man kann ferner auch die Lage der Faust, oder die Art des Stoßes dabei verändern, z. B. eine Quarte inwendig anzeigen und eine Seconde auswendig stoßen ꝛc. — 4. Der Appel ist ebenfalls ein Mittel den Feind zu verführen; man thut, als ob man z. B. inwendig Quart stoßen wollte, und begleitet diese Finten mit einem Tritt des rechten Fußes, um jenen noch mehr irre zu machen. Einige verwerfen den Appel als ganz unnütz, welches aber der Sache zu viel gethan seyn soll. — 5. Das Avanciren oder Vorrücken geschieht durch Anziehung des linken und Vorsetzung des rechten Fußes, um dem Feinde näher zu kommen. — Es ist das Gegentheil vom Retiriren. — 6) Das Caminiren geschieht, um einem Feinde, der sich immerfort weit zurückzieht, plötzlich auf den Leib zu kommen. Man setzt nämlich den linken oder hintern Fuß leise über den rechten, so, daß der Absatz jenes an dieses Ballen stehe, und fällt darauf sogleich aus, wodurch man einen großen Raum vorwärts gewinnt.—Das Bisherige enthält bei weitem kein vollständiges Verzeichniß aller Kunstwörter und deren Erklärung. Es giebt deren noch viel mehrere, die der Liebhaber sich aus den unten angeführten Werken bekannt machen kann, die bloß vom Fechten handeln. Man wird hier nicht eine ausführliche Anweisung erwarten, wie dieser, oder jener Stoß, diese oder jene Parade oder Finte ꝛc. zu machen ist. Die Anzahl der vorkommenden Fälle, und die Mannigfaltigkeit der Lektionen ist viel zu groß, um dieses hier zu unternehmen, hier nur einiges Wenige als Versuch. Nachdem der Anfänger im Pariren und Stoßen an der Mauer geübt worden, so schreitet man zum Unterrichte in Contrafechten. Hier ein Beispiel. Beide Fechter legen sich inwendig an, welches am gewöhnlichsten und sichersten ist, den Arm etwas eingebogen, den Unterleib zurück, die linke Hand in die Gegend des Gesichts —

kurz in guter Positur, wie sie oben beschrieben worden. Der Kampf beginnt. A stringirt, indem er unter die Klinge des Andern durchgeht, mit Quart auswendig, und rückt zugleich in die natürliche Mensur, wenn beide vorher in der weiten standen. — B läßt sich nicht finden, das heißt, geht jener Bewegung nach durch Cavation. — A recavirt, findet B, und stößt die inwendige Quarte. — B parirt diese einfach, und stößt Flanconnade. — A parirt diese, oder läßt ablaufen, und stößt Seconde über den Arm. — B parirt sie inwendig, macht Finte in Quart inwendig, und stößt Quart über den Arm. — A parirt auswendig, und stößt Terz. — B parirt mit verhangener Klinge, stößt Seconde inwendig. — A parirt hoch, stößt Quarte coupée nach, ꝛc. Diese und hundert andere Gänge werden zuerst ganz langsam geübt, damit jeder Stoß und jede Parade rein und regelmäßig bleibe. — Hier ist noch zu bemerken, daß man auf dem Fechtboden vorher, ehe man sich anlegt, ein Kompliment macht, welches darin besteht, daß man ein Paar Schritte zurücktritt, und mit der Hand den Hut abzieht; zugleich werfen Einige das Rappier in der Luft herum, und fangen es wieder bei dem Gefäße auf.

Wenn das Stoßfechten, wie schon oben angeführt worden, künstlicher und zierlicher, als das Hiebfechten ist, so giebt es auch eine mehrere Gewandtheit und Kraft in den Armen, indem hier der Arm gestreckt, mit einer gewissen Heftigkeit ausgestoßen wird, wodurch die Muskeln gespannt, die Adern geschwellt, und der Arm gestählt wird, und gewöhnt man sich, wie auch oben schon angerathen worden, mit beiden Armen zu fechten, so wird auch der linke Arm gestählt. Auch liegt diese Stählung schon in der neuen Gewohnheit oder Gewöhnung der Armbewegung; denn alle Uebungen in Spielen von Jugend auf, wobei die Arme in Thätigkeit sind, lassen diese immer eine bogenförmige Bewegung machen, so-

wohl von oben herab, als von unten herauf, wie z. B. beim Ballschlagen, beim Kegel- oder Billardspiele ꝛc.; immer befinden sich die Arme in einer Biegung, beschreiben sie einen Halbkreis; selten wird man sie strekken oder streckend mit ihnen gerade ausfahren, wie beim Stoßfechten, also müssen sie auch hierdurch eine größere Stärke oder Kraft erlangen, als beim Hiebe, wo die Biegung des Armes weit natürlicher, ja man möchte sagen in der gewöhnlichen Ordnung ist, weil immer der Arm gehoben und so die Schläge nach allen Richtungen hin geführt werden. Das Stoßfechten oder das Fechten auf den Stoß giebt daher dem Körper eine gute Haltung und Gewandtheit, und den Armen Festigkeit. Tissot sagt in seiner „medicinischen und chirurgischen Gymnastik“: „Das Fechten verschafft dem Körper, indem es ihn die zu seiner Vertheidigung nöthigen Lagen lehrt, zugleich auch jene natürliche, feste und majestätische, dem Könige der Thiere geziemende Stellung. Man betrachte nur die Fechtmeister, wie stark, munter, schlank, hurtig und nervig sie sind. Sie gleichen, daß ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, dem Herkules, und solche Gestalten trifft man bei Gesellschaften von Soldaten häufig an. Ein Neuangeworbener hat beinahe niemals jene Gestalt und von den Offizieren so gewünschte Stellung. Man schickt ihn auf den Fechtboden; er findet Geschmack daran, und in Kurzem bemerkt man, daß dieser Fechter einen festeren Stand hat, daß sein Gang zierlicher und kriegerischer ist, und daß seine Stellung, welche vorhin bisweilen so sonderbar war, edler, muthvoller und gewisser geworden ist.“ — Und Vieth sagt in seinem Versuche einer Encyklopädie der Leibesübungen, Th. 2, S. 498: „Die Führung des Degens stärkt den Arm. Alle Bewegungen geschehen mit Schnelligkeit und äußerster Präcision. Es ist ein Vergnügen zwei gute Fechter im Kampfe zu sehen, wie jeder die Plane des Andern er-

räth und vereitelt, Jeder mit aller Kraft auf den Gegner eindringt, und jedesmal ohne Erfolg zurückgetrieben wird; Jeder unzählige und kaum sichtbare Bewegungen macht, wovon keine ohne Absicht und unregelmäßig ist. — Muth und Gegenwart des Geistes werden durch die Uebungen im Fechten ungemein befördert. Hier, wo die Spitze eines Degens oder Rappiers jeden Augenblick auf uns zufährt, wird man gewöhnt Gefahr zu sehen, und in dem Momente, wo sie uns droht, abzuwenden. Ein fingerbreites Stück Stahl muß alle Stöße auffangen, kein Schild, kein Harnisch deckt den Körper, die Kraft und Schnelligkeit des Arms muß ihre Stelle ersetzen.“ In einer andern Stelle sagt der oben angeführte Schriftsteller, jedoch über das Fechten im Allgemeinen, was auch auf das Stoßfechten ins Besondere angewendet werden kann: „Der Nutzen des Fechtens besonders in den Fällen, wo man sich gegen einen wirklichen Angriff vertheidigen muß, ist augenscheinlich, und diese Fälle sind, wenn gleich zur Ehre unserer bürgerlichen Verfassungen nicht häufig, doch auch nicht unerhört. Man kann überfallen werden; das Point d'honneur kann Personen von gewissen Ständen immer noch nöthigen, sich in einen Zweikampf einzulassen. Der Soldat ist verpflichtet sich gegen Feinde zu schlagen, und in allen diesen Fällen ist die Fechtkunst unentbehrlich; denn sie giebt uns Vortheile an die Hand, den Feind von unserm Leibe abzuhalten; sie macht den Kampf selbst weniger mörderisch. Aber, sagt man, für den Bürger, für den Handwerker, für den Gelehrten rc., sind die Fälle, wo er diese Kunst anwenden könnte, so selten, daß es der Mühe nicht lohnt, deshalb Zeit auf dieselbe zu verwenden. Unsere Landstraßen sind sicher, unsere Thore und Wälle werden von Schildwachen bewacht, in unsern Straßen sorgen Polizeybeamte und Nachtwächter für die ungestörte Ruhe der Hausbewohner. Dieses ist allerdings wahr, und wohl uns! daß wir nicht mehr in den

unruhigen Zeiten des Faustrechts leben, und daß der Zweikampf seltener ist, als ehemals, wir wollen aber dessen ungeachtet die Fechtkunst nicht verbannen; denn sie ist auch, ohne ernstliche Anwendung, eines ausgezeichneten Platzes unter den körperlichen Uebungen werth."

Jetzt noch einem Rückblick auf das Stoßfechten. Wenn das Fechten auf den Stoß bei den Deutschen noch im sechzehnten, siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wie oben am Eingange dieses Artikels zu ersehen, getrieben worden, so wurde es doch in der zweiten Hälfte des zuletzt genannten Jahrhunderts, besonders aber in dem gegenwärtigen, neunzehnten, Jahrhunderte, nicht mehr überall an die Spitze dieser Kunst gestellt, sondern dem Hiebfechten nachgesetzt, vorzüglich auf Hochschulen. Man will das Hiebfechten (Schlagen) dem Deutschen Charakter angemessener halten, als das Stoßfechten (Stechen, Stoßen); auch sey Ersteres nicht so gefährlich, als das Letztere. Indessen ist das Fechten auf den Stoß in den Militair-Akademien und Instituten, wie schon oben erwähnt worden, immer noch als die Grundschule im Fechten, wie die Menuett im Tanzen, betrachtet, und deshalb auch von den bestallten Fechtmeistern gelehrt worden. Auf den Hochschulen in Deutschland wird nur noch in Jena, Erlangen und Würzburg gestoßen, oder auf den Stoß gefochten, aber auch auf der letzten Universität ist es schon theilweise durch das Schlagen oder Hiebfechten verdrängt worden, indem man das Stoßen für unmännlich, und das Schlagen für ritterlich hält; auch wird auf allen übrigen Universitäten, außer den drei genannten, mit Korb- oder Glockenschlägern geschlagen. Man erkennt übrigens auch auf den Hochschulen, wie in den Militair-Instituten, die Verdienste des Stoßens an, giebt ihm, als Uebung betrachtet, vor dem Schlagen unbedenklich den Vorzug, weil es kräftiger

und gewandter macht, und feiner und kunstgerechter erlernt seyn will, es auch dem Lernenden nicht so viele Beulen und Wunden verursacht, und auch schon darin eine Bequemlichkeit liegt den Rappier (Fechtel oder Floret) leicht mitnehmen zu können. Auch bedarf man bei der Uebung selbst keiner großen Vorbereitungen oder Vorkehrungen, keiner Hüte und Handschuhe, und befürchtet weniger oder gar nichts für die Kleidung. In Jena verschmähet man selbst die Masken gegen Deckung des Gesichts und der Augen, man nimmt sich in Acht beim Stoßen und Pariren, und nur höchst selten soll hier ein ungeschickter oder schlecht parirter Stoß das Auge treffen. Der Zielpunkt für alle Stöße ist die Brust. Indessen will man auch dem Stoßen nicht unbedingt das Wort reden, da, wo es noch gebräuchlich ist, weil bei schlechten Klingen leicht, wie auch schon oben bemerkt worden, eine solche beim Stoßen springen, und man dann mit dem abgebrochenen, noch in der Hand habenden Theile, in der Hitze des Stoßes, leicht den Gegner gefährlich verwunden kann, da die Brust weiter nicht geschützt ist. Beim Hiebe dagegen Kopf, Hand, kurz alle Hauptheile, wohin der Hieb beim nicht Pariren oder Decken treffen könnte, gedeckt oder geschützt sind, z. B. durch den Paukhut oder die Paukmütze, Paukhosen, den Fechthandschuh oder Stulphandschuh von dem stärksten Büffelleder ꝛc. ꝛc. Allein nicht bloß von Studirenden, sondern auch von allen Andern, welche das Fechten zur Gewandtheit und Festigkeit des Körpers und des Arms erlernen und üben, wird jetzt das Hiebfechten in Deutschland vorgezogen, mithin tritt das Fechten auf den Stoß immer mehr in den Hintergrund. Bei andern Völkern, wie z. B. bei den Fanzosen, Italienern, Spaniern ꝛc., hat das Stoßfechten den Vorrang behalten, bei den Erstern fast ausschließlich; denn fast jedes Duell, was bei ihnen geführt wird oder Statt hat, ist auf den Stich, also mit der Stoßwaffe, nur selten auf Pistolen;

dagegen wird bei den Engländern auf Hieb und Stich gefochten, obgleich das Duelliren in ihrem Lande nicht so gebräuchlich ist, nur selten vorkommt, wohl aber eine Boxpartie, auf welche sie eher eingehen. Bei den Italienern ist auch das Stoßen gewöhnlich, so auch bei den Spaniern. Bei diesen Nationen findet man es ganz ihrem Charakter, ihrem aufbrausenden, auflodernden Feuer angemessen, weil man bei ihnen schon früher Stilet, Dolch ꝛc. im Gebrauche fand, und der Stich häufig bei Duellen und bei allen andern Fällen, wo Vertheidigung oder ein rasches Handeln nöthig ist, zu einer raschen Entscheidung führt. Selbst der Französische Soldat wird leicht bei seinem lebhaften Temperamente und einem Glase Wein in Gast- und Kaffehäusern bei einem oft nur unbedeutenden Streite entzündet, und zieht den Degen, um mit seinem Gegner gleich einen Gang auf den Stoß zu machen, wie wir dergleichen Fälle so oft in Zeitungen und Journalen lesen. Dergleichen Fälle kommen freilich bei dem besonnenen Deutschen sehr selten vor, der seine Streitigkeiten, ja selbst Beleidigungen auf eine andere Weise auszugleichen sucht; daher dient auch die Stoßwaffe in Deutschland mehr zu einer körperlichen Uebung, um auch hierin Gewandtheit und Geschicklichkeit zu zeigen, wo nämlich das Stoßfechten noch nach den Regeln der Kunst gelehrt und erlernt wird, nicht um sie im Duelle ꝛc. zu gebrauchen. Der Deutsche sucht überall, worin er sich versucht, die Meisterschaft zu erringen, wenigstens kann dieses wohl im Allgemeinen von den Deutschen gesagt werden; allein unzweckmäßig wendet er dasjenige, worin er seine geistigen und und körperlichen Kräfte versucht, gewiß selten an; und daß er auch im Stoßfechten zu der Zeit, wo er es eifrig trieb, ein Uebergewicht erhielt, ist schon oben, S. 651, angeführt worden. Ueber die Fechtkunst sehe man nach:

Der alten Fechter anfengliche Kunst. Frankfurt am Main, (ohne Jahreszahl).

Fechtkunst, die ritterlich-mennliche Kunst und Handarbeit des Fechtens und Kempfens. Frankfurt, 1558.

Trattato di Scienza d'arme; di M. C. Agrippa in Venet., 1568.

Arte dell'Armi di Achille Marozzo Bolognese. In Venetia appresso Antonio Pinargenti MDLXVIII gr. 4.

Die Italischen Fechtbücher von Jacob Modonense, Guido Antonio und Lucano Bolognese sind bald nachher geschrieben.

Regione di adoptas sicuramente l'arme, si de offesa, come da difesa etc. di Giac. di Grassi in Venet. 1570.

Joach. Meyers gründliche Beschreibung der freien ritterlichen und adelichen Kunst des Fechtens ꝛc. Straßburg 1570 und Augsburg 1600 und 1660.

Dell arte di Scrimia Lib. III di M. Giov. dall Agocchie in Venet. 1572.

Henr. a Gunterodt de veris principiis artis dimicatoriae. Witteb. 1579.

Trattato dello Schermo d'Angelo Vizani dall Montone in *B*ologna, 1588.

Paradoxe of Defense wherein is-proved the trave grounds of fight ta be in the short ancien Weapons and that the short Sward hath advantage of the long Sward, or long Rapier, by Georg Silver Lond., 1599.

Libro de las grandezas de la Espada por D. Luys Pacheco de Narvaez en Madrid, 1600.

Schola o vero Teatro, nel quale sono rappresentate diverse maniere, e modi, di parare, e diferire di spada sola et pugnale di Nicolette Giganti in Venet. 1606, ed. in Padoua, 1628.

Scienza e practica d'arme di Salvatore Fabris in Copenh., 1606. Deutsch Leipz., 1677.

Scienza e practica d'arme di Salvatore Fabris. Deutsch von Joh. Joachim Hynitzschen Leipz. 1713. — Des kunstreichen und weltberühmten Fechtmeisters Salvatoris Fabri Italienische Fechtkunst. Baden, bei Isack Elzevier Anno 1619. Fol.

Ein new. künstlich Fechtbuch im Rappier, zum Fechten und Balgen ꝛc. durch Mich. Hundt, 1611.

Joach. Koppen, newer Discours von der rittermäßigen und weitberühmten Kunst des Fechtens ꝛc., 1619.

Hans Mich. Schöffer von Diez, gründliche und eigentliche Beschreibung der freien adelichen und ritterlichen Fechtkunst. Marburg, 1620.

Oplomachia di Bonav. Pistofilo nella quale etc. si tratta par via di Teorica e di Practica dell maneggio e dell' uso delle armi in Siena, 1621.

Academie de l'Epée ou practique du maniement des armes, par Girard Thibauld, 1628 und 1668.

Jo. Salgen, Kriegsübungen ꝛc. den frischanfahenden Fechtern und Soldaten für erst nützlich und nöthig zu wissen. 1637.

La Scherma di Francesco Jeronimo Alfieri in Padoua. 1640. — Desselben Arte diben maneggiare la Spada, in Padoua, 1653.

Kurze, jedoch deutliche Beschreibung, handelnd vom Fechten auf den Stoß und Hieb. Halle, 1661.

Jo. Ge. Trieglers neues künstliches Fechtbuch. Leipzig, 1664.

Fecht-, Ring- und Voltagirbuch. Leipzig, 1673.

Jo. Ge. Bruchii grondige Beschryvinge van de edele en de ridderlyke Scherm-ofte Wapen-Konste, tot Amsterdam, 1676.

Der künstliche Fechter, oder Theodori Verolini Beschreibung des Fechtens im Rappier, Dusacken und Schwerdt. Würzburg, 1679.

Joh. Georg Paschens Exercitien-Meister. Leipzig, 1683, auch unter dem Titel: Der Adelichen Gemüther wohlerfahner Exerzitien-Meister, das ist: vollständige Fecht-, Ring- und Voultesier-Kunst. Frankfurt und Leipzig, bei Christian Weidemannen, 1683. Fol.

Le Maitre d'Armes, ou l'exercice de l'Epée seule, dans sa perfection, par le Sieur de Liancour à Paris et à Amsterdam, 1692.

Alex. Doyle, Neu altmodische ritterliche Fecht- und Schirmmkunst. Nürnberg und Frankfurt, 1715.

Anton Fried. Kahn, Oberfechtmeister zu Helmstädt (erst zu Göttingen, Schüler des Kreusler in Jena). Anfangsgründe der Fechtkunst, nebst einer Vorrede, in welcher eine kurze Geschichte der Fechtkunst vorgetra-

gen und von dem Nutzen derselben gehandelt wird. Göttingen, 1739, 4. — Neue Ausgabe, Helmstädt, 1761, 4. 164 Seiten, Vorrede 52 S., und Anhang 56 S., nebst 25 Kupfertafeln, jede von drei Abtheilungen, also 75 Figuren. — Ueber dieses Werk sagt Vieth: „Es zeichnet sich vor vielen andern zu seinem Vortheile aus, sowohl in Ansehung der Ordnung, als der Deutlichkeit und des guten Styls. Schade nur, daß es so polemisch geschrieben ist; die Figuren sind sehr schlecht gezeichnet; der Anhang ist sehr brauchbar, und enthält in der Kürze eine Anweisung des Wichtigsten, was man auf Stoß und Hieb zu beobachten hat.

P. I. F. Girard, traité des armes dedié au Roy à la Haye, 1740. — Die zweite Auflage führt den Titel: l'Academie de l'Homme d'épée etc. 1755. Quer-Folio.

Joh. Andr. Schmidt, gründlich lehrende Fechtschule, oder leichte Anweisung auf Stoß und Hieb sicher zu fechten, nebst einem kurieusen Unterricht vom Voltigiren und Ringen, mit vielen saubern, dazu dienlichen Kupfern versehen. Nürnberg, 1749. Quer- 8.

L'Ecole des armes par Angelo à Londres, 1758. Quer-Folio.

Uebungen auf dem Fürstlichen Sächsischen Hoffechtboden zu Weimar. Verb. und vermehrte Auflage. Weimar, 1764. 8. (Der Verfasser dieses Werkes ist der Hauptmann S. C. F. Weischner.) — Nach Vieths Urtheil ist dieses Werk nur kurz (66 S.), der Styl sehr vernachläßiget, indem das dritte Wort immer Französisch ist; aber dessen ungeachtet enthält es eine Menge brauchbarer und richtiger Lektionen, und ist zu empfehlen. — Unter dem Titel: Ritterliche Geschicklichkeit im Fechten erschien von demselben Verfasser ein Werk im Jahre 1766 in Weimar.

Traité de l'art des Armes, par de la Boissière. Paris, 1766.

Gme. Danet l'art des armes, ou la manière la plus certaine de se servir utilement de l'Epée; à Paris, chez Herissant, 1766. 2 Thle.

Heinr. Christ. Ranis Anweisung zur Fechtkunst. Berlin,

bei Mylius 1771. (232 S. 8. 48 S. Einleitung und kurzer Auszug. Dieses Werk soll nach Vieth das beste seyn, nur wäre Kürze zu wünschen. Der Verfasser war Königlicher Kommissarius und Fechtmeister.)

Theorie practique de l'escrim pour la pointe seule, avec des Remarques instructives pour l'assaut par Battier. 12. Paris, 1772.

The Fencers Guide, by Lonnergan. 8. London, 1772.

Maximes et Instructions sur l'art de tirer des armes, par le Chev. de Treville. 8. Petersbourg, 1775.

Temlichs Anfangsgründe der Fechtkunst. 8. Halle, 1776.

Vesters Anleitung zur adelichen Fechtkunst. 8. Breslau, 1777.

Nouveau Traité de l'art des armes, dans le quel on établit les principes certains de cet art et ou l'on enseigne les moyens les plus simples de les mettre en pratique, par Demeuse. 12. Liege, 1778.

Treatise on the theory and practice of Fencing, by Mr. Arthur. 4. London, 1781.

Joh. Georg Heinr. Haspelmachers systematische Abhandlung von den schädlichen Folgen einer nicht auf sichere Regeln gegründeten Fechtkunst, nebst einer Anweisung, wie man solche vermeiden kann. Helmstädt, bei Joh. Heinr. Kühnlein, 1783.

Flüchtige Bemerkungen über die verschiedene Art zu fechten einiger Universitäten, von einem fleißigen Beobachter, Halle, 1791. (65 S. 8. Der Verfasser hat sich vornämlich auf den Hieb eingelassen und zeigt die Vorzüge der Hallischen Manier vor der Göttingschen u. A. Die Figuren dazu auf 3 Kupfertafeln sollen nur schlecht seyn).

Gründliche Anweisung der Fechtkunst auf den Hieb zu Fuße und zu Pferde, mit Kupfern, von Karl Timlich. Wien, 1796. — Abhandlung der Fechtkunst auf den Stoß, mit chronographischen Kupfertafeln von Karl Timlich. Wien, 1807.

Schmidts Lehrbuch der Fechtkunst, Th. 1, oder Lehrbuch für die Cavallerie zum vortheilhaften Gebrauch des Säbels. 4. Berlin, 1797.

Die Fechtkunst auf Universitäten, mit Kupfern. 8. Köthen, bei Aue.

Art of Defense on foot with the broad Sword and sabre, uniting the Scotch and Austrians methods into one regular System, to which are added Remarks on the Spadroon. 8. London, 1798.

Gründliche und vollständige Anweisung in der Deutschen Fechtkunst auf Stoß und Hieb, aus ihren innersten Geheimnissen wissenschaftlich erläutert ꝛc., mit Kupf. Jena, in Wolfgang Stahls Buchhandlung, 1798, (v. Roux).

Grundriß der Fechtkunst, als gymnastische Uebung betrachtet, von Joh. Adolf Karl Roux. 8. Jena, 1798.

Theoretisch-praktische Anweisung über das Hiebfechten, von Joh. Adolf Karl Roux. 8. Furth, 1803.

Anleitung zur Fechtkunst von Dr. Joh. Wilh. Roux. Erstes Bändchen, die Anleitung zum Stoße enthaltend, mit 10 Kupfern. Jena, 1808. 4. — Die Deutsche Fechtkunst, enthaltend eine theoretisch-praktische Anweisung zum Stoßfechten. Zum Gebrauche für Akademien und Militairschulen, von J. A. K. Roux. 2te Auflage. 8. Leipzig, 1817.

Die Fechtkunst auf Stoß und Hieb von Venturini. Braunschweig, 1802. — 2te Auflage mit Kupfern. Hann., Hahn, 1809.

C. Ed. Pönitz, die Fechtkunst auf den Stoß, nach den Grundsätzen des Herrn Hauptmann von Selmnitz und einigen andern Lehrern dieser Kunst. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. ($10\frac{1}{4}$ Bogen.) Dresden und Leipzig, 1828. Arnold.

Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen von Ger. Ulr. Ant. Vieth. Zweiter Theil. Berlin, 1795. S. 500 u. f.

Stoßfeile, beim Schlösser, eine Art kleiner Feilen, womit die Schlüsselbärte der Schlüssel bestoßen oder befeilt werden.

Stoßfuge, Stoßfugen, die aufrechten Fugen in Steinwerken, die zusammengesetzt werden.

Stoßgarn, bei den Jägern und Vogelstellern, ein Garn, welches mit einer Masche angefangen und zwanzig Maschen hoch und vier Berliner Ellen ($8\frac{1}{2}$ Fuß)

lang gestrickt wird. Die Maschen sind von einem Knoten bis zum andern 4 Zoll weit; es wird spieglicht gestrickt, und mit einer lebendigen Taube aufgestellt, damit die Raubvögel darnach stoßen, und darin gefangen werden; auch das Stoßnetz, auch nur der Stoß genannt; s. das letzte Wort.

Stoßgebet, im mittlern Latein Oratio jaculata, Preces jaculatoriae, ein kurzes, gleichsam mit einem Stoße hervorgebrachtes Gebet, das heißt, eine kurze unterbrochene Erhebung des Herzens zu Gott; auch das Stoßgebetchen. S. auch Stoßseufzer.

Stoßgewehr, in der Kriegskunst, ein Gewehr oder eine Waffe, damit zu stoßen, zu welcher Waffe man auch den Degen, das Spieß, die Lanze und das Bajonnett rechnet. Einige rechnen dazu alle Hauwaffen oder das Haugewehr. S. auch unter Gewehr, Th. 18, S. 105.

Stoßgeyer, eine Benennung des Hasengeyers oder Hasenstoßers, Vultur leporarius Klein, s. unter Geyer, Th. 18, S. 373. Auch dem Fischadler, Flußadler, Falco Haliaetus, giebt man diesen Namen.

Stoßhächtel, im gemeinen Leben einiger Gegenden ein Name des Sperbergeyers, weil er mit einem Stoße auf seinen Raub fällt.

Stoßhalten, im Bergwerke, an einem Orte gerade mit der Arbeit am Gestein niedergehen, und nicht weiter hinausbrechen, es sey denn mit Schacht oder Strossen.

Stoßherd, eine hölzerne Tafel, welche länglich viereckig an den vier Ecken in Ketten abschüssig aufgehangen ist, in Gestalt der Kehr- oder Waschherde, worauf das gepochte Haufwerk, aus einem darüber stehenden Gumpen mittelst des Wassers geführt, und durch beständiges Hin- und Herschwingen; die schweren Erztheile aber durch beständiges Stoßen aus den abfließenden Berg-

arten zurückgezogen, also davon abgesondert, und in die Enge gebracht werden.

Stoßholz, ein hölzerner Stößel, womit das Gestübe auf den Hüttenwerken klar und derb gestoßen wird. — Ein Stoß Holz ist auch ein aufeinander geschichteter Haufen Holz.

Stößig, Bei- und Nebenwort, geneigt, Fertigkeit besitzend zu stoßen, besonders von Thieren, welche mit Hörnern versehen sind. Ein stößiger Ochse. Der Ochse ist stößig. In andern Bedeutungen kommt es in anstößig und aufstößig vor.

Stoßkante, bei dem Schneider für Damen, Frauenschneider oder Kleidermacher, auch der Schneiderin, ein schmaler Streifen Leinwand, welcher innerhalb um einen Frauenrock oder um ein langes Kleid, unten um den ganzen Umfang untergelegt und worauf das Oberzeug staffirt wird. — Im Schiffsbaue sind die Stoßkanten lange Hölzer, welche eines an das andere gesetzt, wie ein Gürtel in der Täfelung herumgehen. Diese hervorragenden Bänder haben den Nutzen, daß die Matrosen sich daran helfen, wenn sie ans Schiff hinaufsteigen oder es reinigen.

Stoßkeil, Pumpenkeil, s. unter Pumpe, Th. 118. Beim Schiffbauer sind die Stoßkeile, Keile, welche zwischen die Streckblöcke und den Kiel gestoßen werden, wenn ein Schiff vom Stapel gelassen wird.

Stoßkeule, bei den Weißgerbern, s. Th. 68, S. 375, und Fig. 4028. — In den Materialienhandlungen und Apotheken sind es die Keulen in den Mörsern, womit Gewürz, auch andere Species, zerstoßen wird. Die Mörserkeulen. — Auch diejenigen Instrumente oder Werkzeuge von Holz, womit man Kreide, Gyps und andere ähnliche Dinge in einem Fasse oder einem Kasten zerstößt, werden Stoßkeulen genannt, auch Stößer oder Stampfer. Eine solche Stoßkeule von Holz besteht aus einem ungefähr 1 Fuß ho-

hen bestoßenen runden Klotz, der einen 4 Fuß langen Stiel hat. Der Klotz ist unten herum mit einem eisernen Ringe eingefaßt, damit er nicht reißen oder spalten kann.

Stoßklinge, eine schmale spitzige Klinge zum Stoßen oder Stechen, zum Unterschiede von der breitern Hauklinge.

Stoßkolben, Hüttenwerk, ein dickes eisernes Werkzeug, so aus einer runden Scheibe, an welcher rings herum runde Hölzer befestiget sind, besteht, und mit einem Stiele versehen ist, womit der Herd oder Test auf dem Treibeherd derb und fest gestoßen oder geschlagen wird, daß keine Höhlungen darin bleiben.

Stoßkräuel, im Bergwerke, ein zackiger Haken das Gestübe damit ab- und aufzustoßen.

Stoßkugel, der Lohgerber, Blankstoßkugel, s. Th. 68, S. 215, und Fig. 4015, und Platt-Stoßkugel, eben daselbst, und Fig. 4014.

Stoßlade, beim Tischler, ein Hobel, mit welchem die Göhren der Gesimse verkröpft werden. Ein dergleichen Hobel hat eine nach den Gliedern des Gesimses, welche es bilden soll, ähnliche Bahn und Eisen, womit einige Glieder zugleich gestoßen werden können, z. B. ein Stab, Stäbchen, Riemen rc.; s. auch unter Hobel, Th. 24.

Stoßmörser, ein jeder Mörser, worin etwas zerstoßen wird, hauptsächlich aber die großen eisernen Mörser in den Materialienhandlungen und Apotheken, worin ein großes Quantum einer stoßbaren Waare zerstoßen wird.

Stoßmaschine, Percussionsmaschine, eine Maschine, welche aus einer Reihe elfenbeinerner einander berührender Kugeln besteht, wodurch man die Lehre von dem Stoße der Körper zu erläutern sucht.

Stoßmöve, Stoßmeve, Larus cataractes, ein Name der Skuamewe, s. Th. 90, S. 51 u. f.

Stoßnath, bei den Schneidern und Nähterinnen,

diejenige Nath, deren sich derselbe gewöhnlich bedient, zwei Stücken Tuch sauber zusammen zu setzen. Bei dieser Naht stoßen die Schneider beide zu vereinigenden Theile oder Stücke an einander, und diese beiden Theile liegen beinahe in gerader Linie hintereinander. Die Nadel wird beim Nähen mit der Spitze von dem Leibe abgekehrt, durchstochen, aber nur durch die halbe Dicke des Tuchs; denn der Faden muß auf der rechten Seite nicht zu sehen seyn. Der Faden kommt auf der linken Seite des Tuchs auf den Schnitt zu liegen, und wenn der Schneider diese Naht einmal durchgenähet hat, so nähet er sie der Haltbarkeit wegen noch einmal zurück. Diese Naht wird nicht ausgebügelt.

Stoßperle, Stoßperlen, s. Samenperlen unter Perle, Th. 108, S. 547.

Stoßpfähle, im Deichbaue, die kurzen dicken Pfähle, welche auf der Kante eines Deiches eingegraben werden, um zu verhindern, daß nicht zu nahe auf der Kante eines Deiches gefahren, und also nichts schadhaft gemacht werde.

Stoßpost, s. Stoßbrett.

Stoßriegel, s. Ruheriegel, unter Riegel, Th. 123, S. 361. — Auch führt der Richtriegel bei den Geschützen den Namen des Stoßriegels.

Stoßriemen, beim Sattler, die Riemen, wodurch der Kutschenkasten mit den Bäumen verbunden ist, damit derselbe bei einem Stoße nicht zu sehr schwanke, also der Riemen an dem Untergestelle des Kutschenkastens oder einer Kutsche, s. Th. 57, S. 289 und S. 384.

Stoßring, beim Grobschmid, der eiserne Beschlag, womit die Naben eines Rades an die Achsen anstoßen.

Stoßsäge, eine Säge, etwas gleichsam mit einem oder wenig Stößen abzusägen. Eine solche Säge ist die Beinsäge der Wundärzte. — Auch die Stichsäge

führt den Namen der Stoßsäge, weil man gleichsam damit stößt, oder stoßend hinabfährt, wenn man sägt.

Stoßschacht, Stoß des Schachtes, Schachtstoß, die kurze Wand an jedem Ende der Schachtlänge, welche mit der Linie des Haspels ein Kreuz mit dem rechten Winkel macht.

Stoßschaufel, s. Kropfschaufel, Th. 54.

Stoßscheibe, beim Stellmacher, lange halbgerundete Scheiben, oder starke Eisenbleche, womit die Deichsel eines Wagens vorn beschlagen wird. — Bei dem Geschütze sind die Stoßscheiben bloß als eine Verstärkung der Schildzapfen anzusehen, um der Gewalt des Rückstoßes desto besser zu widerstehen. Sie haben fast allgemein einen Durchmesser, der um ⅓ Kaliber größer ist, als bei den Schildzapfen, und sind an den Letztern da angebracht, wo diese mit dem Geschütze selbst zusammen treffen. — An dem Kunstgezeuge ein rundes Eisen, welches vor die Räder des Kunstgezeuges gelegt wird.

Stoßschwelle, Querschwelle, Fr. Heurtois, ist ein geviertes Stück Holz, welches auf die Bettung einer Batterie nach der Länge an die Brustwehr gelegt wird, damit die Räder der Kanone bei dem Abfeuern daran stoßen, und die Brustwehr nicht beschädigen.

Stoßseide, Seide in Stößen, wird gemeiniglich die Organsinseide von St. Lucia oder auch von andern Orten genannt, welche die Einpacker, nachdem sie aus der Farbe gekommen, stoßweise zusammengelegt haben. Es sind aber diese Stöße nichts anders, als viereckige längliche und ungefähr 1 Fuß und 2 Zoll dicke Packete. Auch die platte Seite wird eben so gepackt. Ein jeder Stoß von einer Gattung, wie von der andern, wiegt 1 Pfund, das Pfund zu 15 Unzen gerechnet, also 30 Loth, statt daß das gewöhnliche Pfd. Handelsgewicht 16 Unzen oder 32 Loth hat. Das angeführte Gewicht von 15 Unzen auf das Pfund ist das gewöhnliche Seidengewicht in Frankreich. Man nennt auch die Kauf-

leute, welche mit solcher Seide in Stößen handeln, deshalb: **Marchands de soye en botes.**

Stoßseufzer, ein unterbrochener zu Gott geschickter Seufzer, im gemeinen Leben; s. Stoßgebet.

Stoßspiel, ein jedes Spiel zum Vergnügen, wobei man einen Stock gebraucht, womit man Kugeln ꝛc. nach einem Ziele stößt, wie das Billardspiel; s. Spiel (Billard-), Th. 157, S. 658 u. f., und das Kegelspiel auf der Stoßbahn, auch gewöhnlich die Stoßbahn genannt, auch das Schnurkegelspiel. Diese Bahn ist von Holz, 3 bis 3½ Fuß lang und 1½ bis 2 Fuß breit, und kann auf einem Tische aufgestellt werden, das heißt, man kann sie auf jeden beliebigen Tisch stellen, der die Größe und Festigkeit hat, daß er einer solchen Spielbahn, die einen festen Stand haben muß, wenn gleich Bahn, Kegel und Kugel nicht schwer sind, wie es sich schon aus einer so kleinen Stoßbahn ergiebt, einen sichern Stand gewährt, weil oft von den Spielenden daran gestoßen und gerüttelt wird. Der hintere Theil der Stoßbahn ist ovalrund, und macht einen erhöheten Bogen, damit die Kugel im Stoßen Fall erhält, und ringsherum, außer der vordern Seite, läuft eine mit Leisten eingefaßte Rinne, durch welche die Kugel mit einem ungefähr 3 Fuß langen Stock oder Queue gestoßen oder getrieben wird. Die vordere Seite hat bloß eine Leiste, woran die Kugel beim Durchfahren durch die Rinne oder bei der Beschreibung des Halbkreises fährt oder stoßt, und dadurch wieder neue Kraft erhält, um auf die Kegel zu fahren. Im Hintertheile des Bogens der Bahn sind die neun Kegel von vier bis fünf Zoll Höhe aufgestellt. Man hat auch Bahnen, wo die Kegel durch unten angebrachte Strippen beim Fallen gleich wieder in die Höhe gezogen werden können, so, daß das Aufsetzen gar nicht aufhält; das heißt, in der Mitte des Standorts eines jeden Kegels ist ein Loch in das Brett oder die Bahn gebohrt, wodurch die

unten an dem Kegel befindliche Strippe gezogen wird, so daß man beim Fallen eines jeden Kegels nur an seiner Strippe ziehen kann, um ihn wieder auf seinen Standpunkt zu stellen. Die hölzernen Kugeln haben die den Kegeln angemessene Größe. Das Spiel selbst kann wie das gewöhnliche Kegelspiel gespielt werden, auch auf andere Art, welches von den Spielenden abhängt, wie sie es unter sich ausmachen. Die Kugel wird, wie schon oben bemerkt worden, mit dem Queue durch die Rinne gestoßen, das heißt, man setzt sie zur rechten Seite der Bahn, wenn man vor der Bahn steht, an den Anfang der Rinne, und giebt ihr mit dem Queue einen heftigen Stoß, so daß sie durch die ganze Rinne im Halbkreise fährt, zur linken Seite derselben herauskommt, vorne gegen die Leiste fährt oder stößt, von derselben abprellt oder schnellt, und die Bahn hinauf unter die Kegel fährt, und hier Zähler macht, das ist, an gefallenen Kegeln ꝛc. Je heftiger man nun die Kugel in die Rinne stößt, mit je mehr oder größerer Kraft fährt sie auch unter die Kegel. Die Stoßbahn ist braun polirt. Man kann sie auch auf beliebige Weise mit einer Farbe anstreichen, und dann einen Firniß überziehen, welcher jedoch nicht klebrig seyn darf; dieserhalb ist das Poliren der Stoßbahn vorzuziehen, weil sie hierdurch, wenn sie sonst rein und glatt vor dem Aufsetzen der Politur durch Schachtelhalm, Fischhaut, Bimsstein ꝛc. gemacht worden, so, daß sowohl die Rinne, worein die Kugel gestoßen wird, als auch die Bahn, worauf die Kegel stehen, ganz eben ist, mehr Glätte zum Laufen der Kugel erhält; das Ueberziehen mit Firniß aber durch die Wärme einige Klebrigkeit erzeugen könnte, wodurch die Kugel leicht aufgehalten wird.

Stoßspritze, eine Haus- und Handspritze, weil man das Wasser mit dem Stößel daraus stößt; s. unter Feuer-Anstalten, Th. 13, S. 26.

Stoßstange, beim Bäcker, eine an beiden Enden mit

Eisen beschlagene Stange, womit man das Holz oder die Kohlen beim Heitzen des Ofens auseinander wirft. — Im Hüttenbaue, die lange, vorn mit einem breiten Eisen versehene Stange, das von dem Feuer losgebrannte Erz damit loszustoßen.

Stoßstein, Stoßsteine, die an die Thorwege der Häuser gesetzten runden Steine von Granit, Syenit, und anderem festen Gestein, damit die Ecken der Thorwege beim Einfahren der Wagen ꝛc. nicht beschädiget werden. Man setzt dergleichen Steine auch an andern Orten auf, wo man Mauerwerk ꝛc. vor dem daran Stoßen schützen will, wie z. B. beim Deichbaue, an Schleusen und Sielen ꝛc.; s. auch Stoßpfahl.

Stoßtreil, bei verschiedenen Handwerkern und Künstlern, der Name eines mit einem Gewichte versehenen Treils oder Drillbohrers, weil er gleichsam durch einen Stoß in Bewegung gesetzt wird.

Stoßtrog, ein Trog, Kräuter, Früchte ꝛc., darin mit dem Stoßeisen zu zerschneiden. In der Landwirthschaft bedient man sich dazu der langen Kasten, welche die Gestalt der Krippen haben, 4, 5 bis 6 Fuß lang, 1 bis 1¼ Fuß im Lichten breit, und 1 Fuß im Lichten hoch, und von 1, 1½ und 2 Zoll dicken Brettern zusammengefügt sind, damit sie beim Zerstampfen oder Zerschneiden der Kartoffeln, Rüben, des Kohls ꝛc. ꝛc., zum Viehfutter nicht auseinander gehen oder reißen. — Der Stoßtrog, Masttrog, gleichfalls in der Landwirthschaft, ein 6 bis 7 Fuß langer, 1½ Fuß hoher und 1¼ Fuß breiter Klotz, dessen Aushöhlung 5 Fuß lang, 1 Fuß breit und 1¼ Fuß tief, unten aber etwas weiter, wie oben ist, in welchem die Aepfel zerstoßen werden, um daraus den Most zu pressen. Das Zerstoßen geschieht mit besonderen Keulen.

Stoßvogel, im Allgemeinen, diejenigen Raubvögel, welche aus der Luft auf die sich ausersehene Beute an Geflügel, Vierfüßern und Fischen herabstoßen, und wozu

die Geyer, Adler, Falken, Habichte rc. gehören; insbesondere wird aber darunter der Habicht, Taubenhabicht, Taubenfalk, Falco palumbarius, und der Thurmfalk, Falco tinnunculus, verstanden. Der Erstere, der auch Stockfalk, Fr. l'Autour ordinaire, genannt wird, ist graubraun, unten weiß, in die Quere braun gestreift; bei jungen Vögeln, die in den ersten fünf bis sechs Wochen ganz hellgrau aussehen, sind die Flecken am Bauche länglich. Der am Ende weißliche Schwanz hat meist fünf schwärzliche Querbinden; über dem Auge ist ein weißer Streif. Der Schnabel ist schmutzig blau, und die Wachshaut fällt aus dem Blauen ins Gelbe. Die Schenkel sind unbehoset, das heißt, nicht mit Federn besetzt, die Klauen sind dunkelgelb, und die Füße schwarz. Er hat die Größe eines Haushuhns, ungefähr 1 bis 1½ Fuß lang, und bewohnt fast die ganze nördliche Halbkugel, fliegt schnell und meist niedrig, erhebt sich aber auch kreisend hoch in die Luft. Man findet ihn in den nördlichen Departements von Frankreich, in ganz Deutschland, wo er sehr gemein ist, besonders im nördlichen; dann geht er auch nach Schweden hinauf rc. Das Männchen ist um ⅓ kleiner, als das Weibchen, soll aber dessen ungeachtet mehr Muth und Tücke besitzen, als das Letztere. Beide sind schwer zu zähmen. In ein Vogelhaus gesperrt, äußert das Männchen eine beständige Unruhe, wenn man sich ihm nähert, und scheint über Alles wild zu werden, so daß man nicht vor dem Vogelhause, worin er sich befindet, vorbeigehen kann, ohne ihn stets herumflattern zu sehen, und wiederholt schreien zu hören. Diese Habichte kämpfen oft mit einander, und bedienen sich dazu mehr der Klauen, als des Schnabels, den sie nur zu gebrauchen pflegen, wenn sie Vögel oder kleine Thiere in Stücke zerreißen, oder ihre Beute beißen und verwunden wollen. Sie fangen ihren Streit damit an, daß sie sich mit den Klauen vertheidigen, sich auf den Rücken legen, den

Schnabel öffnen, aber immer mehr mit den Klauen zu zerreißen, als mit dem Schnabel zu verwunden suchen. Ihr Betragen ist so grausam, daß sie oft einander umbringen. Bringt man einen Habicht mit mehreren Falken zusammen, so erwürgt er Einen nach dem Andern, doch scheint er lieber Mäuse, Feldmäuse, und kleine Vögel zu fressen. Ueber blutiges Fleisch fällt er sehr begierig her, dagegen weigert er sich sehr lange, ehe er gekochtes Fleisch frißt, und nur erst, wenn ihn der größte Hunger dazu treibt. Wenn er auf Vögel stößt, und sie erhascht, so rupft er sie erst ganz rein, reißt sie dann mit seinem Schnabel in Stücke, ehe er sie frißt. Die Mäuse pflegt er aber ganz zu verschlingen. Seine Excremente sind weißlich und feucht, und die Häute der verzehrten Mäuse giebt er oft zusammengerollt wieder von sich. Sein Geschrei ist sehr heiser, und endiget sich allemal mit einigen durchdringenden Tönen, die um so unangenehmer klingen, da er sie oft wiederholt. Man kann diese Habichtsart, die auf alles Hausgeflügel ꝛc. stößt, wie schon unter Stößer, oben, S. 646, angeführt worden, auch zur Jagd abrichten, wozu sie ehemals gebraucht und, abgerichtet, oft sehr theuer bezahlt wurde, z. B. mit hundert Thalern. Man gebrauchte ihn um Enten, Fasane, Rebhühner, Wachteln, wilde Gänse und anderes Geflügel, und wenn der Vogel etwas stark war, sogar Hasen zu besitzen. Wie die Abrichtung geschieht; s. unter Falk, Th. 12, S. 137 u. f.

Der Thurmfalk, Fr. la Cresserelle, hat einen aschgrauen Kopf, hellbraune Flügel und Rücken, mit einzelnen schwarzen Flecken; die Brust ist gelblichweiß, mit schwarzbraunen Flecken. Die Länge beträgt 1 F. 3 Z. Er ist sehr keck und muthig, und der gemeinste unter den Raubvögeln. In Europa findet man ihn sehr häufig auf den freien Feldern, in Ruinen, und auf Kirchthürmen, selbst mitten in den großen Städten, wo es doch am Gewühle nicht fehlt, und worauf er auch nistet.

Er hat eine sehr gellende Stimme, und stößt hauptsächlich auf Tauben, kleine Singvögel, auch auf Mäuse rc., und ist besonders den Flugtaubenhaltern ein böser Feind, der nicht bloß durch das Rauben einer Taube aus dem Fluge gefährlich ist, sondern durch das Verjagen der übrigen, indem er sie oft so zerstreut, wenn er keine erhaschen kann, daß viele davon ihren Schlag oft nicht wieder finden, und anderweitig gefangen werden, so, daß ein Taubenhalter, wenn dieser Habicht oder Falk unter seine Tauben stößt, bei großen Flügen oft einen Verlust von zehn bis funfzehn Tauben und darüber hat. Er kommt oft sehr rasch angeflogen, und stößt sogleich unter einen Taubenschwarm, wenn er irgend wo einen Flug Tauben bemerkt, geschieht dieses nicht, so nähert er sich auch wohl im Kreisen in der Luft. Die Tauben gewahren ihn sogleich, und daß er in ihrer Nähe ist, so auch der andere Habicht, bemerkt man daraus, daß sich die Tauben enger im Fliegen zusammenschließen, nur ganz kurze Kreise machen, und sich schneller und ängstlich nach ihrem Schlage herab lassen, welches ein ganz sicheres Zeichen ist, daß ein Stoßvogel nicht mehr fern ist, und daß er höher, als sie selbst, fliegt, in der Luft kreiset; stehen sie dagegen über ihm, so erheben sie sich immer höher, je mehr er ihnen im Kreisen zu folgen sucht, und verschwinden oftmals ganz in den Wolken, oder werden wenigstens so klein, daß man sie mit dem bloßen Auge nicht mehr verfolgen kann, und entgehen so dem Stoßvogel, kommen aber oft dadurch so von der Gegend ihres Schlages ab, oder verirren sich so von der Gegend, daß oftmals der ganze Taubenschwarm verloren geht, und nur einzelne zu dem Besitzer zurückkehren, da sie in weiter Ferne durch zu große Müdigkeit anfallen, und von den Taubenhaltern jener Gegenden, wo sie hingerathen, gefangen werden, indem sie oft die Abmattung und der Hunger auf die Kneifbretter, Hohlsteine rc. bringt. Gewinnt aber einer der genann-

ten Stoßvögel den Vorflug, so daß er gleich über einen Flug Tauben kommt, so schießt er senkrecht, oft auch in einer etwas schiefen Richtung, unter den Flug, wodurch die Tauben auseinander gejagt werden, oder sich zerstreuen. Oftmals zerstreuen sie sich zwar, vereinigen sich aber schnell wieder, weil der Stoßvogel nicht gleich wieder darauf stößt, sondern erst einen weiten Kreis macht, oder erst eine ganze Strecke fortfliegt, sich dann in einen halben Bogen oder in Halbzirkel wendet, und dann schnell wieder auf den Flug Tauben zu eilt, und noch einmal darunter stößt. Dieses geschieht oft mehrere Male, wenn sie keine Taube erhaschen, bis sich der Flug zerstreut, die Tauben alle auseinander fahren und zerstreut umherfliegen, wenn dieses geschieht, und der Stoßvogel sich so lange dabei aufhält, welches oft der Fall ist, wenn er sehr hungerig ist, so schießt oder stößt er dann auf die einzelnen umherfliegenden Tauben herab, bis es ihm gelingt eine zu erhaschen, die er dann mit seinen starken Klauen festklemmt, woher die Stoßvögel (Habichte oder Falken) auch den Namen Klemmvögel erhalten haben, und ihr den Kropf mit seinem Schnabel aufreißt, welches man daher weiß, weil man oft Tauben, die ihm wieder durch irgend einen Zufall entkommen sind, erhalten hat, denen der Kropf aufgerissen war; man nähet oder heftet ihn mit einigen Kreuzstichen zu, so vernarbt die Wunde wieder, welches auch geschehen könnte, wenn man die Federn um die Wunde ausrupfte, und ein Heftpflaster darauf legte. Oftmals gelingt es ihm nicht, bei aller Anstrengung oder bei aller Mühe, die er sich giebt, eine Taube zu erhaschen, und er muß unverrichteter Sache nach seinem Neste auf den Thurm oder ins Feld zurückkehren. In großen Städten, wo es eine große Anzahl Liebhaber giebt, die sich Flugtauben halten, und sie zu gewissen Zeiten des Tages, als am Morgen, gegen Mittag und gegen Abend jagen, da stellt er sich dann zu den genannten

Zeiten ein, und wenn es ihm bei einem Fluge nicht gelingt, eine Taube zu erhaschen, so geht er zu einem andern, und so besucht er oft mehrere, um eine Beute zu machen. Durch das Schreien und Pfeifen wird er oft verjagt, jedoch nur, wenn er nicht sehr hungerig ist, und die Tauben zu niedrig fliegen, so, daß sie gleich anfallen können, fliegen sie aber hoch, oder stehen sie hoch in der Luft, so kehrt er sich wenig an diese Wegscheuchungsmittel, und verfolgt seine Jagd. Er stößt ziemlich tief mit der Taube herab, oft bis auf die Dächer der Häuser; denn sobald die Taube sieht, daß er auf sie stößt, so schießt sie herab, und er nach, so, daß es oft scheint, als habe er sie schon gepackt; allein die Taube macht schnell eine Wendung seitwärts, und ist für den Augenblick gerettet; denn sobald er sie nicht erhascht, fliegt er schnell wieder in die Höhe, macht wieder einen Bogen und schießt dann wieder auf eine andere aus dem Fluge herab, und dieses wiederholt er mehrere Male, bis er die Jagd, als nicht gelungen, aufgiebt, und nach seinem Standorte zieht, oder auch auf Singevögel und andere kleinen Thiere auf dem Felde und in den Gärten Jagd macht. Auch wenn die Schwalben vor oder nach einem feinen Regen in der Luft umherziehen oder schwärmen, so macht er darauf Jagd; er muß aber sehr hungerig seyn, wenn er sich diese Mühe giebt, weil die Schwalben auch sehr schnell fliegen, und besonders beim Schwärmen, wo sie schnell auf- und niedersteigen. Die beiden oben angeführten Stoßvögel haben einen sehr schnellen Flug, und schießen von der Seite herab; allein sie können sich im Fluge nicht schnell wenden, wie die Tauben und andere Vögel; denn so schnell, wie sie auf eine Beute herabschießen, und so schnell sie sich auch wieder erheben, wenn sie solche nicht erhalten, so können sie doch zum zweiten Male nicht gleich wieder darauf stoßen, sondern sie machen erst einen Bogen oder Kreis, indem sie sich wenden oder zurückkehren wollen, und hierdurch

gewinnen die Tauben und andere Vögel, auf die sie stoßen wollen, Zeit, sich davon zu machen, wenn sie nicht die Angst gefesselt hält, so daß sie immer in dem Raume verweilen oder kreisen, worin sich ihr Feind aufhält; denn sobald er die Tauben von einem Fluge zerstreuet hat, so bleiben oder schwärmen diese immer in der Nähe ihres Schlages umher, und daher kehrt er mehrere Male wieder zurück, und stößt auf die einzelnen umherschwärmenden, bis er sie in eine weitere Ferne verjagt hat. Viele der zerstreueten Tauben suchen ihren Schlag zu erreichen, oder schießen schnell auf die Dächer der Häuser herab, um hier einen Zufluchtsort vor seinen Krallen zu finden. — Der Thurmfalk und der Taubenhabicht sind oft unermüdet in Verfolgung ihrer Beute, sie steigen mit derselben hoch in die Lüfte. — Erhebt sich z. B. ein Flug Tauben, den Habicht unter sich gewahrend, hoch in die Luft, so folgt er demselben durch gleiches Aufsteigen in Kreisen nach, und sucht über denselben zu kommen, so daß man oft die Tauben und den Habicht aus dem Gesichte verliert, und nur dann erst Kunde erhält, daß er sie erreicht hat, wenn man in höchster Höhe einzelne Tauben, so klein wie Zaunkönige oder andere kleine Vögel, zerstreuet umher fliegen sieht.

Stoßwerk, Anwurf, Münzwerk, Prägewerk, Druckwerk, in den Münzen, s. unter Münze und Münzwissenschaft, Th. 97, S. 934 u. f., und Fig. 5898 und 5899. — Der Professor J. H. M. Poppe beschreibt im 2ten Bande seiner ausführlichen Volksgewerkslehre (Stuttgart und Wien, 1834) eine neue Maschine dieser Art. Die sehr feste und dauerhafte Gestalt der Presse ist (wie auch die übrigen Münzmaschinen im Parterrestockwerk des Münzgebäudes) unverrückbar mit dem Erdboden verbunden; dieserhalb muß auch vor der Presse eine geräumige Oeffnung im Erdboden seyn, worin der Präger sitzt. Von den beiden harten stählernen Stämpeln, welche die Münzpresse

enthält, ist der eine d, Fig. 9033 ganz unverrückbar in dem Prägeklotze einer sehr starken Schwelle des Preßgestelles, befestiget, so, daß die Gravirung, z. B. für den Avers der Münze, oben ist; der andere, etwa für den Revers bestimmte, Stämpel c ist unter einer sehr starken Schraubenspindel b c befestiget, an welcher oben ein langer gleicharmiger eiserner, an seinen Enden mit Schwungkugeln versehener Hebel, der Schwunghebel a a, festsitzt. An die Schwungkugeln fassen die Arbeiter oft vermöge eines Riemens, wenn sie die Presse in Thätigkeit setzen wollen. Bei dieser Maschine muß, wie bei der Ausstückelungsmaschine in den Münzen, die Schraubenspindel ganz genau lothrecht sich auf- und niederbewegen lassen, und der unten mit der Schraubenspindel verbundene Stämpel c muß ganz genau auf den in dem Prägestocke festsitzenden Stämpel d losgehen, damit beide auf das Beste zusammenpassen. Eben deswegen muß auch diese Schraubenspindel sich in mehreren, lothrecht über einander liegenden, und auf das Festeste mit dem Preßgestelle verbundenen Schraubenmüttern rechts und links drehen lassen. Die Gänge der Schraubenspindel sind weit und die Gewinde stark und breit, damit eine Umdrehung der Spindel den obern Stämpel hinreichend weit entferne, um die Münzplatte unterlegen, und nach dem Prägen hinwegschnellen zu können. Sobald der Hebel a a von einigen Arbeitern zurückgeschwungen worden ist, so legt der Präger eine Münzplatte genau auf die Mitte des untern Stämpels, und dann schwingen jene Arbeiter den Hebel wieder kräftig vorwärts. Dadurch muß die Schraubenspindel so herunter geschraubt werden, daß der mit ihr verbundene Stämpel fest auf die Münzplatte drückt. Diese erhält dadurch auf beiden Seiten das Gepräge. Der Hebel wird aber auch gleich hinterher wieder zurückgeschwungen, dadurch geht natürlich auch die Schraubenspindel wieder zurück. Zwischen dem obern und untern Stämpel entsteht dann auch wieder Raum

genug, um die Münze von dem untern Stämpel wegwerfen zu können. Es erfordert überhaupt von Seiten des Prägers viele Uebung und Sorgfalt, die Münzplatte mit ihrer Mitte recht genau auf die Mitte des untern Stämpels zu legen, damit das Gepräge nicht schief ausfalle. Bei den neuern Münzpressen kommt daher folgende mechanische Vorrichtung dem Präger zu Hülfe, dessen Arbeit dadurch sehr erleichtert wird, und viel genauer ausfallen muß. — Unten neben dem festen Stämpel d ist in einer und derselben horizontalen Ebene mit diesem ein messingener Ring mit einem Stiele so an dem Prägeklotze angebracht, daß sich der Stiel, wie ein einarmiger Hebel, um seinen Endpunkt hin und her bewegen läßt. Der Ring ist nämlich, vermöge eines eigenen sehr sinnreichen, mit dem Schwunghebel a a verbundenen Mechanismus, so eingerichtet, daß er, beim Vorwärtstreiben des Schwunghebels, mit seiner Mitte genau auf die Mitte des untern Stämpels hinbewegt wird, und daß er im Gegentheil, beim Zurücktreiben des Hebels, eine Strecke weit von diesem Stämpel entfernt wird, wobei er aber immer in einer und derselben horizontalen Ebene bleibt. Die Oeffnung des Ringes hat eine Größe, daß die zu prägende Münze hineingeht, ohne hindurch zu fallen. Man legt die Münzplatte in den Ring, wenn er außen steht; alsdann bringt er sie beim Vorwärtstreiben des Schwunghebels genau auf den Stämpel, und beim letzten Ruck des Hebels erfolgt die Prägung. Beim Zurücktreiben des Hebels wirft der Ring die Münze von selbst, und zwar durch ein geringes, durch den vorhin erwähnten Mechanismus erhaltenes Emporspringen, von dem Stämpel hinweg in eine Rinne, zu welcher sie herunterrutscht; zugleich bewegt er sich nach der Aussenseite des Prägeklotzes hin, um eine neue Münzplatte in sich hineinlegen zu lassen ꝛc. — Dünne und kleine Münzen (Scheidemünzen, kupferne Heller ꝛc.) prägt man oft mit dem Klipp- oder Schlagwerke,

welches mit der Wippe der Nadler Aehnlichkeit hat; s. unter Nadel, Th. 100, S. 497, und Fig. 5965; und die dünnen Gold- und Silbermünzen, wie z. B. Dukaten, Groschen, Sechser ꝛc., mit dem Walzwerke oder Taschenwerke. Ueber diese Münzmaschine sehe man das Nöthige unter Münze und Münzwissenschaft, Th. 97, S. 971 u. f., und unter Taschenwerk in T nach. — Die neuen Verbesserungen in den Münzmaschinen haben die Engländer gemacht, besonders verdankt man sie Bolton, Droz und Andern. Sie heben alle die mangelhaften Vorrichtungen der frühern Maschinen in den Münzen auf. Von den genannten Engländern sind die großen Engländischen Münzwerke angelegt worden, wo durch die Kraft von Dampfmaschinen alle die verschiedenen einzelnen Maschinen, wie Streckwerk, Durchschnitt, Rändelwerk und Prägewerk in Thätigkeit kommen, wo eine Maschine immer von der vorhergehenden das Metall zur weitern Verarbeitung erhält, wo alle diese Maschinen auf das Schnellste arbeiten und so vollkommen gute und scharfe Münzen, 30,000 bis 50,000 Stück in einer Stunde, liefern, wie solches die gewöhnlichen Münzmaschinen nicht zu liefern im Stande sind. Sogar die Anzahl der von diesen Werken in einer gewissen Zeit geprägten Stücke, giebt ein besonderer Zeiger an. Dergleichen Münzwerke sind aber kostspielig.

Das Stoßwerk oder die Hemmung, Franz. Echappement, beim Uhrmacher, ist ein sehr interessanter Mechanismus, um eine Bewegung gleichmäßig langsam einzurichten. Man nehme hier mehrere Räder und Getriebe an, welche in einander greifen und von einem aufgezogenen Gewichte, oder auch von einer aufgezogenen Feder in Umdrehung gesetzt werden, wie schnell wird dann das letzte Rad oder Getriebe umlaufen? und wie bald wird das Gewicht an seiner untersten Stelle angekommen seyn? oder die Feder in ihrem Gehäuse sich

völlig ausgedehnt haben? folglich wie bald das Räderwerk stille stehen? Keine Welle irgend eines Rades würde hier so langsam sich umdrehen, daß sie in einer, geschweige in zwölf Stunden einmal herum käme, folglich geschickt seyn, den Minuten- und Stundenzeiger zu tragen. Mittelst des Stoßwerkes kann man aber das Letzte ins Werk richten. Befindet sich nämlich an der Welle des letzten Getriebes ein Rad mit schrägen, sägeförmigen Zähnen, Fig. 9034 a a, also beinahe wie ein Sperrad; liegt ferner über diesem Rade ein an einer Welle c festsitzender eiserner oder stählerner bogenförmiger Theil b d, Anker oder Engländischer Haken genannt, dessen Enden eine Art Haken oder Lippen vorstellen, welche sich bei b und d zwischen Zähne des Rades, mit dem gehörigen Spielraume und in der gehörigen Tiefe, einlegen, so erzeugt dieses folgende Wirkung. Das Rad a a, Hemmungsrad oder Steigrad genannt, will, weil das ganze Räderwerk von der bewegenden Kraft (dem Gewichte oder der Feder) getrieben wird, frei umlaufen; das kann es aber nicht, weil b d zwischen seinen Zähnen liegt, und zwar ist entweder b oder d das eigentliche Hinderniß gegen die Umdrehung. Das Steigrad kann aber b oder d hinwegstoßen, wodurch es einen Augenblick zur Umdrehung Freiheit erhält. Ist b hinweggestoßen, so fällt dafür auf der andern Seite d wieder ein, um sich gleichfalls hinwegstoßen zu lassen, und ist d hinweggestoßen, so fällt b wieder ein; und so ist das beständige Hinwegstoßen und Wiedereinfallen ein Hinderniß, welches die Bewegung des Rades, jedoch nicht ganz aufhält oder anhält, aber sie doch so langsam macht, daß dadurch das Räderwerk zu einem Zeitmesser (einer Uhr) geschickt gemacht werden kann, sobald mit der Welle c das Pendel oder Perpendikel verbunden wird. Das Steigrad kann auch kronenförmig seyn, und kann dann in die, unter einem rechten Winkel von einander abgebogenen flügelartigen Theile oder Lappen einer

Spindel greifen, die zugleich ein Pendel enthält. Bei den Taschenuhren ist aber in der Spindel ein kleines Schwungrad, die Unruhe befestiget; auch hier liegt bald dieser, bald jener Lappen zwischen zwei Zähnen des Steigrades. Wenn nun ein Lappen von dem Rade zur Seite geworfen wird, so fällt dafür wieder der andere zwischen zwei andere, um sich da gleichfalls wieder herauswerfen zu lassen und so giebt auch diese Hemmung ein abwechselnd, stets fortgestoßenes und wieder zurückkehrendes Hinderniß ab, welches die Bewegung nicht ganz aufhält, sondern sie nur langsamer macht. Solche Hemmungen, wovon es noch mancherlei Abänderungen giebt, kommen nicht bloß bei dem Gehwerke der Uhren, sondern auch bei Weckern und bei Bratenwendern vor. S. auch den Art. **Uhr** unter **U**.

Stoßwind, Rückwind, heißt auf schiffbaren Flüssen ein plötzlich und heftig entstehender, aber nur eine kurze Zeit dauernder Wind, der gemeiniglich, bei sonst stillem Wetter, hinter den in der Nähe des Flusses befindlichen Krümmen, Inseln, hohen Deichen oder Ufern, Bergen, Gebäuden oder Bäumen herum- und herüberfällt, und desfalls den daran hinfahrenden Schiffen, oft nach einer ganz unerwarteten Richtung, plötzlich seit- oder rückwärts in die Segel fällt. Dergleichen kleine Winde werden von den Schiffern in der Elbgegend Kähp oder auch wohl Boh genannt. Die Franzosen verstehen unter dem Worte: Revolin, beinahe eben dasselbe.

Stoßwinkel, der Winkel, in welchem ein Körper in den andern wirkt.

Stoßzange, eine Stange von Holz mit einem breiten Eisen, womit das von dem im Feuer gewesene Eisen losgebrannte Eisen abgestoßen wird.

Stoßzeug, beim Schriftgießer, das von zwei Brettern zusammengesetzte Werkzeug, worin der Künstler seine gegossenen Lettern mit einem Keile befestiget, damit

er mit dem Bestoßhobel das Abbruchende des Gusses abhobeln und alle Enden vergleichen kann.

Stottern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches mit dem Hülfsworte haben verbunden wird, und nur im gemeinen Leben üblich ist, im Reden oft anstoßen, das heißt, nicht in der Ordnung fortreden, mit mehrmaliger Wiederholung einiger und Auslassung anderer Sylben, es geschehe nun aus einem natürlichen Unvermögen oder aus Verwirrung des Gemüths; in einer andern Sprechart auch stammeln, gewöhnlich in der höheren, obgleich auch stottern gebräuchlich ist; s. Stammeln, Th. 169, S. 317. Im Reden stottern; zuweilen auch wohl active: Etwas daher stottern. Daher ein Stotterer, welcher aus einem Fehler der Sprachwerkzeuge stottert, das Gestottere, das Stottern. — In den gemeinen Sprecharten stattern, statzen, stotzen, stotzchen, storzen, statzeln; in Bayern stikerzen; im Niedersächsischen störtern, im Engl. Stutter. Es ist eine Onomatopöie des Stotterns, welche zunächst die mehrmalige Wiederholung des Buchstabens t, so wie Stammeln die des m ausdrückt. Der Form nach ist es ein Interativum und Intensivum von stoßen, Niedersächsischen stöten, im Sprechen mehrere Male anstoßen. S. auch den Anhang im folgenden 175sten Theile.

Das Stottern der Maschinen; wenn die Räder oder Getriebe der Maschinen nicht einen gleichmäßigen Gang gehen, sondern schlockern oder schlackern, oder sich bald hier, bald da anstoßen, so daß ihr Gang stets ungleich ist, welches allemal an der ungleichen Bearbeitung der Zähne, der Kämme und Stöcke, der Räder und Trillinge liegt, und daß sie nicht gleich eingetheilt sind.

Stotz, oder der Stotzen, ein in einigen Oberdeutschen Gegenden üblicher Name einer Art Gefäße und eines Maaßes flüssiger Dinge in der Schweiz. Zu Zürich

hält 1 Kopf 2 Maaß, 1 Maaß 2 Quartel, und 1 Quartel 2 Stotzen. S. Stutz, in der Bedeutung eines Gefäßes.

Stotzig, Bei- und Nebenwort, welches gleichfalls nur im Oberdeutschen für gähe, steil, üblich ist, wo auch stotzachtig, gähstotzig und gachstotzig, in eben dieser Bedeutung vorkommen. Stotzige Felsen. Es gehört zu Stoß in der Bedeutung eines senkrechten Haufens, und stammet mit demselben von stoßen ab, in so fern es ehedem auch schnelle Bewegung in senkrechter Tiefe bedeutet hat, von welchem es das Intensivum ist.

Stoven, s. Schmoren.

Strack, Bei- und Nebenwort, ein im Hochdeutschen veraltetes, und nur noch in den gemeinen Sprecharten übliches Wort, welches gerade bedeutet. Ein stracker Weg. Ein stracker Baum. Der Baum ist sehr strack gewachsen. Strack machen, ziehen. Ingleichen figürlich. Strackes Fußes hingehen, gerades Weges, sogleich, den Augenblick. Ich ging stracks Weges zu ihr. Sir. 51, 21, gerades Weges. Also lief Ahimaaz strackes Weges, 2 Sam. 18, 23. Die Weisheit leitet den Gerechten stracks Weges, Weisheit, 10, 10. Stracks Laufs kamen wir gen Samothraciam, Apostg. 16, 11. Auf die stracke Stunde, dieselbe Stunde. Lauter nur in einigen gemeinen Sprecharten übliche Ausdrücke. Es stammt von strecken ab; was gestreckt ist, ist auch gerade. Der in dem folgenden Stracks herrschende Begriff der Geschwindigkeit, ist eine natürliche Figur der geraden, als der kürzesten Linie.

Stracklich, Bei- und Nebenwort, welches vermittelst des Suffixi lich von dem vorigen gebildet worden, im Hochdeutschen gleichfalls fremd, aber noch in einigen gemeinen Mundarten im figürlichen Verstande üblich ist. 1. Für plötzlich, schnell. Ein stracklicher Tod, ein schneller,

plötzlicher. Die strackliche Ankunft, schleunige, schnelle. 2. Pünktlich, genau, in welcher Bedeutung es noch in den Hochdeutschen Kanzleyen zuweilen gebraucht wird. Damit diesen Mandaten stracklich nachgegangen werden. Stracklich über einen Befehl halten.

Strackortsstein, beim Schieferdecker, der Bordstein.

Stracks, Nebenwort, das von strack gebildet ist und in allen seinen Bedeutungen in der anständigen Schreibart der Hochdeutschen auch veraltet ist. 1. Gerade. Da fing an sich zu erheben von der Stadt ein Rauch stracks über sich. Richt. 20, 40. Sie geht nicht stracks auf dem Wege des Lebens. Sprichw. 5, 6. Ein jeglicher wird stracks vor sich daher ziehen. Joel 2, 8. Aber gehe ich nun stracks für mich. Hiob 33, 8. Es kommt im Hochdeutschen nur noch zuweilen in dem Zusammengesetzten schnurstracks, schnurgerade, vor. Das läuft Deinem Glücke schnurstracks zuwider. 2. Pünktlich, genau, stracklich. Darum halte ich stracks alle Deine Befehle. Ps. 119, 128. 3. Sogleich, den Augenblick, in den gemeinen Sprecharten, sowohl Ober-, als Niederdeutschlands. Komm stracks wieder. Er ist darum noch nicht stracks ein reicher Mann. Stracks rennet er in vollem Lauf, bis an des Hauses Dach hinauf (Haged.). Die drohende Kolonne lag, stracks hingestreckt in Sand (Gleim). — Stracks auf Sicht, bei der Handlung, sogleich nach Sicht, nämlich bei der Präsentation oder Darreichung eines Wechsels oder einer Anweisung, die so gestellt ist, daß sie gleich bezahlt werden muß, das heißt, Angesichts des dargereichten Wechsels ꝛc.

Strafamt, das Amt, die übertragene Obliegenheit zu

strafen. Das Strafamt der Obrigkeit, s. unter Strafe.

Strafbar, Bei- und Nebenwort, der Strafe unterworfen, werth bestraft zu werden. Eine strafbare Handlung. Strafbar handeln. Wer sündiget ist strafbar. Sich für strafbar erkennen. Daher die Strafbarkeit, die Eigenschaft, der Zustand, da eine Person oder Sache der Strafe unterworfen ist.

Strafbuch, in den Gerichten einiger Provinzen, ein Buch, in welches die auferlegten und eingezogenen Geldstrafen eingetragen werden. S. unter Strafe.

Strafbüchse, eine Büchse, in welche die Strafgelder gethan, worin sie gesammelt werden; s. unter dem folgenden Artikel.

Strafe, im weitesten Verstande, ein Uebel, welches auf eine unrechtmäßige oder unweise Handlung erfolgt. Wenn Jemand eine Biene, Wespe oder Hummel angreift, und es weiß, oder man voraussetzen muß, daß er es weiß, daß diese Insekten mit ihrem am Hintertheile des Körpers verborgenen Stachel stechen, und von derselben gestochen wird, so sagt man, das ist die Strafe Deines Vorwitzes. — In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung ist es das Uebel, welches der Gesetzgeber mit der Uebertretung eines Gesetzes verbindet, das auf die Uebertretung eines Gesetzes folgende Uebel. Eine Strafe auf etwas setzen. Etwas bei Strafe, bei hoher, schwerer Strafe, bei Leib- und Lebensstrafe, bei Gefängnißstrafe, bei fünf, zehn, funfzehn, zwanzig, funfzig Thaler Strafe verbieten. Jemanden eine Strafe auflegen, zuerkennen. Die verdiente Strafe leiden. Jemanden zur Strafe, zur verdienten Strafe ziehen, ihn strafen, ihn mit der verdienten Strafe belegen. Seine Strafe leiden, ausstehen. Das ist die Strafe dafür, das soll Deine

Strafe seyn. Zur Strafe fröhnen müssen. Eine Strafe mildern, aufheben. Jemanden der Strafe erlassen, oder ihm die Strafe erlassen, im gemeinen Leben ihm die Strafe schenken. Die biblischen Redensarten Strafe üben, beweisen rc., sind im Hochdeutschen ungewöhnlich — In engerer Bedeutung wird es zuweilen von einer Geldstrafe gebraucht. Strafe geben, die Geldstrafe erlegen. Jemanden in Strafe nehmen, ihn an Geld strafen. Von einem Verweise, Entdeckung der Unvollkommenheiten durch Worte, wie 2 Thimoth. 3, 16: alle Schriften von Gott eingegeben ist nütze zur Strafe rc., ist es im Hochdeutschen veraltet.

Was nun die Strafen und Strafzwecke in der menschlichen Gesellschaft, im Staate, *betrifft*, so sind deren Bestimmung, Nutzanwendung und Ausführung von großer Wichtigkeit, weil davon die Moralität des Staates abhängt, oder vielmehr die Moralität und Kultur des Volkes sich in den Strafen offenbart. Wagnitz sagt in seinem Werke: „Historische Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland", Bd. 1, S. 3: „So verschieden man sich auch von jeher über den Zweck der Strafen ausgedrückt hat, so ist doch, dünkt mich, dies außer allem Zweifel: Man will durch Strafen sowohl auf den Verbrecher, als auf Andere wirken, oder: Strafen sollen Beföderungsmittel der Sicherheit und des Wohlseyns der größeren oder kleineren Gesellschaft seyn, und die Hindernisse desselben wegräumen helfen, sie sollen also den, der jenes stören will, entweder moralisch oder im äußersten Fall physisch außer Stand setzen, dem Staate schädlich zu werden, und dann zugleich Andere, auf die sein gegebenes Beispiel zum Nachtheil der Gesellschaft wirken möchte, abschrecken, ihm nachzuahmen. Moralisch außer Stand setzen, dem Staate schädlich zu werden, heißt aber nichts

anderes, als: veredeln und für die Zukunft brauchbarer machen, und diese Absicht tritt so lange ein, oder muß so lange bezielt werden, so lange der Verbrecher nicht zeigt, daß er, wie Iselin sagt, kein Mensch mehr ist, und nicht leicht mehr einer werden kann, daß sein Beispiel und seine Bosheit mehrere Andere zu schlimmen Thaten verführen, und die Pest jener Uebel unterhalten werde. In diesem Falle (der aber freilich nicht so häufig eintreten möchte) muß er wie ein wildes Thier behandelt, und seiner Freiheit beraubt werden, da in allen übrigen, weil dem Staate unendlich viel an der Erhaltung und möglichsten Veredlung seiner Bürger und jedes, auch des bis dahin unnützen und schädlichen Individiums gelegen seyn muß, der weise Gesetzgeber Verbesserung dessen, der bis dahin Störer seiner und der bürgerlichen Wohlfahrt war, zum Zwecke seiner Strafgesetze macht. Mag es doch immerhin seyn, daß jener und daß der Staat diese Absicht nicht immer erreicht; daß positive Strafen überhaupt ihrer Natur nach, und nach allen gemachten Erfahrungen nur unzulängliche, unsichere Mittel zur Erreichung jener Zwecke sind, daß sie nur entfernt, und gemeiniglich nur äußere Besserung, und wenn nichts weiter hinzu kommt, vielleicht gar nicht innere, bewirken; daß sie selbst bei denen, wo sie zu wirken schienen, nur Palliativ-Kuren waren; daß, um besseren Sinn und Ton unter den Staatsbürgern hervorzubringen und zu befördern, andere Mittel, z. B. gute Erziehungsanstalten, gewählt, und durch sie bessere Sitten gemein gemacht werden müssen; daß wenigstens, ehe Strafen mehr wirken sollen, Leben und Freiheit und bürgerliche Ehre, durch Bildung, für diese Bürger einen noch höheren Werth erhalten müssen, als sie haben, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie für den großen, starken Haufen, der mehr durch Gefühl geleitet seyn will, immer eine unentbehrliche Kurart sind, daß schon der durch sie hervorgebrachte äußere Stillstand, das

Digitized by Google

durch sie veranlaßte gegenseitige Wirken des Nachdenkens, und der bald mehr, bald weniger daseienden unangenehmen Empfindungen auf einander, welches Nachdenken durch hinzugekommenen Unterricht ꝛc. erweckt, befördert und geleitet wird, ein negatives Gut, und ein nützlicher Anfang zur Erreichung der vorgesetzten Zwecke und des der Besserung insbesondere sey. Es kommt also nur, dünkt mich, auf feste Grundsätze an, die bei Anordnung und Einrichtung der Strafen zum Grunde liegen müssen, um diesen doch wenigstens die Wirksamkeit zu verschaffen, die sie wohl haben können.“ — Der Ursprung der Strafen läßt sich nicht erklären, daher bedarf es nicht erst eines weitläuftigen Ausholens, wo und wie sie zuerst entstanden sind, auch würde dieses zu keinem genügenden Resultate führen, da man zu weit hinaufgehen müßte, wo die Quellen fehlen. Man muß also immer da anfangen, wo die sich politisch constituirten Gesellschaften schon einige Grade der Kultur erreicht hatten, und es den Mitgliedern derselben nicht mehr gleichgültig seyn konnte, ihre Habe und ihr Leben ohne Schutz, der Willkühr eines Jeden oder vielmehr des Stärkern Preis gegeben zu sehen, sondern wo durch festgesetzte Strafen, eine solche Störung, wenn nicht geradezu behindert, jeder Fall unmöglich gemacht, doch aber durch die Ausführung der Strafe ein warnendes Beispiel den Uebertretern gegeben wird. — Bei Völkern, welche den Stand der Natur kaum verlassen haben, findet man keine Strafen und Strafgesetze. So wollten sich die Huronen in dem Brittischen Nordamerika keinen Gesetzen dieser Art unterwerfen; denn sie sagten: der Mensch sey frei, und man habe kein Recht, seine Freiheit auf irgend eine Weise anzugreifen. In diesem Zustande ihrer Verfassung bekümmerte sich auch Niemand um die Beleidigungen eines Individuums; wird es bestohlen oder angefallen, so vertheidiget es sich, wenn es dazu die Kräfte besitzt, und ist

dieses nicht der Fall, so duldet es Angriff, Beraubung und Beleidigung. Bei dem ersten Aufkeimen oder Aufkommen der bürgerlichen Gesellschaften und ihrer Vermehrung, war man wohl darauf bedacht, diejenigen zu strafen, welche die öffentliche Ruhe störten, allein die Strafen, die man einführte, wurden weder aufgeschrieben, noch förmlich öffentlich bekannt gemacht, sondern sie erhielten sich durch Ueberlieferung. In diesem Zeitalter nahm man auf große Entwürfe zur allgemeinen Wohlfahrt nur wenig Rücksicht. Das Volk betrachtete die Justiz aus keinem andern Gesichtspunkte, als in so fern sie ein Mittel ist, den erlittenen Schaden einigermaßen wieder zu ersetzen. Auf andere Zwecke, z. B. daß bei der Ausführung der Verbrechen auch die Gesellschaft in Betrachtung gezogen werden müsse, wurde gar nicht gedacht. Wenn z. B. ein Mexikaner einen Andern vor Gericht des Diebstahls wegen belangte, und er seine Anklage erweisen konnte, so mußte er die Henkersdienste verrichten, konnte er dagegen die Sache nicht beweisen, so wurde er selbst bestraft. In Fez in den Marokkanischen Staaten bricht die Justiz ihre Strafe ab, sobald der Parthei Genüge geschehen. Die ersten Strafen und Strafgesetze waren hart, weil man nur gewaltthätige Mittel kannte; die milderen, gleich wirksamen Auswege, welche die höhere Kultur darbietet, waren hier ganz unbekannt. — Wenn eine bürgerliche Gesellschaft, der Staat, durch Gewerbe und Handel sich einen ansehnlichen Reichthum erwirbt, so nehmen auch die Strafen bei Uebertretungen zu; denn die einfacheren Mittel zur Sicherung der Freiheit, des Lebens, der Ehre und des Eigenthums der Bürger reichen nun nicht mehr zu. Der Gesetzgeber und Richter muß nun schon wachsamer und strenger seyn. Ein Schriftsteller sagt: „Es scheint, daß sich die meisten Gesetzgeber in dem Hauptpunkte irren: daß sie nicht zu wissen scheinen, daß die Ungestraftheit der Verbrecher, nicht aber die Milderung der Strafen die Ver-

derbtheit der menschlichen Natur vermehrt.“ — Ueber die Entstehung der Strafgesetze, so wie überhaupt der Gesetze, kann man nur Muthmaßungen aufstellen, belegte Gründe werden sich wohl nie vorfinden. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie von mächtigen Reichen herrühren, die gern ihren Reichthum gesichert sehen wollten; denn von den Armen können sie nicht ausgehen, auch wurden diese wohl in den früheren Zeiten wenig dabei berücksichtiget; nur erst als die Bedrückungen der Armen von den Reichen und durch den Reichthum mächtig Gewordenen überhand nahmen, und jene gleichfalls Rechte gegen diese Bedrückungen reklamirten, änderten sich die Strafgesetze, und auch die Reichen gingen nicht mehr leer aus, wo sie sich straffällig gegen die Niederen zeigten, sie diese bloß zu ihren Zwecken ohne Entschädigung, oder mit einer nur sehr geringen, gebrauchen wollten. Die Geschichte jenes muthwilligen Römers, die Aulus Gellius (XX,I) anführt, ist bekannt. Er theilte nämlich den Vorübergehenden Ohrfeigen aus, und ließ ihnen dafür nach der Verordnung der Gesetze der zwölf Tafeln, 25 Sols auszahlen. Dieser Theil der alten Gesetzgebung hat zu wenig Aufklärung erhalten, als daß sich der Ursprung dieser Gesetze ergründen ließe. Man müßte hier wissen können, ob die Summen im Tarife damals sehr beträchtlich waren, ob sie arme oder mittelmäßig begüterte Menschen leicht entrichten konnten, ob die Reichen, welche diese Summen erlegten, in Armuth geriethen, ob diese Geldbußen jede andere Strafe ausschlossen. Der einzige Vortheil, der in diesen Strafen gefunden werden kann, war, daß sie dem Verbrecher einige Bequemlichkeit raubten. Oft findet man unter den alten Strafen gar kein Verhältniß zur That, oder man müßte diese damals mit ganz andern Augen betrachtet, sie ganz anders abgeschätzt haben. So bestraft z. B. das Gesetz der Westgothen eine Ohrfeige mit zehn, einen Faustschlag oder Fußstoß mit zwanzig, und

einen Schlag auf den Kopf, wobei kein Blut geflossen, mit dreißig Peitschenhieben, während Verstümmelungen und andere Gewaltthätigkeiten mit Geld gut gemacht werden konnten. Das Longobardische Gesetz setzt auf die Verstümmelung eines Glieds 20 bis 30 Rthlr., dagegen wurde derjenige, der einem Mädchen oder einer Frau etwas zu Leide gethan, mit 1400 Rthlrn. bestraft. — Völker, welche der Privatrache nachsahen, ließen auch zu, daß die übrigen Verbrechen mit Geld ausgeglichen werden konnten. In dem Zeitalter der Gothischen Anarchie war man sehr verlegen, wie man die Verbrecher züchtigen sollte, ohne das Point d'honneur der Nation zu verletzen. Gefängnißstrafen hatten damals viele Unbequemlichkeiten; auf Galeeren und zu andern öffentlichen Arbeiten wurde Niemand verurtheilt; der Staubbesen war eine zu schnell vorübergehende Strafe, die bald vergessen wurde; die Geldbußen fühlte man aber länger; Stockschläge waren eine der größten Beleidigungen. Die Gesetzgeber durften dem Muthe und der Kühnheit ihrer Unterthanen nicht zu nahe treten, und mußten daher die Gesetze so einrichten, daß nichts diesen Nachtheiliges bei den Strafen vorkam. Auch verriethen diese Gesetze nur zu oft das Unvermögen der Gesetzgeber, die oft selbst dem Drange der Umstände unterlagen, oft selbst das Opfer ihrer Unterthanen wurden, wie dieses überhaupt in jenen Zuständen der bürgerlichen Verfassung, wo Treu und Glauben noch bezweifelte Gegenstände waren, nur zu oft der Fall war. Man mußte oft den Hang zu Unordnungen diesen kriegerischen Völkerschaften nachsehen, wenn man ihren Muth nicht schwächen, sie überhaupt zu keinen Unterdrückern der eigenen Verfassung machen wollte. Jedes Individuum suchte damals seine Ehre in der Selbstrache, und die Führer des Volks, wenn sie es auch gleich nicht billigen konnten, ließen es sich gefallen, weil sie dessen Kräfte nützen konnten und sie auch nützten. Jeder konnte daher eine

zugefügte Beleidigung rächen, die Obrigkeit verfolgte den Verbrecher nicht, wenn er ihr die bestimmte Geldbuße bezahlte. Der Beleidiger mußte sich dagegen vor dem Beleidigten, oder vor den Verwandten des Getödteten immer fürchten, und diese Furcht hielt man für wirksamer, als die Leibes- und Lebensstrafen. Der Beleidiger hatte daher weder Ruhe noch Rast, und es war um ihn geschehen, wenn er nicht den Rächern seines Verbrechens zuvor kommen konnte, um sie unschädlich zu machen. So nachtheilig auch die Erfindung und die Wirkungen des Zweikampfes späterhin geworden sind, da man um Bagatellsachen sich schlug, wobei die Ehre gar nicht gefährdet war, oder wenigstens nicht in dem Grade, daß sie, um sie wieder herzustellen, ein Duell erforderte, so hat doch damals diese so allgemein eingeführte Gewohnheit die Sitten verfeinert und die Ausbrüche der Rohheit eingeschränkt. Die Privatrache hatte demnach zu den Zeiten der geringeren Kultur die guten Folgen, daß sie den Muth der Nation befeuerte, welche damals nur durch das Point d'honneur beherrscht werden konnte. Selbst die Oberhäupter des Volks mußten sich diesem Gebrauche unterwerfen. Daher auch die vielen, darauf Bezug habenden, oft sonderbaren Gesetze. Die meisten der früheren Strafgesetze schickten sich oder paßten für herumziehende Völker, welche ein Land nach dem andern verwüsteten; konnten aber dem späteren Zustande der mehr in der Kultur zugenommenen Völker nicht mehr angemessen bleiben, welches auch von dem gebildeten Theile der Nationen hinlänglich gefühlt wurde, nur war die Kultur sehr ungleich, und daher waren die Abänderungen der Gesetze schwer zu machen, und so blieb manche alte Strafe immer noch stehen, wenn sie gleich nicht ausgeübt oder vollzogen wurde. Der erste Gegenstand der Strafgesetzgebung war das Eigenthum mit Macht zu sichern; denn das Mein und Dein wurde schon bei den ältesten Völkern strenge unterschieden.

Geht man nun zu dem rohen Zustande der Völker über, um hier die ersten Strafgesetze zu beleuchten, so findet man, daß auch hier der Diebstahl am ersten bestraft wurde. Bei den Huronen nahm man dem Diebe das Gestohlene wieder ab, und beraubte ihn noch überdies aller seiner Habseligkeiten. Die Bewohner von Hispaniola bestraften den Diebstahl härter, als andere Verbrechen, und man will dieses daher erklären: Diese Insulaner wurden von Cajiken beherrscht; da nun dem Oberhaupte einer kriegerischen Völkerschaft mehr daran lag, tapfere, als friedfertige Unterthanen zu besitzen, so sah ein solcher Fürst allen andern Verbrechen, die sich nicht auf das Mein und Dein bezogen, nach; hier aber erforderte es sein Interesse, die Leute zur Arbeit aufzumuntern, und er durfte deshalb auch nicht zugeben, daß sie, bei ihrem außerordentlichen Hange zur Ruhe und zum Müssiggange Andern das Ihrige ungestraft raubten. So wurden die Thüren in Cumana nur mit einem wollenen Faden verschlossen, wer diesen Faden entzwei riß, und dabei ertappt wurde, erhielt Todesstrafe. Die Araber beschäftigten sich schon im Alterthume mit Räubereyen, um nun diesen vorzubeugen, wurde demjenigen, der sich auf einem Raube ertappen ließ, auf der Stelle die rechte Hand abgehauen. Die Malabarischen Gesetzgeber dachten hierin eben so. Drako setzte die Todesstrafe auf den Diebstahl von Kräutern und Gartenfrüchten. In Quito hielt man dagegen diejenigen, die bloß Eßwaaren und Tischgeräthe stahlen, für keine Diebe; denn man glaubte daselbst, ein jedes Individuum habe, der Vertheilung der Güter ungeachtet, ein nicht zu veräußerndes Recht auf seine Subsistenz, und auf Alles, was darauf Beziehung hat. Bei den rohen Völkern sind Geldbußen, Gefängniß- und Leibesstrafen keine Züchtigung, sondern nur Verstümmelungen und Lebensstrafen, und die Strafe der Sklaverey. Bei den Peruanern wurden die Soldaten strenge bestraft, wenn sie sich

Digitized by Google

Plünderungen zu Schulden kommen ließen. Man will die Gründe dieses Gesetzes darin finden: man begab sich nur deshalb in die bürgerliche Gesellschaft, um seine Schwäche gegen den Stärkeren vertheidigen zu können. Wenn nun der Soldat seine Waffen zum Raube mißbraucht, so kann er auch nur hart dafür bestraft werden. Und dann wird auch der auf Plünderung ausgehende Soldat einen Jeden ohne Bedenken umbringen, der sich ihm widersetzen will, deshalb hat ihn aber die Regierung nicht bewaffnet, gegen die Effekten Krieg zu führen, sondern gegen die Feinde des Vaterlands, und deshalb verdient er auch eine schwerere Strafe, weil er seine Waffen mißbraucht. Dann läßt auch der Maraudeur sein Heer im Stiche, und beleidiget dadurch die militärische Disciplin. Der Soldat muß bei einer sanften und milden Regierung, die schon deshalb den feindlichen Einbrüchen der Nachbaren ausgesetzt ist, in einer strengeren Disciplin gehalten werden; er thut dann seine Schuldigkeit um so sicherer, weil ihn das militärische Point d'honneur zu ruhmwürdigen Thaten hinzieht, und nicht zum Plündern, und von dieser Art war die Regierung der Incas. — Bei vielen Negern auf den Afrikanischen Küsten werden nur die Vieh- und Kinderdiebe bestraft; die Neger führen deshalb an: daß die Thiere stumme Geschöpfe sind, und Niemanden zu Hülfe rufen, und die Kinder sich nicht vertheidigen können. Wenn bei den Issinern Jemand einen beträchtlichen Diebstahl begangen hat, und er befürchtet entdeckt zu werden, so giebt er seinem Fürsten die Hälfte von seinem Raube ab, und sein Verbrechen bleibt dann ungestraft. Im Königreiche Benin muß der Dieb das Gestohlene herausgeben und eine Geldbuße erlegen; nur wenn er diese nicht erlegen kann, wird ihm Leibesstrafe zuerkannt. Bei den Tatarn werden kleine Diebstähle mit Stockschlägen bestraft, und die Zahl dieser Hiebe endiget sich immer mit der Zahl sieben, also siebzehn,

siebenundzwanzig rc.; nur der Pferdedieb ward in frühern Zeiten mitten durch gespalten, und konnte nur sein Leben dadurch retten, wenn er das Neunfache des Werthes seines Raubes erlegte. — Andere Völker finden kein Verhältniß zwischen dem Gelde oder dem Geräthe, und dem Leben des Menschen in der Bestrafung, sie bestrafen daher keinen Dieb am Leben. So geben die Neger in dem Königreiche Loango dergleichen Verbrecher dem Gespötte der Vorübergehenden Preis, indem sie sie, mit auf den Rücken gebundenen Händen an einen Baum binden, also gleichsam an den Pranger stellen, zur Warnung für Andere. Die alten Bewohner von Halifax mußten, bei Strafe der gerichtlichen Einziehung ihrer Güter, den Dieb verfolgen, und ihn dem Richter ausliefern, und die Nabatäer belegten denjenigen mit einer Geldstrafe, dessen Vermögen vermindert befunden wurde. Es wird an diesen wenigen Beispielen der Strafen und Strafgesetze, sowohl des muthmaßlichen Ursprungs ihres Entstehens, als auch ihrer Festsetzung und Ausübung bei den kulturlosen und nur erst wenig Kultur besitzenden Völkern hier genug seyn, da schon unter Spitzbube und Spitzbüberey, Th. 159, unter Staat, Th. 162, und unter Staatsverbrechen, Th. 165, Manches darüber vorkommt. Auch wird eine Aufzählung aller der Strafen, die man erdacht oder erfunden hat, um Menschen zu quälen, oder der Freiheit, der Gliedmaßen und des Lebens zu berauben, und mit denen die alten Kriminalgesetzbücher angefüllt sind, hier nicht am rechten Orte seyn; da die einzelnen namhaften Strafen schon unter ihrem Namen in der Encyklopädie vorkommen. Viele harte und grausame Strafen, die bis auf die neueste Zeit in den Gesetzbüchern stehen geblieben sind, aber keine Anwendung in den Fällen in der neuern Zeit gefunden haben, worin sie vorgeschrieben worden, stammen noch aus den rohen Zeiten derjenigen Völker her, die sie eingeführt, und von andern, die sie

nachgeahmt haben. Sie richten sich nach den Gewohnheiten und Sitten dieser Völker, und der Zeit, worin man sie gegeben hat. Die richtige Ansicht von dem gesellschaftlichen Zustande eines Volks mangelte ihnen aber größtentheils ganz, dieses geht aus dem Blenden, Verstümmeln der Glieder ꝛc. hervor, wodurch diese Verbrecher nicht gebessert, sondern für die menschliche Gesellschaft ganz unbrauchbar gemacht wurden, und auf Kosten des Staats ernährt werden mußten. Auch dienten sie nicht einmal als abschreckendes Beispiel dem Volke, da sie entweder im Gefängnisse ihre Lebenszeit oder sie an entlegenen Orten zubrachten; die Wirkung der Strafe ging also verloren, ohne einmal die Grausamkeit dabei zu berücksichtigen. Was hierüber noch gesagt werden könnte, ist schon unter Staatsverbrechen, Th. 165, S. 556 u. f., angeführt worden. Bis beinahe zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden die früheren harten und grausamen Strafen, und die Tortur noch größtentheils angewendet, wenn auch hin und wieder in einzelnen Ländern eine kleine Modifikation bei dieser oder jener Strafe eintrat, welches eine Milderung von Seiten der Regenten war, denen das Urtheil zur Unterschrift vorgelegt worden; aber nach dieser Zeit, in der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts, fing man anders an über die Strafen zu philosophiren; man beurtheilte sie nach den Verhältnissen und dem Stande der Verbrecher; nach der Aufhetzung, Anreitzung, Beleidigung des Ehrgefühls, Unkunde der Gesetze und der Bosheit; nach natürlichen und unnatürlichen Verbrechen, im bewußten und unbewußten Zustande des Individuums in Ausübung der That, überhaupt aber nach unabsichtlichen u. absichtlichen, wirklich boshaften Verbrechen. Man erkannte ferner, daß strenge Moralisten, schlechte Gesetzgeber sind, indem sie nur von sich aus auf die Handlungen der übrigen Menschen oder Mitglieder eines Staats schließen, und

hiernach Strafen für die Vergehen bestimmen, ohne Lage und Verhältnisse der Menschen zu berücksichtigen, ohne das Menschliche im Menschen; sie wollen Fehler bestraft wissen, die sie oft selbst begehen, oder von denen sie selbst nicht frei sind; und ein Fehler, den ich vielleicht bloß aus der Ursache nicht begehe, weil ich ihn erkenne und mein kräftiges Dagegenstreben, eine Unterdrückung der Neigung dazu, ihn verhindert, und den ein Anderer, der ihn nicht gleich erkennt, und sich durch das Feuer der Leidenschaft mit fortreißen läßt, begeht, kann ich diesem auch nicht scharf in Rechnung bringen, weil ich ihn zu bezwingen gewußt habe, und hierin tugendhaft erscheine, weil auch vielleicht mein Phlegma, meine Kälte, mich davor schützte, bewahrte. Bin ich nun als Gesetzgeber kein strenger Moralist, so werde ich die Leidenschaft berücksichtigen, die Jenen verführte eine Handlung zu begehen, woran sein Herz wenig oder gar keinen Antheil hat, das heißt, die nicht in der Bösartigkeit des Charakters liegt, in einem verdorbenen Gemüthe, sondern bloß im Leichtsinne, in dem Fortreißen durch die Leidenschaft, die ihm für diese Art Untugend beiwohnt. Wenn daher dem Strafgesetzgeber nicht das moralische Gefühl fehlen darf, so darf ihm auch nicht das menschliche fehlen, nicht die Erkennung der Unvollkommenheit menschlicher Handlungen durch den Leiter der Leidenschaften; oft angeborene Neigungen, oft Fehler der Erziehung. Er muß die menschlichen Schwächen bei der Entwerfung der Strafgesetze wohl berücksichtigen, weil hieraus die meisten Abwege von der Bahn der Tugend entstehen. Kurz, er muß im Menschen nur den Menschen erblicken, keine Tugendgeschöpfe, wie sie die strenge Moral aufstellt. Alle Gesetze müssen deshalb der menschlichen Natur angemessen, und alle Strafen, die auf Uebertretung derselben gesetzt sind, menschlich seyn; hier muß sich Härte mit Milde paaren, das heißt, man muß immer den Mittelweg zwischen zu großer Strenge, und zu großer Milde einschlagen, so, daß die Strafe dem Uebel,

auf welches sie gesetzt worden, proportionirt ist. „Die Gesetze bestimmen die Strafe nach dem begangenen Verbrechen mehr äußerlich, sagt ein Schriftsteller, Umstände, Beschaffenheit des Verbrechens, der Handlung ꝛc., bestimmen den innern Gehalt und die Moralität dieser näher.“ — Wenn daher für den bestimmten Fall eines Verbrechens eine Strafe im Gesetzbuche festgestellt worden, so muß der entscheidende Richter auf die einzelnen Fälle Rücksicht nehmen, in welchen das Verbrechen begangen worden, ob aus Unkunde, Leidenschaft ꝛc., und hiernach die Strafe bestimmen, oder auf Milderung der auf diesen Fall festgesetzten Strafe antragen; denn die Strafe ist hier nur als eine Norm zu betrachten, die für das Verbrechen feststeht, die begleitenden Umstände aber des Verbrechens selbst, ob ohne, oder mit Bosheit oder Absicht, modificiren sie mannigfaltig, oder lassen sie nach der Bestimmung des Gesetzes zu, jedoch auch hier immer mit Milderungsgründen, weil Strafurtheile nie geschärft werden sollen, weil jede Bestrafung schon ein Uebel für denjenigen ist, der sie erleidet, und auch schon darum, weil beim Abwägen der Moralität einer Handlung, die gewiß nicht leicht ist, auch der Richter irren könnte; denn die mancherlei Motive verbrecherischer Handlungen zu erspähen, bleibt nur ein Vorrecht der Gottheit. Auch würde eine dem Richter gegebene Freiheit, die bestimmte Strafe zu vergrößern oder auszudehnen, leicht in Mißbrauch und Ungerechtigkeit übergehen, und dem Despotismus die Thür öffnen können, so wie dagegen das ihm zugestandene Recht nach Willkühr zu begnadigen, leicht zur Partheilichkeit oder Versündigung am Gesetze, oder zu dem Verdachte, daß dasselbe Ausnahmen leiden müßte, daß die Gesetze oder Strafen nicht überdacht und menschlich genug wären, Anlaß geben könnte. Auch müssen Strafen mit dem Verbrechen in einem gerechten, und wenn es seyn kann, natürlichen Verhältnisse stehen, damit der Bestrafte auch

die Gerechtigkeit der an ihm begangenen Handlung einsieht; er muß das Verhältniß, in dem sein jetziges Schicksal gegen seine verübte Handlung steht, fühlen, und es als eine gerechte und unvermeidliche Folge derselben ansehen. — Auch die zur Ausführung kommenden Strafen müssen von dem Richter mit Weisheit, und immer mit Berücksichtigung der Körperbeschaffenheit des Strafenden angewendet werden. Der Richter muß nie mehr Schmerz machen, als zum Zwecke, den die Strafe haben soll, nöthig ist; er muß daher auf die individuelle Beschaffenheit des Schuldigen Rücksicht nehmen, und die Strafe und den Grund derselben mehr nach der Empfindung oder Empfindlichkeit des Individuums, so weit sich diese bestimmen läßt, messen. Die besten Strafen sind diejenigen, die zum Nachdenken und zur Reue führen, und die schlechtesten, welche wenig oder gar keine Wirkung machen, oder erbitten können. Zu diesen gehört ewiges Gefängniß, oder bei niedrigen Subjekten eine körperliche Züchtigung ohne bestimmtes Maaß; denn wenn es hier auf Schmerzen abgesehen ist, so müssen diese doch nur in einem gewissen Grade erregt werden, weil dann ihre Wirkung auch bleibender ist; im Uebermaaße stumpfen sie ab, machen sie mehr unempfindlich, und erbittern, weil der Verbrecher hier mehr einen Haß gegen sich in der ihm zugefügten Strafe empfindet, also sein Strafgefühl verletzt wird. Man hat vorgeschlagen die Strafen aus der Natur des Verbrechens selbst herzuleiten, und hierin umgekehrt zu strafen. G—r in seinem „Versuch über das Volk“ nach Montesquieu sagt: „Strafen müssen aus der Natur des Verbrechens hergenommen werden; dem, der muthwillig seine Freiheit mißbrauchen wollte, muß Gefängniß, dem Ehrgeizigen Demüthigung oder Schande, dem Habsüchtigen Verlust seines Vermögens, dem Müßiggänger, der aus Faulheit das Eigenthum seiner Mitbürger verletzt, öffentliche Arbeit vorgehalten werden; dadurch

würde das Nachdenken über Consequenz der Handlungen am besten lebendig erhalten werden." Dieser Vorschlag im Strafen ist sehr gut, nur hat die Anwendung große Schwierigkeiten. Man hat auch vorgeschlagen den Verbrecher noch durch moralischen Unterricht zu bessern, das heißt, ihm im Gefängnisse über seine begangenen Handlungen die Augen zu öffnen, durch einen moralischen Vortrag, durch Hinweisung auf die Vergehen, und den Nachtheil, den sie der Gesellschaft bringen, damit hierdurch das Nachdenken über die Folgen der Handlungen am besten befördert werde. Man erwartet hiervon die besten Folgen für die künftige Besserung des Verbrechers; denn da eine sinnliche Vorstellung von der sich zugezogenen Strafe gleichsam die Gefühle öffnet, und nun ein guter Unterricht zu weiterem Nachdenken hinzugefügt wird, so kann der Erfolg kaum fehlen, oder es müßte denn schon ein verstockter Verbrecher seyn, auf den gar keine Vorstellungen mehr wirken. Indessen so wirksam auch dieser Vorschlag gewiß ist, und daher eine Berücksichtigung verdient, so ist es doch schwer ihn auszuführen, besonders da, wo eine große Anzahl Verbrecher die Gefängnisse füllen, und hier jedem Einzelnen einen solchen Vortrag zu halten, wohl nicht möglich seyn würde, nämlich gerade so, daß er auch die Ueberzeugung von der Strafe seines begangenen Verbrechens erhielt, und diesen Vortrag im Allgemeinen in einem Saale zu halten, würde wieder dem beabsichtigten Zwecke nicht entsprechen, weil hier nicht auf die einzelnen Verbrechen eingegangen werden kann, auf die es doch hierbei hauptsächlich abgesehen ist, wenn der Vortrag oder die Ermahnung von Wirkung seyn soll. Viele Verbrechen werden auch durch die Gewohnheit fortgepflanzt; denn so wie der Mensch sich leicht an gute Handlungen gewöhnt, so kann er sich auch an böse gewöhnen, können ihm auch diese zur zweiten Natur werden, besonders wenn er sie schon in jüngeren Jahren

übt; dieserhalb muß auch der Richter durch die Strafe den Verbrecher in solche Lage versetzen, wo er leicht von einer Gewohnheit entwöhnt werden kann, und Alles dasjenige wegzuräumen suchen, was dieser neue Nahrung geben könnte, und so wie der Verbrecher im Uebelthun vorwärts gegangen, so muß er auch wieder rückwärts geführt, in Thätigkeit für das Gute gesetzt, und der Fleiß von Neuem angefacht werden; denn nur Arbeit, besonders eine neue Beschäftigung, gewährt Zerstreuung, und zieht von dem Gedanken an das Böse ab. In diesem Sinne wirkt nun die neue Strafgesetzgebung bei den meisten Europäischen Völkern in der zweiten Hälfte des achtzehnten, und in dem gegenwärtigen neunzehnten Jahrhunderte. Man sucht in den mehrsten Fällen die milderen Strafen den härteren vorzuziehen, und selbst in den Fällen, wo noch härtere Strafen angewendet werden müssen, sucht man auch hier solche zu modificiren. Der Zweck der Strafen wird bei der Milde auch nicht so leicht verfehlt, weil dabei immer das Bestreben der Regierung hervorgeht ihre Bürger oder Unterthanen über den wahren Zweck des Staates aufzuklären, sie zu veredlen, und mehr durch weise Güte, als durch Strenge zu regieren, und die Letztere nur da anzuwenden, wo die Güte nicht fruchtet. Daß einige abgefaßte Strafgesetze ihre Wirkung im Allgemeinen nicht verfehlen, lehrt die Erfahrung, wenn sie auch gleich im Einzelnen manchmal mißlingen, und Schärfe eintreten muß; allein im Ganzen bewirkt man durch milde Strafen, richtig nach dem Verbrechen abgewogen, mehr, als ein Despot durch die grausamsten Qualen nicht erzwingen kann. Es versteht sich hier, daß nur von kultivirten Staaten die Rede ist, wo der Bürger den hohen Werth seiner Regierung erkennt und zu würdigen versteht, und sie überall kräftig zu unterstützen sucht, wo aber harter Despotismus die Werthschätzung des Lebens, eine gewisse Schamlosigkeit alles Ehrgefühl, und grobe Be-

handlung alle seinen Empfindungen verdrängt hat, da nützt freilich eine milde Behandlung nichts, ja diese wird sogar verkannt und als Schwäche betrachtet werden; wo dieses aber nicht der Fall ist, da erreicht die Regierung durch Milde ihren Zweck weit sicherer die Verbrechen zu vermindern, als durch Strenge; denn nach einer wahren philosophischen Bemerkung vergrößert doch immer die Einbildungskraft in uns die Vorstellung des Leidens, welches wir bei Andern gewahr werden, ins Unendliche*). Stellt man nun dagegen den alten Kriminalcodex, und vergleicht diese Strafgesetze gegen jene, so muß man über die Fortschritte in der Kriminaljustiz erstaunen. Wenn gleich die Gesetze der meisten außer Europäischen Länder fast alle erdenkliche Fehler haben, so muß man doch gestehen, daß denen der Europäischen Völker ein eigner Charakter von Rohheit oder Wildheit aufgeprägt worden. Es scheint auch, als wenn man in diesem Welttheile die Form des gerichtlichen Verfahrens am meisten vervielfältiget habe, wobei man in große Irrthümer verfiel. In Deutschland, Holland, England und Frankreich verlangte man, daß Einer, dessen Verbrechen hinlänglich erwiesen worden, es dennoch selbst eingestehen müsse, und um nun dieses Bekenntniß zu erzwingen, nahm man zur Folter seine Zuflucht. Wenn z. B. ein Britte hartnäckig läugnete, so wurde er noch einmal auf die Folter gespannt. Wenn nun die Richter weiter zu inquiriren oder auszuforschen müde waren, so sagte sie: Er, der Verbrecher, soll ins Gefängniß gebracht, nackt ausgezogen, auf die Erde ausgespannt, unter seinem Kopfe soll ein Loch gemacht, dieser hineingelegt, und auf seinen Leib so viel Eisen und Steine gelegt werden, als er nur immer aushalten kann; so lange er lebt, soll ihm das schlechteste Brod und das schlech-

*) De l'influence de la severité des peines sur les crimes. Discours qui à remporté le prix au jugement de l'Academie de Marseille. Par Mr. Eymar. 1789.

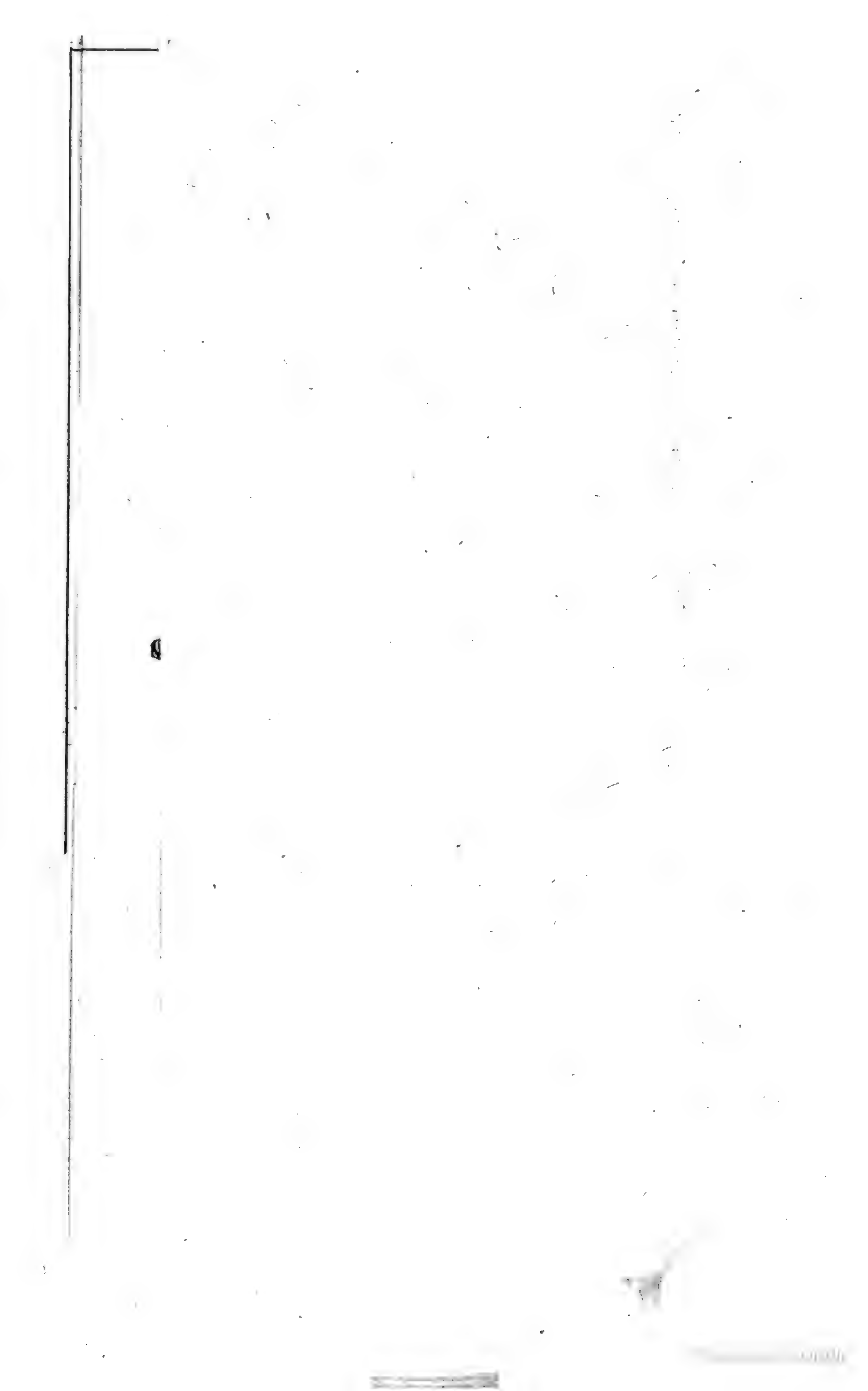
teste Wasser gereicht werden, und an dem Tage, wo er ißt, soll er nichts zu trinken erhalten, und wenn er trinkt, nichts zu essen bekommen, und so soll es fort bis zu seinem Ende gehalten werden. — Wie viele Justizmorde sind nicht durch die Tortur verübt worden, wo die als Verbrecher Eingezogenen Alles gestanden, was man nur wollte, bei wirklicher Unschuld, um nur der Marter zu entgehen, welche die Tortur verursachte. Auch waren und sind noch in einigen Landen die Todesstrafen auf Vergehen gesetzt, welche diese Strafe gar nicht verdienen; denn Todesstrafen können nur den vorsätzlichen Mörder treffen, und der Grad derselben nach der minderen oder größeren Abscheulichkeit seines Verbrechens; aber auf andere Vergehen, sind sie, ohne ungerecht gegen die Menschheit zu seyn, nicht anwendbar; denn zu allen übrigen Vergehen, worauf die Todesstrafe gesetzt war, giebt es noch Strafen genug, die, ohne grausam zu seyn, doch empfindlich den Schuldigen treffen, und oft härter, als der Tod. Ein Schriftsteller sagt: „Die Härte der älteren Strafgesetze äussert sich dadurch, daß man mit zu großer Freigebigkeit das Blut der Beschuldigten fließen läßt, und deshalb haben einige Philosophen vorgeschlagen, die Lebensstrafe abzuschaffen, und statt ihrer solche Züchtigungen einzuführen, welche einen tiefern Eindruck machen; allein dieser Vorschlag wird schwer ins Werk gesetzt werden können, und er läßt sich auch, ohne Einschränkung, nicht vertheidigen. Man hatte Ursache sich über die Härte der Gesetze zu beklagen, welche die Todesstrafe beim Diebstahle und andern Verbrechen verordnet; nur der Mord verdient keine Nachsicht oder Gnade. Man bedauert einen leidenschaftlichen oder wüthenden Menschen, der seinen Nebenmenschen tödtet; aber er ist der bürgerlichen Geschaft zu gefährlich, als daß sie sich seiner nicht entledigen müßte. Man mag auch sagen, was man will, so halten doch die Schrecken des Todes die Verbrecher im

Zaume, so mächtig wirken ewige Gefangenschaften, harte, beschwerliche Arbeiten, selbst die öffentliche Infamie nicht; denn sie lassen immer noch Hoffnung zur Befreiung übrig, und die Schande erlischt im Verlaufe der Zeit, und an einem andern Orte." — Uebrigens hat es nicht geringe Schwierigkeiten für den Gesetzgeber, die Strafgesetze den Verbrechen genau anzupassen; denn er mag es anfangen wie er will, so wird er immer für grausam gehalten werden, weil sich immer Auswege finden lassen, die das Verbrechen in ein besseres Licht stellen, als es der That nach erscheint, und so wird die darauf gesetzte Strafe auch immer für zu hart befunden werden; und schon deshalb müssen in der Untersuchung des Vergehens die Nebenumstände genau erwogen werden, um hierdurch die Bösartigkeit oder Nichtbösartigkeit des Verbrechens genau zu ermitteln, und darnach die Strafe zu modificiren. —

Der Beschluß dieses Artikels im folgenden 175sten Theile.

Ende des Hundert und vier und siebzigsten Theils.

Gedruckt bei L. W. Krause, in Berlin.



Digitized by Google

III.

Fig. 9033. S. 691.

a a b c d

Fig. 9034. S. 694.

c b d a a

Krünitz Enc. Th. CLXXIV.

Digitized by Goog

Digitized by Google

Google

Digitized by Google